

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Achtundfünfzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1900.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des achtundfünfzigsten Bandes.

Miscellen.

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

An der Wende des Jahrhunderts.

Das neunzehnte Jahrhundert eilt seinem Ende zu. Längst haben es viele als ein Jahrhundert des Lichts, des Fortschritts, der Erfindungen, der Wissenschaft, des Weltverkehrs, ja als die bisher glänzendste Epoche im „Weltalter des Geistes" gepriesen. Andern ist es als ein Jahrhundert der Revolution, steigender Entchristlichung, innerer Zersetzung, als das Jahrhundert der Arbeiternot und des Sozialismus erschienen. Auf dem Gebiete der Philosophie, der Litteratur und der Kunst ertönten in den letzten Jahrzehnten immer häufiger und schriller traurige Dissonanzen der Klage und des Mißvergnügens, ja der Verzweiflung, und man möchte fast versucht sein, es dasjenige des Pessimismus zu nennen. In all den Veränderungen und Umwälzungen der Zeit gewahren wir indes neben der unbefriedigten, rastlos ringenden, innerlich zerrissenen, über Verfall klagenden Stadt dieser Welt ruhig voranschreitend, innerlich geeint, hoffnungsfroh und voll Gottvertrauen die alte, ehrwürdige Stadt Gottes, zu welcher schon der hl. Augustin in den Stürmen der Völkerwanderung freudig emporgeschaut, und wenn uns manches anregt, ein „De Profundis" und „Miserere" anzustimmen, so liegt doch ebensoviel Grund vor, ein dankbares „Tedeum" zu singen und froh und wohlgemut dem anbrechenden Jahrhundert entgegenzuschauen.

1.

Das neunzehnte Jahrhundert hat, wie kaum je ein anderes, mit einem vollständigen Bankrott begonnen. Das war die Erbschaft, welche ihm das achtzehnte hinterlassen. Voltaire und die Encyklopädisten hatten alles in den Staub gerissen, was bis dahin für heilig und hehr gegolten. Die Männer der Revolution hatten die praktischen Folgerungen gezogen und alle christlichen Institutionen zertrümmert, Altar und Thron, Hierarchie und Staatsverfassung, religiöses Leben und christliche Sitte. Für sie fing kein neues

Jahrhundert, nicht einmal ein neues Jahr an. Man stand am 10. Nivose des VIII. Jahres der Republik. Einen Papst gab es nicht. Das in Venedig seit Anfang Dezember 1799 versammelte Konklave gelangte erst am 14. März 1800 zu einer Papstwahl. Rom war in den Händen der Franzosen. Das alte römische Reich deutscher Nation wankte längst in allen Fugen und war dem Untergang geweiht. Österreich war vom Josephinismus, das übrige Deutschland vom flachsten Rationalismus untergraben. An der Spitze der deutschen Kirche stand ein ehrgeiziger Aufklärer, der sich widerstandslos unter den Willen Bonapartes beugte. Nur aus politischen Gründen stellte der erste Konsul an Ostern 1802 den christlichen Kultus in Frankreich her, schmiedete aber in seinem Konkordate der Kirche alsbald Fesseln, unter deren Last sie ihre Lebenskraft nicht frei entwickeln konnte, und suchte den Papst selbst zu seinem gefügigen Hofkaplan herabzuwürdigen.

So sah es vor hundert Jahren aus. Durch die Säkularisation verlor die deutsche Kirche, einst die reichste der Christenheit, auf einen Schlag ihren ausgedehnten Landbesitz, ihre Stifter, Abteien und Klöster, ihre bisherige politische Stellung und ihren Einfluß, und wurde auf Gnade und Ungnade den weltlichen Machthabern überliefert. Das Ordensleben erhielt damit einen nahezu vernichtenden Stoß. Der Weltklerus geriet in unwürdige Abhängigkeit. Die geistlichen Bildungsanstalten waren verödet, die Schulen zum größten Teil in den Händen von Aufklärern.

In den Ländern des Südens hatte die Politik der Aranda, Pombal und Tanucci die Freiheit des kirchlichen Lebens unterbunden. In England und den Ländern des Nordens bestanden noch die alten Verfolgungsgesetze gegen die Katholiken zu Recht, wenn sie auch nicht mehr mit dem alten blutigen Fanatismus durchgeführt wurden. Die meisten überseeischen Missionen lagen seit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu hoffnungslos danieder. Die blühenden Kolonien Spaniens und Portugals in Südamerika fielen gänzlichem Verfall anheim. In Nordamerika verschwanden die 10000 Katholiken unter der erdrückenden protestantischen Mehrheit. Wohl nie schien die Katholizität der Kirche, ja selbst ihre Weiterexistenz so sehr in Frage gestellt wie in jenen trüben, wirren Zeitläufen.

Kaum eine andere Thatsache spricht so deutlich und beredt für die übernatürliche Sendung und Macht der Kirche, als daß sie diese Krisis siegreich überwunden, ihre Aufgabe gleichsam von neuem begonnen, einen verlorenen Posten um den andern wieder gewonnen und sich im Laufe

des Jahrhunderts in einem Umfange wie nie zuvor sichtbarlich zur allgemeinen Weltkirche erweitert hat.

Der Kampf ward ihr nicht leicht gemacht. Vierzehn Jahre stand ihr Haupt, Pius VII., dem gewaltigsten Eroberer gegenüber, der seit Alexander die Welt erzittern machte. Joseph von Görres hat als Zeitgenosse in seiner markigen Weise den welthistorischen Ringkampf gezeichnet.

„Unter den Helden, denen die Welt ihre Befreiung dankt, nennen wir vor allen zuerst dieses ehrwürdigen Greises Namen, der mit dem stillen, milden, wohlthätigen Licht seiner Größe ferne Jahrhunderte durchstrahlen wird, wenn längst schon der Höllenpfuhl geschlossen und verschüttet ist, der seine blauen, giftigen Schwefelflammen dampfte, an denen die Menschheit sich erwärmen sollte. Einen einfachen Mönch, der die Welt nie von sich reden gemacht, hatte die Vorsehung erlesen, damit er ihr in der allgemeinen Trübsal zum Beispiel diene, was ruhige Festigkeit und ein Gott ergebener Sinn vermögen. Nicht mit großen Heeren hatte sie ihn umgeben, nicht das Schwert der Gewalt in seine zitternde Hand gelegt; allein, wehrlos, von der Last der Jahre gebeugt, so sollte er, ein Streiter des Herrn, mit dem Ungeheuer, das die ganze wütende Revolution verschlungen und, darin sich bis zur Raserei berauschend, wie ein tausendarmiger Riese sich stolz aufbäumte, auf den Kampfplatz treten. Und er trat heraus, der Oberhirte, nur Stein und Schleuder führend; nur die Macht des Rechtes und der Wahrheit war auf seiner Seite, und nur die Gebärde durft' er geben, Gott selbst schleuderte dem Stolzen den Stein an die Stirne, daß krachend sein Gebein zusammenbrach. Der, den das Jahrhundert seinen Helden nannte, den fünfzig Schlachten schon umdonnert, der so viele Könige gebeugt, den der Himmel in seinem Zorne als Strafrute der Welt gebunden zu haben schien, er sollte von so unscheinbarer Gewalt geschlagen werden: nicht Thaten sollten ihn zuerst besiegen, nur ein sich selbst verleugnendes Leiden, wie beim erhabenen Stifter des Christentums, konnte die großen Sünden der Welt versöhnen, daß ihre Geißel zerbrochen wurde und die Schmach ihrer Schuld von ihr genommen. Mit Sanftmut und mit Liebe begegnete er hochfahrendem Übermut; was die Bosheit zu seiner Peinigung ausgesonnen, alles wußte er mit stillem Gleichmut zu ertragen; und so hat er in so später Zeit noch die Krone des Martyriums sich erworben."

Mit allen Künsten gewissenloser Diplomatie suchte der stolze Gewalthaber den Statthalter Christi zum Werkzeug seines Ehrgeizes zu erniedrigen.

Als die List nicht verfing, schritt er zur Gewalt. Er ließ den greisen Papst in Rom gefangen nehmen und nach Savona schleppen, dann nach Fontainebleau. Doch nach wenigen Jahren zog Pius VII., von der ganzen Christenheit umjubelt, wieder in sein Rom ein, während Napoleon besiegt nach Elba wanderte und, nach einem letzten, fruchtlosen Rettungsversuch bei Waterloo vernichtet, als Gefangener nach dem fernen St. Helena deportiert wurde. In allen Ländern ward die Kirche von den drückendsten Fesseln erlöst und konnte wieder aufatmen. Ein neuer Bau der hierarchischen Organisation erhob sich aus den Trümmern der vorigen Jahrzehnte. Die Gesellschaft Jesu stand vom Grabe auf. Klerus, Orden, Seelsorge, Kultus, kirchliche Wissenschaft und Kunst erwachten zu neuem Leben.

Von Frankreich war das namenlose Unheil gekommen, eine gottentfremdete Wissenschaft, eine gottesschänderische Litteratur, die Grundsätze der Auflehnung gegen jede gottgesetzte Autorität, allgemeine Rechtlosigkeit und Sittenlosigkeit. Unter dem gleißnerischen Aushängeschild der Philosophie und der Aufklärung hatte sich das alles weit über Europa verbreitet, Deutschland mit eingeschlossen. Friedrich II. und Katharina hatten bis zu einem gewissen Grade mit den Encyklopädisten gemeinsame Sache gemacht. Der Königsmord und die Schreckensherrschaft hatten den Abgrund gezeigt, an dessen Rand die unchristliche und antichristliche Bildung führte. Doch erst die Tyrannei Napoleons, die tiefe Demütigung Deutschlands und der übrigen Kontinentalmächte rüttelte die Geister mächtiger aus ihrer Bethörung auf. Die Dichterfürsten von Weimar, die Begründer unserer neuen Nationallitteratur, vermochten sich dem Einfluß jener unchristlichen Bildung nicht ganz zu entringen; aber um so mächtiger erwachte in den Romantikern und in den Sängern der Freiheitskriege die Erinnerung an das katholische Mittelalter, an die poetische Herrlichkeit der katholischen Völker. Ein Friedrich Leopold zu Stolberg, ein Friedrich von Schlegel, ein Adam Müller und viele andere hochsinnige Männer kehrten in den Schoß der alten Kirche zurück. Hundert andere wackere Protestanten näherten sich ihr wenigstens und standen mit den treuen Katholiken für christlichen Glauben und deutsches Wesen ein. Liebe zur Kunst führte sie zu den hehren christlichen Idealen, durch die Deutschland im Mittelalter so groß geworden, und die Waffenbrüderschaft in den Freiheitskriegen machte wenigstens zeitweilig die konfessionelle Fehde verstummen. Bereits im Jahre 1808 erschien es dem Grafen Reinhard, dem württembergischen Gesandten zu Paris, nicht unmöglich, daß die nächste Generation in Deutschland dem Beispiele der berühmten Konvertiten folgen könnte.

„Sie sehen," schrieb er an Goethe, „wie unerschütterlich der Fels steht, auf dem die Kirche gebaut ist, und gewiß, die schon viel träger sich wälzenden Wellen des Protestantismus werden ihn nicht zertrümmern. Betrachten wir die Kirchengeschichte im großen, so erscheint uns das Luthertum weder von längerer Dauer noch politisch und intellektuell fester gegründet als z. B. die arianische Herrschaft; alle Divergenz der Ketzereien hat sich am Ende an der Einheit der Kirche gebrochen wie die Koalitionen an der Einheit unseres Napoleon; und so könnten wir wirklich, vielleicht schon in der nächsten Generation, das Alte wieder befestigt und allgemein herrschend erblicken."

2.

Der Wiederaufbau des christlichen Europa, das die Revolution und ihr Erbe Napoleon in Trümmer geschlagen, war in die Hände des Wiener Kongresses gelegt. Es hätte, abstrakt betrachtet, in seiner Macht gestanden, das verübte Unrecht in vollem Umfang wieder gutzumachen und namentlich die Kirche für den an ihr begangenen Raub ganz und voll zu entschädigen. Doch dynastische Interessen, politische Rücksichten, diplomatische Schachzüge und Ränke durchkreuzten das große Werk der Gerechtigkeit. In Österreich war der Josephinismus, in Preußen der Geist der Aufklärung nicht überwunden. Die Träger der neuen Königs- und Fürstenkronen, die Napoleon ausgeteilt, dachten nicht daran, in ihre bescheidenere frühere Stellung zurückzutreten. So ward nur halbe Arbeit gethan. Wie zuvor betrachteten die meisten Politiker die Kirche und ihre Rechte mit scheelen, eifersüchtigen Augen, und anstatt Ansehen, Freiheit und Macht der Kirche zu stützen, die beste Garantie wider den Geist der Revolution, sannen sie nur darauf, durch einen möglichst ausgebildeten Polizeistaat die Gefahr rebellischer Gelüste und Strebungen von Thron und Regierung abzulenken. Gerade der Druck der Bureaukratie und Polizei aber machte die „Reaktion" verhaßt und nährte den Geist der Revolution, den die napoleonischen Kriege nur gewaltsam daniedergehalten, aber nicht innerlich gebändigt hatten. Geheime Gesellschaften, wie sie schon die große Revolution vorbereitet, zerwühlten im stillen Italien und Frankreich und arbeiteten daran, die verhaßten Österreicher aus Norditalien zu verdrängen.

So sah sich noch Pius VII. in den letzten Jahren seines Pontifikats genötigt, die Sekte der Karbonari und andere geheime Gesellschaften zu bekämpfen. Auch sein Nachfolger Leo XII. mußte bald nach dem freudigen Jubiläum des Jahres 1825 seine Stimme wider dieselben Geheimbünde

erheben, welche nicht nur die Ruhe Italiens, sondern auch Bestand und Wohlfahrt der übrigen Länder bedrohten.

Durch die Umtriebe der im finstern schleichenden Revolution wurde die Regierung und Verwaltung des Kirchenstaats zur schweren Sorge für dessen Monarchen. Leo XII. ließ sich indes dadurch nicht beirren, sondern ordnete die Verhältnisse des Kirchenstaats durch treffliche Gesetze nach allen Seiten hin und wandte namentlich dem Unterricht seine liebevollste Aufmerksamkeit zu. Er förderte die Volksschulen, hob die Universitäten zu Rom und Bologna, ließ das römische Kolleg unter Leitung der Gesellschaft Jesu neu erstehen, begünstigte das irische und deutsche Kolleg, besuchte persönlich Klöster und Wohlthätigkeitsanstalten und suchte dieselben im Geiste ihrer Stifter zu fruchtreicher Thätigkeit anzueifern. Mit nicht minderer Sorgfalt betrieb und unterstützte er den Wiederaufbau und die Organisation des kirchlichen Lebens in den verschiedenen Ländern Europas und erhob seine warnende Stimme gegen die falsche Philosophie, besonders den Materialismus, Vorboten und Quellen eines neuen Antichristentums, das die echte Bildung bedrohte.

Ganz im selben Sinne setzte Pius VIII. während seines kurzen, nur einjährigen Pontifikats die Thätigkeit des obersten Völkerhirten fort. Die Mächtigen und Weisen dieser Erde achteten indes wenig auf die Worte der Päpste. Aus Überresten protestantischer Kirchensatzungen und napoleonischer Zwangsmaßregeln, gallikanischen, febronianischen und josephinistischen Anschauungen schweißten sie ein Kirchenrecht zusammen, das im innersten Grunde cäsaropapistisch gedacht war und die objektiv nicht bestehenden iura circa sacra als das höchste Kronjuwel der Souveränität gegen „ehrgeizige Priester“ verteidigen sollte. Je kleiner die Staaten, desto größer däuchten sich die Minister; durch das placetum regium auf einen Hirtenbrief glaubten sie einigermaßen Götter zu werden, während sie im Kampfe gegen den wirklichen Umsturz den wirklichen Anteil der Menschlichkeit, Beschränktheit, Thorheit und Schwäche entwickelten. So wuchsen der alten Hydra der Revolution allgemach neue Häupter, keine so furchtbaren mehr wie vor 40 Jahren, aber doch echte Drachenköpfe, Wut, Feuer und Verderben speiend, während allenthalben wieder das Lied der Freiheit von ausgelassenen Korybanten gesungen ward.

3.

So stand Europa, ehe es sich versah, vor der Juli-Revolution von 1830. Nach einigen ohnmächtigen Zuckungen erlag das historisch-legitime

Königtum in Frankreich dem Ansturm und räumte seinen Platz einem Bürger-Königtum von Volkes Gnaden. Die Schweiz schaffte beiseite, was noch an die älteren aristokratischen Regierungsformen erinnerte, und gestaltete sich zum Versuchsfeld wie zum Sammelplatz der europäischen Revolutions-propaganda. Die übrigen Völker blieben einstweilen noch vor dem Umsturz bewahrt, aber Krisen neuer Gärung zeigten sich überall, und die Regierungen gewährten ihnen reichliche Nahrung. Als Ausbund der höchsten Staatsweisheit galt es noch immer, nur keine Jesuiten aufkommen zu lassen, die sogen. „Ansprüche der Kurie" daniederzuhalten, d. h. Freiheit und Selbständigkeit der Kirche zu verkümmern, soweit es nur eben ging.

Die moderne Bildung nahm inzwischen einen der Revolution durchaus günstigen Verlauf. Die Kantsche Vernunftkritik zertrümmerte alle objektiven thatsächlichen Grundlagen der Philosophie und damit auch die Vorbedingungen theologischen Wissens. Fichte phantasierte dann weiter und erhob sein pantheistisches Ich zum Gott, während Schelling die alten Phantasmagorien der Gnostiker erneuerte, Hegel die höchste immanente Offenbarung des Göttlichen im Staate fand. Kleinere „Götter" verarbeiteten die dunkeln Systeme der großen Götter für Studenten und Volk und schälten aus der ungenießbaren Terminologie vor allem den jedermann willkommenen Kern der „Denkfreiheit" heraus, die alle Religionen als unvermeidliche Entwicklungen erscheinen ließ, der christlichen Offenbarung das Wichtigste, ihre ausschließliche Wahrheit und Gewißheit, ihre Göttlichkeit und Verbindlichkeit, entriß. Die protestantische Theologie wurde mehr als je zum Tummelplatz der reinsten subjektiven Willkür, und während Schleiermacher noch den Unglauben mit dem sentimentalen Schleier frömmelnder Phrasen umwoben hatte, scheute Strauß nicht zurück, den Schleier rücksichtslos herunterzureißen, die Gottheit Christi offen zu leugnen und die Konsequenzen des Nichtchristentums bis zum nackten Materialismus zu ziehen.

In der Litteratur tönten die religiösen und patriotischen Klänge der Romantik noch lange Zeit weiter, auch als Heine, die Spottdrossel derselben, schon begonnen hatte, sie höhnisch und sarkastisch zu verzerren. Der greise Goethe, der noch die Julirevolution überlebte, hatte sich aber, obwohl einst als „Meister" von den Romantikern verehrt, längst gänzlich von ihnen abgewandt und sich von dem Mittelalter, das ihn ängstigte, zu seinen geliebten Heidengöttern zurückgezogen. Es ist kein bloßer Zufall, wenn der ganze Chor der Christusleugner seinen „Faust", die Quintessenz

seines Lebens und seiner Dichtung, der modernen Welt als Evangelium anempfohlen hat. Das bunte Amalgam von Heidentum und Christentum, von Humanismus und Romantik, von Pantheismus und katholischen wie protestantischen Reminiszenzen, welches die Dichtung darstellt, ist in hohem Grade, bewußt oder unbewußt, die Religion und Weltanschauung der Gebildeten geworden, die noch immer christlich sein wollen, wenn sie alle Bedingungen und Glaubenssätze des positiven Christentums über Bord geworfen. Ganze Scharen von Poeten suchten dem „Faust“ in ihren Werken und Goethe in seinem Leben nachzueifern, aber die Zeit war zunächst der Dichtung wenig günstig. Die Marseillaise tönte verlockend über den Rhein her, und deutsche Revolutionssänger stimmten das Ça ira an und rüttelten in allen Versarten an den Ketten der Menschheit.

Mächtig drangen die Irrtümer der Zeit auch in katholische Kreise ein. Hermes und Günther meinten der katholischen Dogmatik mit den rationalistischen Ideen deutscher Philosophen zu höherer Wissenschaftlichkeit verhelfen zu können, Lamennais suchte eine Brücke zwischen dem katholischen Credo und französischer Freidenkerei zu schlagen. Durch Wessenberg und seinen Anhang vererbte sich das josephinistische Staatskirchentum auf neue Generationen. Viele, die sich nicht in philosophische und juristische Regionen verstiegen, suchten sich mit den bestehenden Verhältnissen friedfertig abzufinden und ließen über die Kirche, ihre Lehrer und Rechte alles widerstandslos ergehen. Im Klerus bis hinauf in den Episkopat gab es solche Friedensengel, von den Gegnern der Kirche hochgepriesen, von der Staatsgewalt gefördert und gestützt.

Wie ein reinigendes Gewitter fuhr in diese dumpfe Atmosphäre des faulen Friedens das „Kölner Ereignis“, der Versuch der preußischen Regierung, den Episkopat nach napoleonischem Vorbilde zu maßregeln und die Kirche zur Dienstmagd des Staates herabzusetzen. Es wiederholte sich im kleinen das Schauspiel, das Pius VII. in seinem Kampfe mit Napoleon der Welt geboten. Wie damals, aber mit weit klarerem Blick, ward Joseph von Görres zum Wortführer des gekränkten Rechtes. Die Wirkung war eine großartige. Das ganze katholische Volk Deutschlands ward aus seinem Schlummer aufgerüttelt und legte Einsprache ein gegen die schnöde Gewaltthat; es fühlte die Not, seine Interessen nicht bloß im Gebet und geduldiger Resignation Gott anzuempfehlen, sondern für dieselben auch zu handeln und zu kämpfen, in der Presse und in den Ratsälen, auf dem ganzen weiten Gebiet des öffentlichen Lebens. Zu Hunderttausenden be-

kannte es seinen Glauben bei der Trierer Wallfahrt und wies den schnöden Unglauben von sich, der, in wissenschaftlichem Gewande prunkend, alles Übernatürliche für ein eitles Ammenmärchen erklärte. Es war aber kein vorübergehendes Strohfeuer, das bei dieser Gelegenheit zu Tage trat; in allen Kreisen und Ständen regte sich standhaft und ausdauernd, fruchtreich und hoffnungsfroh ein neues katholisches Leben. An die Spitze des preußischen Episkopats trat in Geissel ein Mann, der diesem frischen Lebensstrom ebenso weise wie fest und mutig die richtigen Bahnen zu weisen verstand, und die Bischofsversammlung zu Würzburg verkörperte nicht nur in glänzendster Weise — als sprechendes Gegenstück zu der berüchtigten Emser Punktation — das Wiederaufleben der deutschen Kirche, sondern entwarf auch für ihre Weiterentwicklung ein ebenso bedeutsames wie fruchtreiches Programm.

Auch in andern Ländern gewann das katholische Leben an Boden, schlug tiefere Wurzeln und zeitigte reichlichere Früchte. Gregor XVI., der noch als Mauro Capellari den geistigen „Triumph des Papsttums“ geschildert hatte, fügte demselben während seines Pontifikats manche neue Ruhmesblätter hinzu. In seinen Staaten von der Revolution bedrängt, von den Mächten mehr gehemmt und gestört als wirksam unterstützt, vermochte er indes die zerstörende Minierarbeit der geheimen Gesellschaften nicht aufzuhalten. Wenn er mahnend und warnend den eigentlichen Kern des Übels bezeichnete, antwortete man ihm damit, daß man sich in seine Regierung einzumischen und ihm selbst, wie man das nannte, „zeitgemäße Reformen“ aufzunötigen versuchte.

Bald nach seinem Tode brach der Sturm los, den er vorausgesagt und den die Staatsmänner mit Scheinmitteln beschwören zu können geglaubt hatten. Die Schweiz eröffnete den Reigen. Die katholischen Kantone, die eigentliche Wiege schweizerischer Freiheit, wurden von einer protestantisch-radikalen Mehrheit gewaltsam unterdrückt. Das französische Volkskönigtum ward von dem Volke, aus dem es hervorgegangen, hinweggefegt. Kaiser Ferdinand von Österreich legte entmutigt das Scepter nieder, dem König von Preußen wurde eine Verfassung abgetrotzt. Alle Throne kamen ans Wanken, alle bestehenden Verhältnisse wurden drunter und drüber gestürzt. Pius IX., den die Freiheitshelden erst als liberalen Reformpapst umjubelt hatten, mußte aus Rom flüchten. Die Karbonari herrschten auf dem Kapitol.

Die Revolution von 1848 traf indes die Katholiken in besserer Verfassung, als es am Vorabend der großen französischen Revolution der Fall

gewesen. Papst, Kardinäle und Episkopat waren sich ihrer Aufgabe bewußt und ihr gewachsen. Die Kirche war innerlich erstarkt und konnte den Regierungen eine mächtige Bundesgenossenschaft bieten, um Autorität und Ordnung aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten. Sie fand aber auch Gelegenheit und tüchtige Führer, um auch für sich die ihr so lange vorenthaltene Freiheit zu begehren und teilweise zu erringen.

4.

Mit der Rückkehr des Papstes Pius IX. aus Gaëta am 12. April 1850 beginnt für die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts die zweite, glanzvollere Hälfte, eine tröstliche, segensreiche Zeit. Zwar schwanden auch jetzt nicht alle Wolken vom Horizonte. Die Signatur des Kreuzes fehlt auch diesem großartigen Pontifikate nicht. Die aus Rom verjagten Karbonari gaben ihre Hoffnung auf den völligen Sturz des Papsttums nicht auf. Ihre Absichten fanden in den protestantischen Ländern des Nordens, bei den Kirchenfeinden aller Länder manche Sympathien, während das Traumbild eines einigen, großen Italiens auf der apenninischen Halbinsel Tausende mit Sehnsucht erfüllte und zu neuen Verschwörungen wider die kaum hergestellte Staatsordnung hinriß. England feierte den Strauchritter Garibaldi wie einen säkularen Helden. Das neue napoleonische Cäsarentum, das offiziell den Schutz des Papstes übernommen, verband sich insgeheim mit dem ehrgeizigen Sardinien, um den Lieblingstraum der liberalen Italiener zu verwirklichen. Nach langer schmählicher Machination wurden dem Papst erst die Legationen, dann Umbrien und die Marken entrissen, endlich Rom selbst zur Hauptstadt des neuen Königreiches erklärt. Ehe indes der sakrilegische Raub zur gänzlichen Vollendung kam, hatte der Papst Zeit, in Leitung und Verwaltung der Kirche eine Thätigkeit zu entfalten, welche sein Pontifikat zu einem der glorreichsten der gesamten Kirchengeschichte macht.

England und Holland, durch die Glaubenstrennung zu Missionsländern herabgesunken, traten wieder in den vollen hierarchischen Verband der Kirche zurück. In Nordamerika und Australien wuchs die Zahl der Katholiken dermaßen, daß die hierarchische Gliederung beständig erweitert werden mußte. In allen fünf Weltteilen wurden neue Metropolitansitze, Bistümer und Apostolische Vikariate gegründet. In den verschiedensten Ländern erneuerten Provinzial- und Diözesansynoden, in Nordamerika und Irland großartige Nationalkonzile das kirchliche Leben. Die Seminarien Roms

gelangten zu erfreulichster Blüte, neue wurden für Süd- und Nordamerika errichtet.

Zahlreiche Konkordate und Konventionen regelten die kirchenpolitischen Verhältnisse in den verschiedensten Staaten, und wenn viele derselben nicht oder nur unvollständig zur Ausführung kamen, so bedeuteten sie doch überall eine Geltendmachung und meist auch eine wirksame Förderung der kirchlichen Rechte. Zahlreiche Selig- und Heiligsprechungen, mit würdigem Glanze gefeiert, erinnerten die Mitwelt an die Erhabenheit der christlichen Heiligkeit und an die Verwirklichung derselben durch Glieder jener Kirche, welche durch alle Jahrhunderte die Gemeinschaft der Heiligen in Wort und That bekannt hat. In Rom wie auf den hervorragendsten Metropolitansitzen der Christenheit war das Kardinalskollegium durch Männer vertreten, welche durch Heiligkeit des Lebens, wissenschaftliche Bildung und Charakter selbst außerhalb der Kirche der höchsten Achtung genossen. Ähnlicher Achtung erfreute sich der Episkopat allenthalben. Trotz aller Anfeindungen blühte überall das Ordensleben mächtig empor. Die kirchliche Wissenschaft reinigte sich von den Schlacken, welche in den Zeiten der Aufklärerei in sie eingedrungen. Auf der festen Grundlage, welche die Vorzeit der Philosophie und Theologie gegeben, wurde allen Zweigen neueren Wissens ernstes und fruchtreiches Streben zugewandt.

Unbeugsam und unversöhnlich aber erwies sich der große Papst den allgemeinen Irrtümern der Zeit gegenüber, besonders jenen, welche aus dem Streben hervorgegangen waren, heidnische Anschauungen oder frühere Häresien, antichristliche Systeme, falsche philosophische Systeme und Staatstheorien, längst verurteilte Irrtümer aller Art durch größere oder kleinere Konzessionen, beschönigende Vorwände und rabulistische Unterscheidungen mit der schlichten und rechten Wahrheit zu vermischen oder im indifferentistischen Sinne damit auszusöhnen. Kaum ein Akt Pius' IX. hat die ganze zeitgenössische Welt tiefer bewegt und gewaltigeren Widerspruch hervorgerufen als der berühmte Syllabus, d. h. das Verzeichnis all jener Sätze, welche die Päpste der letzten Zeit bereits als irrtümlich verurteilt hatten, ein Katalog, der gewissermaßen das ganze Sündenregister des Liberalismus einheitlich zusammenfaßte.

Dieser von der höchsten kirchlichen Lehrautorität entworfene Zeitspiegel wird für alle Folgezeit ein wertvolles Dokument für die Geschichte des Jahrhunderts bleiben. Die einzelnen Sätze desselben wollen im Sinne der einzelnen Aktenstücke verstanden und erklärt sein, denen sie enthoben

sind. So aber gefaßt, gewähren sie ein treues Bild all der falschen Richtungen, denen sich das Jahrhundert unter dem verlockenden Wahlspruch des Lichts, der Freiheit und des Fortschritts ergeben, eine klare Orientierung über die Ursachen, aus denen die nimmer rastenden Umwälzungen und Friedensstörungen der Zeit, das Unglück der Staaten, der Rückschritt der Wissenschaft und die pessimistischen Strömungen der letzten Jahrzehnte erflossen sind. Unter diesen Sätzen wird man sich vergeblich nach einem umsehen, der die gewaltigen Fortschritte der Naturwissenschaft oder der historischen Forschung, die großartigen Entdeckungen der Neuzeit und die wirklich göttlichem und menschlichem Recht entsprechenden Errungenschaften der Völker verurteilte. Das verwerfende Urteil trifft nicht ein einziges Gesetz der Physik oder Chemie, keine einzige der von Darwin oder andern Naturforschern wirklich beobachteten Thatsachen, keine wirkliche Lesart alter Handschriften, kein sicher beglaubigtes Faktum der Geschichte; es trifft nur Lehren und Hypothesen, die ohne durchschlagenden Beweis, meist in offenbarem Widerspruch mit erwiesenen Thatsachen, Leben und Wissen von seinem höchsten Urquell, Gott, oder dessen Offenbarung loszureißen suchen.

Das frivole willkürliche Spiel, das der Geist der Auflehnung das ganze Jahrhundert hindurch mit jeder göttlichen und menschlichen Autorität getrieben hatte, läßt es als eine wahrhaft providentielle Fügung erscheinen, daß der Papst in dem großen Ideenkampfe ein allgemeines Konzil um sich versammelte, um bereits gegebenen Entscheidungen die universellste und nachdrücklichste Bestätigung zu geben, neue, den Bedürfnissen der Zeit entsprechende zu erlassen und die wichtigsten kirchlichen Fragen auf umfassendster Grundlage zu regeln.

Das Vatikanische Konzil, unter dem Schutze der unbefleckt empfangenen Gottesmutter auf den 8. Dezember 1869 in Rom zusammenberufen, gestaltete sich denn auch zur merkwürdigsten und bedeutsamsten Thatsache des Jahrhunderts, zu einer der großartigsten Versammlungen, welche je die Welt geschaut. Noch in keinem Konzil waren alle Völker des Erdenrundes, die Gesamthierarchie, kirchliche Frömmigkeit, Weisheit, Autorität, Staatskunst, Wissenschaft in solchem Umfang vertreten gewesen. Gegenüber dem in Sekten zerbröckelten Protestantismus stand die katholische Kirche wie noch nie als sichtbare Weltkirche da, gegenüber dem im Cäsaropapismus verknöcherten Schisma in Jugendkraft, Freiheit und wunderbarer Fruchtbarkeit, gegenüber dem Unglauben und Neuheidentum der Zeit als die Verkünderin der apostolischen Lehre, die Paulus nach Athen, Petrus

nach Rom getragen, gegenüber den Heidenvölkern Asiens und Afrikas als die berufene und großartigste Trägerin des christlichen Missionswerkes in allen Ländern und Zonen. Kirchenfeindliche Staatskunst und kirchenfeindliche Wissenschaft vereinigten ihre Anstrengungen, um das große Werk des Konzils zu durchkreuzen, zu stören und wo möglich zu vernichten. Aber umsonst. Die eigentlichen Grundlagen des Christentums, die Lehre vom Glauben und von der Kirche, wurden in einer Reihe von Entscheidungen definiert, welche es der antichristlichen Philosophie für immer unmöglich machte, sich als vorgeblich höhere Weltanschauung im Heiligtum der Kirche einzubürgern, das Staatskirchentum der Febronianer, Gallikaner und Josephiner für immer von der Schwelle der Kirche Christi wies. Mit wunderbarer Klarheit und Tiefe zeigten diese Entscheidungen zugleich die erhabene Einheit, feste Geschlossenheit und Folgerichtigkeit, Harmonie und Schönheit der kirchlichen Organisation, den Einklang ihrer Forderungen mit den Ansprüchen der Vernunft, den unberechenbaren Wert der Offenbarung in dem wirren Getriebe menschlicher Irrtümer und sich bekämpfender Systeme.

5.

Ein Schrei der Entrüstung und Rache durchhallte die ganze vom Liberalismus beherrschte Welt. Die vatikanischen Dekrete wurden in allen Ländern als ein unerhörtes Attentat auf Staat und Bildung ausgeschrieen. Die Kirche wurde in Acht und Bann gethan. Man rechnete darauf, ein neues Schisma im größten Maßstabe würde die verhöhnte Zivilisation an dem Konzile rächen. Die Italiener zogen durch die Bresche der Porta Pia ein, und der König von Sardinien schlug seinen Sitz im Quirinal auf. Gladstone erhob seine Stimme gegen die vatikanischen Dekrete. Die Anarchie in Frankreich machte es den Katholiken unmöglich, etwas zum Schutze des bedrohten Papsttums zu thun. Das neue Deutsche Reich, erkämpft und gegründet mit dem Blute und Leben von Tausenden wackerer katholischer Soldaten, warf sich zum Vollstrecker der Reichsacht auf, welche der Liberalismus im Namen der deutschen Wissenschaft gegen die katholische Kirche geschleudert. Vom Erfolge berauscht und rücksichtslos wie der erste Napoleon begann der eiserne Kanzler, gestützt auf eine nationalliberale Reichstagsmehrheit, den unseligen Kulturkampf, der Leben und Kraft der deutschen Katholiken brechen und sie wo möglich mit den Protestanten zu einer vom Staat abhängigen Nationalkirche zusammenschweißen sollte.

Der sonst so scharfblickende Politiker hatte sich indes diesmal verrechnet. Er hatte dem sogen. Altkatholizismus wie der sich spreizenden „Wissenschaft“ und „Bildung“ zu viel Bedeutung beigemessen. Er hatte die moralische Kraft des Glaubens, die Treue und Standhaftigkeit des katholischen Volkes, die kirchliche Gesinnung des Klerus, den Opfermut des Episkopats, kurz, die Macht übernatürlichen Lebens unterschätzt. Am meisten hatte er sich aber in Bezug auf die angebliche Staatsgefährlichkeit des „neuen Dogmas“ der päpstlichen Unfehlbarkeit, der kirchlichen Lehre und Organisation getäuscht. Einige eitle Professoren hatten wohl an den Entscheidungen des Konzils Schiffbruch gelitten, aber nicht, weil sie für die Wahrheit einstanden, sondern mit ihren Privatmeinungen die Kirche beherrschen wollten. Dem neuen Deutschen Reiche drohte von seiten der katholischen Kirche keine Gefahr, nach dem Konzil ebensowenig wie vor demselben.

Die Gefahr lag ganz anderswo.

Die liberale Bourgeoisie hatte geträumt, sich das Reich zu einer Art von irdischem Paradiese einzurichten, in welchem sie herrschen und genießen, alles „Pfaffentum“ verbannt sein, Volk und Arbeiter Knechtesdienste leisten sollten. Auf gelehrten Versammlungen wurde unverblümt erklärt, die höhere Weltanschauung ohne Gott und Christentum sei ein Vorrecht der oberen Zehntausend, das Volk sei bei seinen bisherigen religiösen Vorstellungen zu belassen, damit es nicht unzufrieden und unbändig werde. Die moderne Weisheit ließ sich indes nicht in die sogen. „gebildeten“ Kreise bannen, sie stieg in populärer Fassung auch ins Volk hernieder. Schon in den dreißiger und vierziger Jahren hatten kommunistische Theorien der Revolution mächtigen Vorschub geleistet. Studenten und Arbeiter bauten gemeinsam die Barrikaden. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ward der Sozialismus nicht nur in wissenschaftlichen Systemen ausgearbeitet, welche sich mit vollem Recht auf die Dogmen der liberalen Weltanschauung berufen konnten und dieselben nur folgerichtig, ohne Standesunterschied, für den gemeinen Mann entwickelten, in allen Ländern wurde die Arbeiterbewegung auch praktisch organisiert. Der Sozialismus wurde zur politischen Macht, drang als neue Partei in die Parlamente und trat dem Liberalismus, seinem natürlichen Vater, als mißratener Sohn trotzig und drohend, mit dem Anspruch auf die Herrschaft der Zukunft, entgegen.

In der katholischen Kirche, die Königen und Bettlern, Arbeitern und Arbeitgebern, dem Millionär wie dem ärmsten Mütterchen dieselbe Lehre verkündet und dieselben Sakramente spendet, fand die soziale Bewegung

zuerst die verdiente Beachtung, den klarsten prinzipiellen Widerspruch und eine Bekämpfung, welche nicht zur gewaltsamen Unterdrückung, sondern zur milden, verständigen und gründlichen Heilung des Übels in seinen Wurzeln hindrängte. Sie schirmte den Arbeiter vor Bedrückung und schnöder Ausbeutung, sie verteidigte aber auch Autorität und Eigentum gegen anarchistische Gelüste, sie predigte allen das Evangelium der Liebe und Gerechtigkeit, des Kreuzes und der Entsagung, das Reich Christi, das die Klassengegensätze hienieden nur mildern und heiligen, volle Seligkeit erst im Himmel gewähren kann.

Eine titanenhafte Kraftnatur, ein Heros im Sinne der Nietzscheschen Herrenmoral, gedachte Fürst Bismarck erst, wie er es mit der katholischen Kirche versucht, den Sozialismus mit Gewaltmaßregeln zu zermalmen. Es gelang aber nicht. Wirtschaftliche, soziale, politische Schwierigkeiten häuften sich an allen Ecken und Enden. Die Führung der Weltpolitik, welche nach dem Siege über Frankreich in seinen Händen zu ruhen schien, wurde durch die britische Meeresherrschaft wie durch den wachsenden Einfluß Rußlands immer empfindlicher zurückgedrängt.

Bismarck besaß Geistesgröße genug, den schweren politischen Fehler, den er gegenüber der katholischen Kirche begangen, offen einzugestehen und wenigstens zum Teil rückgängig zu machen. Papst Leo XIII., der am 20. Februar 1878 dem greisen Pius auf dem Apostolischen Stuhle gefolgt war, reichte die Hand zum Frieden, und die schlimmsten Gesetze der Kulturkampfszeit wurden aus der Welt geschafft.

Die seitherigen Ereignisse sind noch bei jedermann in lebendiger Erinnerung. Das Pontifikat Leos XIII. hat sich nicht weniger großartig und segensreich gestaltet als dasjenige Pius' IX., es hat auch den außerhalb der Kirche Stehenden stille Bewunderung abgenötigt. „Die römische Kirche", äußerte sich ein schwedischer Protestant bei Gelegenheit des Papstjubiläums im Jahre 1889, „ist die älteste von allen Monarchien der Welt, und sie kommt noch dazu, alle Monarchien und Republiken zu überleben. So alt sie ist, so ist sie doch nicht abgelebt. . . . Den Sozialismus fürchtet sie so wenig, daß sie sich mit dessen Führern auseinanderzusetzen gewagt hat. . . . Vermag auch keine andere Macht den Sozialismus und die Anarchie zu überwinden, so wird es die Kirche von Rom vermögen. Die Wellenschläge unseres Jahrhunderts, welche so manches staatliche und soziale Gebäude, das für Jahrtausende errichtet schien, längst fortgeschwemmt haben, brechen und fangen sich am Fuße des Thrones, von welchem herab

der Nachfolger des hl. Petrus über die Welt ausschaut und seiner Zeit gebietet. Die Verwicklungen des letzten Jahrzehnts bekräftigen Lord Macaulays berühmte Prophezeiung, daß die katholische Kirche noch in unverminderter Macht bestehen wird, wenn einst ein Reisender aus Neuseeland, mitten unter Trümmern, von einem gebrochenen Bogen der Londoner Brücke müßig auf die Ruinen der Paulskirche hinblickt."

Eine Lieblingsidee protestantischer und ungläubiger Gegner ist es wohl, die katholische Kirche werde über kurz oder lang vor der „Wissenschaft" die Segel streichen müssen. Allein diese Idee beruht auf der irrigen Voraussetzung, daß die geoffenbarte Wahrheit, die von Gott ausgeht, mit der natürlichen Wahrheit, welche nicht minder auf Gott beruht, je in wirklichen Widerstreit geraten könnte. Die Geschichte verbürgt, daß die Kirche den weltlichen Wissenschaften nicht nur durch alle Jahrhunderte die mächtigste Förderung zu teil werden ließ, sondern daß auch die von ihr ausgegangene Verurteilung religiöser Irrtümer der Wissenschaft zum Vorteil gereicht hat. Auch unter Leo XIII. hat sich an dieser Thatsache nichts geändert. Er hat die philosophischen und theologischen Studien im weitesten Umfang erneuert, sein warmes Interesse für die Naturwissenschaften und alle modernen Erfindungen aufs lebhafteste bekundet, der historischen Forschung die Schätze der vatikanischen Sammlungen mit größter Freigebigkeit erschlossen, die wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit der Katholiken beständig unterstützt und zu heben gesucht. Er hat nie Scheu oder Furcht vor der Wissenschaft bekundet. Unter dem Titel „Die intellektuelle Zukunft des Katholizismus" hat ein protestantischer Engländer, W. H. Mallock, noch jüngst (The Nineteenth Century, November) den vermeintlichen Antagonismus zwischen Kirche und Wissenschaft sorgfältig untersucht und ist zu dem Resultat gelangt: „Wenn das Christentum überhaupt sich gegenüber dem weltlichen Wissen behaupten wird, so ist es die christliche Religion, wie sie sich in der Kirche von Rom verkörpert, und nicht in irgend einer Form des Protestantismus, welche in dem geistigen Kampf der überlebende Teil sein wird." Er führt das mit schlagender Logik durch und stellt der „modernen" Wissenschaft das Prognostikon: wie die römische Kirche einst in früherer Zeit die richtigen und brauchbaren Ideen des Plato und Aristoteles für den Ausbau ihrer theologischen Wissenschaft verwertet habe, so werde sie sich auch der etwa haltbaren Ideen der Entwicklungsphilosophie bemächtigen, von der so manche ihren sichern Untergang erwarteten.

Seine volle Thätigkeit zum Segen der Menschheit hat das Papsttum auch in diesen letzten zwei Jahrzehnten nicht entfalten können. Die sogen. römische Frage ist ungelöst geblieben. Die Großmächte haben nicht gewagt, daran zu rühren, d. h. dem Papste den Besitz und die Rechte zurückzugeben, welche ihm das moderne Italien widerrechtlich entrissen, und welche er nicht aufgehört hat zurückzufordern. In vielen Ländern ist die Thätigkeit der Kirche noch durch lästige Fesseln gehemmt, ihr gutes Recht verkürzt, ihr heilsamer Einfluß zurückgedrängt. Fast jedes Jahr hat der Kirche diese oder jene neue schmerzliche Wunde geschlagen. All dieses Kreuz hat indes auch seine läuternden, stärkenden und belebenden Früchte hervorgebracht. Der Kampf hat die Kräfte gestählt, widerstrebende Elemente ausgeschieden, das innere Leben gestärkt und gehoben. Zu allen großen Fragen und Ereignissen der Zeit hat der Papst sein bedeutsames Wort mitgesprochen, und seine Stimme hat weit über die Grenzen der Kirche hinaus Gehör und Widerhall gefunden. Seine Encyklika über den Sozialismus wurde als das umfassendste, tiefstgreifende Programm begrüßt, das bis dahin zur Lösung der sozialen Frage aufgestellt worden. Seine Äußerungen über den Staat wie über die christliche Philosophie haben auch nichtkatholische Denker mit hoher Achtung erfüllt. Viele Fragen, in welchen der Syllabus nur die negative Demarkationslinie zur Abwehr des Irrtums gezogen, hat er nach der positiven Seite hin so lichtvoll und tiefgreifend beleuchtet, daß seine Weisheit, Mäßigung und Liebe auch im gegnerischen Lager Anerkennung und Bewunderung gefunden hat.

Dabei hat die Missionsthätigkeit und die hierarchische Organisation der Kirche einen Umfang genommen wie nie zuvor. In Schottland wurde die katholische Hierarchie hergestellt, in England erweitert. Kleinasien, Kanada, die Vereinigten Staaten, Afrika, Australien erhielten ihre Vertreter im Kardinalskollegium. Päpstliche Legaten bereisten Indien und Südamerika. Vorderindien und Australien stellen schon jetzt wohlgegliederte Kirchenprovinzen dar, die durch Konzilien und Synoden ihre kirchlichen Verhältnisse geordnet haben. Höhere Schulen im türkischen Orient, in Indien und China verknüpfen die Missionsthätigkeit mit dem Studium der ältesten Sprachen und Litteraturen. Zu den älteren Missionsorden hat sich eine ganze Schar jüngerer Kongregationen gesellt, die im lebhaftesten Wetteifer mit jenen der Verbreitung des christlichen Glaubens und der christlichen Zivilisation sich widmen. Konversionen im skandinavischen Norden, in Deutschland, besonders aber in England und Amerika haben

die alte Anziehungskraft der Kirche für edle, tiefreligiöse Geister von neuem erwiesen. Die ritualistische Bewegung weist auf ein mächtiges Heimweh hin, das die Herzen zum ganzen und vollen Besitz des Christentums hinzieht. Ein geradezu wunderbares Schauspiel bietet uns die katholische Charitas in den zahllosen Ordenskongregationen, Vereinen, Klöstern, Stiftungen, Zufluchtshäusern, Spitälern, Werken der geistlichen und leiblichen Barmherzigkeit, die jeder Art menschlicher Not und Hilfsbedürftigkeit in unerschöpflicher, erfinderischer und thätiger Liebe entgegenkommen. Diese schönste und lieblichste Perle des Vereinslebens umschließt aber ein noch weiterer Kreis ebenso unzählbarer Vereine, in welchen Andacht und Gebet, Unterricht und Wissenschaft, Kunst und edle Geselligkeit, Gewerbe und soziale Frage, Presse und Politik ihre Vertretung finden. All diese mannigfaltige Vereinsthätigkeit aber bewegt sich bei aller Freiheit und Unabhängigkeit nicht in wirren, sich durchkreuzenden Bahnen: der Geist der Kirche und der Gehorsam gegen die Kirche verknüpft sie zu einem herrlichen harmonischen Ganzen, das in der geordneten Gliederung der Kirche zugleich sein Vorbild und seine feste Stütze findet. Selbst die nationalen Gegensätze weiß diese echt katholische Liebe zu mildern und zu überbrücken: wo es die großen katholischen Interessen gilt, scharen sich die Katholiken aller Länder wie ein Mann um ihren gemeinsamen Hirten und Vater.

So stellt das Jahrhundert bei all seinen Schattenseiten doch ein stetes Wachstum der Kirche, eine mächtige Entwicklung ihres Lebens, eine großartige Ausdehnung ihres Einflusses dar. Wir haben Grund, mit innigem Dank gegen Gott auf dasselbe zurückzublicken. Wir haben nicht weniger Grund, voll Freude und Vertrauen das neue Jahrhundert zu beginnen. Von der Hochwarte des Vatikans geleitet uns der Segen des erhabenen Priestergreises, der noch die letzten Jahre Pius' VII. mitgelebt, die Kämpfe und Stürme der Kirche seit sechzig Jahren mitdurchgerungen und seinen Namen für immer mit der Erinnerung dieses Jahrhunderts verknüpft hat. Mit goldenem Hammer eröffnet er die Pforte des Jubeljahres und erschließt uns zum Beginne des neuen Jahrhunderts die reichsten Gnadenschätze der Kirche.

Er selbst aber weist uns auf den Höheren hin, als dessen Stellvertreter er hienieden waltet, auf den göttlichen Erlöser mit seinem liebeglühenden, gnadenreichen Gottesherzen, das die ganze Menschheit zu sich ruft und ihr Frieden, Gnade und Heil verkündet. **A. Baumgartner** S. J.

Die Fahrt zu den sieben Kirchen in Rom.

Das gehörte noch zu den glorreichen Thaten der Regierung unseres Papstes Leo XIII., daß er das große Jubiläum, welches das 19. Jahrhundert abschließen und das 20. in die Welt einführen sollte, in Person ankündigt und eröffnet. Mit zitternder Hand schließt der greise Papst die „heilige Pforte“ an St. Peter auf. Der goldene Hammer, den seine Hand führt und unter dem die Vermauerung des Ablaßthores fällt, ist ein Weihegeschenk der Bischöfe des ganzen katholischen Erdenrundes und versinnlicht gleichsam die freudige Zustimmung der Gesamtkirche zu der Erteilung dieses Gnadenbeweises. So haben also die höchste Gewalt des Oberhauptes und das sehnliche Verlangen der Kirche das Gnadenthor entsiegelt, auf dessen Schwelle sich Buße und Erbarmen, Reinheit und Friede umarmen.

Der Vater der Christenheit wollte das scheidende Jahrhundert nicht zu den Geistern der Hingeschiedenen und in den stillen Schoß der Vergangenheit betten, ohne ihm den Segen der Sühnung ins Grab gelegt zu haben, dem anbrechenden Jahrhundert aber das Unterpfand göttlicher Huld und himmlischen Segens als Angebinde in die Wiege zu geben. Beides vermittelt ein Jubiläum in ausgiebigster Weise. Das alte Rom beging seine Säkularfeier mit glänzenden Spielen und ausgelassenem Jubel irdischer Freudenbezeigungen, das christliche Rom mit Abhaltung des Jubiläums.

Ein allgemeines Jubiläum ist stets eine bedeutsame Thatsache in dem Leben des Einzelnen, im Leben der Kirche und im Leben der ganzen Menschheit. Es ist eine ernste Einladung zur Einkehr in sich, es ist nicht bloß eine „Friedenskonferenz“, sondern ein wahrer Friedensschluß zwischen Himmel und Erde, es ist eine Hebung, Erstarkung und Förderung der sittlichen Ordnung der Welt durch die Arbeit der Buße, durch Zuwachs der Gebetsmacht und durch Zunahme guter, gottgefälliger Werke. Insbesondere ist das Jubiläum als Erhebung und Verwendung des geistlichen Kirchenschatzes ein Aufschwung des geistigen Massenverkehrs zwischen der streitenden, leidenden und triumphierenden Kirche und als eigentümliche, wohlthuende Bethätigung des Primates und der obersten Kirchengewalt des Papstes eine Stärkung der katholischen Einheit, der Ehrfurcht, Liebe

und Hingabe gegen den päpstlichen Stuhl. Ein Jubiläum ist immer eine glänzende Entfaltung der päpstlichen Macht, ein Papstfest in erster Linie.

In Rom selbst haben denn auch die Päpste stets alles aufgeboten, um den erhabenen Zweck des Jubiläums zu fördern und den frommen Pilgern die Tage des Aufenthaltes in der Weltstadt zu ihrer geistigen Erhebung möglichst ersprießlich zu machen. Der gegenwärtige Papst erinnert in seiner Jubiläumsbulle mit Wehmut an die erhebenden religiösen Feierlichkeiten, von denen er selbst beim Jubiläum Leos XII. Zeuge war. Zu diesen Feierlichkeiten zählen vor allem die öffentlichen Buß- und Bittprozessionen, an denen oft die Päpste persönlich und sogar zu Fuß teilnahmen; dann das Vorzeigen der großen Reliquien in den verschiedenen Heiligtümern und sehr oft Selig- oder Heiligsprechungen verklärter Diener Gottes, die zur Hebung der allgemeinen Erbauung und Festfreude gerade auf die Jubiläumszeit aufgespart wurden. So ein Jubeljahr war in Rom eine ununterbrochene, hehre Festwoche. Zu den ältesten und gebräuchlichsten Gepflogenheiten dieser Festzeit sowie überhaupt zu den Lieblingsandachten aller ernsten Rompilger gehört nun auch die Fahrt zu den sieben Hauptkirchen von Rom.

Wir wollen zuerst im allgemeinen etwas sagen über diese fromme und schöne Übung und dann eine solche Fahrt im Geiste mitmachen.

I.

Die Gräber der heiligen Apostel und die Stätten der heiligen Märtyrer zu besuchen war bereits zur Zeit der Verfolgungen und namentlich seit Konstantin dem Großen ein beliebter und allgemeiner Gebrauch der Christen. Der Besuch der sieben Kirchen insbesondere wird schon aus dem 7. Jahrhundert erwähnt von der hl. Begga, der Mutter Pipins von Heristal und Schwester der hl. Gertrud von Nivelles und des heiligen Bischofs Arnulf von Metz[1], und aus dem 14. Jahrhundert (1350) von der hl. Birgitta und ihrer heiligen Tochter Katharina. Besondern Aufschwung erhielt die Übung im 16. Jahrhundert durch mehrere berühmte Heilige, wie durch den Kardinal Karl Borromeo, den hl. Joseph von Calasanz, namentlich aber durch den hl. Philipp Neri (1552), welcher derselben eigentlich eine bestimmte Gestalt und Weihe gab und sie wieder-

[1] Caractéristiques des Saints, par le P. Cahier, p. 251—252, angeführt bei *Barbier de Montault*, Oeuvres 6 t. Rome V, 1: Dévotions particulières (Rome 1852), p. 4.

holt öffentlich beging im Geleite von mehr denn tausend Teilnehmern. Nicht selten schritten Kardinäle und Päpste an der Spitze derartiger Bittprozessionen. Der heilige Papst Pius V. versuchte, schon sterbenskrank, noch einmal die fromme Fahrt, gelangte aber bloß bis zur Laterankirche und starb einige Tage darauf, den 21. April 1572. Der Gebrauch erhielt sich seit dieser Zeit stets in Übung, und Pius IX. bestätigte denselben und zeichnete ihn nebst den Abläßen, die jeder einzelnen Kirche eigen sind, noch durch einen vollkommenen Ablaß aus.

Es sind diese sieben Kirchen: St. Peter, der Lateran, Maria Maggiore, St. Paul und St. Laurentius außerhalb der Mauern, die Kirche vom heiligen Kreuz von Jerusalem und St. Sebastian. Die fünf ersteren dieser Kirchen, eigentliche Basiliken, heißen zum Unterschied von den früheren Titelkirchen Päpstliche oder Patriarchal-Kirchen, weil sie der Idee nach die fünf großen Patriarchate der katholischen Welt in Rom vertreten und so ein örtliches Bild der katholischen Einheit und Unterordnung der ganzen Kirche unter den Römischen Stuhl darstellen.

Diese sieben Kirchen nun muß man, um des vollkommenen Ablasses teilhaft zu werden, nach Empfang der heiligen Beicht und Kommunion im Laufe eines kirchlichen Tages besuchen und daselbst beten. Das ist das Wesentliche zur Gewinnung des Ablasses.

Es haben sich aber im Laufe der Zeit, ohne verpflichtend zu sein, zwei Arten, diese Kirchen zu besuchen, ausgebildet.

Die erste Weise stammt von dem Augustiner Onophrius Panvinius[1]. Der gelehrte Altertumsforscher und Geschichtschreiber führt den andächtigen Pilger unterrichtend, belehrend, erbauend und ergötzend zu den verschiedenen Heiligtümern, auch zu solchen, die am Wege der sieben Kirchen liegen. Er beschreibt die Kirchen, berichtet geschichtliche Thatsachen, deren Schauplatz sie waren, zählt die Altäre und Reliquien auf und leitet den Pilger bei den verschiedenen Gedächtnisstätten zu anmutenden Gebeten zur Ehre der Heiligen, zur Erlangung der Tugend und zur Befreiung von Sünden und Übeln an. Die Gebete sind zusammengesetzt aus kirchlichen Antiphonen und liturgischen Formeln. Die Andacht zieht sich etwas lang hin, ist aber voll Salbung und Poesie. Ja in einigen Gebeten atmet die ganze Anmut, Lieblichkeit und Begeisterung der frommen alten Zeit, wie z. B. im Gebete zu dem heiligen Kreuz und zum Heilandsbild im Lateran.

---

[1] Le sette Chiese principali di Roma. Roma 1570.

Der Urheber der zweiten Weise, die sieben Kirchen zu besuchen, ist der hl. Philipp Neri, und dieselbe ist niedergelegt in dem Buche: Le visite delle sette Chiese principali di Roma secondo il metodo di S. F. Neri. Roma 1866. Diese Anleitung ist kürzer und volkstümlicher, weniger geschöpft aus liturgischen Gebeten denn aus bekannten und geläufigen Gebetsformeln und Gesängen in lateinischer und italienischer Sprache. Die Gebetsanleitungen selbst werden unterbrochen durch die Betrachtung der verschiedenen Wege und Blutvergießungen des Herrn während seines bittern Leidens. Sehr stark sind in denselben die Zwecke der Kirchenfahrt betont und herausgehoben: Buße, Erlaß der Sünden und Strafen, Dank für die erhaltenen Wohlthaten, Fürbitte für alle Stände der Kirche, Bekehrung der Ungläubigen und Irrgläubigen und Hilfe für die armen Seelen im Fegfeuer. In der ersten Anleitung herrscht die Heiterkeit und Anmut, in dieser der Ernst des geistlichen Lebens vor. Jedenfalls entspricht das Gebet für die großen Anliegen der Kirche, das für die Gewinnung eines vollkommenen Ablasses Vorschrift wird und wie es beispielshalber in der Allerheiligen-Litanei ausgesprochen ist, am besten den Umständen einer Fahrt zu den sieben Kirchen.

In alten guten Tagen wurden diese Kirchenfahrten öffentlich, gemeinsam, bruderschafts- oder prozessionsweise begangen mit Voraustragen des Kreuzes, in der Tracht der zuständigen Bruderschaft, unter Ablesen und Absingen geistlicher Lieder. Ein Brudermeister ordnete und überwachte den Zug. Derselbe ging morgens von einer Kirche aus und endete abends in einer andern Kirche mit dem Tedeum. Den Reihen der Kirchenfahrer folgte ein Wagen für ermüdete, erschöpfte Pilger. Mittags wurde in einem schattigen Wäldchen oder in der kühlen Halle eines Heiligtums zur Einnahme eines gemeinschaftlichen, einfachen Mahles, das unter Anhören einer geistlichen Lesung genossen wurde, Halt gemacht. Nach einer Ruhepause wurde dann der Rest des Weges zurückgelegt. Die andächtige Pilgerschar, die in geordneten Reihen und in der farbigen Tracht der Bruderschaft bald still betend bald Psalmen singend jetzt durch die stillen Wege der Weinberge und Gärten der Campagna, jetzt im Schatten der altersgrauen Türme und Mauern der Ewigen Stadt, dann wieder unter den Bogen der forteilenden alten Wasserleitungen und durch die einsamen Märtyrerkirchen außerhalb der Stadt dahinzog, war ein erbauendes und rührendes Schauspiel und erinnerte lebhaft an die Kirche, die durch die Jahrhunderte der Weltzeit den harten Weg der Buße, des Gebetes und des Kampfes

dahinpilgert und ihre Erdenmühen kürzt durch die Hoffnungsgesänge auf die himmlische Heimat, der sie entgegenzieht.

Diese Wallfahrten waren so beliebt bei den Rompilgern und weckten bei denselben noch später in der Heimat ein so süßes Heimweh nach den schönen Tagen und Gnadenfristen in Rom, daß sie diese fromme Gepflogenheit in ihrer nordischen Heimat einzubürgern und heimisch zu machen versuchten. So entstanden Nachbildungen der sieben Kirchen in manch andern Städten, wie in Bologna, Tulle, Le Mans, Angers, Beauvais, wo entweder in sieben Kapellen oder an ebensovielen Altären derselben Kirche reiche Ablässe gewonnen werden konnten [1].

II.

Die Kirchenfahrt begann.

Es war Ostermontag in vorgerückter Nachmittagsstunde. Die Petersglocke brummte mächtig von der hohen Attika über den weiten Platz hin und verkündete den zahlreichen, festlich gekleideten Besuchern von St. Peter noch einen Rest der österlichen Festfreuden. Wir betraten die Peterskirche als erste Station unserer Kirchenfahrt.

Wer kann ihn nun würdig preisen, diesen St. Peter, sei es den alten, sei es den neuen? St. Peter, dieses Wunder der Weiträumigkeit, der Abrundung und Harmonie der Verhältnisse! Die Massen, Bruchteilen einer halben Welt vergleichbar, schwingen sich, wie einem unsichtbaren Zauberstabe folgend, in Bogen und Kreisen, die nur der Geist eines Bramante und Michelangelo erschauen und vorzeichnen konnte, und sie schwingen sich mit solcher Leichtigkeit und Anmut, daß sie sich gegenseitig zu tragen und zu entlasten scheinen und jeden Maßstab von Raumschätzung irre machen. Die Kreis- und Bogenlinien, die, so verschiedenartig verschlungen, diese ungemessenen Räume und Ausdehnungen um- und überspannen und so harmonisch zusammenschließen, bewirken bei längerem Beschauen den Zauber eines angenehmen, traumartigen Gefühls, als sei alles um und um in der Bewegung eines ruhigen, steten Webens und Schwebens, während Ströme wohlthuenden Lichtes diese Raumwelt durchfluten von der herrschenden und thronenden Kuppel her, dem unübertrefflichen Meisterwerk an Gestaltung von Höhe, Schönheit und Kühnheit der Umrisse und von glücklichem Zusammenwirken von Trägern und Bändern, von Flächen und

---

[1] *Barbier* l. c. p. 92.

goldigfarbigem Schmuckwerk. Es ist dies das geheimnisvolle Spiel der Hochrenaissance. Billig führt sie ihre schönen Reigen auf und windet ihre tadellosen Kränze um das Grab des Apostelfürsten, nachdem sie die alte, ehrwürdige Basilika über demselben nicht ohne rücksichtsloses Neugelüste niedergerissen und dem Erdboden gleich gemacht. St. Peter ist der größte Binnenraum der Welt und das glorreiche Grab des Apostelfürsten, der hier sein Haupt zur Ruhe gelegt und damit den sichtbaren Eckstein der katholischen Einheit, den unsichtbaren, lebendigen Berührungspunkt zwischen Himmel und Erde und das Fundament einer zweiten römischen Weltmonarchie gegründet, welcher ein Bestand ohne Untergang zugesichert ist. Die ästhetischen, geschichtlichen und religiösen Gesichtspunkte verweben sich hier zu dem größten aller Gedankenbilder und stürmen mit besiegender Macht auf die Seele des Beschauers ein. Während unter unsern Füßen in den unterirdischen Grotten und kolossalen Mauergewölben von St. Peter das Stammhaupt mit unzähligen Trägern der hierarchischen Macht im Staube begraben liegt, lebt und herrscht in seinem Schatten nebenan der lebendige Träger seiner Gewalt fort und fort und kennt keiner Tage Ende. Ewig bewahrheitet sich hier das Wort: Petrus ist tot, es lebt Petrus!

Dieser überwältigende Eindruck überkommt die Seele bei jedem Besuche von St. Peter, der heute bei dem Volk der Festpilger und bei den Schatten der Abenddämmerung, welche die Einzelzier an Gold und Farben zu verschleiern beginnen, an Größe und Ausdehnung zu wachsen scheint. An mächtigen Pfeilern, an Kapellen und Grabmälern von Päpsten und Fürsten eilen wir vorbei zur Kapelle des allerheiligsten Altarssakraments, dem immer die erste Huldigung gebührt. Hier ist der wahre Lebendige unter den Toten, der geheimnisvolle Arm, welcher die Kirche gegründet, gebaut und fortwährend trägt und erhält, von welcher St. Peter trotz seiner Riesenmaße nur ein blasses Sinnbild ist; hier ist der mächtige, geheimnisvolle Geist, der alles belebt und bewirkt, was die Heiligtümer ringsum uns an großen Erinnerungen von Weisheit, Kraft und Heiligkeit vorführen. Für alles muß hier der Dank und die Ehre niedergelegt werden. Von hier auch gewinnen unsere Gebete die Kraft und die Gnade der Erhörung. Die hier liegen, sind bloß Werkzeuge und Kanäle der Gnaden. Im Vorübergehen noch ein flüchtiger Gruß und ein Fußkuß dem Erzbilde des hl. Petrus am ersten Kuppelpfeiler rechts, und wir knieen an dem Grabe des Apostelfürsten. Unter unsern Augen liegt er in einem Schacht

von geringer Tiefe, der von Kostbarkeiten an Marmor und goldenem Zierschmuck zauberisch heraufglänzt und dessen Rand ein Kranz von immer flimmernden goldenen Lampen umgiebt. Über dem Grabe, in himmlischen Höhen, wölbt sich, vom Abendsonnengold entflammt, die Kuppel mit der strahlenden Inschrift: Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo Ecclesiam meam; von dem Mittelpunkt dieses Grabes gehen die vier riesigen Arme des Gottesbaues aus, so mächtig ausholend, als wollten sie die vier Enden der Welt erfassen. Wer denkt hier nicht an die Balken des Kreuzes, an dem Petrus sterbend seine Arme zum Ergreifen der Weltherrschaft ausstreckte?

Wie eifrig und zuversichtlich quillt hier aus dem Herzen das Gebet für die Erhaltung und Erhöhung der heiligen Kirche, wo die Zusicherung der Unbesiegbarkeit und ewigen Dauer in den göttlichen Worten: Non praevalebunt! aus der goldenen Schrift der Kuppel herabglänzt und uns sagt, daß unser Gebet hier wie nirgendwo anders der Erhörung sicher ist; hier in der Nähe von drei Apostelgrüften, von mehr denn 23 Gräbern heiliger Päpste und ungezählter hoher Kirchenfürsten; hier, wo so viele heilige Ordensstifter und Glaubensboten gebetet und von wo sie, mit Kraft von oben angethan, hinausgezogen sind, um das Reich Christi zu verteidigen und zu mehren: ja, hier läßt es sich beten für die Erhöhung der katholischen Kirche, allerdings nicht zu Zwecken weltlichen Machtgelüstes und durch Hilfe fleischlicher Waffen, das lag dem Stifter der Kirche und dem ersten Papste derselben ferne, sondern zur Ehre Gottes, der allein in der katholischen Kirche die wahre Anerkennung und den wahren Dienst findet, und aus Liebe zu den Menschen, denen nur in derselben die wahre Ruhe und Beseligung bereitet ist für Zeit und Ewigkeit. — Wie eifrig betet es sich hier für die Ausrottung der Irrlehren und Kirchenspaltungen im Anblick des Lehrstuhles Petri, der, hochgehalten von den vier Kirchenvätern des Abendlandes, aus dem Grunde der tiefen Chornische golden herauswinkt; hier, unweit den Gräbern eines hl. Gregor von Nazianz, eines Chrysostomus, eines Athanasius, der Geißeln der Ketzereien, dieser Ausgeburten von Eigenwillen, Selbstsucht, Stolz und Sinnlichkeit, dieser Werkzeuge der Hölle zur Verwüstung der Kirche und zum Verderben der Seelen! Mit Wehmut entschweben hier unsere Gedanken nach dem heimatlichen Norden, den leider ein Prophet des Irrglaubens von dem Herzen der alten Mutterkirche gerissen. Es war ein glückliches Walten der Vorsehung, daß gerade hier am Grabe Petri ein anderer Petrus (Canisius)

den Plan faßte und von Gott die Weihe erhielt, den Rest des deutschen Vaterlandes für die Kirche zu retten. Gott sei Dank, trösten uns auch nicht wenige edle Herzen, die durch die Gnade Gottes aus Feinden und Verfolgern Kinder der Kirche geworden, die vor der Wahrheit demütig die Waffen senkten und ein Grab im Schatten des hl. Petrus dem Glanze einer Krone vorzogen. St. Peter beherbergt die sterblichen Überreste der edlen Schwedenkönigin Christina und der letzten drei Stuarts. — An diesem Grabe des hl. Petrus, gebaut und geschmückt durch den ersten christlichen Kaiser, an eben dieser Gruft verwirklichte sich der große Gedanke des christlichen Staatswesens, die Idee des römischen Kaiserreiches deutscher Nation. Hier wurde die erste Kaiserkrone gesegnet, das erste Kaiserschwert, das erste Kaiserscepter und der erste Reichsapfel geweiht, auf daß die beiden höchsten Gewalten der Welt vereint und in Eintracht und in gemeinsamem Wirken die Völker leiteten zum letzten ewigen Ziele. Wie viele Kaiser erhielten hier ihre Salbung aus päpstlicher Hand! In heiligem Ernst eiferten manche dieser um Petri Grab Gekrönten der hohen Aufgabe nach, während andere das hehre Ideal in ein trauriges Zerrbild des Haders verkehrten zum Unheil der Kirche und der Völker. Vor der Apostelgruft und unweit von ihr liegt noch der denkwürdige Porphyrstein, auf welchem Nachfolger des hl. Petrus bis auf die neueste Zeit Bann und Acht zu verhängen gezwungen wurden über kaiserlichen und fürstlichen Frevel. In alledem liegt gewiß ein mächtiger Antrieb, zu beten für die Erhaltung des Friedens und der Eintracht zwischen den christlichen Völkern und Fürsten, in deren Hand Segen und Fluch über die gesamte Christenheit gelegt ist. Möchten sie es erkennen, daß die Macht ihnen nicht verliehen ist zur Befriedigung eigenen Gelüstens, sondern zum Wohl der Unterthanen und zur Handhabung der Gerechtigkeit nicht bloß gegen ihre Hörigen, sondern auch gegen die Kirche, die ihr mächtigster Hort und Bundesgenosse ist. Ihr Scepter soll ein milder Hirtenstab sein, nicht eine Rute, mit der sie das Haupt der Mutter schlagen.

Aus diesen ernsten Beschäftigungen werden wir plötzlich geweckt durch den silberhellen Ton eines Glöckleins, das durch die Hallen von St. Peter schallt, und die allgemeine Bewegung der andächtigen Besucher der Petersgruft gegen den Hinterpfeiler rechts unter der Kuppel belehrt uns, daß da unser noch ein Schauspiel der Erbauung wartet. Oben auf dem Balkon des Pfeilers, der heute mit Teppichen behangen ist, blitzen Leuchter auf; von Altardienern begleitet, erscheint ein Priester, welcher mit den

Händen mehrere goldschimmernde Reliquienschreine emporhebt und dem Volke mit lauter Stimme die Heiligtümer benennt, die in demselben enthalten sind, während die Menge unten schweigend in Stille und Andacht lauscht und mit ehrfurchtsvollem Neigen des Hauptes der Reliquie ihre Verehrung darbringt. Es ist dies das Vorzeigen der großen Reliquien von St. Peter, das mehreremal im Jahre an hohen Festtagen stattfindet. Die vornehmsten unter den Reliquien sind: die heilige Lanze, das Schweißtuch der hl. Veronika, ein Teil des heiligen Kreuzes und das Haupt des hl. Andreas. Entsprechend diesen großen Reliquien stehen in den vier Pfeilern, welche die Kuppel tragen, unter den entsprechenden Balkonen in hohen Nischen die Standbilder des hl. Longinus, der hl. Veronika, der hl. Helena und des hl. Andreas. So ist diese Zeremonie gleichsam ein rührender Abendsegen der Ostertage.

Unterdessen beginnen die letzten Sonnenstrahlen in der goldenen Kuppel zu verglimmen, und die Schatten, die aus den Nebenhallen heranschreiten, mahnen zum Aufbruch. Da stehen wir denn, aus der Vorhalle von St. Peter herausgetreten, auf der Höhe des Treppenaufstieges und blicken über den einzig schönen St. Petersplatz dahin. Oben ist einer der himmlisch schönen, glorreichen Abende Italiens heraufgezogen, die alles mit stillem, purpurnem Licht verklären und in der Seele die Stimmung einer unnennbaren Ruhe und Seligkeit erwecken, als ziehe der Geist mit den leichten, goldgesäumten Abendwolken unmittelbar in den Himmel ein. Unten liegt der königliche Platz in stiller, feierlicher Parade, zunächst umfaßt von der Prachtsäulenhalle aus edlem Travertin, weiter hinaus rechts begrenzt von den ersten ansteigenden Bauten des Janiculus, links von dem stillen, hohen Papstpalast, während die Mitte der Fernsicht abgeschlossen wird von den alten, freigelagerten Mauern der Engelsburg. Es ist dieser Platz wohl das schönste, was das neue Rom der Pracht, der Größe und Majestät des alten Rom an die Seite zu stellen hat. Und man ist immer tief bewegt von dem Anblick dieser denkwürdigen Stätte, namentlich wenn eine festlich geschmückte Menge durchflutet und wenn der Geist betrachtend in die Vergangenheit zurückblickt: hier stand einst vor drei Jahrhunderten der ungeheure Vorhof des alten St. Peter mit dem monumentalen Brunnen und Pinienhaus, mit seinen Säulenhallen und mit den fürstlichen Vorbauten für Päpste und königliche Pilger. Von dem Vorhof geleitete eine Säulenhalle bis zur Älischen Brücke. Es war dies der Schauplatz, auf welchem sich für die Kirche die glänzenden, tröstlichen, aber auch schmach-

vollen Ereignisse abspielten, von denen die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte und des Mittelalters berichtet. Noch einige Jahrhunderte rückwärts, da zog mitten durch den jetzigen Petersplatz vom Tiber her die grabgeschmückte via Cornelia, und rechts die Straße entlang liefen die hohen, bogengespannten Langmauern des Zirkus hin, auf dessen Längenachse der große Obelisk stand, der jetzt den Petersplatz schmückt. Der Obelisk überschaute über unzählige Reihen von Sitzplätzen hinaus die Gärten der Agrippina und Domitians mit ihren Hainen, Lustschlössern, Bädern und dem Tempel des Apollo; er sah hier Nero als Wagenlenker die Rennbahn dahinstürmen, er sah die ersten Christen, in Tierhäute genäht und mit Pech übergossen, als lebendige Fackeln bei den unsinnigen Spielen gräßlich die Nacht erleuchten und sah Petrus zu seinen Füßen gekreuzigt und nebenan an der via Cornelia in einem unansehnlichen Grabbau über der Erde bestattet. Von all dieser alten Sündenpracht ist nichts übrig geblieben als eben dieser einsame Obelisk. Die kleine Grabzelle des armen Fischers hat sich nach und nach erweitert und ist herangewachsen zu einer Grabkirche und zu einem Weltheiligtum, vor dem die Mausoleen eines Hadrian und Augustus nun als bloße Trabanten stehen, dem die größten Kaiserbasiliken und das Forum als bloße Nebenhallen, das Pantheon, der größte alte Rundtempel, als Kuppelzier und die ägyptischen Obelisken als Ellenmaß dienen können. Der große alte Obelisk, der als stummer Zeuge der Bluttaufe des Christentums beigewohnt, der einzige, der Roms Fall stehend überlebt, muß zum zweitenmal widerwillig von seiner Stelle weichen, an Petri Grab die Ehrenwache übernehmen und jedem vorüberschreitenden Geschlecht in lateinischen Schriftzügen Christi Sieg und Weltherrschaft verkünden. Der lebendige Mittelpunkt der Weltbeherrschung ist nicht mehr das Kapitol und der Palatin, sondern St. Peter mit dem Vatikan. Ohne sie hat weder Italien noch die Welt überhaupt einen rechten Sinn und eine ausreichende Bedeutung.

(Fortsetzung folgt.)

M. Meschler S. J.

Sozialdemokratie und Gewerkschaft.

Daß ein Gegensatz zwischen der sozialdemokratischen Partei und den Gewerkschaften seit langem besteht, ist eine offenkundige Thatsache.

Die Verschiedenheit der Anschauungen bezog sich zunächst auf den Zweck der Gewerkvereine und offenbarte sich in dem Kampf um die Organisationsform.

Den marxistischen Sozialisten galten die Gewerkvereine lediglich als Agitationsvereine, welche „aufklärend" wirken und vor allem jene Arbeiter für die Sozialdemokratie gewinnen sollten, denen mit der politischen Agitation nicht beizukommen war. Ausgesprochen politische Vereine, sagte man, werden immer nur Politiker in sich vereinigen, sozialdemokratische Vereine also Sozialdemokraten. Leute, die nicht wenigstens schon sozialdemokratisch „angehaucht" sind, werden sich solchen Vereinen nicht anschließen. Niemand wird in ihnen also zum Sozialdemokraten gemacht. Dagegen sind für die gewerkschaftlichen Organisationen auch Leute, die der Politik noch fern stehen, leichter zu gewinnen, da niemand dem Streben nach Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen gegenüber gleichgültig bleibt. Gelingt es, alle von dem Nutzen der Gewerkschaftsorganisation zu überzeugen und derselben zuzuführen, dann wird der Lohnkampf sie schon zwingen, sich mit den ökonomischen Zusammenhängen bekannt zu machen und aus diesen die Schlußfolgerung zu ziehen, daß die kapitalistische Produktionsweise von der sozialistischen abgelöst werden muß, — und der Sozialdemokrat ist fertig!

Alles in den Gewerkschaften sollte natürlich derart eingerichtet werden, daß gerade dieses Ziel erreicht würde. Insbesondere galt das für die Entscheidung der Frage, ob die Gewerkschaften in lokalen oder allgemeinen Verbänden zu organisieren seien. Die Vereinsgesetzgebung in den meisten deutschen Staaten gestattete keine Verbindung zwischen Vereinen, welche politischen Zwecken dienten. Wer daher in der politischen „Bildung und Aufklärung" der Massen die eigentliche Hauptaufgabe der Gewerkvereine erblickte — damit einst der sozialistische Staat auf den Schultern der Arbeiter ruhen könne —, der mußte heute naturgemäß gegen Zentralverbände und für die lokale Organisation der gewerkschaftlichen Bewegung eintreten.

Auf der andern Seite erkannte man ganz richtig, daß mit lokalen Vereinigungen die großen praktischen Ziele der alten englischen Trade Unions sich nicht erreichen ließen, nämlich: die Verbesserung der Arbeitsbedingungen, der Ausbau der Unterstützungskassen auf möglichst breiter und fester Grundlage. Darum verlangte man eine Organisation in großen Zentralverbänden. Nicht eine nur im Dienste der Sozialdemokratie thätige Falle sollten die Gewerkvereine sein, sondern selbständige und machtvolle Verbände, die mit siegreichem Erfolge die gewerkschaftlichen Kämpfe gegen den Kapitalismus durchzuführen im stande wären. Wie lebhaft diese „reformerische“ Richtung der Gewerkschaftsbewegung anfangs von den marxistischen Führern der „revolutionären“ Sozialdemokratie auf den Parteitagen zu Berlin (1892) und namentlich zu Köln (1893) bekämpft wurde, ist noch in aller Erinnerung, nicht minder aber das allmähliche Zurückweichen der radikalen Vertreter einer alles beherrschenden sozialistischen Parteipolitik vor den Gewerkschaftsführern, welche die Sozialpolitik der Parteipolitik zu opfern nicht gesonnen waren.

Jener Gegensatz nun, der an der Oberfläche als Kampf um Fragen der Organisation erscheint, führt sich in der That auf tiefgehende und niemals ausgleichbare Verschiedenheiten der Grundanschauung über die Mittel und Wege, wie dem Arbeiterstande zu helfen sei, zurück. Es handelt sich dabei schließlich und letztlich um den Kampf des praktischen Verstandes gegen ein vernunftwidriges, unwahres System, das den wahren und nächsten Interessen des Arbeiterstandes keine Rechnung trägt.

Daß Karl Marx und Friedrich Engels aufrichtig das Wohl der Arbeiter im Auge hatten, darf nicht bezweifelt werden. Die neue sozialistische Ordnung der Dinge erhofften und erstrebten sie nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie in der That meinten, in dem Zukunftsstaate würde alle Not, alle Bedrängnis der Arbeiter ihr Ende erreichen. In dem von Marx und Engels gemeinsam verfaßten „Kommunistischen Manifest“[1] heißt es z. B.: „Wir wollen die persönliche Aneignung der Arbeitsprodukte zur Wiedererzeugung des unmittelbaren Lebens keineswegs abschaffen, eine Aneignung, die keinen Reinertrag übrig läßt, der Macht über fremde Arbeit geben könnte. Wir wollen nur den elenden Charakter dieser Aneignung aufheben, worin der Arbeiter nur lebt, um das Kapital zu vermehren, nur so weit lebt, wie das Interesse der herrschenden Klasse

---

[1] Dritte autorisierte deutsche Auflage (Hottingen-Zürich 1883) S. 13 f.

erheischt. In der bürgerlichen Gesellschaft ist die lebendige Arbeit nur ein Mittel, die aufgehäufte Arbeit zu vermehren. In der kommunistischen Gesellschaft ist die aufgehäufte Arbeit nur ein Mittel, um den Lebensprozeß der Arbeiter zu erweitern, zu bereichern, zu befördern." Im gleichen Sinne sagt Engels[1]: „Die Expansionskraft der Produktionsmittel sprengt die Bande, die ihr die kapitalistische Produktionsweise angelegt. Ihre Befreiung aus diesen Banden ist die einzige Vorbedingung einer ununterbrochenen, stets rascher fortschreitenden Entwicklung der Produktivkräfte und damit einer praktisch schrankenlosen Steigerung der Produktion selbst. Damit nicht genug. Die gesellschaftliche Aneignung der Produktionsmittel beseitigt nicht nur die jetzt bestehende künstliche Hemmung der Produktion, sondern auch die positive Vergeudung und Verheerung von Produktivkräften und Produkten, die gegenwärtig die unvermeidliche Begleiterin der Produktion ist und ihren Höhepunkt in den Krisen erreicht. Sie setzt ferner eine Masse von Produktionsmitteln frei durch Beseitigung der blödsinnigen Luxusverschwendung der jetzt herrschenden Klassen und ihrer politischen Repräsentanten. Die Möglichkeit, allen Gesellschaftsgliedern eine Existenz zu sichern, die nicht nur materiell vollkommen ausreichend ist und von Tag zu Tag reicher wird, sondern die ihnen auch die vollständige freie Ausbildung und Bethätigung ihrer körperlichen und geistigen Anlagen garantiert, diese Möglichkeit ist jetzt zum erstenmal da, aber sie ist da."

Der Zukunftsstaat erscheint somit nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zur Beglückung aller Gesellschaftsglieder. Aber er ist im Sinne des Marxismus das einzige Mittel für jenen Zweck, das durch die historische Entwicklung gebotene alleinige Mittel. Unabhängig von diesem Mittel kann von einer Befriedigung der Ansprüche und Erwartungen der Arbeiterklasse keine Rede sein.

Dazu kommt, daß die geschichtliche Evolution, die erst in der sozialistischen Gesellschaftsordnung zur Ruhe gelangt, nach marxistischer Lehre einen naturgesetzlichen Prozeß darstellt, der im wesentlichen innerhalb eines festen Geleises verläuft: fortschreitende Konzentration der Betriebe, fortschreitende Accumulation des Besitzes, fortschreitende Verelendung der

---

[1] Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft (2. Aufl., Zürich 1886) S. 268 ff.; (3. Aufl., Stuttgart 1894) S. 302 ff.

Arbeitermassen u. s. w. Jeder, der den Marxismus kennt, weiß, daß der Verzicht auf eine einzige dieser Theorien den ganzen Marxismus über den Haufen wirft. Man kann in der That nicht zugleich Marxist sein und die Verelendungstheorie preisgeben!

Daraus ergiebt sich aber mit unabweisbarer Notwendigkeit, daß der wahre Marxist allen Bestrebungen, welche auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung irgendwie bedeutsame Verbesserungen in der Lage der Arbeiterklasse im Auge haben, nur wenig Sympathie und eine geradezu unüberwindliche Skepsis entgegenbringen kann. Ist die fortschreitende Verelendung ein naturnotwendiger Prozeß, wer kann dann noch an eigentliche Besserung glauben? Das aber, an welches man nicht glauben kann, wird folgerichtig auf wirksame Sympathie nicht rechnen können.

In der That wurden und werden denn auch die gewerkschaftlichen Bestrebungen von streng marxistischer Seite mit einer gewissen Geringschätzung behandelt. Allenfalls gestand man ein, daß vermittelst der Gewerkvereine einige Palliativmittel zur Linderung der allzu großen Not sich wohl erlangen ließen, und daß dadurch die Arbeiter einige Stärkung für den letzten, entscheidenden Kampf gewannen; aber jede irgendwie radikale Besserung blieb dabei doch noch immer einzig und allein dem Zukunftsstaate vorbehalten.

Kein Wunder, daß diese offene oder verborgene Geringschätzung der gewerkschaftlichen Bestrebungen — die, wohl bemerkt, dem konsequenten Marxismus wesentlich ist — auf der andern Seite zu einer Geringschätzung des Zukunftsstaates geführt hat. Nicht nur wurde derselbe in die „aschgraue" Zukunft verlegt, auch an scharfer Zurückweisung der Lehre selbst fehlte es nicht. So schrieb z. B. noch unlängst das Verbandsorgan der deutschen Buchdrucker: „Die Utopistereien, Kladderadatsch-, Verelendungs- und Zusammenbruchstheorien, die Prophezeiungen und Sichtwechsel auf den Zukunftsstaat, die lähmende Behauptung, daß innerhalb der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung nichts für die Arbeiter erreicht werden könne, haben bis heute ihre zersetzende und demoralisierende Wirkung auch auf die Gewerkschaften geäußert, und wenn derartiger Unfug — sagen wir einmal von ‚oben' herab — heute nicht mehr getrieben wird, desto fester sitzen derartige Theorien bei den zum Nachdenken nur wenig geneigten Massen und werden auch von gewissen ‚Führern', denen selbst wirtschaftliche und politische Erziehung not thut, immer noch gepredigt.

‚Was sagt die Partei dazu‘ oder ‚Das ist Sache der Partei‘ — derartige Sentenzen haben wir vor kurzem noch auf dem Frankfurter Gewerkschaftskongresse gehört — und da will man von einer unabhängigen und selbständigen Gewerkschaftsbewegung reden, die Mannes genug wäre, sich neue Wege zu erschließen, die den Glauben an ihre eigene Zukunft in sich trägt und die überzeugt ist von ihrer Bedeutung für die Erziehung des Volkes zur demokratischen Selbstverwaltung?"

Jedenfalls ist heute der Glauben an die Wunder des Zukunftsstaates bereits bei vielen Arbeitern sehr geschwächt, das Verlangen nach ihm bedeutend herabgemindert. Diese Ernüchterung wird ohne Zweifel voranschreiten, je mehr die Arbeiterschaft in den Gewerkvereinen nach praktischen Zielen und erreichbaren Vorteilen zu streben lernt. Gerade die intelligenteren Arbeiter müssen doch nachgerade einsehen, daß eine kommunistische Gesellschaftsordnung in direktem Gegensatze steht zu all dem, was die gewerkschaftliche Bewegung erreichen will, daß dieselbe statt größerer Freiheit völlige Knechtschaft, statt Gerechtigkeit nur die vollendete Ungerechtigkeit bringen müßte. Nicht bloß die zum Anarchismus sich bekennenden Vertreter des Arbeiterstandes haben das erkannt und ebendarum den Kampf gegen den autoritären Sozialismus eröffnet; auch weiter blickende Anhänger des marxistischen Sozialismus wußten die vom Standpunkte der Gerechtigkeit und der Freiheit gegen die kommunistische Gesellschaft erhobenen Bedenken wohl zu schätzen, wenn sie auch vorderhand noch dem Idol des Zukunftsstaates völlig zu entsagen sich nicht entschließen konnten.

So bemühte sich z. B. der im übrigen sehr besonnene und um den Arbeiterstand wohlverdiente schweizerische Arbeitersekretär Hermann Greulich mit großem Ernste, unter Wahrung des marxistischen Standpunktes die für den kommunistischen Sozialismus äußerst kritische Freiheitsfrage zu lösen [1]. Der Sozialismus — so meinte er — wolle die historische Entwicklung in einer Weise fortführen, die der Gesamtheit und also auch dem Einzelnen die größtmögliche Summe von Macht und Herrschaft über die Natur und dadurch von Freiheit zugänglich mache und zugleich auch die Forderung nützlicher Arbeit nach seiner Kraft für jeden zur Menschenpflicht, sowie die Gewährleistung von Lebensgenuß nach seinem

---

[1] Richters Jahrbuch für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik I (1. Aufl., Zürich 1879), 8 ff.

Bedürfnis zum Menschenrecht erhebe. Freilich sei zu diesem Zwecke eine unumgängliche Vorbedingung, daß der Privatbetrieb in Produktion, Austausch und Verkehr übergehe in den Gemeinbetrieb, infolgedessen also auch das Privateigentum an Grund und Boden und die übrigen Mittel für Produktion, Austausch und Verkehr übergehen in Gemeineigentum. Gewiß werde dabei aber durch eine viel kürzere notwendige Arbeitszeit der Einzelne ein unendlich größeres Maß von Bewegungsfreiheit erhalten, als dies heute, selbst durch Fabrikgesetze, dem Arbeiter geboten sei; — er werde also ein viel freierer Mann, insofern er einen beträchtlich größeren Teil seines Lebens zu seiner vollständig freien Verfügung habe. Um aber dieses Maß von Freiheit zu erhalten, werde eine vernünftige Ordnung nötig sein, eine vernünftige Einteilung der Funktionen. Je exakter die gesellschaftliche Maschinerie arbeite, um so mehr Zeit werde überschüssig und zur freien Verfügung jedes Einzelnen stehen, desto größer also auch das Maß seiner Freiheit. Man möge sich vorstellen, daß Produktion und Austausch beim Gemeinbetrieb in ähnlicher Weise organisiert sein werden wie in einem Lande mit Staatseisenbahnen der Bahndienst oder der Postdienst, freilich mit dem Unterschiede, daß eine viel kürzere Arbeitszeit, viel öftere Ablösung stattzufinden habe und die Funktionen nicht so ungerecht verschieden abgeschätzt würden wie heutzutage. — Ganz besonders aber wird auf den demokratischen Charakter der zukünftigen Gesellschaft als eine feste Garantie der Freiheit hingewiesen. Wir wollen nicht mißverstanden sein — fährt nämlich Greulich fort — und denken nicht im entferntesten an eine Organisation der Arbeit „von oben herab", durch irgend ein Zentraldirektorium, welches einfach kommandiert nach seinem Ermessen. Keineswegs! Die Organisation der Arbeit kann sich natürlich in einer vernünftigen Gesellschaft nur auf demokratischer Grundlage vollziehen, und der Verstand, die Einsicht und Erfahrung jedes Einzelnen soll daran mitarbeiten und zu möglichster Geltung gelangen. Der Hauptvorteil der künftigen Arbeitsorganisation muß gerade darin liegen, daß sie alle produktiven Kräfte und Anlagen mobil macht und jeden Einzelnen nach seiner Fähigkeit und Einsicht volle Geltung auf die Regelung des Ganzen erringen läßt. Der Einzelne ist keineswegs Arbeitsmaschine, sondern er ist gleichberechtigter Genosse, der in seinen Gruppen über die Einteilung der Arbeit und das Arbeitsbudget mit seinen Arbeitskameraden berät und mit beschließt, Verbesserungen in Anregung bringt 2c., und das nicht nur gelegentlich auf Vorlage einer Oberleitung, sondern in regelmäßigen

periodischen Versammlungen. Da wo Fachfragen vorliegen, entscheiden selbstverständlich die Fachgenossen. Ist aber ein solcher Entscheid über Arbeitsbudget, -einteilung ꝛc. mit Mehrheit erfolgt, dann kann sich die Autonomie der einzelnen Gruppen nur noch auf ihre innern Fragen beziehen, aber nicht auf den gesamten Arbeitsplan. Diesem müssen sich dieselben unterordnen. Traf die entscheidende Majorität einmal nicht das Richtige, dann wird die Erfahrung sprechen und den etwaigen bessern Vorschlägen der Minorität das nächste Mal ein um so geneigteres Ohr verschaffen — jedenfalls viel eher, als wenn die Minorität, mißleitet durch eine falsche Anschauung von ihrer „Autonomie“, gegen den Arbeitsplan rebelliert und dadurch seine Ausführung durchkreuzt. Man wird um so eher fehlerhafte Beschlüsse korrigieren, als die Gruppe ja auch der Gesamtheit gegenüber für die Ausführung ihrer Arbeitsleistungen gewissermaßen die Verantwortlichkeit haben muß.

Aber das sind doch ganz offenbar nur schöne Worte! Die Möglichkeit der ausgedehnteren Verfügung über Freistunden oder die in Aussicht gestellte Freiheit als Macht und Herrschaft über die Natur wird die Genossen durchaus nicht entschädigen können für die persönliche Knechtschaft, die aus dem Wesen der kommunistischen Gesellschaft mit Notwendigkeit sich ergiebt. Greulich giebt zu, daß die Planmäßigkeit der Produktion, d. h. ihre Regelung nach der Statistik der Bedürfnisse und der nötigen Vorräte, ferner ihre Erhaltung auf dem vorgeschritteneren Standpunkte des Großbetriebes und einer fortschreitenden Technik durchaus unverträglich sind mit der wirtschaftlichen Autonomie der Gruppen und natürlich noch viel unverträglicher mit der ökonomischen Selbständigkeit der Individuen. Er bestreitet ebensowenig die Möglichkeit, daß Minoritäten mit den Beschlüssen der „Gesamtheit“, d. h. der Majorität, nicht einverstanden sind. Aber sie müssen sich fügen und von einer etwaigen zukünftigen besseren Einsicht der Majorität eine Änderung des Arbeitsplanes erhoffen. Daß hieraus sich ungeheuere Schwierigkeiten ergeben würden, das beweist die Erfahrung, die man mit den reinen Arbeiter-Produktivgenossenschaften bisher gemacht hat. Je größer diese Genossenschaften, um so größer auch die Schwierigkeiten! Wie enorm würden sie erst sein in jener allgemeinen, auf demokratischer Grundlage aufgebauten Wirtschaftsgenossenschaft, mit welcher der Sozialismus die Welt beglücken möchte!

Gerade die „demokratische Grundlage“ macht die totale wirtschaftliche Abhängigkeit von dem einzigen und alleinigen Herrn — der Gesell-

schaft — nur um so härter und drückender für die Unzufriedenen. Die Demokratie proklamiert Gleichheit des Rechtes für alle, sie garantiert die Freiheit der Individuen, aber sie zerstört in der sozialistischen Gesellschaft die Freiheit und Geltung der Individualität. Was nützt dem „assoziierten freien Arbeiter" das Bewußtsein, Miteigentümer der Produktionsmittel zu sein, mitzustimmen über die Leitung der Produktion, die Verteilung der Produkte, wenn sein eigener Wille auf allen diesen sein Privatleben und Thun empfindlich berührenden Punkten doch nicht zur Geltung kommen kann, sondern immer wieder vor einer sich „Gesellschaft" nennenden Majorität sich beugen muß, mag deren Beschluß mit seinem Willen übereinstimmen oder demselben schnurstracks widersprechen? Glaubt man etwa so sehr an die Macht des Solidaritätsgefühles, daß dieses über alle Schwierigkeiten hinweghelfe? Heute, wo es sich um den gemeinsamen Kampf gegen den gemeinsamen Feind, den Kapitalismus, handelt, zeigt sich so oft schon der Mangel an Solidaritätsgefühl. Wie wird es erst sein, wenn jeder Arbeiter als Mitregenten der Gesellschaft sich fühlt und als solcher die Befriedigung seiner persönlichen Interessen suchen will?

Dazu kommt denn noch, daß ein großer, ja der bessere und tüchtigere Teil der Genossen im Zukunftsstaate eine durchaus ungerechte Behandlung finden wird und finden muß. Der Mensch kann vieles ertragen, eines aber erträgt niemand auf die Dauer ohne innere Empörung, und ein großer Bruchteil der Gesellschaft nicht, ohne schließlich auch zur äußern Empörung überzugehen; das ist: fortgesetzte Ungerechtigkeit. Dennoch gehört es zum Wesen der kommunistischen Gesellschaft, daß sie in der Verteilung der Güter ungerecht sein muß. Sie kann nicht anders, ohne sich selbst aufzuheben.

In der ersten Phase der kommunistischen Gesellschaft soll, wie Marx ausführte [1], die Verteilung der Konsumtionsmittel sich allerdings vollziehen nach dem Maße der Leistung. Das scheint noch der Gerechtigkeit zu entsprechen, wird aber sofort ungerecht, weil die Leistung nach der Arbeitszeit bemessen werden soll. Eine Leistung, die von der Übung, Geschicklichkeit, von Kraft und Fleiß des Arbeitenden abhängt, läßt sich nicht nach der Zeit werten. Die Unbrauchbarkeit und Ungerechtigkeit eines solchen Maßstabes wächst, je mehr es auf die Qualität der Arbeit und die

---

[1] Vgl. Kritik des Gothaer Programms von Karl Marx. Neue Zeit XI [1], 557 ff.

Qualifikation des Arbeiters ankommt. Will man eine geringere Zeit für qualifizierte Arbeit einem größeren Zeitquantum einfacher Arbeit gleichstellen, so ist endloser, leidenschaftlicher Kritik Thür und Thor geöffnet. Überdies wird auch für dieselbe qualifizierte Arbeit das Quantum und die Qualität der Arbeitsprodukte, bei gleicher Arbeitszeit, noch sehr verschieden ausfallen, je nach dem individuellen Fleiß, der individuellen Geschicklichkeit des einzelnen qualifizierten Arbeiters. Daß durch die kapitalistische Entwicklung die Masse der Arbeiter „gleichförmig" werde, wie das Kommunistische Manifest meint, widerspricht völlig der thatsächlichen Erfahrung und kann, wenigstens was die Leistungen der Einzelnen betrifft, auch von der Zukunft vernünftigerweise nicht erwartet werden.

Bestünden aber alle diese Schwierigkeiten nicht, so würde doch, wie Marx ganz richtig bemerkt, die Verteilung nach der Leistung, die Zuweisung seines Arbeitsertrages an den einzelnen Arbeiter zur Ungleichheit in der kommunistischen Gesellschaft führen und somit deren Existenz selbst in Frage stellen.

Darum bezeichnet denn auch Marx als Maßstab der Verteilung für die höhere Phase der kommunistischen Gesellschaft das Bedürfnis: Jedem nach seinen Bedürfnissen! Würden nun diejenigen Arbeiter, welche höhere Leistungen liefern, ganz genau in demselben Maße auch mehr Bedürfnisse haben, so dürfte dieser Maßstab mit der Gerechtigkeit eher vereinbar sein. Aber das ist eine faktisch und prinzipiell absurde Voraussetzung. In einer Gesellschaft „gleicher" Arbeiter, wo keine Klassen- und Standesunterschiede bestehen, wo der eine nicht luxuriöser leben darf als der andere, können die Bedürfnisse durchaus nicht in Proportion zur Arbeitsleistung der verschiedenen Arbeiter treten. Daraus ergiebt sich aber eine so grausame Ungerechtigkeit für die Verteilung, daß die kommunistische Gesellschaft in kürzester Zeit allein deshalb schon in die Luft fliegen müßte. Die Arbeitsleistungen werden konkret so verschieden sein wie die individuellen Arbeiter, ihre Fähigkeiten, Kräfte und sonstigen Eigenschaften. Der quantitativ und qualitativ verschiedenen Arbeit gebührt aber eine entsprechend verschiedene Vergeltung.

Es ist eine geradezu ungeheuerliche Zumutung an die Glaubenskraft der irre geleiteten Arbeitermassen, wenn der „wissenschaftliche" Sozialismus dem gegenüber auf die zukünftige Änderung der Rechtsanschauungen sich berufen will. Nein, Recht bleibt Recht und Unrecht bleibt Unrecht in alle Zukunft. Wer mehr und Besseres leistet, will auch mehr und Besseres

dafür empfangen. Daran ändert die kommunistische Gesellschaft nichts [1]. Was sie geändert bezw. beseitigt hat, das ist die Möglichkeit, daß überhaupt jener unabweisbaren Forderung der Gerechtigkeit entsprochen werden könne. Nur Konsumtionsmittel werden verteilt. Die Konsumtion aber hat ihre Grenzen; in einer Gesellschaft „gleicher" Genossen findet sie diese Grenzen sehr bald. Vorräte von Konsumtionsmitteln, die nicht zur eigenen Konsumtion verwendet werden können und nicht zur Erlangung einer Herrschaft über fremde Arbeitskraft verwendet werden dürfen, haben absolut keinen Wert für den Besitzer, wären völlig unnütz. Aber nicht nur dies, sie würden dazu noch für die kommunistische Gesellschaft sehr gefährlich, weil sie doch wieder eine Verschiedenheit des Besitzes bedeuten und der Versuchung zur Wiedereinführung von Klassen- und Standesunterschieden Nahrung bieten könnten. Die Beseitigung der Klassen- und Standesunterschiede gehört aber zum Wesen der kommunistischen Gesellschaft. Die „freien" Arbeiter sind eben „gleich" und müssen „gleich" bleiben, wenn dabei auch jeden Augenblick die Gerechtigkeit zertreten wird. —

Und einer solchen Gesellschaftsordnung würden sich gewerkschaftlich geschulte Arbeitermassen fügen, die gerade für Selbständigkeit, Freiheit, Gerechtigkeit zu kämpfen gewohnt waren? Wer vermöchte das zu glauben?

Gewiß, es wendet sich die Absage der gewerkschaftlich gerichteten Geister zunächst und vor allem gegen die marxistische Verelendungstheorie: „Die düstern, niederschlagenden Vorstellungen, die in unserm Kopfe die Marxsche Entwicklungslehre entstehen ließ, verflüchtigen sich mit dieser Lehre selbst. Nicht durch eine Zunahme unserer Ohnmacht, unserer Not und unseres Elendes steigen wir zum Sozialismus aufwärts, sondern durch eine schrittweise Verbesserung und Hebung unserer Lage und durch eine Erweiterung und Ausdehnung unserer Machtverhältnisse." [2] Aber mehr

---

[1] Man vergleiche die erfolglosen Bemühungen, mit denen z. B. J. Dietzgen (Sozialdemokratische Bibliothek. III. Die Zukunft der Sozialdemokratie [Hottingen-Zürich 1885] S. 7 ff.) den Vorwurf der Ungerechtigkeit in der „zukünftigen" Verteilung der Güter abzuweisen sucht: „Hüten wir uns vor der idealistischen Gerechtigkeit: sie ist ein metaphysischer Schemen, der neuzeitlich noch einen Schatten in unsere Zukunft fallen läßt." Glücklich allerdings die Zeit, wo die Gerechtigkeit keinen „Schatten mehr fallen läßt", — wo sie zu einer unbekannten Größe geworden sein wird!

[2] Zur Kritik der Marxschen Entwicklungslehre von Paul Kampffmeyer, in: „Sozialistische Monatshefte" IV (1898), Heft VIII, S. 345 ff.

und mehr wird auch das kommunistische Endziel schon kritisiert, in seiner Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit erkannt.

Wir möchten hierfür auf ein weniger bekanntes, aber sehr bedeutsames Beispiel aus neuester Zeit hinweisen.

Der Artikel 2 der Statuten des schweizerischen Gewerkschaftsbundes bezeichnet als dessen Zweck unter anderm: „die Befreiung der Arbeit vom Lohnsystem, die Vergesellschaftung der Produktionsmittel gemäß dem Programm der Sozialdemokratie". Auf dem schweizerischen Arbeitertage in Luzern (vom 3. April 1899) forderte nun der Arbeitersekretär, Hermann Greulich, daß dieser Passus aus den Statuten entfernt werde, indem er ausführte: „Solche kurze Worte sagen entweder zu viel oder zu wenig. Die wirtschaftliche Entwicklung selbst arbeitet an der Vergesellschaftung der Produktionsmittel, ein großer Teil der Produktionsmittel ist heute schon dem Einzeleigentum und der Einzelwirtschaft entzogen, ist vergesellschaftet, teils in den Händen der Gemeinden oder des Staates, teils in den Händen kapitalistischer Gesellschaften. Ein anderer Teil wird vielleicht selbst in der Zukunft nie vergesellschaftet werden. Man sagt also mit dem Satze zu viel oder zu wenig, wenn man nicht eine nähere Erklärung dazu giebt. Vergessen wir doch nicht, daß hierüber sehr verschiedene Anschauungen in guten Treuen existieren. Wir haben hier auf dem Arbeitertag zwei große Gruppen von Anschauungen. Die Katholiken verwerfen auch den römisch-rechtlichen Eigentumsbegriff, sie folgen den Anschauungen des hl. Thomas von Aquino, der das Eigentum als Nutzungsgut, den Eigentümer nur als Verwalter betrachtet, mit der Verpflichtung, sein Eigentum nur zum Guten seiner Mitmenschen zu verwenden. Die Sozialisten stützen sich auf die Darlegungen von Karl Marx, der aus dem Entwicklungsgange der kapitalistischen Produktionsweise auf ein Zuspitzen der Gegensätze zwischen kapitalistisch-gesellschaftlicher Produktionsweise und privatkapitalistischer Aneignungsweise schließt, das zu einem gesellschaftlichen Umschlagen, d. h. zu einer gesellschaftlichen Ordnung führt, in der die Gesellschaft selbst die Produktionsmittel in die Hand nimmt und die aus ihnen und der Arbeit gewonnenen Genußgüter allen Gliedern der Gesellschaft zukommen läßt. — Wir haben es aber in keinem Falle mit starren, unabänderlichen Theorien zu thun, und gerade der Standpunkt von Marx ist auf die Kritik gegründet und muß in kritischer Beobachtung der Thatsachen weiter geführt werden. Und diese Arbeit ist im vollen Gange, was mich als Marxisten sehr freut. Es werden die

Thatsachen sein, die schließlich entscheiden, ob der hl. Thomas von Aquino oder Marx recht behält, oder ob die Entwicklung auf einer andern Linie liegt.“ [1]

Wenn der Führer der schweizerischen Sozialisten, der im Jahre 1879, wie wir oben ausführten, den Zukunftsstaat noch entschieden verteidigte, heute den Begriff der „Vergesellschaftung“ so wesentlich modifiziert, überdies daran zweifelt, ob in Zukunft alle Produktionsmittel vergesellschaftet werden, schließlich von der „naturnotwendigen“ Entwicklung zum marxistischen Kommunismus hin nichts mehr wissen will, so ist dies allerdings ein sehr erfreulicher Fortschritt, mag auch Greulich immerhin sich noch als Marxisten bezeichnen wollen.

Ebenso bedeutsam ist aber auch die Art und Weise, wie Greulich für die volle Neutralität der Gewerkvereine eintrat: „Es giebt Länder, in denen die Arbeiter gegenüber der Staatsgewalt noch um ihre ersten und elementarsten Rechte der freien Meinungsäußerung, der Vereins- und Versammlungsfreiheit kämpfen müssen, und wo es im wesentlichen die Sozialdemokratie ist, die diesen Kampf mit Nachdruck führt. Dort ist es ja ganz begreiflich, daß die Gewerkschaften, die zudem auch von Sozialdemokraten organisiert wurden, darauf halten, mit der Sozialdemokratie im engsten Zusammenhang zu stehen. Wir aber (in der Schweiz) sind über dieses Kampfstadium hinaus, bei uns kommt es lediglich darauf an, das Recht der Vereinigung recht ausgiebig zu gebrauchen. Für die gewerkschaftliche Organisation müssen wir daher uns möglich streng an den gewerkschaftlichen Zweck halten und beiseite lassen, was größere Arbeiterschichten abhalten könnte, sich den Gewerkschaften anzuschließen.“ [2]

Das heißt doch mit andern Worten: Hat der Mohr seine Schuldigkeit gethan, dann kann er gehen! Hat die Sozialdemokratie in einem Lande politisch für den Arbeiterstand die Bahn frei gemacht, dann ist es die Aufgabe der politisch und religiös neutralen Gewerkvereine, das Arbeitsverhältnis nach Art einer konstitutionellen Monarchie auszugestalten: die Unternehmer bleiben die Herren, aber sie verhandeln über den Arbeitsvertrag mit den Gewerkschaften und vereinbaren mit ihnen die Arbeitsbedingungen [3]. Das ist ja das Ziel der Gewerkvereine! Mag dann

---

[1] Der schweizerische Arbeitertag in Luzern am 3. April 1899 (Zürich 1899) S. 67 f.

[2] A. a. O. S. 70. [3] A. a. O. S. 28.

immerhin noch der sozialistische Zukunftsstaat als ersehntes Endziel der historischen Bewegung dem Geiste mancher Arbeiter vorschweben, die mehr praktischen Zielen zugewendeten Leute werden mit John Burns denken und sagen, daß der Gewerkschaftssperling in der Hand ihnen lieber sei als der sozialistische Schwan in der Zukunft!

Die Folgerung aus dem Gesagten liegt so nahe, daß sie nur einer ganz kurzen Andeutung bedarf: Wer es mit dem Staate und der Arbeiterklasse wohl meint, der wird heute alles vermeiden müssen, was in Wirklichkeit oder auch nur dem Schein nach eine Beschränkung der Koalitionsfreiheit der Arbeiter bedeuten könnte.

Heinrich Pesch S. J.

Die Liebfrauenkirche zu Luxemburg.

Wenn man von Gotik redet, denkt man gewöhnlich nur an die Schöpfungen, welche der Stil in seiner Frühzeit, auf der Höhe seiner Ausbildung oder gegen Ende des Mittelalters hervorgebracht hat. Selten wird man dabei auch die Nachblüten im Sinne haben, welche er im 17. Jahrhundert gleichsam als Scheidegruß getrieben, da er dem von Welschland her eingedrungenen Barock das Feld überlassen mußte. Und doch verdienen diese letzten Gaben des einst so herrlich prangenden Baumes es keineswegs, so ganz der Vergessenheit überantwortet zu werden.

Freilich sind es nur Nachblüten. Es sind Kinder des Spätherbstes. Es mangelt ihnen mehr oder minder die urwüchsige Kraft, das frische, freie Aufstreben, der leichte Aufbau, die große, geistvolle Linienführung, der Adel und die Reinheit der Formen, die verständnisvolle Behandlung der Bauglieder, die straffe konsequente Durchführung des gotischen Konstruktionsgedankens. Die Gotik ist alt geworden und befindet sich im Stadium der Zersetzung. Es mischen sich allerlei fremde Elemente den gotischen Formen bei. Gotische und antike Baumotive werden in buntem Durcheinander und in der merkwürdigsten naivsten Verquickung miteinander verbunden. Allein es sind doch wenigstens im Kern noch wirkliche gotische Schöpfungen, mögen sie auch in der äußern Form ihre Abstammung mehr

oder weniger verleugnen. Wer der Gotik Interesse entgegenbringt, wird nicht bloß deren Erstlingsschöpfungen Beobachtung schenken, noch wird er schon an der Schwelle der Neuzeit Halt machen, sondern die Geschicke des Stiles verfolgen, bis er den Augen entschwindet.

Die Renaissance hat nicht mit einem Schlage die Gotik verdrängt. Nirgends läßt sich zwischen beiden eine scharfe Grenze ziehen, nicht einmal in Italien, dem Mutterboden und dem gelobten Lande des wiederbelebten klassischen Stiles. Überall hat ein Übergang stattgefunden, der sich freilich je nach den verschiedenen wirksamen Einflüssen bald rascher bald langsamer vollzog.

Im großen und ganzen lassen sich in dem Umwandlungsprozeß zwei Mittelstufen unterscheiden.

Auf der ersten bewahrt der Bau sein volles gotisches Gepräge. Die Renaissanceformen treten nur in untergeordneter Weise auf. Meist sind es die zufälligen, dem Bau an sich fremden Teile, wo sich die klassische Formsprache zuerst einnistet, wie die Galerien, Doxale, das Kirchenmobiliar. Doch sind auch schon die wesentlichen Bauglieder im Umgestaltungsprozeß begriffen, wie die Säulen mitsamt ihren Kapitälen, die Scheidbogen, das Fenstermaßwerk, die Gewölbe.

Auf der zweiten entspricht zwar die Gesamtanlage und der Aufbau noch den hergebrachten Grundsätzen und Regeln der Gotik. Noch läßt sich im Bau deutlich das gotische Gerüst erkennen. Allein die Formsprache ist völlig den Alten entlehnt. Pfeiler mit vorgelagerten Pilastern und ionischen oder korinthischen Kapitälen, mächtig ausladende Gesimse, Schnecken und Verkröpfungen, Kassetten, klassische Ranken, Fruchtschnüre und Putten grüßen von allen Seiten. Der Spitzbogen ist ganz verschwunden, der Rundbogen konsequent durchgeführt oder teilweise durch geradlinigen Abschluß ersetzt.

Am frühesten wich die Gotik der Renaissance in Italien, wo sie ohnehin niemals bis in ihre letzten Konsequenzen ausgebildet worden, niemals dem Volk in Fleisch und Blut übergegangen war. In Spanien und Frankreich übte sie noch im 16. Jahrhundert einen großen Einfluß aus. Noch länger dauerte ihr Leben in den belgischen Niederlanden und den damit zusammenhängenden Gebieten sowie im Norden Deutschlands. Hier entstanden noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Reihe sehr beachtenswerter, zum Teil sogar bedeutender Kirchen, welche die Gotik, wenngleich in recht späten Formen, jedoch mit vortrefflichem Sinn

für die gotischen Bauprinzipien verkörpern. In den Rheinlanden und Westfalen dauerte es sogar bis gegen das 18. Jahrhundert, ehe sie ganz vom Plan verschwindet.

Noch lange nicht die geringste unter den Blüten, welche die Gotik in ihrem Alter gezeitigt hat, ist die Liebfrauenkirche zu Luxemburg. Sie darf sich unzweifelhaft mit Ehren neben manche der vorzüglicheren Kirchen der Spätgotik hinstellen. Es ist in der That auffallend, daß sie in den Kreisen der Kunsthistoriker so gut wie völlig unbekannt ist. Man schlage nur eine Kunstgeschichte um die andere auf, man wird sie vergeblich suchen.

Die Kirche wurde während der Jahre 1613 bis 1621 gebaut. Ihre Abmessungen sind nicht übergroß, doch immerhin beträchtlich. In ihrer Anlage zeigt sie einen Reichtum, den wir um diese Zeit bei andern Kirchen sehr selten antreffen. Elemente der Renaissance haben in ihr nur in einem verhältnismäßig recht bescheidenen Maße Eingang gefunden. Im großen und ganzen ist es noch wirkliche gotische Formensprache, die wir in dem Bau vernehmen. Dabei kommen in ihm die konstruktiven Grundsätze der Gotik in einer so klaren Weise zur Geltung, wie nicht besser bei manchen früheren Schöpfungen des Stiles.

Um so weniger kann es daher wunder nehmen, daß wir uns in den nachfolgenden Zeilen etwas eingehender mit der Kirche befassen, die Blätter ihrer Baugeschichte ein wenig entrollen und den Bau in seinen Einzelheiten einer kurzen ästhetisch-kritischen Wertung würdigen.

I.

Die Liebfrauenkirche ist eine Jesuitenkirche; sie wurde von den Patres erst erbaut, nachdem sich dieselben zum zweitenmal in Luxemburg niedergelassen hatten. Die erste Ansiedlung fällt in das Jahr 1583 und ging von Trier aus, da die Stadt Luxemburg damals kirchlich zum Trierer Erzbistum gehörte. Es kam indessen durch Umstände, auf die hier einzugehen zu weit führen würde, nicht zu einer dauernden Niederlassung. Auf einen Bericht, den P. Klutzius, der Obere der Luxemburger Mission, an den Visitator der belgischen und deutschen Provinz, P. Oliverius Manareus, über die Lage der Dinge in Luxemburg richtete, wurden die Patres am 28. Juni 1585 zum Leidwesen der städtischen Behörden abberufen [1].

[1] Das Material zur Baugeschichte der Liebfrauenkirche lieferte mir teils das Regierungsarchiv zu Luxemburg, dessen Einsichtnahme mir Herr Regierungsrat Ruppert freundlichst ermöglichte, teils das Pfarrarchiv von Liebfrauen, welches mir

Es dauerte ungefähr zehn Jahre, bis eine neue Niederlassung erfolgte. Diesmal ging dieselbe von der belgischen Provinz aus. Anfangs bestand die Kolonie nur aus den drei Patres Bernard Duraspis, dem Socius des Provinzials als dem Obern, Heinrich Samerius, einem Kind des Luxemburger Landes, und Theodor Bekanus. Bald gesellten sich den Ankömmlingen indessen zwei Laienbrüder, Jakob Sopron und Johannes Brabant, zu.

Anfangs bewohnte man ein gemietetes Haus in der Wassergasse, vertauschte selbiges aber bald mit einem eigenen Heim, das man von dem städtischen Bannerherrn Flörndorff gekauft. Zur Ausübung der gottesdienstlichen Verrichtungen und der Seelsorge war den Patres die St. Klemenskapelle bei der Kirche des hl. Nikolaus überwiesen worden. Die Eröffnung eines Kollegs erfolgte erst 1603, also fast ein Jahrzehnt nach Beginn der zweiten Niederlassung. Von der Erbauung einer eigenen Kirche aber konnte damals noch keine Rede sein. Man mußte die Entwicklung des Kollegs abwarten und sich vorderhand noch eine Weile mit der Klemenskapelle begnügen. Es dauerte nahezu ein weiteres Jahrzehnt, bis man den Grundstein zur Kirche legen konnte. Die ersten ernsten Schritte zum Bau derselben geschahen gegen den Beginn des Jahres 1611. Die Anstalt hatte sich glänzend entfaltet. In wenigen Jahren war die Schülerzahl von 200, mit denen man begonnen, auf das doppelte gestiegen. Die Klemenskapelle genügte infolgedessen nicht mehr, und der Bau einer neuen, den Verhältnissen entsprechenden Kirche war dringendes Bedürfnis geworden.

Rektor des Kollegs war seit Oktober 1609 P. Franz Witspaen aus Oudenarde, daher gewöhnlich Aldenardus genannt. Geboren am 28. Januar 1576, war er am 27. Oktober 1598 in die Gesellschaft Jesu eingetreten. Am 1. November 1600 hatte er seine ersten Gelübde abgelegt, seine Profeßgelübde machte er am 5. Oktober 1614. Er starb am 15. September 1626 in seiner Vaterstadt. Witspaen war ein ungemein fähiger und thätiger Mann. Die günstige Entwicklung des Kollegs ist vor allem sein Werk. Er war 1604 nach Luxemburg gekommen und hatte, ehe er Rektor wurde, schon fünf Jahre als Prokurator die Geldgeschäfte des

---

das bereitwillige Entgegenkommen des Herrn Dompfarrers Lech eröffnete. Andere Angaben verdanke ich dem Sammelfleiß und der Güte des Herrn Pfarrers Grob von Biwingen, des Herrn Professors Huart zu Luxemburg und namentlich meines Ordensbruders, des P. Joh. B. van Meurs. Den betreffenden Herren meinen besten Dank.

Kollegs besorgt. Das „Elogium" rühmt seine Wohlthätigkeit gegen die Armen, seinen Seeleneifer, seine Sorge für den Unterricht und bemerkt bezeichnend: Summa omnium vox est, P. Aldenardus bene rexit, bene vixit. Als Verdienst des P. Witspaen hebt es ferner hervor, daß er die Ordenskirche von den Fundamenten an erbaut habe.

Die nächste Thätigkeit des Rektors war dahin gerichtet, einen Bauplatz zu beschaffen, der natürlich in unmittelbarer Nähe des Kollegs liegen mußte. Er kaufte daher zwei Häuser an, welche zwischen diesem und dem Refugium S. Maximini, dem jetzigen Regierungsgebäude, lagen. Eines davon gehörte einem Nagelschmied, das andere war das Haus „Zum Kronen". Da indessen der so gewonnene Platz noch nicht genügte, suchte Aldenardus auch das Stück Garten zu erwerben, welches hinter dem Hause des Nagelschmiedes lag und zum Berburgschen Anwesen gehörte. Allein die Erwerbung desselben stieß auf große Schwierigkeiten, da gerade über den Berburgschen Besitz zwischen Sebastian Tynner, Herrn von Hollenfels, einerseits und dem Baron von Hohensaxen samt den noch unter Vormundschaft stehenden Erben Metternich andererseits ein Prozeß schwebte, dessen Ende vorderhand nicht abzusehen war.

Schon hatte der Erzherzog Albert auf ein Gesuch des Provinzialrates vom 21. Februar 1611 unter dem Juli desselben Jahres die Verfügung getroffen, es solle im Interesse des notwendigen Kirchenbaues der Rat das Grundstück abschätzen lassen und dann zur Expropriierung desselben schreiten, als es P. Aldenardus gelang, auf anderem Wege zu seinem Ziele zu kommen. Er bewog den Baron von Hohensaxen, unter dem 3. November 1611 auf den von diesem erhobenen Anspruch auf den Garten zu Gunsten des Kirchenbaues zu verzichten. Desgleichen erreichte er es durch seine wiederholten Bitten, daß auch der Trierer Erzbischof Lothar von Metternich als Vormund und im Namen seiner Neffen am 2. April 1612 und durch Akt vom 12. Dezember 1612 gegen bestimmte Bedingungen auf das Gartenstück verzichtete. Statt des bisherigen Ausganges aus dem Garten, der zwischen dem „Kronen" und dem Haus des Nagelschmiedes auf die Straße führte, mußten die Jesuiten einen andern zwischen dem Maximiner Refugium und der zukünftigen Kirche anzulegen sich verpflichten. Dann mußten sie versprechen, das Schönfeldsche Haus hinter dem „Kronen" zu kaufen, um aus dessen Garten die Erben Metternich zu entschädigen. Endlich mußten sie der Familie Metternich, ihren Nachkommen und Rechtsnachfolgern vier Sitze in der Kirche mit

Aussicht auf den Hochaltar einräumen. Sebastian Tynner wollte von einer Abtretung nichts wissen. Darum kaufte der Rektor am 9. Dezember 1611 von ihm um 600 Fl. das Anrecht, welches Tynner auf den Garten zu haben behauptete. Doch mußte der Verkäufer sich anheischig machen, den Kaufpreis zurückzuzahlen, falls die endliche Entscheidung des Prozesses zu seinen Ungunsten ausfallen sollte.

Die Mittel zum Ankauf der beiden Häuser und des Gartens gewährten P. Aldenardus die Anleihen, welche er bei der Witwe Anna Kremer, die aus dem erwähnten „Kronen" stammte, und dem Noviziat zu Trier machte. Erstere lieh ihm am 22. November 1611 600 Fl. 10 Stbr., letzteres im folgenden Dezember 2600 Fl.

Die Platzfrage war also bereinigt. Es galt nun einen Plan zu entwerfen und die Baukosten zu beschaffen.

Seit der in jüngster Zeit vorgenommenen Neueindeckung des Turmes sind wir in der glücklichen Lage, den Architekten der Kirche und seinen Gehilfen zu kennen. Im Knauf des Helmes fand sich nämlich ein Pergament vor, welches am 17. November 1618 bei Aufrichtung des Kreuzes in denselben gelegt worden war und die Namen aller Insassen des Kollegs enthielt. An der Spitze steht P. Aldenardus verzeichnet; ihm folgt P. Bußbach, damaliger Minister, mit den übrigen Patres, den Magistri und den Brüdern. Unter letzteren treffen wir einen Kaspar Blanchard, dessen Namen die Notiz beigefügt ist, er habe beim Anfahren der Bäume für den Kirchbau einen Bruch des Schenkels erlitten. Mehr aber interessiert uns die Notiz, welche der Unterschrift eines Johannes du Blocq und eines Thomas Brabant angefügt ist. Bei ersterem heißt es nämlich: architectus, bei letzterem: eius socius, sein (des Johannes du Blocq) Gehilfe.

Wer waren die beiden, die sich hier als die Meister der Liebfrauenkirche enthüllen?

Johannes du Blocq, oder auch einfach Blocq genannt, war aus Mons im Hennegau gebürtig. 23 Jahre alt, trat er am 5. März 1606 in die Gesellschaft Jesu und legte am 6. Juni 1617 seine letzten Gelübde ab. Bis zum Jahre 1621 oder 1622 hatte Bruder Blocq im Noviziat zu Tournay seine Wohnung, wo unter seiner Leitung die Kirchen des Noviziats und des dortigen Kollegs, beides ausgesprochen gotische Bauten mit wenig Anklängen an die Renaissance, entstanden. 1622 treffen wir ihn zu Aire, 1623—1630 zu Douay, 1631—1633 in seiner Vaterstadt. 1636 weilte er wieder im Noviziat zu Tournay, 1638—1640 ist er zu

Douay thätig. Seit Oktober 1641 ist er dem Kolleg zu Mons zugeschrieben, wo er am 25. Januar 1656 in einem Alter von 73 Jahren nach einem thätigen Leben den ewigen Lohn entgegennahm, den er sich hienieden durch seine Thätigkeit zur Ehre Gottes reichlich verdient. Bruder du Blocq war nämlich der Architekt der gallo-belgischen Provinz. Von Haus aus Zimmermann oder Schreiner (faber lignarius), hatte er vom Noviziat an die Bauten innerhalb der Provinz zu entwerfen und auszuführen. In Luxemburg scheint er niemals seinen dauernden Wohnsitz gehabt zu haben, sondern nur, wenn es der Kirchenbau erforderte, vorübergehend von Tournay herübergekommen zu sein. Die Vorliebe für den gotischen Stil dürfte Bruder du Blocq aus seiner Vaterstadt mitgebracht haben, wo man noch bis gegen 1590 an der großartigen gotischen Kirche Ste. Waudru beschäftigt war. Übrigens herrschte im ganzen Belgien noch bis zum 17. Jahrhundert die Gotik durchaus vor; eine Reihe höchst bedeutender Kirchen dieses Stiles schuf oder vollendete dort gerade das 16. Jahrhundert. Es kann darum nicht auffallen, wenn Bruder du Blocq bei seinen Kirchenbauten an der Gotik festhielt.

Auch Thomas Brabant, der Gehilfe des Meisters der Liebfrauenkirche, stammte aus Mons. Er wurde daselbst am 20. Dezember 1581 geboren und war, wie Bruder du Blocq, bei seinem am 25. April 1608 erfolgten Eintritt in die Gesellschaft seines Zeichens faber lignarius. Das „Elogium" ist voll des Lobes über seine Tugend, seinen Gebetseifer, seine Arbeitsamkeit. Er starb am 20. September 1630 zu Douay, wo er mit Bruder du Blocq thätig gewesen war.

Leider scheint von den Plänen der Liebfrauenkirche, welche Bruder du Blocq im Verein mit Bruder Brabant anfertigte, sich nichts erhalten zu haben. Wenigstens ließ sich bislang keine Spur derselben entdecken.

Etwas mehr Mühe als die Beschaffung eines Bauplanes machte dem P. Aldenardus die Aufbringung der Baukosten. Die Patres besaßen keine Mittel, um für dieselben aufkommen zu können, sie waren daher ganz auf die Beihilfe anderer angewiesen. Nun war es aber noch nicht lange her, daß das Kolleg mit Unterstützung der Stände und der Bürger gebaut worden war.

Allein P. Aldenardus hatte einen guten Freund am Erzherzog Albert. Auch war der Provinzialrat den Patres sehr gewogen, da man alle Tage die Früchte ihres segensreichen Wirkens gewahr wurde. Aus demselben Grunde waren die Jesuiten allenthalben in Stadt und Land geschätzt.

Die Beschaffung der Baumittel wurde hierdurch wesentlich erleichtert. Von großem Nutzen für die Sache war es, daß Erzherzog Albert am 11. Februar 1612 in einem Schreiben unter Hinweis auf die fruchtreiche Thätigkeit der Patres den Ständen dringend die Förderung des Kirchenbaues anempfahl. Schon am 16. März gewährte der Provinzialrat einen Zuschuß von 12 000 Fl., dessen erste Rate im Betrage von 2000 Fl. bereits wenige Tage später durch den Obersteuereinnehmer Bouvet ausgezahlt wurde. Der Rest folgte in größeren und kleineren Beträgen bis zum 13. April 1614.

Am 21. Januar 1613 erläßt dann der Provinzialrat einen Aufruf an alle Prälaten, Gerichtsherren, Vasallen, Pröpste, Beamten, Stadtmagistrate, Mayer, Juristen und Unterthanen, in welchem er dieselben nach Anführung des erzherzoglichen Schreibens alle samt und sonders im Namen Ihrer Hoheiten des Erzherzogs Albert und der Erzherzogin Isabella auffordert, nach Kräften zum Bau der Kirche der Patres mit Geld, Arbeit, Fuhren, Steinen, Kalk und Holz, kurz wie es jeder vermöge, beizutragen.

Die Wirkung blieb nicht aus. Schon der Mai bringt 231 Fl. 13 Stbr. Im Juni folgen 227 Fl. 14 Stbr. Eine Hauskollekte des P. Nesselradt in Arlon und Umgegend ergab 127 Fl. 14 Stbr. Es waren nicht nur Privatpersonen die Geber, sondern auch Ortschaften als solche. So sendet die Propstei Virton 40 Fl. und der Magistrat von Diedenhofen 75 Fl. Der Gesamtertrag der Gaben belief sich 1613 auf 804 Fl. 4 Stbr. Die Stände selbst gewährten im November desselben Jahres, also ehe noch die Summe von 12 000 Fl. völlig ausbezahlt war, weitere 2000 Fl., die von den Geistlichen entrichtet werden sollten. Von dieser Summe konnten sofort nur 400 Fl. ausbezahlt werden. Daher gestatteten die Stände den Patres des weitern, auf den neuerdings bewilligten Zuschuß eine Anleihe von 1600 Fl. zu machen, und übernahmen sogar großmütig bis zur Auszahlung des Restbetrags die für die geliehene Summe zu entrichtenden Zinsen im Betrag von 5%. Die Anleihe erfolgte wiederum beim Noviziat zu Trier, bei dem gleichzeitig noch weitere 3400 Fl. für den Kirchenbau aufgenommen wurden.

Sehr günstig gestaltete sich das Jahr 1614. Eine Hauskollekte, welche die Patres Dominikus Loris und Friedrich Hospelt in Begleitung der Stadtschöffen Eucharius Bock, Licentiaten der Rechte, und Johannes Schütz am 1. Januar unternahmen, ergab die ansehnliche Summe von 415 Fl. 6 Stbr. Der Sammlung in der Stadt folgten im Verlauf des

Jahres Kollekten im Lande. Wir treffen die Patres Nikolaus Cusanus und Johannes Cleffer in Ettelbrück, Diekirch, Vianden, St. Vit, Malmedy und Umgebungen, in Asselborn, Oberwampach, Echternach, Dasburg u. s. w., den P. Loris in Diedenhofen, den P. Adolf Pistorius zu Remich, Kottenhaus, Machern. Auch im Lande ist die Ernte reich. Neben dem Ertrage der Kollekten bringt aber das Jahr auch noch eine Reihe sonstiger Gaben. So sagt der Trierer Offizial Franz de la Haye 100 Thlr. zu. Der Graf von Blankenheim schenkt 17 Goldgulden zu 56 Stbr., der Weihbischof von Straßburg, Adam Peetz, und Rat Engelbert von Neuforge je 30 Fl. Aus der Hinterlassenschaft der Eltern des P. Spies, des spätern Nachfolgers des P. Aldenardus, fielen den Patres für die Kirche 1350 Fl. zu. Im ganzen beliefen sich die 1614 eingegangenen Beiträge auf 4030 Fl. Der gute Fortgang der Sache war nicht zum wenigsten das Verdienst des Provinzialrates, der es weder an Wort noch an der That hatte fehlen lassen. Darum spricht denn auch unter dem 14. September 1614 der Erzherzog Albert demselben in einem Schreiben seine Anerkennung aus; zugleich ermahnt er aber die Herren vom Rat, auch des weitern dem Kirchenbau ihre eifrige Unterstützung angedeihen zu lassen. Frucht dieses Briefes war es ohne Zweifel, wenn die Stände im November für den Bau eine dritte Unterstützung im Betrage von 6000 Fl. gewährten. Auf die Gaben der folgenden Jahre genauer einzugehen, gestattet der Raum nicht. Es seien daher nur die hervorragendsten erwähnt.

Bruder Blanchard wendet im April 1615 der Kirche 205 Fl. zu; eine zweite am 11. Juni in der Stadt Luxemburg abgehaltene Hauskollekte ergibt 411 Fl. 17 Stbr.; ein Legat des Rates Febve vom 17. Juni beträgt 200 Fl. Am 8. Januar 1616 schenkt Empfänger Ägidius Bouvet 300 Fl., am 25. Januar der Abt von Orval Bernard von Montgaillard für das Chorgewölbe 500 Thlr. Erzherzog Albert und Gemahlin werfen am 5. Juli desselben Jahres für die Herstellung der Fassade 4000 Fl. aus. Aus der Nachlassenschaft des am 6. August 1616 verstorbenen Pfarrers Andreas von Übingen erhält die Kirche 300 Fl.

Im Mai 1617 sagt die Äbtissin von Juvigny in Lothringen 200 Thlr. für eine Kapelle zu. Ein am 28. Juli ausgezahltes Legat des Rates Johannes Blanchard beläuft sich auf 900 Fl. Der Abt von Echternach Petrus Richardot schenkt am 13. November für eine Kapelle 250 Goldgulden = 750 Fl. Die Erben des Rates Huart überweisen am 11. Dezember 1617 zum Dank dafür, daß P. Huart zu ihren Gunsten auf das elterliche Vermögen Verzicht leistete, für den Kirchenbau dem P. Aldenardus 300 Fl.

Der Prior der Trierer Kartause spendet am 3. Juli 1618 150 Fl., die Herren des Luxemburger Magistrats aber am 23. November für eine Säule 200 Fl.

Im April des Jahres 1619 starb Andreas Uhler, Pfarrer von Bertringen, singularis quoad vixit amicus collegii, heißt es im Register der Schenkungen. Er hinterließ für die Kapelle an der Evangelienseite 900 Fl. in barem Geld und an ausstehenden Beträgen weitere 337 Fl. sowie 85 Thlr. Für einen der beiden Türme, welche die Fassade flankieren, giebt Theodor Graf von Rochefort am 29. Juli 1619 1000 Fl.; der im Mai 1619 verstorbene Syndikus Dronkmann hatte der Kirche 375 Fl. vermacht. Eine von dem unermüdlichen P. Cleffer in Mersch und Umgebung, Useldingen, Bastogne, Ettelbrück, Heffingen und verschiedenen andern Orten im Laufe des Jahres veranstaltete Kollekte hatte den bedeutenden Ertrag von 1053 Fl. 8½ Stbr.

Am 17. Juli 1620 schenkt der Gouverneur Graf von Berlaymont für das Portal 1500 Fl., im Dezember Empfänger Bouvet für eine Glocke 150 Fl. und der Bürger und Stadtschöffe Franz Heiner neben 150 Fl. für die Glocken für einen Beichtstuhl 120 Fl.

Das Jahr 1621 bringt neben einer Anzahl von Schenkungen für die Beichtstühle und Glocken eine Gabe des Kurfürsten von Trier im Betrag von 240 Fl. für das Hauptfenster des Chores und als Geschenk Sr. Majestät des Königs von Spanien 559 Fl. für das große Fenster der Fassade.

Im ganzen kamen nach dem Register der accepta pro constructione templi ein:

1615	1622 Fl.	6 Stbr.		1619	7427 Fl.	19 Stbr.	
1616	1694 „	17 „		1620	3575 „	12½ „	
1617	4315 „	1½ „		1621	2686 „	17 „	
1618	5328 „	15½ „		1622	161 „	— „	

Die Erträge der Jahre 1613 und 1614 hatten sich zusammen auf 4834 Fl. 4½ Stbr. belaufen. Die Gesamteinnahme betrug demnach von 1613—1622 31 645 Fl. 13 Stbr. Eingerechnet sind in dieselben die gerichtlichen Strafgelder, welche wiederholt seitens der Behörden der Baukasse überwiesen wurden und in einzelnen Fällen 70, 98 und 100 Fl. ausmachten. Nicht darin enthalten sind aber die drei ersten Zuschüsse der Stände im Gesamtbetrag von 20 000 Fl. Nicht einbezogen sind ferner die Gaben an Naturalien, sofern sie nicht alsbald in Geld umgesetzt

wurden. Dieselben bestanden zumeist in Wein und Getreide. Einen Ochsen und sechs Hämmel schickte der Abt von St. Hubert, wie es scheint für ein Fenster, dessen Stiftung er übernommen. Nicht in Anrechnung gebracht sind endlich die Geschenke an Baumaterialien, wie die 100 Fuhren Kalk, welche Pfarrer Uhler von Bertringen lieferte, die drei Rollen Blei, welche der Amtmann von Dasburg Wilh. Wiltheim sandte, die Steine, welche der König von Spanien den Patres aus den Brüchen von Clausen zur Beplattung des Fußbodens im Chor und den Seitenkapellen überwies, und das der Kirche geschenkte Material zu dem Helm, den der Gouverneur von Luxemburg, Peter Ernst von Mansfeld, über dem Eingangsturm seines Schlosses in Clausen hatte errichten wollen.

Es ist ein interessantes Bild, welches die allgemeine Beteiligung am Kirchenbau der Patres gewährt. Die alten Luxemburger haben in der Liebfrauenkirche ihrer gottesfürchtigen Gesinnung, ihrem Eifer für die Religion und ihrer Sorge für eine gute Erziehung und Ausbildung der Jugend ein wahres Ehrendenkmal gesetzt. Denn das waren ja zuletzt die Beweggründe, weshalb alle, Stadt und Land, hoch und niedrig, reich und arm, geistlich und weltlich, Adel, Ratsherren, Bürger und Bauern in bewunderungswürdiger Freigebigkeit ihr Scherflein zur Errichtung des Gotteshauses beitrugen, weshalb alles, was irgendwie Rang und Einfluß besaß, sich der Sache des Kirchenbaues wie der eigenen annahm. Es dürfte wohl kaum einen bedeutenderen Namen aus dem damaligen Luxemburg geben, der nicht irgendwie mit dem Bau verknüpft wäre, ein Johannes Wiltheim, ein Herr von Rollingen, ein Rat Bogard, ein Dr. Bußbach, ein Colonel Baur, ein Herr von Hollenfels und zahlreiche andere. Insbesondere sind es die Juristen, welche sich der Angelegenheit mit Eifer annahmen. Die alten Luxemburger haben vollauf verdient, daß die Opferwilligkeit, welche sie beim Bau der Liebfrauenkirche an den Tag gelegt haben, aus dem Staube der Vergangenheit hervorgezogen werde.

Am 16. März 1612 hatten die Stände P. Aldenardus für seinen Kirchenbau 12000 Fl. bewilligt. Ein Jahr später war schon die Hälfte dieser Summe in seinen Händen, und so glaubte er ohne Bedenken zur Grundsteinlegung schreiten zu können. Dieselbe wurde auf den 7. Mai festgesetzt. Eine auf sie bezügliche Inschrift an der Außenseite der westlichen Umfassungsmauer besagt: Iacta huius aedis principia an. Dom. MDCXIII nonis Maii Pauli V. Pontificis Max. IX. Math. I. Imp. I. Alberti Archid. Austr. et Isabel. Clarae Eug. Infantis Hisp.

Princip. Belgii Ducum Luxemburg. et Comit. Chin. XIV. R. P. Claudii Aquavivae Praepositi Gener. Societ. XXXII acceptae Soc. Iesu sedis in hac urbe XIX.

Die Grundsteinlegung wurde sehr feierlich begangen. Sie war eine Art von Landesfest. Ein Zeitgenosse, Eustachius Wiltheim, erzählt darüber:

„Ahm 7. May 1613 ist der erster stein ahn der Herrn Patrum Societatis Iesu Kirch mit nachfolgenden Ceremonien angelegt worden. Nachdem der hochwürdiger Herr Georgh Helffenstein Suffraganeus des Stiffts Trier die platz und fundamenter consecrirt und geweyhett, ist ahn dem Ecken zur rechter Hand des eingangs der erste stein, darauff das Lutzemburger wapfen gehauwen innahmen Ihrer Durchlauchter der Ertzhertzogen durch den woledlen Herrn Petren Ernsten Herrn zu Rolingen, ansembourgh, Siebenborn, Köerich u. s. w., Erbmarschalk und Ritter, Richter der Edlen dieses landts, der ander durch einen vom adell innahmen Ihrer Ex. Herrn Grafen vón Berlaymont Gubernatoren dieses Landts in dero abwesen, darauf ihrer Excellenze wapfen gehauwen, gelegtt, der Ehrwürdiger Herr Petrus Roberty abten zu unser lieben frauwen Münster hat innahmen der Geistlicher Staende den dritten und ein ander den vierten innahmen der weltlichen Staende, der fünfte wegen der Statt und landts Lutzemburg gestellt auf welche drey Stein die wapfen des landts gezeichnet, darnacher haben viel unterschiedlichen standtspersonen eine ziembliche anzahl kleiner stein darauf die Nahmen IHS und MAR gehauwen zu den andern gesetzt.

Auf die zu erbauwungh des hohen altars designierte platz wardt ein altar, umb das Ambt der heyliger Meßen darauf zu halten, aufgericht, weil aber Regenwetter eingefahlen, ist die Meß auf dem Sahll über die Schoulen der Jesuiten gesungen."

Über den Fortschritt der Bauthätigkeit besitzen wir nur vereinzelte Daten. Immerhin geben dieselben wenigstens in großen Zügen ein Bild vom Fortgang der Arbeiten.

Die litterae annuae von 1615, eine Art von Jahresbericht, vermelden, es seien die Umfassungsmauern schon bis zum Dach aufgeführt. Es hatten also die Arbeiten einen für die damaligen Verhältnisse sehr günstigen Fortgang genommen. In den Jahren 1616—1618 schaffte man fleißig im Innern der Kirche. Darauf weisen einzelne Geschenke hin, welche P. Aldenardus damals für den Bau empfing, wie die Stiftung des Chorgewölbes und einer Kapelle durch den Abt von Orval, den Abt von Echternach

und die Äbtissin von Juvigny, einer Säule durch die Luxemburger Ratsherren und einer piscina chori durch Pfarrer Kruch von Münster. Am 22. April 1619 muß das Innere schon so weit vorgeschritten gewesen sein, daß man den Pfarrer Uhler in der von ihm gestifteten Kapelle an der Evangelienseite begraben konnte.

Über dem Innenbau vernachlässigte man jedoch keineswegs den Außenbau. Auch hier arbeitete man so eifrig, daß bereits 1618 die Fassade wie auch der westliche Hauptturm fertig gestellt wurden. Die Fassade trägt nämlich in großen, schmiedeeisernen Buchstaben das Datum 1618. Auf den Turm aber wurde gemäß dem 1895 im Helmknauf vorgefundenen Schriftstück am 17. November 1618 das Kreuz aufgesetzt, für welches im Laufe desselben Monats verschiedene Gaben, namentlich von Frau von Merfeld, Frau Bouvet und Witwe Anna Kremer, eingegangen waren. 1620 fehlten noch das Portal, die Fenster und das Mobiliar der Kirche. Ersteres wurde, wie die auf der Thüre angebrachte Jahreszahl beweist, 1621 vollendet. Wegen Anfertigung der Fenster wurde am 20. September mit dem Glasmaler Michael Bläßner ein Vertrag abgeschlossen. Der Meister verpflichtet sich darin, die Fenster gut zu „brennen und zu mahlen“. Die Figuren, welche er in denselben anzubringen hatte, sollten ihm die Patres angeben. Für den Schuh des fertigen Fensters soll er 19 Stbr. erhalten. Eine im Regierungsarchiv vorfindliche Notiz nennt als Donatoren der Fenster die Trierer Erzbischöfe Lothar von Metternich und Christoph von Soetern, die Äbte von St. Maximin, Echternach und St. Hubert, den Pfarrer Uhler von Bertringen, den Markgrafen von Baden, den Grafen von Gerolstein, die Barone von Hohensaxen, Krichingen, Wiltz und Kronenbergh, die Herren von Eltz und Rollingen, den Präses Bennink, den Ratsekretär Wiltheim, die Ratsherren Houst, Bogard, Dronkmann, Blanchard und den Advokaten vom Speierer Reichsgericht Dr. Johannes Bußbach. Eigentümlicherweise wird der König unter den Geschenkgebern nicht erwähnt. Da Christoph von Soetern erst 1623 Erzbischof von Trier wurde, muß die Notiz nach 1623 geschrieben worden sein. Über die Beschaffung eines Hochaltars verlautet nichts. Für die Beichtstühle liefen in den Jahren 1620 und 1621 wiederholt namhafte Beträge ein. Als Stifter eines Beichtstuhls erscheint im Verzeichnis der Geschenke für den Kirchenbau Sebastian Tynner von Hollenfels. Man wird mit der Anfertigung dieser so notwendigen Möbel wohl nicht lange gewartet haben. Jedenfalls war 1630 der von Herrn von Hollenfells gestiftete Beichtstuhl fertig. Damals

ging nämlich der so lange schwebende Prozeß über das Berburgsche Besitztum endlich zu Ende. Er fiel zu gunsten des Barons von Hohensaxen und der Erben Metternich aus. Tynner von Hollenfels mußte sonach den Patres gemäß Abmachung die ihm von diesen bezahlten 600 Fl. zurückgeben. Wir vernehmen nun, daß er die Jesuiten zu bewegen sucht, als teilweisen Ersatz für diese Summe den Beichtstuhl zu betrachten, den er der Kirche geschenkt hatte. Die Patres lehnen jedoch dieses Ansinnen ab, weil selbiger das Wappen des Herrn von Hollenfels trage.

Das Doxale wurde am 13. November 1620 dem Bildhauer Daniel Müller in Verding gegeben. Der Preis, für den der Meister dasselbe zu liefern sich verpflichtete, betrug 350 Thlr. zu 30 Stbr. Das Doxale sollte gemäß dem Kontrakt längstens vor dem Ostertag des folgenden Jahres fertig sein. Es scheint sich jedoch die Herstellung etwas verzögert zu haben. Denn die Abrechnung findet erst am 16. August 1621 statt.

Die Brüstungen der Oratorien über den Seitenkapellen, welche von der Familie Deutsch und der Jungfrau Svare geschenkt wurden, sind, wie ihr Stil beweist, zu gleicher Zeit und wohl auch von demselben Meister angefertigt, der die Emporbühne an der Eingangswand schuf. Das Geläute muß teilweise noch im Jahre 1620 gegossen worden sein. Eine aus dem Turme der Liebfrauenkirche stammende und jetzt zu Rodenborn befindliche Glocke trägt nämlich die Inschrift: Claris. Dom. Aegidius Bouvet, Princeps villae et Quaestor Generalis aeris subsidiarii: Principium Concilii Regii: Societati Iesu Luxemburgi fieri curavit.

1620 St. Gertrudis

IHS MAR

Acht Jahre nach der Grundsteinlegung war die Kirche im Äußern und Innern so weit vollendet, daß man mit der Einweihung nicht länger zu zögern brauchte. Sie fand am 17. Oktober 1621 durch denselben Trierer Weihbischof Georg von Helfenstein statt, der auch die Feier der Grundsteinlegung vorgenommen hatte.

„Welche Kirch alß sie vollentlich außgebauwet ist im Jahr 1621 den 17. octobris consecrirt und zu ehren der glorwürdigsten Jungfrauwen Maria durch gleichen Herrn Weybischoff gewiehen und die erste Meß darin gesungen worden“, erzählt uns Eustachius Wiltheim.

Die weitere Geschichte der Liebfrauenkirche interessiert uns hier nicht. Nur fügen wir noch an, daß für dieselbe in den Jahren 1633—1636 durch Künstler, welche die Patres aus Belgien hatten kommen lassen, ein

Glockenspiel angefertigt wurde. Es bestand aus 24 Glocken, von denen laut Inschrift eine aus dem Jahre 1534, eine zweite aus dem Jahre 1610 stammte. Eine dritte wurde 1630, die übrigen erst 1635 gegossen.

II.

Die Liebfrauenkirche ist ein dreischiffiger Bau und stellt sich als eine Art von Mittelding zwischen Basilika und Hallenkirche dar. Mit der ersten hat sie gemein, daß ihr Mittelschiff die Nebenschiffe um ein namhaftes überragt, mit der letztern, daß nichtsdestoweniger alle drei Schiffe unter einem Dache liegen und der Mittelraum des Oberlichtes entbehrt. Anlagen, wie die Liebfrauenkirche sie bietet, ergeben sich von selbst da, wo man eine gotische Hallenkirche will, aber weder die Gewölbe der Abseiten stelzen oder in die Höhe ziehen, noch die Gewölbe des Mittelschiffes drücken mag.

Nach außen kommt die Kirche wenig zur Geltung. Nicht als ob ihr Äußeres zu unscheinbar wäre. Die Ursache davon liegt in dem Umstande, daß sie völlig zwischen dem Regierungsgebäude, dem Athenäum und dem Priesterseminar eingeschlossen ist. Nur die an der Straße liegende Fassade und der über die Häuser hervorragende Hauptturm treten an die Öffentlichkeit.

Die Kirche konnte nicht orientiert werden. Ihr Chor liegt nach Süden. Im Grundriß unterscheiden wir die Fassade (hier die Nordseite) mit den ihr nach den Ecken zu vorgelagerten Türmen, das dreischiffige Langhaus, den an das Mittelschiff sich anreihenden Chor, zwei an die Abseiten sich anschließende Türme und fünf kapellenartige Räume, welche zwischen den Chorstrebepfeilern eingefügt den Chor umlagern und als Sakristei dienen. Die Höhe der Kirche, vom Boden bis zum Dachfirst gerechnet, beträgt 24,50 m, ihre gesamte äußere Länge, der Raum hinter dem Chor mit einbezogen, 60 m, ihre äußere Breite 22 m. Die lichte Länge des Baues beläuft sich auf 48 m, von denen 12,80 m auf den Chor fallen, seine lichte Breite im Langhaus 20 m, von denen 8,80 m auf das Mittelschiff, je 4,40 m auf die Nebenschiffe kommen. Die Säulen, welche die Gewölbe tragen und die Schiffe scheiden, haben eine Höhe von 10,20 m, die lichte Höhe des Mittelschiffs beträgt 15,50 m.

Doch wenden wir den einzelnen Teilen des Baues unsere Aufmerksamkeit zu. Treten wir zunächst vor die nach Norden gerichtete Fassade. Gerade vor uns gewahren wir das Hauptportal, darüber zunächst ein großes vierteiliges Fenster, weiter hinauf eine sogen. Rose, hoch im Giebel

das Wappen des Erzherzogs Albert samt dem Luxemburger Wappen, darüber das Monogramm I H S und endlich auf der Spitze ein Kreuz. Rechts und links der Fassade sind die schon erwähnten 4 m im Geviert messenden Flankiertürme angefügt. Das zwar prächtige, aber überladene Portal ist barock. Nicht gotisch ist ferner das aus mißverstandenen klassischen Profilstücken zusammengesetzte Kranzgesimse der Türme sowie deren Zwiebelhelm. Im übrigen haben wir eine durchaus gotische Anlage vor uns. Allerdings merkt man es derselben an, daß sie aus später Zeit stammt. Die Türme sind der Fassade nur vorgesetzt, nicht organisch eingegliedert. Dabei sind sie im Verhältnis zur Höhe der Fassade viel zu niedrig ausgefallen. Denn ihr Mauerwerk überragt kaum das Kranzgesimse des Daches. Des weitern mangelt es der Fassade an frischem Aufstieg, hauptsächlich wohl infolge übermäßiger Häufung der Gesimse, deren wir nicht weniger als vier zählen. Unschön wirkt es auch, daß die Rose oberhalb des Mittelfensters das Gesimse unterbricht, welches den Giebel vom Unterbau scheidet. Indessen Bruder du Blocq hat sein bestes gethan. Man muß sich sogar über das gute Verständnis für die Stilgesetze der Gotik wundern, das in der Fassade noch an den Tag tritt. Die Fehler, die er gemacht, besonders die allzu starke Betonung der Horizontalen, lagen in der Zeit, und er war ja auch zuletzt ein Kind seiner Zeit.

Recht gelungen ist übrigens das große Mittelfenster, namentlich die reichgegliederten Leibungen desselben. Auch die Profile der Gesimse können als durchaus befriedigend bezeichnet werden. Charakteristisch ist das Traufgesimse, welches über allen Fenstern angebracht ist. Für die Rose hat der Meister eigentümlicherweise das Motiv der frühen Gotik entlehnt.

Das Äußere der Langseiten des Baues folgt dem gewöhnlichen Schema der Hallenkirchen. Die Streben zwischen den großen dreiteiligen Fenstern sind von trefflicher Bildung. Das Fenstermaßwerk weist bei allzu matter Profilierung einen überraschend großen Formenreichtum auf. Das Fußgesimse, das Brustgesimse unterhalb der Fensterbank und das Traufgesimse, das sich um die Fensterbögen zieht, sind mit rechtem Verständnis behandelt. Um so auffallender ist das herzlich schlechte, ganz nach antiken Motiven gebildete, auf Konsolen ruhende Kranzgesimse. Zu dem vortrefflich durchgeführten gotischen Charakter der Langseite steht dasselbe in einem solchen Widerspruch, daß es kaum glaublich erscheint, es sei von demselben Geiste ersonnen, der die Streben, Fenster und das Brustgesimse erdachte. Ist aber Bruder du Blocq sein Urheber, so hat er sich in dem Kranzgesimse

selbst das Zeugnis ausgestellt, daß er in den gotischen Formen besser denn in den antiken heimisch war.

Von den beiden Türmen, welche sich am Ende der Seitenschiffe neben dem Chore erheben, ist nur einer vollendet worden. Er hat vom Boden bis zum Helm eine Höhe von 29,60 m und 7,50 m im Geviert. Der Helm ist weitere 29 m hoch. Bis etwa zur Mitte des Mauerwerkes ist der Turm schlicht und ungegliedert. Dagegen holt der obere Teil durch die gehäufte horizontale Gliederung, welche ihm zu teil wurde, mehr als reichlich nach, was man im untern verabsäumt hat. Zählen wir doch in der obern Hälfte einschließlich des mächtig ausladenden Kranzgesimses ganze sechs Gesimse und vier Fensterreihen. Etwas weniger hätte dem Turm gewiß nicht zum Nachteil gereicht.

Recht imposant ist der hohe, schlanke Helm, der als Achteck aus dem Viereck des Turmes mächtig emporsteigt. Den Übergang vom Viereck zum Achteck vermittelt an jeder Ecke ein leicht und flott aufstrebender kleinerer Helm, der unmittelbar dem Mauerwerk aufsitzt. Der zweite Turm ist leider nicht vollendet worden. Er gedieh nur bis etwa zur Höhe des Kranzgesimses des Langhauses. Dann wurde der Weiterbau eingestellt, der Stumpf mit einem Giebel und einem Satteldach versehen und so in eine Art von Querbau umgewandelt.

Von dem Äußern des Chores, das durch die es umgebenden kapellenartigen Anbauten scheinbar eine Basilikenform bekommen hat, gilt hinsichtlich der Gliederung und Bildung der Strebepfeiler und Fenster, was in dieser Beziehung von dem Langseitenäußern gesagt wurde. Schade, daß der auf die Sakristei gesetzte unschöne Aufbau die Chorpartie so sehr entstellt. Würde er entfernt, würde ferner der unvollendet gebliebene Turm ausgebaut und den Kapellen um den Chor eine stilgemäßere Bedachung gegeben, so würde die Kirche von Süden ein ungemein reiches und reizendes Bild gewähren.

Kehren wir zum Portal zurück und treten wir durch dasselbe in das Innere der Kirche, so sehen wir uns in einem weiten Raum von ebenso harmonischen wie beträchtlichen Verhältnissen. Wir stehen im Langhaus. Dasselbe hat sechs Gewölbejoche. Die Säulen, eigentlich Rundpfeiler, welche das Hauptschiff von den Seitenschiffen scheiden, sind in einem solchen Abstand voneinander aufgestellt, daß sie einen freien Durchblick aus den Nebenschiffen und einen ungehinderten Ausblick auf den Hochaltar und die Kanzel gestatten.

Die 1 m im Durchmesser haltenden Säulen sind eigentümliche Zwitterwesen, ein merkwürdiges Gemisch antikisierender Formen und gotischer Motive. Sie stehen auf einem 1,30 m hohen, achtseitigen, ungegliederten Sockel. Ihre Basis hat die bekannte attische Form. Der allenthalben gleichdicke Schaft ist von unten bis oben in den mannigfaltigsten Verschlingungen mit dem flachen Bandornament umwunden, welches in der nordischen Frührenaissance mit Vorliebe zur Verwendung kommt. Das Kapitäl endlich besteht aus einem Ring und einem mit einem Eierstab verzierten runden Pfühl, während die auf ihm ruhende achteckige Platte am obern Rande mit einem Leistchen versehen ist. Es ist klar, daß bei einer solchen Stilmengerei in der Bildung der Säulen weder die Idee des Aufstrebens noch die der tragenden und stützenden Kraft einen genügenden Ausdruck finden kann.

Die Säulen sind Fremdlinge in der Umgebung, welcher sie angehören. Alles mutet da gotisch an. Gotisch ist der Grundriß des Baues, gotisch der Aufbau, gotisch die Schiffsarkaden, die Gewölbe und Gewölberippen, gotisch die Fenster samt ihrem Maßwerk. Und doch möchte man die Säulen in dem Bau nicht missen. Denn sie sind es, die mehr als andere Elemente der Renaissance ihm sein charakteristisches Gepräge geben und ihn entschieden als eine Schöpfung aus einer Zeit des Überganges kennzeichnen. Die Eindeckung der drei Schiffe des Langhauses besteht aus gotischen Kreuzgewölben. In den Seitenschiffen ruhen dieselben nach der Außenwand zu auf schlichten Barockkonsolen, welche zwischen den Fenstern der Umfassungsmauer angebracht sind.

Die Gewölbe gehören unstreitig zu den besten Partien am Bau. Besonders viel Leben, Rhythmus und Schwung spricht freilich nicht aus ihnen. Die Kappen sind zu flach, die Rippen zu nüchtern profiliert und zu kraftlos, die Schlußsteine ohne Ausdruck. Im übrigen aber sind es echte gotische Kreuzgewölbe, was hier Bruder du Blocq geschaffen hat. Sie bekunden, daß der Meister noch durchaus in den Prinzipien des gotischen Gewölbebaues heimisch war. Was man an dem Gewölbe Tadelnswertes findet, sind Mängel, welche den spätgotischen Gewölben überhaupt mehr oder weniger eigen sind.

Das Chor der Kirche liegt etwas höher als das Langhaus. Es besteht aus drei Jochen und dem dreiseitigen Chorschluß und ist im Gegensatz zu den Langschiffen mit einem Netzgewölbe eingedeckt. Das Wappen des Abtes von Orval Bernard von Montgaillard in einem der Schluß-

steine erinnert daran, daß das Gewölbe seine Stiftung ist. Fünf hohe dreiteilige, mit spätgotischem Maßwerk gefüllte Fenster erhellten einst den Raum. Leider wurde das mittlere vermauert, als man der Sakristei hinter dem Chore das zweite Geschoß aufpfropfte. Die Renaissance kommt im Chor fast nur bei den Pilastern zur Geltung, die den Triumphbogen tragen.

Eine nicht gewöhnliche Anlage sind die Kapellen der Seitenschiffe. Sie ist originell, ohne indessen darum auch schon schön zu sein. Die Kapellen befinden sich im Erdgeschoß der Türme und sind so niedrig, daß sie nur etwa die halbe Höhe der Seitenschiffe haben. Sie sind mit einem reichen gotischen Sterngewölbe versehen, dessen Rippen allerdings etwas mehr Leben zu gönnen wäre. Der Eingangsbogen der Kapellen bildet einen Halbkreis und spricht ganz und gar die Formensprache der Renaissance. Ihren Grund hat die geringe Höhe der Kapellen in dem Umstand, daß man über denselben Oratorien angebracht hat. Diese bilden das zweite Turmgeschoß und sind sowohl nach dem Chor wie nach den Seitenschiffen zu mit der Kirche durch eine hohe, spitzbogige Wandöffnung in Verbindung gesetzt. Ihre Brüstungen sind eine völlig barocke Arbeit. Die um das Chor zwischen den Strebepfeilern angebrachten und an einen Kapellenkranz oder Umgang erinnernden fünf kapellenartigen Räume zeichnen sich durch ein glänzendes Sterngewölbe aus, zu dessen Reichtum freilich die etwas schwerfällig profilierten Rippen nicht sonderlich passen. Der Raum, welcher in der Achse des Chores liegt, wurde unzweifelhaft stets als Sakristei gebraucht. Wie es ursprünglich mit den übrigen gehalten wurde, muß dahingestellt bleiben.

Von dem alten Kirchenmobiliar ist leider nur äußerst wenig mehr vorhanden. Verschwunden sind die Altäre, die Kommunionbank und die Kanzel. Verschwunden sind all die gemalten Fenster, niemand weiß wann oder wie. Hätte sich nicht zufällig der Kontrakt mit Meister Bläßner erhalten, wir kämen schwerlich auf den Gedanken, daß ehedem alle Fenster der Kirche mit Glasgemälden gefüllt waren. Aus dem Turme gehoben sind die Glocken und das alte Carillon. Beseitigt wurde die von Pfarrer Michael Kruch von Münster 1617 gestiftete piscina chori, falls sie nicht etwa dieselbe sein sollte, die man jetzt in der Sakristei sieht. Entfernt sind die Beichtstühle, welche Sebastian Tynner von Hollenfels, der Stadtschöffe Heiner, die Witwe aus dem „Goldenen Löwen“ und andere einst frommen Sinnes stifteten. Ein gut gemeinter, von edlen Beweggründen getragener, aber einseitiger und engherziger Purismus hat sie als ungotisch und stilwidrig aus der Kirche hinausgeschafft, freilich ohne sie durch Besseres

zu ersetzen. Was er an ihrer Stelle hereingebracht hat, kann sich, so vortrefflich es an sich ist, nicht gerade rühmen, mehr mit dem Stile des Baues im Einklang zu stehen.

Erhalten ist nur noch das Doxale aus den Jahren 1620 und 1621, ein sehr beachtenswertes prächtiges Werk des Barocks. Es zieht sich die ganze Eingangswand entlang. In den Seitenschiffen ruht es auf einem Korbbogen, der zwischen die Längswand und die erste Säule des Schiffes eingesprengt ist; im Mittelschiff wird es dagegen von drei Rundbogen getragen, denen außer den beiden Schiffssäulen noch zwei glänzend verzierte, freistehende Säulchen als Stütze dienen. In den Bogenzwickeln sind Engel in flatternder Gewandung angebracht, wie sie der Stil an dieser Stelle so gern sah. Über den Bogen zieht sich ein reicher, etwas derber Rankenfries hin, dem hie und da Fratzen und Cartouchen eingefügt sind. Die Brüstung besteht aus den bekannten ausgebauchten Säulchen. Übrigens ist selbst das Doxale nicht ganz frei von gotischen Bestandteilen. Denn die Gewölbe, auf welchen dasselbe ruht, sind noch wesentlich gotische Kreuzgewölbe.

Das Doxale ist ein dauerndes Zeugnis von der Tüchtigkeit und dem Talente des Meisters, der es geschaffen, wie die Kirche ein bleibendes Monument ist, das Bruder du Blocq und sein Gehilfe in ihm ihrem Können gesetzt haben. Mögen die Meister wie ihre Arbeiten die Beachtung finden, welche sie reichlich verdienen.

Joseph Braun S. J.

Die Bonifatiana.

Es ist eine traurige Zeit, die da mit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts für Kirche und Papsttum anbricht. Noch war der ghibellinische Kulturkampf nicht ausgetragen, als auch schon ein neuer französischer anhob, dessen Haupturheber Philipp der Schöne war und dessen böse Folgen unheilvoller zu werden drohten als die jenes deutschen. Die Bibliothek teilt naturgemäß in dieser ganzen Zeit das Los ihrer päpstlichen Herren. Sie wird beraubt, führt ein unstätes Nomadenleben, sucht und findet endlich ein Asyl in der Verbannung, ohne sich dort jemals heimisch zu

fühlen. Gewiß konnte ein solches Schicksal weder der Vermehrung noch auch der Benutzung der Bücherei günstig sein. Gleichwohl vertrauert und verweint sie nicht ihre Tage; auch in dieser trüben Zeit hat sie ihre Geschichte mit nicht wenigen Lichtpunkten. Auch in dieser Zeit ist sie ein Kronzeuge für die Kulturmacht des Papsttums und des Katholizismus.

Nach Bonifaz VIII. hat man die päpstliche Bibliothek, welche die lateranensische ablöste, die Bonifatiana genannt. Jedoch ist Bonifaz weder erster Gründer noch Hauptförderer derselben. Der Umstand, daß Innocenz III. das päpstliche Archiv in den Palast bei St. Peter auf den Mons Vaticanus verlegte, sowie andere starke Gründe der Wahrscheinlichkeit legen es nahe, eben dem großen Innocenz auch diese Neugründung zuzuschreiben. Mit ziemlicher Gewißheit darf man annehmen, daß die Wiege dieser Bibliothek auf dem Vatikan gestanden.

Fest stand sie hier nicht; denn nunmehr bildete sie einen Teil des Schatzes, der die Päpste auf ihren Reisen und bei ihrem Aufenthalt in andern Städten treu begleitete. Was sich alles in diesem Schatze befand, wissen wir ganz im einzelnen aus den sehr genauen Schatzinventarien, welche zumal beim Ableben eines Papstes und dem Regierungsantritt seines Nachfolgers aufgenommen wurden. In den Säcken, Kisten und Schreinen der Schatzkammer wurde alles gemünzte und ungemünzte Gold und Silber der päpstlichen Kurie aufbewahrt; dazu kamen alle Wertsachen und Kostbarkeiten, die päpstlichen Insignien und kaiserlichen und königlichen Geschenke; darin war alles, was ein Papst in damaliger Zeit zu kirchlichen Feiern, zur ganzen fürstlichen Haus- und Hofhaltung wie zur Verwaltung der Kirche benötigte; darin nicht an letzter Stelle — anstatt der Waffensammlung und Jagdgeräte der Fürsten — die Bibliothek der päpstlichen Kurie. Der päpstliche Schatzmeister ist damit auch für jene Zeit geborener Bibliothekar der römischen Kirche. Ein Kardinal, der Kardinalkämmerer, hatte die Oberverwaltung; ihm standen zur Seite, wenigstens beim Ausgang des 13. Jahrhunderts, ein Camerarius und zwei Thesaurarii.

Einen solchen Schatz erbte Bonifaz von seinen Vorgängern, als er zu Neapel 1294 zum Papst gewählt ward. Ohne Verzug brachte er denselben auf ungefähr 300 Saumtieren, die König Karl II. von Sizilien zum Transport stellte, nach Rom und ließ sofort ein neues Schatzverzeichnis anlegen. Von allen gleichartigen Inventaren ist dieses das erste, welches uns überkommen ist, und von allen, die uns geblieben sind, ist es eines der genauesten und bestgeordneten. Der Folioband mit 79 ziemlich gut erhaltenen Pergament-

blättern, welcher dasselbe enthält, fand sich unlängst im päpstlichen Archiv des Vatikans[1]. Unter 83 verschiedenen Rubriken werden dort alle einzelnen Gegenstände nicht bloß aufgezählt, sondern genau beschrieben, was den Codex für Archäologen und Kunstforscher ungemein wertvoll macht. Uns aber interessieren hier die Blätter desselben von 62—73, da sie den ersten uns erhaltenen Katalog der päpstlichen Bibliothek darstellen. Er ist, wie wir oben andeuteten, im ersten Regierungsjahre Bonifaz' VIII. (1295) geschrieben. Dies war die Veranlassung, die ganze Bibliothek als die Bonifatiana zu bezeichnen.

Vom Bestande und der Zusammensetzung dieser Büchersammlung haben wir demnach ein ganz klares Bild in dem erwähnten Katalog. Derselbe verzeichnet im ganzen etwa 500 Handschriften mit ihren Titeln, was immerhin für die damaligen Verhältnisse ein großer Bücherreichtum genannt werden muß. Wir kennen aus jener Zeit nur zwei Bibliotheken, die sich, was Handschriftenzahl angeht, mit der päpstlichen messen konnten oder dieselbe übertrafen. Es war die englische von Canterbury mit ihren 698 Codices, und die französische der Sorbonne, welche freilich im Jahre 1290 schon 1017 Handschriften und im Jahre 1338 deren bereits 1720 aufwies. An Alter der Bücher stand die Bonifatiana der Sorbonensis so ziemlich gleich: beide hatten sich nämlich ungefähr zur selben Zeit gebildet und beide wurden im Alter ihres Bestandes von vielen gleichzeitigen weit übertroffen. In der päpstlichen Bibliothek findet sich keine Spur mehr aus dem Bücherschatz des Patriarchium Lateranense: auch das ist ein neuer Beweis, daß die Lateranbibliothek durch einen jähen Ruin zu Grunde gegangen sein muß und nicht etwa infolge des wenig dauerhaften Materials der Handschriften, wie man wohl anzunehmen geneigt war. Die meisten Bücher der Bonifatiana stammen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, und selbst die ganz vereinzelten, welche im Katalog als alt oder sehr alt bezeichnet werden, reichen kaum über das 12. Jahrhundert zurück. Ihrem ersten und einzigen Zweck entsprechend war die Bibliothek mehr privater Natur, bestimmt für den Papst und die Kurie bei der Verwaltung der Gesamtkirche. Der Charakter derselben ist demnach theologisch-juristisch, ohne daß gerade Bücher anderer Disziplinen ausgeschlossen wären. So heißt denn auch die Aufschrift des ganzen Katalogs: „Bücher der Theologie, des bürgerlichen und kanonischen Rechtes

[1] Armar. LVI, n. 45.

sowie der Medizin, und viele andere, welche unten im einzelnen beschrieben werden".

Mit dieser Haus- und Hofbibliothek in seinem und der römischen Kirche Schatze sehen wir Bonifaz schon bald von Rom nach Anagni ziehen, um ebendort am 7. September 1303 das Opfer jener Meinthat Philipps des Schönen zu werden. Wilhelm von Nogaret und Johann Sciarra Colonna übergaben den päpstlichen Palast ihrem Kriegsvolk zur Plünderung. Die Soldaten raubten einen großen Teil des Schatzes. Aus dem aber, was die Räuber nachher wieder zurückerstatteten, ersehen wir, daß sie auch Bibliothek und Archiv nicht verschont hatten. In den Papstregesten Klemens' IV. findet sich heute noch im dritten Bande[1] am Rande die Note: „Dieser Regestenband ward bei Gefangennahme Papst Bonifaz' VIII. aus der päpstlichen Kammer geraubt und dem Herrn B. Roiardi mit dieser Verstümmelung zurückgestellt." Benedikt XI. hatte nämlich den Magister Bernardus de Roiardi eigens bestellt, um die geraubten Schatzgegenstände in Kampanien einzutreiben. Kaum war Bonifaz nach jenen Schreckenstagen mit den Resten von Schatz und Bibliothek von Anagni wiederum in Rom angelangt, als er auch schon am 11. Oktober 1303 ebendort starb. Der am 22. Oktober gewählte Benedikt XI. mußte bereits im nächsten Frühjahr den Wanderstab ergreifen. Am 6. Mai 1304 schlug er mit Schatz und Bibliothek, worin sich nun auch das päpstliche Archiv befand, seinen Sitz in der papsttreuen Welfenstadt Perugia, und zwar in der Kanonika vom hl. Laurentius auf; aber nur für zwei Monate: ein rascher Tod machte am 7. Juli seinem Leben ein Ende. Die päpstlichen Habseligkeiten verblieben unterdes in Perugia. Als nun endlich im Juni 1305 ein neuer Papst erwählt war, ließ dieser sofort einen kleinen Teil des Schatzes mit den päpstlichen Insignien, so wie es zur Krönung in Lyon nötig schien, von Perugia dorthin überbringen. Auf seinen Wunsch brachte man ihm aus dem Schatze besonders auch 9 Regestenbände Bonifaz' VIII. und den einen Band Benedikts XI. Der neu gewählte Klemens V. glaubte dieser Bände zu den Verhandlungen mit dem König von Frankreich zu bedürfen, da Philipp auf eine Verurteilung Bonifaz' VIII. ungestüm hindrängte. Der übrige, viel bedeutendere Teil des Schatzes mit der Bibliothek unterstand inzwischen in Perugia der Obsorge zweier dazu bestellten Kustoden, bis Klemens V. 1310 den größern Teil des Schatzes mit den

[1] Regesta Vatic. Clementis IV. (n. 32) III, 66 b.

Wertsachen und Kostbarkeiten nach Vienne zu überführen befahl, während der kleinere, minder wertvolle, wozu jedoch die Bibliothek und der Archivbestand gerechnet ward, nach Assisi in ein sicheres Verwahr gebracht werden sollte. Ehe der Schatz geteilt wurde und Perugia verließ, ward 1311 (28. Februar bis 4. Juni) ein neues genaues Verzeichnis desselben angelegt, in dem uns wiederum der vollständige Katalog der damaligen Bibliothek gegeben wird. Dieses Inventar findet sich nämlich ebenfalls heute noch im päpstlichen Archiv des Vatikans[1], so daß wir auch über das Anwachsen der Bonifatiana bis zum Jahre 1311 genau unterrichtet sind. Es übertrifft noch das vom Jahre 1295 bei weitem an Ausführlichkeit und Genauigkeit der Beschreibung der einzelnen Gegenstände und Handschriften. Nur die Regestenbände und andere päpstliche Archivalien sind bloß summarisch verzeichnet und nicht im einzelnen beschrieben. Für die Geschichte der Bonifatiana ist dieser zweite Katalog die Hauptquelle, weil er eben mit fast peinlicher Genauigkeit nicht bloß die Bücher mit ihrem Titel und Inhalt angiebt, sondern auch mit der Art ihrer Schrift und ihres Materials, mit ihren Illustrationen und Illuminationen, mit der Beschreibung ihres Einbandes und der Schutzdecken, mit der Zahl der Verschlüsse und der Knäufe auf den Schutz- und Einbanddecken. Bei Choralbüchern wird die Art der Notenschrift verzeichnet; es wird angegeben, ob ein Codex Randverzierungen hat und was für welche; Stoff und Farbe und augenblicklicher Zustand der Schutzdecken, des Einbandes, des Pergamentes, des Verschlusses, der Knäufe auf den Decken: nichts entgeht dem kundigen Auge der Notare des Inventars; sie haben uns sogar genau darüber unterrichtet, an welchem Tage sie das Verzeichnis der einzelnen Bücher aufnahmen. Nur ganz vereinzelt — wo sie eben im Buche selbst sich fand — wird die Herkunft der Handschrift vermeldet. Da stammt ein Buch aus der Laterankirche, zwei aus der Kirche S. Maria Nova in der Nähe der Turris chartularia, ein viertes aus dem Kloster Monte Cassino, und ein fünftes ist das Geschenk eines frühern Schatzmeisters. So ersehen wir auch aus einem Zusatz zu dem Katalog des Jahres 1295, daß unter kostbaren Geschenken der englischen und französischen Könige, welche von 1295—1300 in den Schatz kamen, sich zwei prächtige Bücher befinden, nämlich: „Eine Bibel in zwei Bänden in rotem Sammet gebunden mit Schließen und andern Verzierungen von Silber“.

[1] Regesta Avenion. Clementis VI. X, 452—538.

„Item ein Breviar in drei Bänden gebunden in rotem Leder mit silbernen Schließen."

Das Schatzverzeichnis des Jahres 1311 war längst fertiggestellt, als endlich der Kardinal Gentile da Montefiore 1312 mit dem größeren Teile des Schatzes, bei dem aber doch auch eine kleine Anzahl Bücher gewesen sein muß, von Perugia über Siena zunächst nach Lucca zog. Da der Kardinal hier erkrankte und bald starb, ward der Schatz in der Sakristei von S. Frediano geborgen. Aber nur zu bald, am 14. Juni 1314, fielen die Ghibellinen von Pisa, durch deutsche Söldner verstärkt, unter der Führung Uguccione da Faggiuola über Lucca her und plünderten die Stadt und S. Frediano aus. Zwei Tage lang dauerte hier das Rauben und Morden. Der Schatz blieb für immer verloren; unter den sehr wenigen Gegenständen, die 1326 erstattet wurden, fanden sich wiederum einige Bücher, wie eine Bibel, die Briefe des hl. Paulus mit Glossen u. a.

Wann die Bibliothek mit dem übrigen Teil des Schatzes sowie den Papstregesten und andern Archivalien von Perugia nach Assisi übersiedelte, wissen wir nicht aufs Jahr. Wahrscheinlich verließ auch dieser Rest des Schatzes im demselben Jahre 1312 Perugia. Jedenfalls war alles im Anfang des Jahres 1319 bereits im Kloster des hl. Franziskus zu Assisi aufgehoben.

Assisi und im besondern Kirche und Kloster der Franziskaner, hoch gelegen, fest gebaut und durch starke Mauerwerke geschützt, galt schon lange als der sicherste Zufluchtsort für solche Schätze. Die Stadt war überdies welfisch gesinnt und den Päpsten zugethan, zudem mochte man beim Grabe des hl. Franziskus die Schätze für mehr gesichert halten. Noch heute zeigt man daselbst oberhalb der untern Sakristei und der Kapelle vom heiligsten Namen einen großen gewölbten Saal, der zum Teil in den Turm hineinragt. Das ist die Schatzkammer — von nun an auch Sakristei des Papstes genannt —, welche für geraume Zeit mit dem Schatz auch die päpstliche Bibliothek und die Papstregesten von Innocenz III. an beherbergte. Lange währte es aber auch hier nicht, da zogen die Ghibellinen unter Muzio di Ser Francesco heran und erstürmten 1319 Assisi. Der Schatz fiel in ihre Hände, und außer den dort niedergelegten Geldsummen und andern Wertsachen desselben wurden ungefähr 40 Handschriften liturgischen und juristischen Inhalts, wohl hauptsächlich wegen der wertvollen Fassung, der kostbaren Einbände, alsbald daraus geraubt. Alle Strafdrohungen Johanns XXII. fruchteten nichts.

Die Stadt Assisi verfiel darauf Juli 1320 dem Interdikte. Zwei Minderbrüder hatten den Mut, die Bannbulle am Portale des Domes von Assisi anzuheften, mußten aber ihr Wagnis teuer bezahlen. Von den Wachen auf frischer That ertappt, zwang Muzio sie unter den schimpflichsten Mißhandlungen, das ganze Pergament Stück für Stück selbst zu verschlingen. Diese Art von Rache und Strafe scheint Muzio sehr geläufig gewesen zu sein. Auch im Februar 1320, als Fr. Pacius de Gualdo und Fr. Franziskus Deotallini de Eugubio O. Min. als Abgesandte des Bischofs von Nocera mit Briefen zu ihm kamen, schlug er sie und befahl, die Mönche vom Turme herabzuwerfen. Dieser Befehl wurde glücklicherweise nicht ausgeführt, und in der folgenden Nacht entkamen sie aus der Stadt. Dem Bischof aber berichteten sie, wie sie „gezwungen wurden, die überbrachten Briefe vollständig zu verspeisen, ausgenommen nur das Wachs, womit sie versiegelt waren“. Unterdessen bekämpften die welfischen Städte mit Perugia an der Spitze die Ghibellinen in Bastia und Assisi weiter. Anfangs 1321 bestürmten die Perusiner mit mehr Eifer Assisi; doch erst März 1322 fiel es in ihre Hände, und Muzio entwich nach Todi zugleich mit seinem Anteil am Raube. Johanns XXII. Sorge war es nun, das, was vom Schatz geraubt, wo möglich wieder mit demselben zu vereinigen und das Ganze an einen sichern Ort zu überbringen. Es gelang weder das eine noch das andere. Mit Ausnahme von sehr wenigen Sachen, die 1326 zurückerstattet wurden, kehrte der Raub nicht zurück, und der Rest mit der Bibliothek verblieb in Assisi unter dem Schutze des hl. Franziskus. Wenigstens ward 1327 ein neues Inventar angelegt, das auch noch vollständig auf uns gekommen ist. Aus der von Johann XXII. geplanten Überführung der päpstlichen Regestenbände auf dem Landwege vermittelst Saumtiere wurde ebenfalls nichts. Benedikt XII. (1334—1342) mühte sich im selben Sinne um Schatz und Bibliothek; er sorgte dafür, daß der Schatz besser verschlossen und bewacht wurde. Im Jahre 1339 aber überbrachte ihm der dazu entsandte Johann von Amelio aus dem Schatz zugleich mit einer kleinen Anzahl Bücher und vielen eigens dazu verfertigten Abschriften von gewissen Privilegien und Akten die ganze Regestensammlung von Innocenz III. bis Bonifaz VIII. Bei der Neuverpackung dieser Archivschätze, welche im Stadthaus zu Montefalco im März 1339 vorgenommen ward, wurden am 15. März die einzelnen Regestenbände genau beschrieben und inventarisiert. P. Denifle gelang es, dieses für die Kenntnis des päpstlichen Archivs im 13. Jahrhundert wichtigste Do=

kument in einem Regestenband Klemens' VII. aufzufinden. Am 30. April 1339 lieferte Johann von Amelio mit den übrigen Sachen die 84 Regestenbände glücklich in Avignon dem Papste ab. Er selbst kehrte bald wieder nach Assisi zurück. Dort ward im September desselben Jahres ein neues und letztes Schatzinventar aufgenommen, das wir ebenfalls noch unversehrt besitzen. Die beiden Kustoden, welche dasselbe ausfertigten vom 5. bis 10. September und denen Johann von Amelio im Auftrage des Papstes mit den Schlüsseln die Hut der Schatzkammer in Assisi anvertraute, waren Bertrand Senherii und Johann Rigaldi. Im folgenden Jahre dann reist Johann von Amelio mit einem neuen Transport von Archivalien aus dem Schatze von Assisi nach Avignon, wo er am 11. August eintrifft und am 30. Oktober in einem eigenen Schreiben zugleich mit der Quittung der überbrachten Aktenstücke von Benedikt die Anerkennung und Belobigung seiner Treue und seines Diensteifers erhält.

Noch einmal, aber auch nur ein einziges Mal, wird, soviel wir wissen[1], gegen Ende 1345 des päpstlichen Schatzes von Assisi in einem Aktenstücke Erwähnung gethan; von da an entschwindet er uns vollständig zugleich mit der in demselben enthaltenen Bibliothek aus dem Gesichtskreis. Wer ein mehreres über die Bonifatiana zu wissen wünscht, muß sich auf ganz neue Funde vertrösten.

Die größten Verdienste um die Erforschung der Geschichte der päpstlichen Bibliothek vom Ausgang des 13. Jahrhunderts bis Martin V. hat unstreitig P. Ehrle. Die Resultate seiner gründlichen Einzeluntersuchungen legte er nieder sowohl im „Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters“ als ganz besonders in dem klassischen Werke: Historia bibliothecae Romanorum Pontificum tum Bonifatianae tum Avenionensis, Romae 1890, dessen zweiter Band leider nur zu lange auf sich warten läßt. P. Ehrle ging denn auch mit wahrem Nimrodseifer auf die Suche nach den verlorenen Spuren der Bonifatiana. An den drei Stellen zu Assisi, Avignon, Rom, in den Bibliotheken und Katalogen, die Hoffnung geben konnten, wenigstens irgend einen Rest, irgend eine Handschrift dieser päpstlichen Bibliothek zu entdecken, stellte er seine sachkundigen Untersuchungen an. Doch alle bibliophile Mühe war vergebens. Weder irgend eine Handschrift aus der Bonifatiana kam ihm

[1] Die kurze Notiz in Pertz, Archiv XII, 203 ... „nach 1614 kam aus Assisi etwas in die Engelsburg“ fügen wir, so wie wir sie finden, bei, ohne etwas genaueres darüber mitteilen zu können.

zu Gesicht, noch auch irgend eine Kunde über den weiteren Verbleib o den Untergang dieses Bücherschatzes. So teilt die Bonifatiana das trau Los ihrer großen Vorgängerin aus dem Patriarchium Lateranense dem Unterschied, daß sie uns wenigstens ihre Kataloge hinterlassen aus den Jahren 1295, 1311, 1327, 1339. Mit ihrer Hilfe wäre ein leichtes — sollte irgendwo und irgendwann eine Spur entdeckt werden festzustellen, ob ein neu gefundener Codex der Bonifatiana angehört oder nicht. So minutiös ausführlich ist die Beschreibung der Büc zumal im Verzeichnis von 1311, das uns den besten Einblick in damalige Papstbibliothek gewährt und einen klaren Überblick über die sammensetzung der Bücherei, über ihre ganze äußere und innere Gestalt ermöglicht. Oben schon haben wir nach diesem Kataloge das mehr äu liche Bild der Büchersammlung gezeichnet; hier erübrigt nur noch, wenigs in kurzen Zügen nach derselben Quelle den innern Wert derselben würdigen.

Wir bemerkten vorhin, daß die Bonifatiana im Alter ihrer H schriften mit der Sorbonensis, deren Codices augenblicklich in der Pa Nationalbibliothek[1] aufbewahrt werden, ziemlich genau übereinstimmt; können wir hinzufügen, daß die ganze Zusammensetzung, der eigentüm Charakter beider Bibliotheken ebenfalls gleich oder doch sehr ähnlich Hüben wie drüben nimmt die Theologie mit all ihren Zweigen die Stelle ein, hüben wie drüben fehlen nicht vereinzelte Handschriften aus andern Disciplinen.

Der Katalog von 1311 verzeichnet in der Bonifatiana zunächst die biblischen Studien eine ganze Reihe der besten Schriftkommentare Zeit. Hugo a S. Charo ist unter diesen am besten vertreten, kaum etwas von seinen Werken. Vor den Kommentaren aber muß die H Schrift selbst erwähnt werden, die sich hier in den verschiedensten Gestaltu vorfindet, bald mit und bald ohne Glossen, bald sind es kleinere han Exemplare (portatiles, manuales), bald ist es ein solches in 14 Bä bald die Gesamtausgabe der Bibel, bald einzelne Bücher der Schrift diese in großer Zahl. Und daß die Heilige Schrift hier wie in mittelalterlichen Bibliotheken in höchsten Ehren stand, geht nicht bloß der Anzahl der Exemplare hervor, sondern ebensosehr aus den kost Fassungen, wodurch sie gerade vor allen übrigen Büchern durchg

[1] Bibl. nat. nn. 15176—16718 du fonds latin.

sgezeichnet ist. Da inventarisiert der päpstliche Notar zu Perugia im)re 1311: „Item am Montage, dem 10. Märztage, huben wir an verzeichnen: primo eine schöne Bibel in zwei Bänden mit feiner Schrift Ziegenpergament geschrieben und herrlich verziert. Und der erste Teil gemeldeten Bibel fängt an auf dem zweiten Blatte mit ‚Videntes‘ und eßt auf dem vorletzten mit ‚praeparantes‘. Und der zweite Teil gt an auf dem zweiten Blat mit ‚cet sibi‘ und schließt auf dem vor- en mit ‚mille anni solverunt‘, und es sind in der gemeldeten Bibel irende Noten. Und die gemeldeten Bände befinden sich in hölzernen eln, die mit rotem Sammet überzogen und mit vielen dicken Silber- ıfen versehen sind. Und die gemeldeten Bände sind groß und der eine ıd hat vier Schließen (clausoria) von Silber; drei davon sind un- ehrt, an der vierten fehlt die Hälfte, beim andern Bande jedoch ist bloß Schließe unversehrt und bei den andern dreien fehlt jedesmal die fte.“ Wir zählen über 70 Gesamt- oder Teilausgaben der Heiligen rift — und das mitten in der finstersten Nacht des Mittelalters!

Gut und in wertvollen Handschriften ist natürlich auch die Liturgie :eten: hier giebt es viele Missalien und Ordinarien, viele Breviarien in einem oder mehr Bänden eine große Zahl von Antiphonarien, Diur- :n, Epistolarien und Evangeliarien, Hymnarien und Martyrologien überhaupt all das, was für die Bibliothek des Summus Pontifex bloß notwendig, sondern auch zu ihrer geziemenden Ausstattung e. „Item“, so heißt es im Inventar, „ein Kirchenbuch, das da ein des Breviers ist, gar schön und groß, auf Ziegenpergament ge- ben mit großer schöner Schrift und überaus feinen Verzierungen; ebt an auf dem zweiten Blatte mit ‚Adimplebo illud‘ und schließt)em vorletzten ‚innovantur nature‘, und es ist in rotem Leder ge- :n und hat vier silberne Schließen, in denen sich das bonifatianische pen befindet.“

„Item ein altes Buch mit antiker Schrift auf Ziegenpergament, in sich die Praefatio sancti Orosii presbyteri[1] findet, die auf dem n Blatte anhebt: ‚Scribendi animo‘, und auf dem vorletzten schließt: ı illis‘, und das bemeldete Buch trägt die Aufschrift: ‚Dieses Buch m Herrn Gregor von Genazzano, dem Schatzmeister des Papstes‘[2],

[1] In LL. 7 historiarum.
[2] Schatzmeister (thesaurarius) zur Zeit Bonifaz' VIII. (c. 1302).

und es hat einen Einband von dickem Pergament." Mit diesem Katalogscitat reichen wir schon in die Patrologie hinein, die eine ganz beträchtliche Zahl von lateinischen und griechischen Vertretern aufweist, wozu dann noch andere Kirchenschriftsteller kommen. Den Vätern folgen die Scholastiker.

Es werden die bekannteren scholastischen Theologen und Philosophen des 12. und 13. Jahrhunderts mit ihren Werken aufgeführt, Thomas von Aquin und Bonaventura mit mehreren Nummern. Und neben wenigen, ganz vereinzelten Irrlehrern und einigen Apologeten verzeichnet man uns Prediger genug und viele Sermones. Dazu kommen die Bücher — nicht wenige — der Mystiker und Asceten, auch solche mit Bilderschmuck, wie das folgende: „Item ein Büchlein des Genuesen Galvagni de Levanto[1], klein, vorn sind die Bilder von Papst und Kardinälen, welche den Kaiser krönen; es beginnt auf dem zweiten Blatte: ‚Do lac parvulis‘, und geht aus auf dem vorletzten: ‚ate Christo‘, und es befindet sich in Holztafeln, die mit rotem Leder überzogen sind, und hat zwei Schließen von Erz."

Hier begegnen uns zahlreich dem Zwecke der Bibliothek gemäß die Kanonisten und Rechtslehrer mit ihren Werken, es fehlen nicht die Philosophen, nicht Griechen und nicht Araber, wir finden Werke von Avicenna, Aristoteles, Alfarabius, Bartholomäus de Glanvilla, Guilelmus de Conchis, Robertus Kilwardby.

„Item ein Band schön und groß, mit schöner Schrift auf Kalbspergament, darin sind enthalten mehrere Bücher des Aristoteles, wie da sind: phisicorum, celi et mundi, de generatione et corruptione, methaurorum [*meteorum*], de anima, de sensu et sensato, de memoria et reminiscentia, de sompno et vigilia, de longitudine et brevitate, de juventute et senectute, de spiritu et respiratione, de morte et vita, de causis et proprietatibus earum, de progressu animalium, de mundo, de coloribus et de lineis[2]; und der Band hebt an auf dem zweiten Blatte mit: ‚Infinitum dicit esse causatum‘, und endet auf dem vorletzten mit ‚autem contingit punctum a‘, und er

---

[1] Ein Arzt, der seine ascetischen Werkchen Benedict XI. widmete.

[2] *Φυσικὴ ἀκρόασις, περὶ οὐρανοῦ, περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς, μετεωρολογικά, περὶ ψυχῆς, περὶ αἰσθήσεως καὶ αἰσθητῶν, περὶ μνήμης καὶ ἀναμνήσεως, περὶ ὕπνου καὶ ἐγρηγόρσεως, περὶ μακροβιότητος καὶ βραχυβιότητος, περὶ νεότητος καὶ γήρως, περὶ πνεύματος, περὶ ἀναπνοῆς, περὶ ζωῆς καὶ θανάτου, μεταφυσικά, περὶ πορείας ζῴων, περὶ κόσμου, περὶ χρωμάτων, περὶ ἀτόμων γραμμῶν.* Vgl. über echte und unechte aristotelische Schriften Christ, Geschichte der griechischen Litteratur (2. Aufl.) S. 399 ff.

liegt in einem Einband von weißem Leder mit 5 Knäufen auf jeder Banddecke und er hat vier Schließen."

Geschichte und Hagiologie zählt eine gute Anzahl von Bänden und Autoren: „Item die Wunder der hl. Elisabeth de Suevia in einem Heft." „Item ein Büchlein über Leben und Sitten Karls des Großen[1], wie geschrieben ist auf dem Einband mit roten und schwarzen Buchstaben in großer Schrift." „Item ein altes Buch mit antiker Schrift auf Pergament, in dem enthalten sind die Geschichten Josephs[2] über den jüdischen Krieg (ystorie Joseph de bello judaico) . . . ." „Item ein gewisses Buch[3], das die Geschichte Trojas enthält. . . ." „Item ein Auszug aus der ‚Geschichte Jerusalems'[4], der auf dem zweiten Blatte anhebt mit ‚Persas assidios' und auf dem vorletzten schließt mit ‚multis oppres', und er hat keine Verzierungen, aber eine Decke von doppeltem grobem Papier."

Von griechischen und lateinischen Klassikern enthält der Katalog folgende elf Namen: Cicero, Flavius Josephus, Lucanus, Macrobius, Ovidius, Palladius, Papias, Plinius, Seneca, Suetonius, Virgilius. „Item ein Buch Rhetorica[5] genannt, mit feiner Schrift auf Ziegenpergament . . . in einem Einband von weißem Leder mit einem kleinen Verschluß." „Item ein Band, in dem sind die Bücher Mauritii[6] Tullii Ciceronis de offitiis fein geschrieben auf Pergament . . . mit Einband von rotem Leder."

Selbst medizinische, grammatikalische und musikalische Werke giebt's hier, der Donatus ist dort, und den Almagest des Ptolemäus vermißt man nicht; schon im Inventar Bonifaz' VIII. (1295) heißt es: „Item ein Buch, in dem sich findet die Rhetorik, die Arithmetik, die Geometrie, die Musik, die Astronomie mit dem Almagest und den Karten Tholomei." Und im Verzeichnis von 1311: „Item ein großes Buch über die Heilkunde mit folgendem Titel im Anfange: Liber canonis primus, quem princeps Aboali Abinsceni[7] de medicina edidit etc., und es schließt auf dem vorletzten Blatt: z. VII. ei, und es ist geschrieben in guter

---

[1] Wohl von Eginhard. [2] Flavius Josephus.

[3] Von Guido de Columna.

[4] Historia hierosolimitana von Iacobus de Vitriaco, der Auszug ist vom Magister Iacobus episcopus Achoriensis.

[5] Ciceronis. [6] Marci.

[7] Abû Alî Ibn Sînâ (Avicenna).

Schrift auf Ziegenpergament und befindet sich in Tafeln ohne Umschlag." Noch interessanter ist es, daß wir auch auf „König Arthur" stoßen und einige wenige andere romantia, die noch besonders fein gebunden sind, z. B.: „Item ein ‚französischer Roman' (romantium in gallico)[1] auf Ziegenpergament geschrieben und gemalt mit Verzierungen in Gold und Blau; er fängt auf dem zweiten Blatte an mit den Worten ‚Qui molt', und schließt auf dem vorletzten ‚davant tron per', und ist gebunden in safranfarbenem Sammet und hat zwei Schließen und auf jeder Einbanddecke fünf Knäufe, und er ist nicht groß."

Die Gesamtzahl der Handschriften beträgt nach dem Inventar von 1311 etwa 645 Nummern. Nach diesem Auszug aus dem Katalog der Bonifatiana, der so ziemlich die verschiedenen Hauptabteilungen und Fächer der Bücherei aufzählt, kann es nicht schwer fallen, sich ein vollständig richtiges Bild von der damaligen päpstlichen Bibliothek zu machen. Wir müssen hier zum Schlusse nur noch einen Zug in diesem Bilde besonders hervorheben, der, wenn er auch an und für sich geringfügig scheint, dennoch die Bonifatiana zu einer wahren Rarität macht. Sie besaß nämlich 33 griechische Handschriften: einen Schatz, für den die Humanisten beim Beginn des 15. Jahrhunderts und mit ihnen Nikolaus V. halb Rom geopfert hätten. Wohl lagen sie noch wie ein vergrabener, ungehobener Schatz so nahe bei Rom in der päpstlichen Schatzkammer zu Assisi, gut verschlossen und wohl gehütet, aber nicht gekannt. Unter diesen treffen wir Werke von Aristoteles und seiner Kommentatoren, des Archimedes *περὶ σφαίρας καὶ κυλίνδρου*, Kommentare zu Platos Timäus und zum Euklid, den Almagest des Ptolemäus und des Dionysius Buch de coelesti hierarchia.

„Item ein anderes Buch mit griechischer Schrift auf Pergament, welches das Buch des Arcimenides[2] de sp[*h*]era et scilindro enthält, es ist alt und hat keine Decke." „Item das Buch des Dionysius super celesticam gerarciam in griechischer Schrift auf Pergament, und es hat einige Glossen am Rand und ist gebunden in Decken von feingewebtem orientalischem Tuch und hat fünf seidene silbergeränderte Schließen."

So war es in der That die erste griechische Bibliothek des Mittelalters und dazu vor der Renaissance die größte, von der wir Kunde haben.

---

[1] Alle Bücher der Vulgärsprache wurden damals so genannt.
[2] Archimedes.

Im Jahre 1426 zählte die berühmte Bibliothek der Visconti zu Pavia, unter den italienischen jener Zeit die bedeutendste und reichste von allen, unter ihren griechischen Handschriften eine Ilias, einen Plato und dazu zwei Handschriften, von denen der Katalog naiv sagt: „Ein Buch in griechischer oder hebräischer Schrift.“ Das war der ganze griechische Schatz. Die päpstliche Bibliothek aber zu Eugens IV. Zeit 1443 zählte deren nur zwei, und im Jahre 1456 besaß die Büchersammlung der Mediceer noch keine einzige griechische Handschrift.

Für die Herkunft dieser 33 griechischen Handschriften der Bonifatiana verweist P. Ehrle auf den regen Verkehr, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zumal zwischen Rom und Konstantinopel, der päpstlichen Kurie und den oströmischen Kaisern, unterhalten ward. Es waren besonders die Minderbrüder und Dominikaner, welche entweder als päpstliche Gesandte am Hofe zu Konstantinopel verkehrten oder aber in jenen östlichen Gegenden ständigen Aufenthalt hatten und ebendort mit viel Eifer die griechische Sprache pflegten. Der bedeutendste unter diesen ist der Dominikaner-Erzbischof von Korinth Wilhelm von Moerbecke[1], der in den Jahren von 1277—1281 mehrere griechische Codices teils zu Viterbo an der Kurie, teils an seinem Sitze zu Korinth ins Lateinische übertrug. Er war der beste Aristoteles-Übersetzer jener Zeiten.

Sollen wir zum Schluß auch die Quelle angeben, aus welcher überhaupt die Bonifatiana im Laufe der Jahre ihre 600—700 Handschriften erhielt, so haben wir darüber wohl mehr Anhaltspunkte als klare Dokumente, dürfen aber dennoch mit Sicherheit sagen, daß dieselbe eine dreifache war. Die Bücher kamen erstens aus dem Bestande der Privatbibliotheken der neu gewählten Päpste; zweitens aus den Geschenken, die der päpstlichen Kurie gemacht wurden, sei es von Königen oder Fürsten, sei es von Privaten; drittens aber lieferte das sogenannte ius spolii nach päpstlicher Verordnung damals schon die Bücher der an der Kurie verstorbenen Prälaten wie ein Erbteil an die Schatzkammer und Büchersammlung des Papstes.

Damit nehmen wir Abschied von der Bonifatiana, in Assisi versunken und vergessen, vergraben und verschwunden. Wer weiß, ob noch eine Spur von ihr zu finden? Unterdessen wächst Gras auf dem Petersplatze zu Rom, und die ewige Stadt trauert wie eine verwüstete Kirche ohne ewige Lampe. Wir wollen nicht noch einmal erinnern an die

---

[1] Vgl. Christ a. a. O. S. 423.

ghibellinischen und französischen Kulturkampfsgelüste, die da ein gut Teil beigetragen zu dem Greuel der Verwüstung — wohl aber erwähnen wir es noch einmal, daß Christentum und Papsttum seit den Tagen der Katakomben die wahre Kultur, Wissenschaft und Kunst selbst im Sturme der Verfolgung und in der Trauer der Verbannung gehegt und gepflegt hat mit Mutterliebe. Das sieht man an der Geschichte der Bonifatiana, und die Bibliothek der Päpste zu Avignon beweist dasselbe.

Joseph Hilgers S. J.

„Wunder des Antichrist.“[1]

Vor gut zwei Jahren wurde unter und nach den vielen andern nordischen Schriftstellern dem deutschen Lesepublikum auch die schwedische Dichterin Selma Lagerlöf durch eine Übersetzung ihrer Geschichten von „Gösta Berling“ vorgeführt. Eine Sammlung ihrer Novellen folgte bald, und das Jahr 1899 ging nicht zu Ende, ohne daß der „Gösta Berling“ sogar in einer zweiten Übersetzung in der Reclamschen Universalbibliothek erschien und damit auf dem besten Wege ist, in die weitesten Schichten der deutschen Lesewelt zu dringen.

Selma Lagerlöf ist eine wirkliche Dichterin, das beweist ihr „Gösta Berling“ auf jeder Seite. Welcher Schule sie angehört, ist dabei ebenso schwer zu entscheiden wie die Frage nach ihrem persönlichen religiösen Standpunkt. Sie ist ebensowohl Realistin wie Romantikerin und auch wieder keines von beiden, weil sie eben im Grunde nur sie selbst ist. Im vorigen Jahrhundert wäre sie unmöglich gewesen; dafür trägt sie zu sehr das Geistesstigma des fin de siècle, und doch tritt wieder die moderne Seele uns mit einer Naivetät und Ruhe entgegen, die dem Akrobatentum unserer Naturalisten fremd ist. Die selbstzerfleischende Skepsis, die weltmüde Sattheit klingt nur dem aufmerksamen Leser vernehmlich aus dem frommgläubigen Legendenton und dem lebensfrohen Humor heraus. Ist Lagerlöf gläubige Christin — ist sie überhaupt Theistin? Wer mag's sagen? Bald möchte man das erstere glauben, bald sogar das letztere verneinen. Wer mag weiterhin entscheiden, ob sie in naiver Objektivität schafft oder in raffiniertester Subjektivität? Oft sind gerade die Stellen, wo sie vor ihre Personen tritt und persönliche Bemerkungen macht, diejenigen, welche

---

[1] Wunder des Antichrist. Roman von Selma Lagerlöf. Einzig autorisierte Übersetzung von Ernst Brausewetter. Mainz, Kirchheim, 1899.

den Eindruck naivster Aufrichtigkeit erwecken. Nur eines steht fest, Lagerlöf ist eine unwiderstehliche Dichterin, die den widerhaarigsten Modernen ebenso leicht unter ihr Joch zwingt wie den märchenfrohen Romantiker. Der kritische Verstand mag zu Anfang noch so viele Proteste erheben und Vorbehalte machen, es nutzt ihm nichts, er giebt sich schließlich gefangen und glaubt der Dichterin aufs Wort das Unglaublichste, wenigstens bis zum Ende des Buches. Das Kavalierhaus mit seinen zwölf Insassen hat ja niemals bestanden und kann von Verstandes wegen niemals bestehen, aber es wird fortleben in der Litteratur zäher und länger als mancher streng historische Roman und viele ausgetüftelte psycho-logische Studien. Wie eine Art von Nationalsage über Karl den Großen und seine Paladine, wie ein Seitenstück zu König Artus' Tafelrunde, wie eine alte halbvergessene Legende schmeichelt sich dieses Epos der zwölf Kavaliere in die Phantasie und das Gedächtnis ein, ohne daß man sich eigentlich kaltblütig über die Kunstgriffe der Erzählerin Rechenschaft giebt. Wie beim Rundgemälde nur den wenigsten der Übergang vom halb wirklich körperlichen Gegenstand zu der gemalten Hälfte zum Bewußtsein kommt, so ist auch bei Lagerlöf die Scheidung zwischen Realismus und Phantasie, altem Märchenanklang und persönlicher Dichtung nur bei näherem Studium zu bemerken. Sie benutzt ja mit größter Findigkeit solche alte Anklänge und Motive, aber sie hat vor allem die Gabe, alles, was sie sagt, mit einer solchen Selbstverständlichkeit und Energie vorzubringen, daß es auf den Leser wie Suggestion wirkt und er sich anfangs wie versuchsweise und zum Spaß, schließlich mit vollem Gemüt dem eigentümlichen Zauber gefangen giebt. Das aber ist das Besondere an diesem Buch, daß es ein Werk der Phantasie gegen die Phantasie ist, daß gerade darin seine tiefere poetische Tendenz liegt, die alles verheerende Wirkung zu schildern, welche die Phantasie anzurichten vermag, sobald sie allein Meisterin des Hauses ist, und wie diese Phantasie nicht notwendig bei der Jugend und dem Dichter allein zu suchen ist, sondern wie kein Stand und kein Alter und Geschlecht vor ihrer Tyrannei sich sicher fühlen darf. In den bunten und anscheinend unmöglichen Bildern des Romans liegt ein tieferer, allgemein menschlicher Sinn, der dem Leser ein erstes Mal just hinreichend zum Bewußtsein kommt, ihn zu einer zweiten ruhigeren Lesung zu reizen. Alle diese Menschen sind ja Individuen, aber sie sind auch wieder Typen, und aus der einzelnen Handlung klingt immer etwas wie tiefere Symbolik. In der That, dieser „Gösta Berling“ ist ein Buch, das nicht durchblättert, sondern durchdacht sein will, und manche seiner Seiten regen ganze Gedankenreihen nach den verschiedensten Richtungen an. Gegen einzelnes wird der besonnene Leser ja auch zum Schluß noch ernste Bedenken und Einspruch erheben — aber alles in allem findet er sich hier einer Persönlichkeit und einem Werk gegenüber, die die Mühe lohnten, in unsere Litteratur eingeführt zu werden.

Um so größer mußte die freudige Erwartung sein, als ein neues Werk der Dichterin, und zwar in einer katholischen Verlagshandlung und mit einem anscheinend religiösen Titel, erschien. Wird Selma Lagerlöf in diesem „Wunder des Antichrist“ das halten, was sie in „Gösta Berling“ versprach? Und wie stellt sich dieser eigentümliche Geist im Grunde zu den Wahrheiten des Christen-

tums? Das waren zwei Fragen, die uns zwar mit günstigem Vorurteil, aber doch auch nicht ganz ohne Bedenken zu dem neuen Werk der Schwedin greifen ließen. Und die Antwort? —

* * *

Auf dem „Kapitolium" zu Rom sagt in der Nacht der Geburt Christi die Sibylle dem Augustus vorher:

„Hoch oben auf dem Kapitol anbetet den Welterneu'rer,
Christ oder Antichrist, doch nimmer sterbliche Menschen."

Im Laufe der Zeiten hat sich nun auf dem Kapitolinischen Hügel das Kloster von Ara Coeli erhoben und die Franziskanermönche halten Wacht, daß nur der „Christ" dort angebetet werde. In ihrer Angst und Verzweiflung ist all die Zeit über das wunderthätige Bild des Christuskindes (hier ist wohl der weltbekannte Santo Bambino gemeint) ihr Trost und ihre Hoffnung. Solange sie dieses Kind haben, so lange wird der Antichrist auf dem Kapitol nicht verehrt. Da setzt es sich eine reiche Engländerin in den Kopf, das Christusbild, in das sie sich verliebt hat und das die Mönche ihr nicht verkaufen wollen, zu stehlen, und läßt darum eine täuschend ähnliche Kopie desselben schnitzen und ganz so wie das Urbild ausschmücken. Nur in die Krone läßt sie die Worte eingraben: „Mein Reich ist nur von dieser Welt." Die Verwechslung der Bilder gelingt, aber nach ein paar Tagen kehrt das echte Bild wieder nach Ara Coeli zurück, und das nachgeahmte wird vom Guardian die 109 Marmorstufen hinabgeschleudert unter den Worten: Anathema Antichristo. Seitdem haben die Mönche wieder Ruhe, der kleine Antichrist aber beginnt seinen Rundgang durch die Welt. Die Engländerin hat am Morgen nach der Flucht des echten Kindes ihre Kopie am Fuße des Kapitoliums wieder gefunden und ist damit nordwärts gefahren. In Paris trifft sie zur Zeit einer Revolution ein, und ihr Bild wird als Wahrzeichen auf eine Barrikade gepflanzt, wo eben ein Gelehrter Wache stand, der sich dem Aufruhr angeschlossen hatte, weil er das Volk liebte. Ihm gingen nun immer die Worte nach, die er auf des Kindes Krone gelesen hatte: „Mein Reich ist nur von dieser Welt." „Das war das Wort, nach dem er sein Leben lang gesucht hatte. Nun wußte er, was er den Menschen sagen wollte.... Er wollte hinaus in die Welt gehen und verkünden: Euer Reich ist nur von dieser Welt. Darum müßt ihr sorgen für dieses Leben und als Brüder leben! Und ihr sollt teilen eure Reichtümer, so daß keiner reich wird, aber auch keiner arm. Ihr sollt alle arbeiten, und die Erde soll allen gehören, und ihr sollt alle gleich sein.... Und ihr müßt denken, das Glück aller zu schaffen, denn es giebt keinen Ersatz, der euer wartet! Euer Reich ist nur von dieser Welt!" ... Und so begann nach Beendigung des Straßenkampfes der Mann eine neue Lehre zu verkünden, die da Sozialismus genannt wird, die aber das Antichristentum ist. Sie liebt und entsagt und lehrt und leidet wie das Christentum, so daß sie alle Ähnlichkeit mit ihm hat, wie das falsche Bild von Ara Coeli mit dem echten Christusbilde. Und wie das falsche Bild sagt sie: „Mein Reich ist nur von dieser Welt." „Und obgleich das Bild, das die Lehre verbreitet hat, unbemerkt

und unbekannt ist, ist es doch nicht selbst die Lehre, sondern sie geht durch die Welt, um sie zu erlösen und umzuschaffen. Sie wird von Tag zu Tag weiter verbreitet. Sie geht hin über alle Länder und trägt viele Namen, und sie wirkt so verführerisch dadurch, daß sie allen irdisches Glück und Genuß verspricht, so daß sie mehr Anhänger anlockt als irgend etwas, was die Welt durchzog seit Christi Zeit."

Das ist das Vorspiel. Nun folgt die eigentliche Erzählung, die im Sinne der Dichterin nur eine Episode aus dem Rundzug des kleinen Antichrist durch die Länder der Welt, eine Schilderung seiner Wirksamkeit in dem kleinen sizilianischen Städtchen Diamante sein soll. Im Schluß dieser Episode liegt die tiefere Tendenz des Buches, und damit sie keinem Leser entgehe, spricht die Dichterin sie mit klaren Worten aus. Sie erzählt:

„. . . Eine Woche später war P. Gondo in Rom. Er erhielt Audienz beim Heiligen Vater im Vatikan und erzählte ihm, wie er den Antichrist unter der Gestalt Christi gefunden hätte, wie dieser das Volk in Diamante in Weltlichkeit verstrickt habe und wie P. Gondo ihn habe verbrennen wollen. Er erzählte auch, daß er das Volk nicht hätte zu Gott zurückführen können. Im Gegenteil, ganz Diamante wäre dem Unglauben und Sozialismus verfallen. Niemand wollte dort für seine Seele sorgen, niemand wollte an den Himmel denken. P. Gondo fragte, was mit diesen armen Menschen geschehen sollte. Der alte Papst, der der weiseste von allen Menschen ist, die nun leben, lachte nicht über P. Gondos Erzählung, sondern wurde tief betrübt. ‚Du hast unrecht gethan, du hast sehr unrecht gethan,' sagte er. Er saß eine Weile still da und sann nach, dann fuhr er fort: ‚Du hast wohl nicht den Dom in Orvieto gesehen?' — ‚Nein, Heiliger Vater!' — ‚Geh dorthin und sieh ihn dir an!' sagte der Papst, ‚und wenn du von dort zurückkommst, sollst du mir erzählen, was du gesehen hast.' P. Gondo gehorchte. Er zog nach Orvieto und besah sich den heiligen Dom. Und zwei Tage später war er wieder im Vatikan.

„‚Was hast du nun in Orvieto gesehen?' fragte ihn der Papst. P. Gondo erzählte . . . wie er seine ganze Aufmerksamkeit dem großen Gemälde zugewendet, das der Guardiano ‚Wunder des Antichrist' nannte [folgt nun eine Beschreibung von Teilen des Bildes, wie der Antichrist unter der Gestalt Christi lehrt und Wunder wirkt]. ‚Sahst du noch mehr?' fragte der Papst. ‚Fünftens sah ich auf dem Gemälde dargestellt, daß Mönche und Priester auf einem großen Scheiterhaufen aufgehäuft waren und verbrannt wurden. Und das sechste und letzte, was ich sah, war, daß der Teufel dastand und dem Antichrist in die Ohren flüsterte und ihm eingab, wie er reden und handeln sollte.' — ‚Was dachtest du, als du das sahst?' — ‚Ich sagte mir, dieser Signorelli ist nicht wahnsinnig, sondern ein Prophet. Der Antichrist wird freilich in der Gestalt Christi kommen und die Welt zu einem Paradiese machen! Er wird sie so schön machen, daß die Menschen den Himmel vergessen! Und das wird die gefährlichste Versuchung der Welt werden!' — ‚Verstehst du nun,' sagte der Papst, ‚daß das, was du mir berichtetest, mir nichts Neues war? Die Kirche hat immer gewußt, daß der Antichrist mit Christi Tugenden ausgerüstet kommen würde.' — ‚Wußtest du auch, daß er wirklich gekommen war, Heiliger Vater?' fragte P. Gondo. —

‚Sollte ich Jahr um Jahr auf Petri Stuhl sitzen, ohne zu wissen, daß er gekommen ist?‘ sagte der Papst. ‚Ich sehe eine Volksbewegung entstehen, die von Liebe zum Nächsten brennt, aber Gott haßt. Ich sehe Menschen zu Märtyrern werden für die neue Hoffnung auf eine glückliche Erde. Ich sehe, wie sie neue Freude und neuen Mut schöpfen aus dem Wort: „Denkt an die Erde!“ wie sie es früher bekamen aus dem Wort: „Denkt an den Himmel!“ Ich wußte, daß er, den Signorelli vorausverkündet hatte, gekommen wäre.‘ P. Gondo verneigte sich stumm. ‚Verstehst du nun, worin du unrecht gehandelt hast?‘ ‚Heiliger Vater, erleuchte mich über meine Sünde!‘ — Der alte Papst erhob seinen Blick. Sein klares Auge durchschaute den Schleier der Zufälligkeiten, welcher die Dinge umgiebt, und sah, was sich dahinter verbirgt. ‚P. Gondo,‘ sagte er, ‚das kleine Kind, das Ihr in Diamante bekämpftet, das Kind, das barmherzig und wunderthätig war, wie Christus, das arme vernichtete Kind, das Ihr besiegtet und das Ihr Antichrist nennt, wißt Ihr nicht, was das ist?‘ — ‚Nein, Heiliger Vater!‘ — ‚Und er, der auf dem Gemälde Signorellis Kranke heilte und die Reichen rührte und die Gewaltthätigen zu Boden streckte, er, der die Erde zu einem Paradiese machte und die Menschen verlockte, den Himmel zu vergessen! Wißt Ihr nicht, wer der ist?‘ — ‚Nein, Heiliger Vater!‘ — ‚Wer anders kann es sein als das Antichristentum, als der Sozialismus?‘ — Der Mönch blickte entsetzt auf. — ‚P. Gondo,‘ sagte der Papst streng, ‚als du das Bild auf deinen Armen hieltest, wolltest du es verbrennen! Warum das? Warum warst du nicht liebevoll gegen es und trugst es zu dem kleinen Christuskinde auf dem Kapitolium, von wo es hergekommen? Aber so macht ihr es, ihr guten Mönche! Ihr könntet diese große Volksbewegung auf eure Arme nehmen, solange sie noch wie ein Kind in seinen Windeln liegt, und sie zu den Füßen Jesu hinführen, und der Antichrist würde sehen, daß er nichts weiter ist als eine Nachbildung Christi, und ihn als Herrn und Meister erkennen. Aber das thut ihr nicht! Ihr werft das Antichristentum auf den Scheiterhaufen, hütet euch, daß es nicht bald euch dahin zu werfen trachtet!‘ — P. Gondo beugte seine Kniee. ‚Ich verstehe, Heiliger Vater! Ich werde hingehen und das Bild suchen!‘ — Da erhob sich der Papst in seiner Majestät. ‚Ihr sollt nicht das Bild suchen, Ihr sollt es seinen Weg nehmen lassen durch die Zeit. Wir fürchten es nicht! Wenn es gegen das Kapitolium angestürmt kommt, um den Weltenthron zu besteigen, werden wir ihm entgegengehen und es zu Christus hinführen! Wir werden Erde und Himmel versöhnen. Aber Ihr thut unrecht,‘ fuhr er milder fort, ‚daß Ihr ihn haßt! Ihr habt vergessen, daß die Sibylle ihn unter die Welterneuerer rechnet. „Hoch auf dem Kapitol anbetet den Welterneu'rer Christ oder Antichrist!“‘ — ‚Heiliger Vater, wenn die Leiden dieser Welt durch ihn geheilt werden und der Himmel dabei nicht Schaden erleidet, dann werde ich ihn nicht hassen!‘ Der alte Papst lachte sein feinstes Lächeln. ‚P. Gondo, erlaube mir, daß auch ich dir eine sizilianische Geschichte erzähle. Man berichtet und erzählt, P. Gondo, daß, als der Herr im Begriff war, die Welt zu erschaffen, er einmal wissen wollte, ob ihm noch viel Arbeit übrig geblieben wäre. Und er sandte San Pietro aus, um zu sehen, ob die Welt fertig

wäre. Als dann San Pietro zurückkam, sagte er: „Alle weinen und schluchzen und klagen!“ „Dann ist die Welt noch nicht fertig,“ sagte der Herr, und er arbeitete weiter. In drei Tagen schickte der Herr San Pietro wieder zur Erde. „Alle lachen und jubeln,“ sagte San Pietro, als er zurückkam. „Dann ist die Welt noch nicht fertig,“ sagte der Herr und arbeitete weiter. San Pietro wurde zum drittenmal ausgesandt. „Einige weinen und einige lachen,“ sagte er, als er wiederkam. „Dann ist die Welt fertig,“ sagte der Herr. Und so wird es sein und bleiben,‘ schloß der alte Papst. ‚Niemand kann die Menschen von ihren Leiden befreien, aber dem soll viel vergeben werden, der in ihnen neuen Mut erzeugt, sie zu tragen!‘“

Das ist das letzte Wort des „alten Papstes“ und der Dichterin. Wir können uns nicht helfen, aber an Stelle des P. Gondo würden wir vor wie nach nicht wissen, was nun eigentlich zu geschehen habe und wie sich der Papst als Haupt der Christenheit zum Antichristentum des Sozialismus stelle. Meint der Papst bloß, man solle — um so zu reden — dem Sozialismus seinen Antichrist-Giftzahn ausbrechen, ihm seine Liebe zu den Menschen lassen und ihn nur auch zur Liebe Gottes zu bekehren suchen? Will er sagen, die Geistlichkeit habe sich des Sozialismus, als er noch ein kleines Kind war, d. h. nur von Verbesserung der zeitlich-irdischen Verhältnisse redete, annehmen und zeigen sollen, daß Christus in seiner Kirche das Gleiche wolle? Das ließe sich hören und würde ganz im Beruf der christlichen Lehrer und Priester liegen. Es würde nichts anderes sein als die Erfüllung der zwei Bitten des Vaterunsers: „Zukomme dein Reich — gieb uns heute unser tägliches Brot“, die Entwicklung des Doppelberufes der Menschheit, die Erde zu bebauen, um von ihr zu leben, und das Himmelreich zu erstreiten und zu erhoffen. Zwischen einem geordneten Trieb und Streben, sich die Erde materiell und geistig möglichst unterthan und schön zu gestalten, und einem wohlverstandenen Christentum ist überhaupt kein Widerstreit. Christus sagt nicht in diesem Sinne: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, als ob er nicht auch in der Zeit und in dieser Welt herrschen wolle, oder als ob seine Anhänger irdische Güter nicht suchen und erstreben dürften; wenn aber in der Krone des Antichrist geschrieben steht: „Mein Reich ist *nur* von dieser Welt,“ und dieses nicht etwa heißen soll: „Meine Wirksamkeit, meine Macht erstrecken sich bloß auf diese Welt, höheres kann ich nicht geben,“ wie dies die staatliche Gewalt sagen muß, sondern: „Ich will nur diese Welt als gut anerkennen und schließe die Überwelt und das Jenseits als schädliche Einbildung aus“, „ihr müßt die Menschen lieben, aber Gott hassen“, so ist an eine Versöhnung zwischen Christ und Antichrist nicht zu denken. Wer den einen liebt, muß den andern hassen; nur einer kann den Weltthron einnehmen, und es wäre Selbstmord des siegreich anrückenden Antichrist, wenn er Christus als Herrn und Meister anerkennen würde. Dazu wird ihn auch „der alte Papst“ nicht bringen. Und was soll in der Zwischenzeit aus all den armen Seelen werden, die vom Antichrist zum Abfall von Gott und dem Glauben gebracht wurden? Wahrlich ein seltsamer Papst, der seinen Mönchen verbietet, das „Bild“ zu suchen, ihnen im Gegenteil befiehlt, es seinen Weg durch die Zeit nehmen zu lassen! — Was

soll es ferner heißen, wenn der „weiseste aller Menschen, die jetzt leben", in Bezug auf den Sozialismus sagt: „Niemand kann die Menschen von ihren Leiden befreien, aber dem soll viel vergeben werden, der in ihnen neuen Mut erzeugt, sie zu tragen!"? Wie bringt der Sozialismus, insofern er Antichrist ist, es zu stande, den Leuten neuen Mut zu erzeugen? Etwa indem er sie auf den großen Kladderadatsch vertröstet? Soll aber bloß der „berechtigte Kern" des Sozialismus gemeint sein, d. h. eine auf Grundlage des Glaubens, der Vernunft und der Thatsachen erstrebte Neugestaltung der sozialen Verhältnisse, so ist diese ihrem Wesen nach durchaus christlich, d. h. eine von den Grundlehren des wohlverstandenen Christentums geforderte Regelung der menschlichen Verhältnisse. Keiner aber hat diese Wahrheiten mit größerer Klarheit und Energie ausgesprochen als das Urbild des „alten Papstes" im Roman, und es kann somit bei aller Anerkennung des guten Willens und der poetischen Einkleidung von seiten der Dichterin dieses Schlußkapitel, d. h. das Tendenzprogramm des ganzen Buches und mithin dieses selbst nach der prinzipiellen Seite, nur eine Verirrung und Verwirrung der Begriffe, ein scharf abzuweisender litterarischer Mißgriff genannt werden. Selma Lagerlöf will gewiß keine Satire auf Leo XIII. schreiben, sie meint es anscheinend ehrlich mit allem, was sie ihrem „alten Päpst" in den Mund legt, aber sie besitzt eben nicht die Klarheit der Ideen und den scharfen Blick ihres Sprechers, und kann ihn deshalb nur sagen lassen, was eben sie denkt und meint. Über seinen Schatten springt keiner.

So wäre es also mit der Tendenz des Buches bestellt, insoweit die Dichterin selbst sie ausspricht. Was nun aber jedem Leser auffallen muß, ist das, daß ohne dieses letzte erklärende Kapitel kein Mensch aus der Geschichte selbst eine solche Tendenz herausgefunden hätte. Wie in „Gösta Berling" bildet die Erzählung eigentlich nur eine Sammlung von Einzeldarstellungen, die durch eine Örtlichkeit, eine Person oder sonstwie eine gewisse Zusammengehörigkeit besitzen, aber nimmermehr eine einheitliche Handlung darstellen. Wie dort das Kavalierhaus, so ist hier das auf dem Ätna gelegene Städtchen Diamante der Mittelpunkt der Geschehnisse. Im Verlauf der Geschichte kommt in dieses Diamante, das wir stark im Verdacht haben nur in der Phantasie zu bestehen, die Engländerin Miß Totenham mit der aus dem Eingang bekannten Nachahmung des echten San Bambino von Ara Coeli. Das Bild findet schließlich Aufstellung in der verlassenen Kirche von San Pasquale und wird bald bekannt und verehrt. Verschiedene Gebetserhörungen will man vor ihm erlangt haben, so daß sein Ruf auch in die Ebene dringt und P. Gondo eine kleine Pilgerfahrt von Girgenti nach Diamante veranstaltet. Alle (40 Pilger) waren sehr arm und unglücklich. Aber P. Gondo ließ sie unter Gesang und Gebet wandern. Da begannen ihre Augen bald zu strahlen, als wenn Bethlehems Stern ihnen vorausgezogen wäre. „Wißt ihr," sagte P. Gondo, „warum Gottes Sohn größer ist als alle Heiligen? Weil er der Seele Heiligkeit verleiht, weil er Sünden vergiebt, weil er dem Geist die heilige Ruhe in Gott schenkt, weil sein Reich nicht von dieser Welt ist!" Unter den Pilgern befindet sich besonders ein Mädchen, das sich schwer bedrückt fühlt, weil sie dem Richter ihren Bräutigam verraten hat, der ein Mörder war.

„Sie rief die Heiligen an; aber sie wollten ihr nicht helfen. Es schien, als wenn nichts auf der Welt die Macht hätte, sie von den fürchterlichen Gewissensqualen zu befreien." Während nun bei der Ankunft in Diamante die übrigen Pilger sich bei den Bürgern etwas erquicken, ehe sie zu dem Heiligtum ziehen, ist das Mädchen sofort vor das Bild gelaufen und hat dort gebetet. Als später die Prozession kam, fand man sie verrückt und tobsüchtig. Nun war es aus mit dem Vertrauen der Pilger und des P. Gondo. Er nahm die Krone vom Haupte des Kindes und las die Inschrift: „Mein Reich ist nur von dieser Welt". P. Gondo ist entsetzt: „Ich habe euch hierher geführt," sagte er, „damit ihr den finden solltet, der Seelenfrieden verleiht und Eingang gewährt in Gottes Reich! Aber ich habe euch falsch geführt, denn dieser hat nichts der Art zu geben. Sein Reich ist nur von dieser Welt! Unsere arme Schwester ist wahnsinnig geworden, weil sie hierher kam in der Hoffnung auf himmlische Wohlthaten. Es brach ihren Verstand, als sie zu diesem Bilde betete ohne erhört zu werden. Es konnte sie ja nicht erhören, denn sein Reich ist nur von dieser Welt." Ein Scheiterhaufen wird gerichtet und P. Gondo will das Bild verbrennen, wenn nicht einer der Umstehenden ihn versichern kann, er habe vor dem Bild auch geistige Gnaden erlangt. Keiner rührt sich, und das Kindlein wäre unrettbar in die Flammen geworfen worden, wenn nicht rechtzeitig ein Bursche aus der Menge es dem Pater entrissen und den Berg hinunter entführt hätte, wo er es vor den Verfolgern in den Reisewagen der gerade abreisenden Engländerin warf. So wird es nun weiter durch die Welt ziehen.

Sehen wir davon ab, daß die ganze Geschichte der Ankunft und „Wunder" des falschen Bambino doch im Grunde nur eine Episode in der Erzählung der Schicksale Gaetanos u. Micaelas ist — und fragen wir uns: Mit welchem Rechte stempelt die Dichterin die Nachahmung eines Bildes zum Repräsentanten des „Antichrist" und des Sozialismus? Das römische Bild ist doch auch nur ein Bild, das aus sich selbst keine Kraft und keine Bedeutung hat. Die Inschrift in der Krone, die kein Mensch aus geringer Entfernung lesen kann, die übrigens auch (selbst im Roman) für die Verehrung ganz außer acht bleibt, kann doch aus dem übrigen Bilde nichts Böses machen. Die Leute, welche vor dem Bilde beten und bitten, haben nicht im mindesten das Bewußtsein und die Absicht, sich an den Antichrist zu wenden. Die Diamantiner wissen nicht einmal, daß es eine Kopie des in Rom verehrten San Bambino ist; sie wenden sich in ihren Gebeten schlecht und recht an das Jesuskind selbst, d. h. an den Heiland im Himmel. Das Bild thut aber auch seinerseits nichts, den Sinn seiner Verehrer vom Himmlischen ab dem Irdischen zuzukehren. Es ist ein liebliches Kinderbild, das einem kindlich angelegten Volke Liebe und Vertrauen einflößt wie das römische Original. Was schadet es, daß in Kevelaer nur ein Abbild des wunderthätigen Madonnenbildes von Luxemburg verehrt wird — betet man deshalb in Kevelaer um andere Dinge als in Luxemburg? Oder wendet das Kevelaerer Bild den Sinn der Beter von der wahren Madonna ab? Es ist also unserer Ansicht nach eine gesuchte und, worauf es uns hier besonders ankommt, selbst poetisch nicht stichhaltige Symbolisierung des Antichristentums durch das nachgemachte

Jesuskindchen, eine Symbolisierung, die den Leser das unangenehme Gefühl nicht los werden läßt, es mit einer in sich widerspruchsvollen Phantastik zu thun zu haben. Und nun gar die „Entlarvung“! Das arme Mädchen aus Girgenti bittet doch auch wahrhaftig nicht um überirdische Güter. Als sie den von ihr in seiner schinderhaften Bosheit früher nicht erkannten Bräutigam als gemeinen Mörder erblickt und ihn im Übermaß des Abscheus dem Richter anzeigt, hat sie nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt — sie mag sich später Vorwürfe machen, daß sie gegen die Gewohnheiten ihres Landes gefehlt habe, von eigentlichen Gewissensbissen kann keine Rede sein, jedenfalls ist die Befreiung von diesen „Gewissensbissen“ ebenso ein zeitliches Gut wie es die andern Gaben waren, die das „Bild“ ausgeteilt hatte. Aber auch selbst einmal angenommen, das Bild könnte als Repräsentant des „Antichrist“ gelten, — wie es aber dann auch noch als Symbolisierung des Sozialismus gelten kann, geht aus der Erzählung an sich nicht im geringsten hervor. Das ist wieder recht eine Idee, welche die Dichterin von außen willkürlich hineinträgt. Im Austeilen irdischer Güter an sich besteht doch nicht der Sozialismus. Oder glaubt sie, der Sozialismus sei die einzige Form des Antichristentums?

Die Verquickung der von der Dichterin ausgesprochenen Tendenz mit dem objektiven Inhalt der poetischen Erzählung halten wir also für durchaus unkünstlerisch und unmöglich. Durch diese Verquickung entsteht aber auch eine gewisse Verworrenheit in der sonst klar dahinfließenden Geschichte. Der Leser merkt von vornherein, er soll etwas suchen, was nicht gesagt wird, aber die Leitfäden, die ihm in die Hand gegeben werden, reißen bald ab und lassen ihn wieder unschlüssig. Ein katholischer Leser wird bald genug den Eindruck empfangen, die Dichterin wolle eine Satire auf die Heiligenverehrung überhaupt und besonders auf den Glauben an die Vorsehung schreiben. Die Formen, welche die Äußerung der Andacht und des Gebetes bei den leicht erregbaren, phantasiereichen Sizilianern anzunehmen pflegt, mutet uns Nordländer ja gewiß seltsam — überspannt — indiskret — ja, wenn man will, sogar bisweilen etwas abergläubisch an. Einzelnes wirklich Abergläubische mag ja im Leben mit unterlaufen, wie der Glaube an den bösen Blick u. dgl. So heidnisch aber, wie Selma Lagerlöf uns ihre Personen durch die Bank schildert, sind die wirklichen Sizilianer doch wohl noch nicht. Im Roman selbst braucht das „Antichrist“-Kind nicht zu kommen, um die Diamantiner zu entchristlichen, das sind sie schon vorher, wenn sie auch noch an Gott, Christus, die Madonna und die Heiligen glauben. Sie stecken im Aberglauben bis über den Scheitel. Das Verwirrende für manchen Leser ist nun, daß die Dichterin in ihren Schilderungen nicht hinreichend auseinanderhält, was sie eigentlich mit ihrer poetischen Kritik treffen will — den wirklichen oder von ihr erdichteten Auswuchs der Andacht oder die Andacht selbst. Man neigt nur zu leicht zu der Annahme des letztern und fühlt sich dabei als Katholik eben nicht sehr behaglich. Es scheint fast, als sei die Dichterin der Ansicht, die Bilder Christi, der Madonna oder der Heiligen seien nach dem Glauben der Sizilianer aus sich selbst, kraft irgend einer geheimnisvollen Zufälligkeit wunderthätig oder nicht. Einzelne können alles geben, andere gar nichts, wiederum andere nur gewisse Dinge. So

wäre also auch die Kopie des Santo Bambino nur wunderkräftig für Irdisches, während das römische Original Geistliches und Irdisches zu geben vermag. Ob wohl je ein Katholik im Ernst an so etwas gedacht hat? Wenigstens hat die Dichterin kein Recht, einem ganzen Volke eine solche Thorheit zu unterschieben und auf solche Unmöglichkeit den Roman zu bauen. Man kann sich fragen: Wie steht überhaupt die Dichterin als Dichterin den von ihr erzählten Wundern gegenüber? Anscheinend erzählt sie alles als echt, mit gläubiger Naivetät, als sei sie selbst eine Diamantinerin; die Tendenz dagegen macht es klar, daß der verständnisvolle Leser die Wunder alle für Einbildung und Zufall zu halten hat. Denn wenn das Bild in Diamante der Sozialismus ist, so ist klar, daß es keine Gebete erhören, keine Wunder wirken kann. Die Tendenz des Buches bleibt also immer und immer eine Satire auf das Gebet überhaupt. Was die Leute als Erhörung oder als Zeichen der Vorsehung ansehen, ist Zufall oder Täuschung, wie auch der Ausgang meistens lehrt. Wir wollen ja gerne glauben, daß die Dichterin es redlich mit ihrer Tendenz meint, nichtsdestoweniger bleibt bestehen, daß sie von katholischen Dingen zu wenig versteht, um mitreden zu dürfen. Ihre Phantasie wird zur Phantastik. Ein weiteres Unbehagen muß uns die Schilderung der Franziskaner auf Ara Coeli (zweites Kapitel) bereiten; Selma Lagerlöf meint es ja gewiß nicht so bös, aber thatsächlich sind diese hysterisch-fanatischen Mönche doch wahre Karikaturen. Auch die Geschichte des Fra Felice als Polacco und seine Urheberschaft an dem Glockengeläute von San Pasquale sind nicht gerade erbaulich zu lesen. Von dem „Wunder", welches „Christuskind" und Geläute im Herzen der Signora Micaela wirken, infolgedessen sie sich mit höchster Begeisterung entschließt, den kranken Gatten zu verlassen, um mit dem Geliebten davonzugehen, wollen wir lieber ganz schweigen. Nach der Schilderung Lagerlöfs hatte Micaela doch aufrichtigen Herzens gebetet: „Hilf mir! Hilf meinem alten Vater und hilf mir selbst, daß ich mich nicht verführen lasse zu Missethat und Rache!" Ob dieses Gebet an das echte oder nachgeahmte Bild gerichtet wurde, kann doch im Grunde wenig verschlagen. Und so könnten wir noch eine Reihe von Dingen anführen, die die Lesung für ein gläubiges Gemüt bisweilen recht unbehaglich und für manches nicht ganz klare und feste Gehirn auch verwirrend machen. Das alles sind Dinge, die man sich nicht ohne Kritik und Widerspruch bieten läßt, so anziehend und bestrickend die Form auch sein mag, in der sie vorgetragen werden. Besonders aber muß ein solcher Widerspruch erhoben werden, weil sonst der Umstand, daß das Buch in einem katholischen Verlag erschienen ist, auf Andersgläubige den Eindruck machen könnte, als sei nach der religiösen Seite alles in Ordnung.

Durch die dogmatischen Schnitzer, die das Ganze tragen, wird aber für den katholischen Leser auch der ästhetische Genuß sehr beeinträchtigt, wo nicht sogar teilweise ganz aufgehoben. Mancher wird das Buch halbgelesen schließen und fortlegen. Es wird ihm zuviel der ewigen Unmöglichkeiten. Auch die etwas märchenhafte Charakteristik der meisten Personen wird dem realistisch geschulten Geist nicht recht behagen, zumal es nicht leicht ist, die Sprünge des südlichen Blutes zu kontrollieren. Kann man sich aber über solche Flecken hinwegsetzen, die

freilich das Werk als Ganzes unhaltbar machen, so bleiben noch genug dichterische Einzelschönheiten übrig, um das Buch rein litterarisch genommen nicht ohne Wert erscheinen zu lassen. Die Schilderung auf dem Kapitolium (Einleitung I), die Vorführung der Ätnalandschaft (I, 1), die Beschreibung Diamantes am Morgen des Glockenläutens (I, 7) und noch so manches andere wird man mit Freuden lesen und wieder lesen. Hier möchten wir nur besonders auf das Lebens- und Charakterbild des Räubers Falco Falcone aufmerksam machen und dasselbe dem Leser zu genauerem Studium empfehlen. Vielleicht klarer als irgend ein anderes zeigt es die eigentümliche Art, wie Lagerlöf schafft und dichtet. Zuerst kündigt sie durch gelegentliche mehr oder minder stark betonte Erwähnung des Namens wie durch ein Leitmotiv das Auftreten ihres Helden an. Was wird er thun? Alle Welt kennt ihn und seine Macht. Auch der Leser meint schon ihn zu kennen. Dann erzählt die Dichterin ganz wie so nebenbei seine Jugendgeschichte, wie er überhaupt Räuber wird. Dann aber kommen die Erzählungen, die im Volke umgehen über ihn, die der eine dem andern zuflüstert, die sich häufen und anwachsen: Man erzählt. . . . Dann ist noch die und die Geschichte — Dann sagt man sich noch — Viele wissen auch — Schaurig klingt auch u. s. w. u. s. w., kurz die Dichterin weiß den Leser in all diese Gerüchte und Schaudermärchen, die sich um den einen Falco Falcone in all den Jahren angesetzt haben, so einzuspinnen, daß er schließlich selbst den geheimnisvollen mit Hochachtung gemischten Schrecken vor diesem Manne empfindet, in den das Volk am Ätna langsam hineingewachsen ist. Und nun endlich führt sie uns zu seiner Felsenhöhle. Sie beschreibt ihn kaum; sie läßt ihn handeln. Aber wie? . . . Eines solchen Räuberhelden würdig ist nur ein solcher Opfergang, wie Falcone ihn auf den Ätna thut. Hier tritt die ganze düsterwilde Kraft der nordischen Mythologie in die südliche Landschaft. Dieser Falco wird zu einer Art Odin, eine Rolle, an die auch sein späteres Auftreten als Bettler erinnert. Und nun die tiefere psychologische Entwicklung des langsam wachsenden Größenwahns zum eigentlichen Wahnsinn; ferner die symbolische Verwertung des Steinchens vom Ätnagipfel und der schließliche Untergang! So etwas vermag nur ein echter großer Dichter zu erfinden und in die denkbar einfachste Sprache zu kleiden. Vielleicht ist diese Einfachheit der Sprache noch mehr zu bewundern als der gewaltige eigenartig packende Inhalt. Einer solchen Sprache vermag keine Zeit und keine Mode etwas anzuhaben, weil sie eben selbst ohne Mode und Zeitkolorit ist, der scheinbar natürlichste und durchsichtigste Ausdruck für den Gedanken.

* * *

Wiegt man so Vorzüge und Schwächen dieses neuen Werkes der Dichterin unparteiisch gegeneinander ab, so muß man es freilich dem „Gösta Berling" weit nachstellen, seinen formalen Wert aber immer noch hoch genug anschlagen, um es vom rein litterarischen Standpunkt auch katholischen, katechismussichern, selbstdenkenden Lesern zwar nicht als ein Meisterwerk, wohl aber als eine sehr interessante Erscheinung empfehlen zu können.

W. Kreiten S. J.

Rezensionen.

Die Genesis nach dem Literalsinn erklärt von **Gottfried Hoberg**, Doctor der Philosophie und der Theologie, ord. Professor der Universität Freiburg i. Br. gr. 8⁰. (L u. 416 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M*. 9.

Eine Frucht akademischer Vorlesungen, ist das Buch „zunächst für den Gebrauch der Studierenden berechnet". Wir möchten das Wort nicht auf die Studierenden in den Hörsälen beschränkt wissen. Wie mancher, der während der Studienjahre am A. T. Freude gehabt, wird alsbald nachher durch seelsorgliche und andere Berufspflichten von dessen Studium ganz abgebracht, bis ihn endlich sogar das Lesen eines hebräischen Abschnittes fremd anmutet. Gerade solchen, wenn auch nicht solchen allein, möchten wir Dr. Hobergs Buch als ein Vademecum vom Seminar in die Praxis dringend empfehlen; es wird es ihnen leicht machen, die Liebe zum Studium des A. T. in sich zu nähren und zu mehren.

Zunächst benötigt der Leser keiner schwerfälligen und wohl auch teuern Polyglotte: er hat den hebräischen und den Vulgatatext vor sich in gefälligem und, soweit wir ihn kontrollierten, auch korrektem Druck. Unter dem zweispaltigen Text folgen dann fast zu jedem Verse Noten in deutscher Sprache. Wo Text und Inhalt keine besondern Schwierigkeiten bieten, sind der Noten weniger; andere Male nehmen die Noten weitaus den größeren Teil der Seite ein; dazu noch nach Bedürfnis ausführliche Einleitungen zu Anfang der Abschnitte.

Grammatik und Lexikon werden mit kluger Auswahl berücksichtigt, was dem „Studierenden" nur erwünscht sein kann. Anerkennung verdient die pietätvolle Behandlung von Vulgata und Septuaginta, sowie der älteren katholischen Erklärer. Der Verfasser verfällt durchaus nicht in den Fehler, vor welchem die Encyklika Providentissimus warnt in den Worten: „At vero id nimium dedecet, ut quis egregiis operibus, quae nostri abunde reliquerunt, ignoratis aut despectis, heterodoxorum libros praeoptet, ab eisque cum praesenti sanae doctrinae periculo et non raro cum detrimento fidei explicationem locorum quaerat, in quibus catholici ingenia et labores suos iamdudum optimeque collocarunt."

Dabei läßt indessen der Verfasser die neuere Pentateuchkritik keineswegs aus dem Auge. Er behandelt sie eingehend in der Einleitung und gelangt zu folgenden Schlüssen: 1. Die Quellenscheidung nach dem Wortschatze ist vielfach

willkürlich, nicht nach festen Prinzipien geregelt, wozu dann nicht nur in der Einleitung, sondern auch zu Anfang der meisten Abschnitte Belege geboten werden. 2. Verschiedenheiten des Stiles finden ihre Erklärung teils in der Verschiedenheit des Stoffes (streng gegliedertes Hexaemeron, ausführlichere Schilderungen) teils in der Verschiedenheit der von Moses benutzten Quellen. 3. Die Untersuchungen, welche die Kritik am Pentateuch vornimmt, sind so feiner Art, daß sie nur an einem kritisch absolut gesicherten Text von Erfolg sein könnten; ein solcher ist aber nicht vorhanden. 4. Die Quellenscheidung sollte nicht ausschließlich nach innern, sondern auch nach äußern Gründen erfolgen.

Im Kommentar bekennt sich Dr. Hoberg im Schöpfungsbericht zur Visionstheorie. Die Sündflut hat zwar die ganze Menschheit, nicht aber die ganze Erde betroffen. Dementsprechend wird dann auch die Völkertafel und die Sprachenverwirrung erklärt. Indessen fällt es uns nicht bei, den Leser über die Stellung belehren zu wollen, die Verfasser zu all den umstrittenen oder dunkeln Fragen der Genesis einnimmt. Da heißt es: Nimm und lies. Neben Wichtigerem sei aufmerksam gemacht auf Gen. 25, 32; 27, 23; 35, 26; 36; 39, 6; 47, 28 bis 31; auch auf die Art, wie ab und zu gezeigt wird, was der „Redaktor" und andere hätten schreiben müssen, wenn sie wirklich das gewesen wären, wofür die Kritik sie ausgiebt.

Wo Dr. Hoberg eine Textkorrektur in Vorschlag bringt, setzt er die Korrektur in den hebräischen Text ein, die recipierte Lesart unter den Text. Uns wäre die umgekehrte Praxis sympathischer. Warum soll der Konsonantenbestand des Urtextes weniger unantastbar sein als der Übersetzungstext der Vulgata? — Klarheit des Ausdruckes vermissen wir S. 38, wo das Sprechen der Schlange erklärt werden soll. Hoberg geht, wenn wir ihn recht verstehen, von der richtigen Voraussetzung aus, daß Eva wohl wußte, daß eine Schlange von Natur der Rede unfähig sei; aber in der Verwirrung der Versuchung schrieb sie die Worte, welche sie hörte, der Schlange zu. „Eva empfand bei dem Anblick der Schlange die Versuchung, das Gebot Gottes zu übertreten. Die Versuchung nahm einen solchen Grad an, daß Eva der Schlange eine menschliche Sprache zuschrieb. . . . Der Anblick der Schlange war zugleich die Ursache der Versuchung. Dieselbe wirkte sofort verwirrend auf den Sinn des Weibes ein, so daß die Vorstellung vom Sprechen der Schlange entstand." Wir hätten also den Anblick der Schlange, die empfundene, also zunächst innere Versuchung mit der von ihr verursachten Verwirrung, danach den Irrtum, welcher der Schlange das Reden zuschrieb. Aber muß zwischen den Anblick und die innere Versuchung nicht das Hören eingeschoben werden, mag man es nun auf eine wirkliche Bewegung der Schallwellen oder auf diabolische Hallucination zurückführen? Dann war aber Ursache der Versuchung das Hören zugleich mit dem Anblick. — Gen. 14, 17. 21. 22 wird rex Sodomorum in Melchisedech umgeändert, der König von Sodom tritt neben Melchisedech überhaupt gar nicht auf, er ist V. 10 auf dem Schlachtfeld geblieben. „Abraham erkennt den Melchisedech als seinen Herrn an, indem er ihm den Zehnten entrichtet; als dann Melchisedech die Beute mit Abraham teilen will, tritt Abraham freiwillig von derselben zurück." Welchen Rechtsanspruch hatte denn Melchisedech auf die Beute, erst gar nachdem er den Zehnten entgegengenommen hatte? Dawider fragt man allerdings: Was hatte der König von Sodom bei Jerusalem zu suchen? Nun ja, seine eigenen Leute,

die zuerst Chodorlahomors Gefangene gewesen und jetzt Abrahams Beute waren. Möglicherweise kam er, um dieselben durch Melchisedechs Vermittlung freizubitten. Da V. 17 ff. der König von Sodom nicht mit Namen genannt wird, so mag er der Sohn und Nachfolger des V. 10 gefallenen Königs gewesen sein. Die vorgeschlagene Emendation aber will uns nicht behagen.

Fr. v. Hummelauer S. J.

Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken 1585 (1584)—1590. Erste Abtheilung: Die Kölner Nuntiatur. Zweite Hälfte: Ottavio Mirto Frangipani in Köln. 1587—1590. Herausgegeben und bearbeitet von Dr. **Stephan Ehses.** [Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem Historischen Institut in Rom herausgegeben von der Görres-Gesellschaft. VII. Band.] 8°. (LXII u. 544 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1899. Preis *M.* 22.

Über den nächsten Nachfolger des ausgezeichneten päpstlichen Diplomaten Bonomi in der Nuntiatur von Köln notiert im Juli 1591, und wieder im April 1594, der bekannte Tagebuchschreiber Hermann Weinsberg:

„Dieser Octavius ist vorhin Sixti V. Papae Nuntius Apostolicus gewesen, für vier oder fünf Jahre hier zu Köln gelegen und [hat den Leuten] gut Wort geben. Was er sunst Nutz geschafft, kann ich nit vernehmen. Wird dem Papst wohl alles verrichten und verkundschaften, was hie im Land verlauft, denn dem Papst und geistlichem Stand ist viel an Köln gelegen. . . . Hat fürs erste dem Rath schöne, süße Wort geben, bis er seinen Willen mit den Observanten zu Wege bracht. . . . Sunst hat er einem Rath und Bürgerschaft wenig Nutz geschafft. . . . Hat Klöster, Stifter und anderes wollen reformiren, aber wenig ausgericht; es bleibt nach wie vor. Er [selbst] wird's wohl keinen Schaden erlitten haben. Wollt auch befördern, daß die Gläubiger von Erzbischof und Domkapitel bezahlt würden; aber man befindt, daß er mit Schmeichlerei umbgangen sei."

Diesem kurzsichtigen Verdikt eines hausbackenen Kölner Kleinbürgers gegenüber erweckt 300 Jahre später ein gelehrter deutscher Kirchenhistoriker aus dem Staube römischer und neapolitanischer Archive ein Bild von der Thätigkeit jenes selben Nuntius, das ihn als unermüdlichen Reformator, als einen Staatsmann im vollen Sinn des Wortes und einen vorzüglichen Vertreter der kirchlichen Interessen in Deutschland erscheinen läßt, würdig, der Nachfolger eines Bonomi und der Diener eines Sixtus V. zu sein. Einer der hervorragendsten seiner Zeitgenossen, ein Alexander von Parma, hat für diesen fähigen päpstlichen Diplomaten seine Bewunderung ausgesprochen (S. 205), und der deutsche Kirchenhistoriker von heute rühmt ihm nach: „Man darf wohl sagen, daß der sorgfältigste Verwalter auf seine eigensten Angelegenheiten kaum mehr Umsicht, Eifer und Ausdauer verwenden kann, als Frangipani dem Haushalte der Kölner Erzdiöcese angedeihen ließ."

Es ist in der That die aufopferndste und dabei unendlich vielgestaltige Arbeit eines eminenten kirchlichen Diplomaten, deren Spuren hier zurückverfolgt

werden, ein bedeutsames Stück des kirchlichen wie politischen Lebens im Deutschland des ausgehenden 16. Jahrhunderts, was hier in neuem Lichte sich darbietet. Da ist Köln mit seinem treu katholischen, aber selbstbewußten, stets schwer zu behandelnden Magistrat, mit seinem tüchtigen Klerus und seinem braven Volke, aber auch mit manchem in Zucht und Besitzstand gesunkenen Kloster und gefahrdrohenden häretischen Unterströmungen. In der Erzdiöcese wogt hin und her der Krieg und wachsen mit jedem Tag Jammer und Not. Hier Martin Schenk, der kühne Freibeuter, dort der mächtige Graf Neuenar im Dienste des abgefallenen Truchseß. Ihnen gegenüber die wenig volkstümlichen Spanier, einen Parma, einen Herzog von Chimay, einen Taxis, einen Verdugo an der Spitze; Bonn und Rheinberg in Feindeshand. Das ganze Erzstift ausgesogen, die Finanzen hoffnungslos zerrüttet, Erzbischof und Kapitel überschuldet, und dabei als Staatsoberhaupt ein Prinz, dessen gute Regentenfähigkeit und katholische Gesinnung durch Leichtfertigkeit des Wandels entehrt und entwertet werden. Wie im Erzstifte Köln eine kräftige geistige Erneuerung, so gilt es in Holland die Wiederherstellung, in Jülich-Cleve die Erhaltung des katholischen Kirchenwesens. Jetzt ist es das neue Observantenkloster in Köln, dann das alte Cassiusstift in Bonn, der Kampf des Domkapitels in Antwerpen oder die Neubesetzung der in der Existenz bedrohten Abtei von Hersfeld, was den Nuntius unter Atem hält. Hier ruft ihn die bedrängte katholische Minorität in Aachen, dort die unrechtmäßig bekämpfte Trierische Jurisdiktion in Luxemburg um Hilfe an. Gleichzeitig folgt sein scharfes Auge aus der Ferne jeder Wendung im langwierigen Straßburger Kapitelstreit und greift seine Hand ein in den Würzburg-Fuldaer Herrschaftsprozeß. Die theologischen Streitigkeiten in Löwen bringen die schwersten dogmatischen Probleme, die Wünsche der Index-Kongregation in Rom wichtige Fragen der kirchlichen Disziplin in seinen Bereich. Mittlerweile gleiten durch seine gewandten Finger auch Fäden, die mit den Angelegenheiten der hohen Politik in nächstem Zusammenhang stehen, wie die Erbfolge in Jülich-Cleve, die Stärkung des „Landsberger Bundes", die Unterstützung der Liga in Frankreich, die Niederwerfung der für Heinrich von Navarra geworbenen deutschen Hilfsvölker. Es ist etwas von der Universalität des Papsttums in diesem Wirkungsfeld.

Schon bei Anzeige des I. Bandes dieser Kölner Nuntiaturberichte (vgl. diese Zeitschr. L, 238) ist auf den Wert hingewiesen worden, den es hat, daß kirchliche Aktenstücke, zumal aus so erregter Zeit, welche aufs tiefste eingreifen in alle Fragen des innerkirchlichen Lebens, von Gelehrten erläutert werden, die für solche Fragen auch ein Verständnis mitbringen. Die richtige Würdigung kirchlicher Lebensäußerungen und Erscheinungen, das Vermeiden nur allzu häufig vorkommender grober Mißverständnisse, die völlige Vertrautheit mit allem, was kirchliche Lehre und christliches Leben betrifft, wird den von der Görres-Gesellschaft ans Licht gegebenen Nuntiaturberichten vor denen aller übrigen gelehrten Gesellschaften stets einen wesentlichen, durch gar nichts anderes auszugleichenden Vorrang sichern. Mit jedem neuen Bande wird daher auch die Bedeutsamkeit dieses großen Unternehmens der Görres-Gesellschaft sich mehr Geltung verschaffen. Schon die Publikationen, wie sie bis jetzt aus den Händen von Dittrich, Ehses,

Schwarz, Meister vorliegen, sind eine Leistung, die Achtung gebietet und die noch vieles Wertvolle erhoffen läßt. Äußerlich freilich sind diese katholischen Forscher weit weniger begünstigt, ungleich weniger vorteilhaft und unabhängig gestellt wie die Mitarbeiter der historischen Institute von Wien und Berlin oder anderer von Staats wegen gehätschelter litterarischer Unternehmungen. Aber was Kenntnis der römischen und italienischen Archive, was ausgedehntes Wissen, Fleiß und Sorgfalt angeht, braucht z. B. der vorliegende Band den Vergleich mit keinem zu scheuen, der von jenen Instituten ausgegangen ist; in der praktischen Einrichtung und Gefälligkeit der Ausstattung thut er es ihnen leicht zuvor; an Vertrautheit mit spezifisch kirchlichen Fragen ist er ihnen weit voraus. Dabei zeichnet den Herausgeber dieses Bandes eine Weite in Blick und Auffassung und eine Gediegenheit in der Beurteilung aus, die ungemein wohlthuend und vertrauenerweckend berühren, und deren Abgang auch durch den höchsten Grad philologischer Genauigkeit und historischer Erudition niemals ersetzt werden kann.

Schade, daß der IV. Band des „Buch Weinsberg" zu spät erschien, um zur Erläuterung dieser den Aufzeichnungen des alten Weinsberg gleichzeitigen Berichte noch benutzt werden zu können. Weiß doch der alte Kölner vom Nuntius selbst so manches zu erzählen. „Ein kleiner Mann," so schildert er ihn, „gar leiblich und beredt." Er beschreibt auch sein Auftreten bei diplomatischen wie bei kirchlichen Funktionen und erzählt von dem großen Brande in der Nuntiatur (1593), wobei dem Nuntius die vier schönen weißen Wagenpferde im Stalle verbrannten, wie Frangipani damals den von ihm zum Dechanten von St. Georg beförderten Kölner Heinrich Reck als seinen Auditor an der Seite gehabt und wie er der Löschmannschaft seinen Dank ausgesprochen, dieselbe mit Wein traktiert und mit Geld beschenkt habe. Nach Weinsberg (IV, 106) ist wohl auch kein Zweifel mehr, daß die im Nuntiaturbericht (S. 498) erwähnten zwei kleinen Domherren wirklich die bayrischen Prinzen sind, die allerdings in Köln studieren sollten, wenn auch nicht gerade an der dortigen Universität. Ihren Studienaufenthalt (1590) erwähnt übrigens schon Bianco (I, 934) und noch ausführlicher Schmidt (Geschichte der Erziehung der bayrischen Wittelsbacher S. 359). Letzterer bringt auch einen Bericht ihres Hofmeisters Adolf Freiherrn v. Metternich über ihre Beziehungen zu Frangipani:

„Es hat sich bishero, wie auch noch, der Herr Nuntius Apostolicus gar hoch und sehr affektionirt gegen meine gnädigsten Herren erzeigt und liebt ihre fürstlichen Gnaden von Herzen; schenkt denen, was er meint ihrer fürstlichen Gnaden angenehm zu sein, schickt öfter Wildpret, hat auch ihrer fürstlichen Gnaden ein guldenes reliquiarium mit schönen Reliquien verehrt — möcht' das Gold 10 oder 11 Kronen, wie mich bedünkt, wert sein — Item ein Buch voll Kupferstichs-Bildern in roth Sammet eingebunden, gar schön u. s. w."

Was es mit dem „unklugen Vorgehen" und „unklugen Übereifer" der Kölner Jesuiten auf sich hat (236 u. 238), wird vom alten Weinsberg, der sonst nicht gerade zu ihren Gönnern gehört, eingehender berichtet (56):

„Anno 1589 den 7. Februar hat P. Franciscus Jesuita eine große Gasterei im Gebaurhaus auf dem Altenmarkt für arme Kinder angeschlagen [= veranstaltet],

ihnen Gesottenes, Gebratenes und Allerlei angerichtet, auch Wein und Bier geschenkt und wohl traktirt, und [die Kinder] haben dernacht auf dem Altenmarkt nach dem gratias umbgangen und gemonstert. Und ihrer war eine große Menge. [Es waren dabei „ob die 60 Personen“, besagt das Rathsprotokoll, darunter die Blinden „mit ihrem Kunig“.] Und viel Leute in Köln haben gute Steuer dazu gethan, welche ihr Vergnügen und Andacht darin hatten. Viele aber beneideten solches, legten es zum ärgsten aus, meinten, die Jesuiten wollten dadurch die arme Jugend neben den Reichen auf ihre Seite ziehen, und andern Gelehrten wollt man solches nit gestatten. Dieser Pater Franciscus hat ungefährlich vor zweien Jahren durch ganz Köln angefangen, die armen Leute, Lahmen, Blinden, Kranken, so vor den Kirchen und auf den Gassen saßen und lagen, zu fragen, zu examiniren, zu lehren, ob sie ihren Glauben, Vaterunser und Zehn-Gebote und allerlei wüßten. Und damit sie ihn vermogten, gab er ihnen gute Almosen, die er von reichen Leuten bekam. Und deß trieb er viel im Dom, zu St. Revilien [im Hospital], St. Panthaleon und hin und her, und lernten die armen, ungezogenen Leute und Kinder, die nahe in Schulen oder Predigten kamen, viel von ihm. Etliche andere, die nit katholischer Religion waren, fingen auch dergleichen an und wollten ihn in etlichen Punkten strafen [= widerlegen]; etliche gaben ihm auch böse Wort und Streiche. Umb den 10. Februar verbot ein Rath und Magistrat dem Jesuiten daß er sich solcher Handlung hinfurten enthalten sollt.“

Die Jesuiten hatten wohl nicht so sehr aus „unklugem Übereifer“ als vielmehr aus Grundsatz es vermieden, für eine harmlose Almosenspende an arme Kinder eine vorgängige Erlaubnis des ohnehin in alles sich einmischenden städtischen Magistrates einzuholen. Es erklärt sich jedoch auch recht wohl, daß der Nuntius, der stets darauf bedacht war, bestehende Empfindlichkeiten zu schonen, in dieser Sache auf die Seite des Rates sich stellte. In den Städten Italiens mochte der Nuntius noch so oft gesehen haben, wie die Jesuiten mit den Straßen-Katechesen für die Armen die glücklichsten Erfolge erzielten; in Köln wurde aber dadurch auch Wiedertäufern, Schwärmern und Lutheranern eine Gelegenheit zur Propaganda geboten, welche sich, falls man solche Straßenkatechese einmal gestattete, jeder Kontrolle entzog. Der Nuntius erklärte daher auf das vom Rate ausgegangene Verbot dem Syndikus Dr. Schenk: „Daß sie (die Herren vom Rat) den Patribus Iesuitis verbotten, uff der Gassen hie und dort indiscretlichen die Jugend zu instituiren, diweil sollich Institution billig uff geweihtem Platz geschehen solle, daß auch ein ehrb. Rath den Patribus verbotten, hinfurter sollich gemeine Convivia in gemeinen (= öffentlichen) Häusern zu halten, das hätten die Hochwürden (d. h. der Nuntius) sich auch gefallen lassen. Ihre Hochwürden hätten auch selbst den Jesuitern solches verbotten und nit loben können.“ Gegen Abhaltung der Christenlehre für die Armen im Dom erklärte der Rat gleich bei dieser Gelegenheit nichts weiter einwenden zu wollen.

Was das Todesdatum des P. du Hamel (277, 4) angeht, so giebt dies Sommervogel (Bibliothèque IV, 59) zuverlässig auf 11. Januar 1589 an. In demselben Bande Sommervogels zum Namen Lessius wäre einiges zu finden gewesen, was vielleicht für die geschilderte Amtsthätigkeit des Nuntius hätte in Betracht kommen können. So p. 1727: Mandatum Apostolicum iussu

Sixti V per Octavium Episcopum Calatinum Nuncium Apostolicum in Belgio Anno 1588 10. Iulii Lovanii promulgatum ad sedandas controversias. . . . p. 1728: Epistola Sacrae Facultatis Theologicae Duacensis ad Illustrissimum et Rev. D. Octavium Episcopum Calatinum Sixti Papae V ad partes Rheni atque inferioris Germaniae et Belgarum provincias Nuntium Apostolicum . . . qua praesertim publicationem cuiusdam Edicti ab eodem Nuntio Duacum missi Facultas Theologica deprecatur. Das beigefügte Datum vom 13. August 1591 dürfte auf den August 1590 trefflich passen.

Recht viel Ansprechendes und Erfreuliches bringt der vorliegende Teil der Nuntiaturberichte über Klerus und Volk der Stadt Köln; er ist ein wahres Ehrendenkmal für die kirchliche Vergangenheit der rheinischen Metropole. Auch über die Persönlichkeit der beiden ersten Roermonder Bischöfe wird wieder manches beigebracht; manches über die Politik des Hauses Bayern (vgl. die wichtige Bemerkung Herzog Wilhelms V. S. 53); auch zwei beachtenswerte Stellen für das katholische Glaubensbewußtsein von dem unfehlbaren Richteramte des Papstes in Glaubenssachen u. dgl. mehr. Es bedarf nach dem Gesagten nicht weiteren Hinweises darauf, wie überaus reich der Inhalt dieses Bandes und wie wichtig für so viele Gebiete der historischen Forschung. Ebensowenig ist es notwendig, die Tüchtigkeit und Verdienstlichkeit der Bearbeitung hervorzuheben bei einem Werke, das einen längst so wohlbewährten Namen an der Stirne trägt.

Otto Pfülf S. J.

Der Rechts- und Gesetzesbegriff in der katholischen Ethik und modernen Jurisprudenz. Von Dr. **Johann Haring.** gr. 8⁰. (VIII u. 111 S.) Graz, Moser, 1899. Preis *M.* 1.80.

Es gab eine Zeit, in welcher man die großartigen Baustile des Mittelalters fast vergessen hatte. Ein geistloser Zopf und ein noch nüchternerer Berliner Stil waren an die Stelle getreten. Doch endlich erinnerte man sich wieder der erhabenen Bauweisen der katholischen Vorzeit, jener herrlichen romanischen und gotischen Denkmäler.

Einer ähnlichen Entwicklung begegnen wir in der Ethik und der Rechtsphilosophie; man vergaß die großen Philosophen des Mittelalters, welche auf dem durch Thatsachen bekundeten Willen des Schöpfers ein gesundes Naturrecht aufbauten; man konstruierte dagegen ein Naturrecht ohne Gott, ein Naturrecht, welches somit in der Luft schwebte. Und als die historische Schule die Verkehrtheit dieser Richtung erkannte und das gottlose Naturrecht verwarf, geriet sie in einen andern Irrtum, den des Rechtspositivismus; sie baute das ganze positive Recht ohne Fundament, indem sie weder ein auf Gott gegründetes noch ein von Gott abgelöstes Naturrecht zu ihrer Grundlage nahm. Endlich jedoch kehrte man zurück zur alten Scholastik. Man erinnerte sich wieder der einzig möglichen Grundlage aller Ethik und aller Rechtswissenschaft, des auf dem Willen eines persönlichen Gottes aufgebauten Naturrechtes.

Diese Entwicklung wird uns vom Verfasser gezeigt. Wir freuen uns seines entschieden katholischen Standpunktes. Er bekundet denselben schon dadurch, daß

er sehr häufig katholische Autoren citiert: aus der Vorzeit besonders einen hl. Thomas, einen Suarez, Lessius u. s. w., aus der Gegenwart einen Göpfert, Pruner, Gutberlet, van Gestel, Cathrein, Meyer, Lehmkuhl, Wernz u. s. w. Sehr gut wird (S. 48) hervorgehoben, daß bei der Frage, inwieweit ein Beamter zur Durchführung eines ungerechten Gesetzes mitwirken dürfe, das kirchliche Lehramt zu entscheiden habe, „da es sich um eine Gewissensangelegenheit handelt". Mit Recht wird auch (S. 42) bemerkt, daß jedes positive Gesetz undenkbar sei ohne die Grundlage des Naturrechts; doch hätten wir allerdings gewünscht, daß dieser Gedanke mehr ausgeführt wäre.

Bei der Unkenntnis, welche in nichtkatholischen Kreisen über die scholastische Lehre vom Naturrecht herrscht, hätten wir auch erwartet, daß der Begründung desselben und der Widerlegung der hauptsächlichsten Einwände mehr Aufmerksamkeit geschenkt wäre. Diese Begründung ist ja leicht. Man zeigt, daß dem persönlichen Schöpfer des Weltalls und des Menschengeschlechts eine gesetzgebende Gewalt über das letztere zusteht und daß er seinen gesetzgeberischen Willen hinreichend bekundet hat durch konkludente Thatsachen, nämlich durch die Einrichtung, welche er der menschlichen Natur gegeben.

An Einwänden gegen das Naturrecht nennt die historische Schule besonders zwei: erstens, es fehle demselben die genügende Determination, zweitens, es fehle ihm die Erzwingbarkeit.

Was die Determination anlangt, so ist es ja richtig, daß einzelne Rechtsinstitute, z. B. die Verjährung, im Naturrecht sich nicht finden können, weil sie erst durch das positive Recht eine genügende Determination, hier die Aufstellung einer bestimmten Verjährungsfrist, erhalten. Andern Instituten dagegen kann wegen mangelnder Determination die naturrechtliche Qualität nicht abgesprochen werden. Das gilt u. a. von dem Rechtssatz, daß man durch Occupation einer herrenlosen Sache Eigentum erwirbt, daß Verträge bindend sind, daß den Eltern ein Erziehungsrecht über ihre Kinder zusteht.

Wir kommen zum andern Einwand: dem Naturrecht fehle die nötige Erzwingbarkeit. Hier müssen wir leider dem Verfasser in etwa entgegentreten. Er scheint uns nämlich den Unterschied zwischen äußerer und innerer Erzwingbarkeit nicht genügend hervorzuheben (vgl. S. 12, 13, 15, 83, Note 17). Unseres Erachtens muß man zugestehen, daß ohne innere Erzwingbarkeit ein wahres Recht nicht existiert; eine äußere Erzwingbarkeit dagegen ist nicht erforderlich. Unter innerer Erzwingbarkeit verstehen wir das Recht, Zwang zu üben; unter äußerer die physische Macht, sein Recht zur Geltung zu bringen. Letztere ist freilich nicht erforderlich für den Charakter eines wahren Rechtes; sonst wäre z. B. der schwächere Staat rechtlos gegenüber seinem mächtigeren Nachbar. Ohne erstere dagegen, d. h. ohne die Befugnis, nötigenfalls Zwang anzuwenden, scheint uns eine wahre Rechtsbefugnis und eine wahre Rechtspflicht nicht zu bestehen. Wenn jemand es versäumt, sich mir dankbar zu erweisen, so darf ich den Dank nicht erzwingen; daher ist die Pflicht der Dankbarkeit keine Rechtspflicht. Wenn dagegen mir jemand meine Sache entwendet, so darf ich sie ihm mit Gewalt wieder entreißen; darum handelt es sich hier um eine wahre Rechts-

befugnis auch dort, wo sich noch keine staatliche Ordnung gebildet hat, also schon nach bloßem Naturrecht. Verfasser scheint dagegen, wenn wir ihn recht verstehen, keinerlei Erzwingbarkeit für den Charakter des Rechtes zu fordern, indem er sagt, daß „der Zwangscharakter nicht zum Begriffe des Rechts gehört" (S. 83, Note 17).

Auch in einem andern Punkte können wir dem Verfasser nicht ganz beistimmen. Derselbe erklärt: „Die Gesetze der Moral verbieten den zur zwangsweisen Durchführung notwendigen aktiven Widerstand gegen die rechtmäßige Obrigkeit" (S. 12. 13). Allerdings gestehen wir zu, daß es sehr häufig unerlaubt ist, vom Rechte des aktiven Widerstandes Gebrauch zu machen, z. B. wegen der voraussichtlichen Erfolglosigkeit des Widerstandes. Wir sind aber ebenso entschieden der Ansicht, daß es an und für sich ein Recht des aktiven Widerstandes gegen staatliche Übergriffe giebt, und daß es mitunter auch erlaubt ist, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Das lehrt der hl. Thomas von Aquin; er sagt, daß man der Staatsgewalt, welche ihre Befugnis überschreite, Widerstand leisten dürfe, falls dieses ohne Ärgernis oder größeren Schaden geschehen könne (si sine scandalo vel maiori detrimento resistere posset)[1]. Ähnlich erklärt auch in neuerer Zeit Balmes:

„Wenn jedoch die höchste Gewalt ihre Befugnisse in unverantwortlicher Weise mißbraucht, wenn sie dieselben über die gehörigen Grenzen ausdehnt, wenn sie die Grundrechte mit Füßen tritt, die Religion verfolgt, die Sittlichkeit untergräbt, den öffentlichen Anstand verhöhnt, die Ehre der Bürger beeinträchtigt, ungerechte und übermäßige Abgaben fordert, das Eigentumsrecht verletzt, das Erbgut der Nation veräußert, die Provinzen zerstückelt und ihre Völker der Schande und dem Untergange entgegenführt, schreibt der Katholizismus auch für diesen Fall Gehorsam vor? Verbietet er auch da den Widerstand? Verpflichtet er auch da die Unterthanen, sich geduldig und ruhig zu verhalten, wie ein Lamm unter den Klauen eines Raubtiers? Ist da weder bei dem einzelnen Mann noch bei den vornehmsten Körperschaften noch bei den höheren Ständen, nirgends das Recht des Widerstandes, der Auflehnung zu finden, nachdem alle gütlichen Mittel der Vorstellung, des Rates, der Mahnung, der Bitte erschöpft worden? Werden auch in solchen bedrängnisvollen Lagen die Völker von der katholischen Kirche ohne Hoffnung, die Tyrannen ohne Zügel gelassen? In solchen äußersten Fällen halten die angesehensten Gottesgelehrten den Widerstand für erlaubt; die Lehre der Kirche jedoch spricht sich darüber nicht aus; sie hat keine der entgegengesetzten Meinungen verworfen; in solchen äußersten Fällen ist die Pflicht, sich vom Widerstand zu enthalten, kein Glaubenssatz. Niemals hat die Kirche einen solchen Grundsatz gelehrt, und wer das Gegenteil behauptet, möge uns zur Beglaubigung dessen eine Entscheidung der Konzilien oder der Päpste aufweisen. Der hl. Thomas von Aquin, Kardinal Bellarmin, Suarez und noch andere ausgezeichnete Gottesgelehrte kannten die Glaubenslehren der Kirche von Grund aus,

---

[1] Cf. *S. Thom.* 1, 2, q. 96, a. 4 in c. et ad 3; cf. 2, 2, q. 69, a. 4 in c. et 2, 2, q. 42, a. 2 ad 3.

und dennoch wird man in ihren Werken nicht diesen, wohl aber den entgegengesetzten Grundsatz finden. Und die Kirche hat sich nicht gegen sie ausgesprochen; sie hat sie weder mit den aufrührerischen Schriftstellern verwechselt, welche unter den Protestanten in so großer Menge auftauchten, noch mit den heutigen Revolutionsmännern, den ewigen Störenfrieden alles geselligen Lebens."[1]

Fast noch stärker erklärt aus gegnerischem Lager Bluntschli:

„Wenn nicht die Gesamtexistenz des Staates in Frage ist, aber der Staat, sein eigenes Recht überschätzend und seine Macht überspannend, in das Leben einzelner Individuen eingreift, wenn der Staat z. B. den religiösen Glauben oder die wissenschaftlichen Gedanken der Individuen zu beherrschen sich anmaßt, so sind diese berechtigt, ihre Freiheit auch gegen den Staat zu verteidigen."[2]

Der Grund, aus welchem dieser aktive Widerstand, abgesehen von Nebenumständen, uns erlaubt scheint, ist folgender: Sobald der Vertreter des Staates die Grenzen der staatlichen Kompetenz überschreitet, handelt er nicht mehr als Vertreter des Staates, sondern als Privatmann. Folgeweise darf man ihm gegenüber, wie gegen jeden andern, Notwehr üben. Der aktive Widerstand ist aber in diesem Falle nichts anderes als Notwehr.

Wir glaubten bei diesem Punkte etwas länger verweilen zu sollen, damit nicht in der öffentlichen Meinung etwas als katholische Lehre sich einbürgert, was nicht katholische Lehre ist. Derselbe Gedanke veranlaßt uns auch, zu protestieren, wenn Verfasser erklärt: „Das natürliche Sittengesetz (Naturrecht) gebietet, dem Befehle der rechtmäßigen Obrigkeit in allen erlaubten Dingen zu gehorchen" (S. 42); ferner: „Auch der usurpatorischen Autorität, welche thatsächlich die Herrschaft ausübt, müssen die Untergebenen in allen erlaubten Dingen gehorchen" (S. 23, Note 17). Wir fragen: Worauf soll sich dieser Gehorsam „in allen erlaubten Dingen" gründen? Das staatliche Recht, zu befehlen, erstreckt sich nicht „auf alle erlaubten Dinge"; es hat vielmehr weit engere Grenzen. Wie nun soll sich der Gehorsam der Unterthanen weiter erstrecken als das staatliche Recht auf Gehorsam? Ein recht plastisches Beispiel möge dies beleuchten! Gewiß kann es der öffentlichen Gewalt ganz gleichgültig sein, ob ich weißes oder farbiges Porzellan gebrauche. Der Staat hat somit kein Recht, das eine oder das andere vorzuschreiben. Falls er es dennoch vorschriebe, wäre ich alsdann verpflichtet, zu gehorchen? Schwerlich. Wir wüßten nicht, welches rechtliche Fundament man diesem weitergehenden Gehorsam als Grundlage anweisen könnte. Und dennoch wäre es ohne Zweifel erlaubt, nach Belieben sich des weißen oder des farbigen Porzellans zu bedienen.

So weit unsere Ausstellungen! Dieselben sollen nicht hindern, daß wir das vorliegende Schriftchen mit Freuden begrüßen als einen Versuch, dem scholastischen Naturrecht in den modernen Juristenkreisen mehr Verständnis und Anerkennung zu erobern.

L. v. Hammerstein S. J.

---

[1] Balmes, Protestantismus und Katholicismus Kap. 56 (deutsch Regensburg 1862), II, 265, 266.

[2] Bluntschli, Deutsche Staatslehre S. 30.

Moribus paternis. Eine Erzählung aus der modernen Hamburger Gesellschaft. Von **Ansgar Albing.** Zwei Bände. 12°. (VI u. 286, VIII u. 284 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 4; fein geb. *M.* 6.

Der Pessimist. Roman von **Ansgar Albing.** Zwei Bände. 12°. (X u. 296, VIII u. 298 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 4; fein geb. *M.* 6.

Beide Werke bewegen sich in dem bunten Treiben des heutigen Gesellschaftslebens, das eine in der immer glänzender aufblühenden Hansestadt Hamburg, das andere unter den müßigen Sommerfrischlern auf der Insel Helgoland und dann in anderweitigen Städten und Gauen. Fabel, Ereignisse, Milieu, Episoden, Charaktere, Darstellungsweise, Ton, Stimmung, Sprachfärbung — alles ist modern. Der Verfasser, ein heller Kopf und scharfer Beobachter, ist offenbar ein gereister Mann, hat viel gesehen und erfahren, spricht die wichtigsten neueren Sprachen, selbst das Russische miteingerechnet, kennt sich auch in verschiedenen deutschen Dialekten aus, beherrscht aber vorab das Deutsche in allen Arten der Darstellung, vom leichtfüßigsten Konversationsstil bis in die Höhen philosophisch-theologischer Diskussion und tiefempfundener, wohlklingender Lyrik. Denn er ist nicht bloß ein gewandter Erzähler, der das Beobachtete mit photographischer Treue und den kleinsten Nuancen wiederzugeben weiß, sondern auch ein Poet, der unter der Rinde des prosaisch-konventionellen Lebens die poetischen Herzensschläge herauszufühlen, mitzuempfinden und geltend zu machen versteht, dabei aber auch ein ernster, tiefreligiöser Denker, der über den tausend Oberflächlichkeiten und Nichtigkeiten, dem Alltagsgerede und den konventionellen Formeln, der fieberhaften materiellen Thätigkeit und dem ebenso unruhigen Zeitvertreib, den seichten Religionsanschauungen und der frivolen Lebensweisheit der modernen Welt die höchsten Aufgaben und Ziele der Menschheit nie aus dem Auge verliert, sondern sie entschieden, klar und mannhaft in den Vordergrund rückt und oft mit der Kunst eines echten Novellisten mit dem Plane seiner Erzählungen verwebt. Seine Erzählungen haben darum nicht bloß Gehalt, sie bieten eine wahrhaft erfrischende, erquickende, erleuchtende und stärkende Geistesnahrung.

Der Held der ersten Erzählung ist der Hamburger Patriciersohn Hermann Prätorius, ein junger Jurist, der durch die Familienverhältnisse prädestiniert zu sein scheint, Erbe und Nachfolger seines Vaters, des würdigen Bürgermeisters Cäsar Prätorius, zu werden, eines trefflichen protestantischen Ehrenmannes von altem Schrot und Korn, der 40 Jahre lang als Senator im Dienste seiner Vaterstadt stand. Allein innere Zweifel und ernste Lebenserfahrung entfremden ihn dem väterlichen Glaubensbekenntnis und den damit verknüpften Lebensaussichten und Hoffnungen; nach langem Ringen wird er nicht nur Katholik, sondern sogar Priester und Missionär und weiht sein Leben den fernen Völkern Afrikas. Die andere Erzählung gruppiert sich um Theodor Göhring, den hoffnungsvollen Sprößling einer angesehenen Hamburger Handelsfamilie, die im Verlauf der Ereignisse sogar zum Adelsrang und -titel gelangt; dem jungen Baron winkt die

Welt mit all ihren Reichtümern und Vergnügen, Hoffnungen und Versprechen; allein die Bekanntschaft mit der Welt hat ihn schon in frühen Jahren zum „Pessimisten“ gemacht; eine echt ideale Jugendfreundschaft mit einem braven Fischerjungen auf Helgoland hat ihm aber dabei eine gewisse naive Romantik bewahrt; die nähere Beziehung zu dem geistreichen, hochgebildeten Dr. von Sechow, einem Katholiken, der selbst nicht mehr praktiziert, aber theoretisch den Glauben festgehalten, bringt ihn auf die merkwürdigste Weise der katholischen Kirche näher; die Gnade überwindet langsam die Vorurteile und Bedenken, welche sich dem Rücktritt entgegenstellen; nach unübersteiglich scheinenden Schwierigkeiten konvertiert auch Ethel Mary Douglas, die Adoptivtochter eines schottischen Lords, der er sein Herz geschenkt, und der junge, glückliche Konvertit bringt seinen Mentor, den seltsamen Dr. v. Sechow, dazu, durch eine Beicht sich mit Gott auszusöhnen und sein verlorenes inneres Glück wiederzugewinnen.

Beide Romane sind also in ihrem innersten Kern sogen. Bekehrungsromane. In dem ersten tritt dieser Charakter gegen Schluß in dem „Tagebuch Hermanns“ wohl zu stark, fast im Stile einer Konversionsschrift, zu Tage. Auch gegen Ende des zweiten hätte das didaktische Element an einzelnen Stellen mehr künstlerisch in die Handlung verwoben werden können.

Manchem wird das schon arg genug sein. Sie werden die beiden Romane mit dem Schreckensruf beiseite legen: „Das ist ja zum Katholischwerden.“ Leute, die sich nur an Ehebruch und Selbstmord, petronischen Orgien und lüsternen Nuditätenstudien künstlerisch erbauen können, werden wünschen, daß die Lebensschicksale des flotten Cäsar Prätorius junior und die Tingeltangel-Erlebnisse des Grafen Stormarn die Religionsstudien Hermanns und die Philosophie des Dr. v. Sechow völlig verdrängt, die „väterlichen Sitten“ bis auf den letzten Rest vernichtet und den „Pessimismus“ in den wildesten Orgienträumen und in den haarsträubendsten Seelenquälereien durchgepeitscht hätten. Ernstere und vernünftigere Leser werden indes mit uns der Ansicht sein, daß Ansgar Albing die Nachtseiten des modernen Gesellschaftslebens zum künstlerischen Zwecke völlig genügend, mit bewundernswertem Takt und Zartgefühl behandelt hat. Er verschweigt nichts und verhehlt nichts; für jeden, der Welt und Leben kennt, bezeichnet er sehr verständlich die unheimlichen Versenkungen und Abgründe, in welchen die glänzenden Theaterhelden des öffentlichen Lebens plötzlich oder langsam verschwinden, das schauerliche Elend, das Sünde und Laster unter ihrer verlockenden Bühnenmaske bergen. Aber er erspart seinen Lesern alle Schilderungen der Versuchungen, welche ihnen selbst zum Schaden gereichen könnten. Er erzählt nur so viel des Schlechten, als sich durch Schilderung des Guten wieder unschädlich machen läßt. Er führt nicht in den Pessimismus hinein, um den Leser darin festzuhalten, sondern um ihn aus demselben herauszureißen. Seine Zeichnungen wie sein Kolorit nähern sich in dieser Hinsicht denjenigen des P. Coloma; doch ist er noch entschieden zurückhaltender und zartfühliger. Er gönnt dem optimistischen Element mehr Raum als Coloma und trägt die hellen wie die düstern Farben gedämpfter auf. Zum Teil bringt das schon der deutsche Charakter und das deutsche Milieu mit sich. Bei allen Schatten gestaltet sich das Gesamtbild der

modernen Gesellschaft freundlicher, weniger entmutigend. In dem alten Bürgermeister Prätorius, in der liebevollen und gütigen Chanoinesse, in dem wackern Hans Payens und andern Gestalten tritt uns auch das protestantische Deutschland in einer freundlichen, sympathischen Weise entgegen, welche zwar ernst die Schwierigkeiten beleuchtet, die der Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen entgegenstehen, aber auch die Liebe dokumentiert, welche wir Katholiken allen redlich meinenden und treugesinnten Christen entgegenbringen.

A. Baumgartner S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Der Beichtvater in der Verwaltung seines Amtes praktisch unterrichtet von Joh. Reuter, Priester der Gesellschaft Jesu. Fünfte Auflage der Uebersetzung aus dem Lateinischen, gänzlich umgearbeitet und den heutigen Verhältnissen angepaßt von Julius Müllendorff, Priester ders. Ges. Mit Druckerlaubniß des bischöfl. Ordinariats Regensburg und der Ordensobern. 8°. (XVI u. 516 S.) Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz), 1899. Preis *M.* 5.

Reuters Neo-confessarius darf neben dem ähnlichen Werke des hl. Alfons von Liguori Praxis confessarii unzweifelhaft zu den klassischen Anleitungen für eine segensreiche Verwaltung des heiligen Bußsakraments gerechnet werden. Das Buch ist einer der besten Führer, um den jungen Priester in das verantwortungsschwere Amt eines Beichtvaters einzuführen, und bleibt auch für den durch lange Übung herangereiften Beichtvater ein treuer Berater, um die maßgebenden Grundsätze wieder aufzufrischen oder in schwierigern Fällen sicherere Lösung zu bieten. Der rasche Absatz der jetzigen Neubearbeitung der deutschen Übersetzung in 4. Auflage und die dadurch bedingte Notwendigkeit der vorliegenden 5. Auflage zeigt, daß der Herausgeber es verstanden hat, das alte Werk den Verhältnissen der Neuzeit anzupassen und den Beichtvätern der Gegenwart das zu liefern, was das Originalwerk lange Zeit hindurch den früheren Verhältnissen geboten hat. Wer etwas aufmerksam das lateinische Original mit dieser deutschen Bearbeitung vergleicht, findet überall die umformende, ergänzende und verbessernde Hand des in Moral und Pastoral erfahrenen Theologen. — In einigen Punkten freilich kann Rezensent den Abänderungen des Bearbeiters nicht zustimmen. Zu diesen rechnet er die Ansicht, als ob es wahrscheinlich sei, daß die sakramentale Lossprechung auch die Sündenvergebung bewirke, wo eine formelle Reue gar nicht vorgelegen habe (S. 6): daß hierfür der hl. Thomas von Aquin und Franz Suarez als Gewährsmänner angeführt werden konnten, muß auf einem Mißverständnisse beruhen. Desgleichen muß Rezensent die Ansicht mißbilligen, daß die Verletzung eines eidlichen Versprechens eine parvitas materiae nicht zulasse (S. 306); die praktische Verwertung dieser Ansicht,

z. B. bei Diensteiden, könnte zu unleidlicher Strenge Anlaß geben: daß durch eine solche Verletzung die Wahrheit des Eides, d. h. der beschworenen Behauptung, verletzt sei, ist unrichtig. Doch diese Bemerkungen dürfen uns nicht hindern, das Buch in seiner neuen Gestalt den angehenden Beichtvätern sowohl als auch den durch Erfahrung eingeübten zur Weiterbildung recht zu empfehlen.

Quid de liberalium disciplinarum studio et ratione senserit Cl. Bufferius. Hanc thesim facultati litterarum in universitate Aquensi-Massiliensi proponebat ad gradum doctoris promovendus Stanislaus Gamber, presbyter, in eadem facultate licentiatus. 8°. (VI et 119 p.) Lutetiae Parisiorum, ap. Thorin, 1899.

Die Broschüre bietet eine Fülle interessanter Nachrichten. Man wird erinnert, wie lebhaft die pädagogisch-methodischen Erörterungen in der zweiten Hälfte des 17. und am Anfang des vorigen Jahrhunderts die Geister beschäftigten. Der Jesuit Claude Buffier, 40 Jahre lang Lehrer am Kolleg Louis le Grand in Paris, stand mitten in der Bewegung. Der allseitig gebildete Gelehrte, der liebenswürdige, joviale Ordensmann erregte um so mehr Aufsehen, als er seine eigenen, manchmal sehr abgelegenen Wege ging. In der Philosophie ein Verteidiger des common sense, ein Bewunderer Descartes' und Lockes, sprach er auch in seinen pädagogischen Abhandlungen Grundsätze aus, die gerade so gut heute von den Modernsten geschrieben sein könnten. Sehr vieles ist ganz vortrefflich, von bleibendem Wert, manches aber auch schematisch einseitig, schief und unrichtig. Den größten Nachdruck legt er auf die Bildung des Urteils bei der Jugend; für die formale Seite scheint er sich von einem methodischen Betrieb der französischen Grammatik gerade so viel zu versprechen wie vom Unterricht in den klassischen Sprachen. Die Muttersprache müsse man vor allem richtig handhaben. Zweck des klassischen Unterrichts sei nicht die Fertigkeit im Schreiben, sondern im Verstehen. Ausgezeichnet sind seine Bemerkungen über die Abfassung der Schulgrammatiken. Es sind die Prinzipien, welche uns in neuester Zeit so treffliche Schulbücher, wie einen Kaegi, einen Harre, einen Stegmann, geschenkt haben. Von hohem Interesse sind auch Buffiers Sympathien für das Frauenstudium. Gambers Kritik ist sachlich und richtig.

Anciennes Littératures chrétiennes. II. La Littérature syriaque. Par Rubens Duval. (Bibliothèque de l'enseignement de l'histoire ecclésiastique.) 8°. (XV et 426 p.) Paris, Lecoffre, 1899. Preis *Fr.* 3.50.

Man kann es nur billigen, wenn das Bd. LV, S. 79 f. von uns besprochene Unternehmen auch die syrische Litteraturgeschichte in den Kreis der kirchengeschichtlichen Darstellungen einbezieht. Denn für die Kirchengeschichte des Orients bilden die Schriften der Syrer eine Hauptquelle, und welche Bedeutung heute die syrischen Studien erlangt haben, zeigt schon das flüchtigste Durchblättern des vorliegenden Bändchens. Auf jeder Seite beinahe sind neue Veröffentlichungen, Übersetzungen, Untersuchungen verzeichnet, fast alle aus diesem Jahrhundert, meistens sogar erst aus den letzten 20 Jahren. Dem Zwecke nun, einen Überblick über dieses neu eröffnete Gebiet der Forschung zu geben, genügt die vorliegende Arbeit in recht guter Weise. Wenn man früher gewohnt war, an französischen Werken zwar die geschickte Form zu bewundern, sich aber gefaßt machen mußte, die Citate mehr angedeutet als genau gegeben, die deutschen Buchtitel in der merkwürdigsten Weise entstellt,

überhaupt wenig Zuverlässigkeit im einzelnen zu finden, so sind Arbeiten wie die von Duval ein Zeichen, daß heute jenseits der Vogesen eine andere Richtung aufgekommen ist. Die Genauigkeit ist im allgemeinen nicht geringer als in den deutschen Werken. Es sind Ausnahmen, wenn deutsche Worte verdruckt sind, wie S. 343 die Namen Bickell und Thalhofer, wenn S. 209 1789 statt 1889, S. 201 „der Gebieter“ statt „des Gebietes“ zu lesen ist oder S. 126 dem Leser geraten wird, neben Surius zum 15. November auch die Bollandisten zum gleichen Datum nachzuschlagen, eine Mahnung, welche die Wiegenkinder von heute sich merken mögen zur Nachachtung in ihrem dereinstigen Greisenalter. Abgesehen von der Zuverlässigkeit der Angaben, empfiehlt sich die Arbeit durch die lesbare Form, in welcher das Material dargeboten wird. Es ist nicht eine bloße Sammlung von Büchertiteln; im ersten Teil erhalten wir nach einer Darlegung über Alter und Eigenart der syrischen Litteratur Belehrung über die syrischen Bibelübersetzungen und die Fragen, welche sich an dieselben knüpfen, über die Apokryphen, besonders über die Doctrina Addai, die Märtyrerakten und die einzelnen Gebiete der Fachwissenschaften, auf welchen der Eifer der Syrer sich bethätigte. Ein zweiter Teil bringt Notizen über die Lebensumstände der einzelnen Schriftsteller. Beanstanden müssen wir einige schlecht gewählte Ausdrücke, z. B. S. 238 apostasie für den Übertritt eines Nestorianers zum Katholizismus. S. 235 stimmen Text und Anmerkung nicht. Des Moses bar Kepha Buch über die Seele (S. 392) wurde ins Deutsche übersetzt von O. Braun. Des Aloysius Assemani Vorname wird S 354 unrichtig durch Éloi (Eligius) wiedergegeben. Das Jahr 396 ist nicht trois ans (S. 335) nach 373.

L'Église et la pitié envers les animaux. Textes originaux puisés à des sources pieuses. Premier recueil sous la direction de la Marquise de Rambures. Avec une préface par Robert de la Sizeranne. 8°. (143 p.) Paris, Londres 1899. Preis *Fr.* 2.50.

Das Büchlein bietet eine interessante Sammlung von Schriftstücken, die sich meist auf das Mitleid frommer Männer mit der Tierwelt beziehen. Unter den mitgeteilten Stücken finden sich nicht wenige liebliche Legenden, z. B. über das Wunder, welches der hl. Makarius an dem blinden Jungen einer Hyäne wirkte, worauf letztere ihm zum Dank ein Schaffell brachte. Der Heilige nahm es aber erst an, als die Hyäne, welche vor ihm niedergekniet war, ihm durch Kopfnicken versprochen hatte, keine Schafe armer Leute mehr zu zerreißen. Diese und andere ähnliche Legenden sind gewiß recht hübsch und können manchen frommen Leser erbauen oder wenigstens erheitern. Ob sie aber geeignet sind, dem letzteren die katholischen Grundsätze über die Behandlung der Tierwelt klar zu machen, scheint uns mehr als zweifelhaft. Sie dürften im Gegenteil, da sie ohne weitere Erklärung mitgeteilt werden, vielfach nur dazu beitragen, um die moderne Begriffsverwirrung bezüglich der „Intelligenz“ der Tiere und ihrer wesentlichen Gleichberechtigung mit dem Menschen noch zu vermehren. Jene Beispiele aus dem Leben der Heiligen bezeugen, soweit sie wirklich verbürgt sind, einen an den paradiesischen Zustand erinnernden Verkehr außerordentlich begnadeter Seelen mit der sie umgebenden Natur, den man wohl bewundern, aber nicht nachahmen kann. In einer Schrift wie der vorliegenden wäre es dringend nötig gewesen, in der Einleitung klar und bestimmt die Prinzipien zu entwickeln, welche dem Verhältnis des Menschen zur Tierwelt nach der christlichen Weltauffassung zu Grunde liegen. Das ist leider nicht geschehen. In dem einen oder andern der mitgeteilten Schriftstücke kommen

allerdings auch Andeutungen über die richtigen Prinzipien vor; so S. 99 in einer Rede Mannings, wo derselbe erklärt: I do not hold exactly with the rights of animals. Eine mehr hervorragende Stellung an der Spitze der ganzen Sammlung hätte dem S. 37 ff. eingefügten Passus aus der Moraltheologie Scavinis gebührt, wo die richtigen Grundsätze kurz enthalten sind. Tierquälerei ist nur deshalb unmoralisch, weil sie ein Mißbrauch der Geschöpfe Gottes ist, und weil sie zugleich die Neigung zur Roheit und Grausamkeit gegenüber andern Menschen befördert. Mit Recht bemerkt Scavini an derselben Stelle, es sei ebenso verfehlt und des vernünftigen Menschen unwürdig, eine indigna affectio den Tieren zuzuwenden: Sane carpendi sunt, quos certa animalcula ita sibi devincta tenent, ut haec pluris videantur facere ipsis hominibus — eine für viele moderne Tierfreunde sehr beherzigenswerte Notiz. Mit den Ansichten über Vivisektion, welche in den S. 87 und 95 mitgeteilten Schriftstücken von Kardinal Manning und Bischof Bagshawe ausgesprochen werden, können wir uns nicht einverstanden erklären. Mißbrauch der Vivisektion ist allerdings zu verwerfen, aber nicht der vernünftige Gebrauch derselben, der sowohl zu medizinischen wie zu wissenschaftlichen Zwecken völlig erlaubt ist. Vgl. diese Zeitschrift Bd. XX, S. 11 ff. u. 276 ff.

Praelectiones de Deo uno, quas ad modum commentarii in Summam theologicam Divi Aquinatis habebat in collegio S. Anselmi de Urbe Laurentius Janssens S. I. D., Monachus Maredsolensis (Congr. Beur.), eiusdem collegii rector, sacrae Indicis Congregationis consultor. Tomus II (I. Q. XIV—XXVI). 8°. (XVIII et 600 p.) Romae, Desclée, Lefebvre, 1899. Preis *Lire* 7.50.

Wie im ersten Band, den wir vor kurzem besprochen haben, zeigt sich auch in diesem zweiten Band über Gottes Wissen, Wollen und Macht Pietät gegen den englischen Lehrer, gründliches Eingehen auf seinen Gedankengang, solide, spekulative Geistesarbeit. Die Widerlegung anderer Ansichten ist immer sachlich und vornehm. Leider sind bei Bekämpfung des Molinismus eine Reihe Mißverständnisse mit untergelaufen. Die einzelnen Schulen verstehen sich gar nicht mehr. In den Kontroversen über das Wissen Gottes sucht der Verfasser mit Umgehung des „mittlern Wissens“ und der vorausbestimmenden göttlichen Willensentschlüsse einen Mittelweg einzuschlagen. Das bedingt Zukünftige erkennt danach Gott mit moralischer Gewißheit, soweit es eben aus seinen Ursachen erkennbar ist. Allseits freie, bedingt zukünftige Akte könnten alsdann, wie uns scheint, nicht mit genügender Gewißheit von Gott erkannt werden. Die Vorsehung hört auf, wenn man nicht zur praedeterminatio physica greift. Ebensowenig begreifen wir, wie Gott zukünftige freie Handlungen als gegenwärtig in seiner Ewigkeit erkennen könne. Die meisten Anhänger des „mittlern Wissens“ lassen Gott diese Handlungen erkennen im Dekret, wodurch Gott die Bedingung zu verwirklichen beschließt. Das scheint der Herr Verfasser (S. 113) übersehen zu haben. In der Prädestinationslehre wird die Nicht-Wahl zur Glorie vor dem Voraussehen der persönlichen Schuld verteidigt. Es muß bemerkt werden, daß die Lehre von dieser Nicht-Wahl zur Glorie deshalb Gottes unwürdig zu sein scheint, insofern Gott dann nichtwirksame Gnaden darum wählen müßte, weil das Gelangen zum Ziel ausgeschlossen ist. Die Parität mit der Nicht-Wahl zur ersten (wirksamen) Gnade findet nicht statt (S. 429). Denn diese Nicht-Wahl geschieht eben von seiten Gottes niemals, weil der Betreffende nicht prädestiniert ist. Zur ersten gratia sufficiens sind aber alle Menschen prädestiniert.

Die heilige Grabeskirche zu Jerusalem in ihrem ursprünglichen Zustande. Von Carl Mommert, Pfarrer zu Schweinitz (Preuß. Schlesien), Ritter des hl. Grabesordens. Mit 22 Abbildungen im Texte und drei Kartenbeilagen. 8°. (VIII u. 256 S.) Leipzig, Haberland, 1898. Preis *M.* 5.50.

Die trefflich gearbeitete und gut ausgestattete Schrift des hochw. Herrn Pfarrers C. Mommert über die heilige Grabeskirche ist mit großer Freude zu begrüßen und verdient die beste Empfehlung. Der Verfasser behandelt klar und gründlich die oft recht schwer zu entwirrenden und nicht selten sich widersprechenden Nachrichten alter und neuer Schriftsteller und Pilger über das ehrwürdige und allen Christen überaus teure Heiligtum, das sich seit den Tagen Kaiser Konstantins über der Stätte des Kalvarienberges und über dem heiligen Grabe erhebt. Der Arbeit kam es sehr zu statten, daß sich der Verfasser in der Behandlung seines schönen und wichtigen Stoffes auf ein kleines Gebiet beschränkte und nur die erste Periode der verwickelten Geschichte der alten Grabesbasilika, nämlich die Kirche „in ihrem ursprünglichen Zustande", in den Rahmen seiner Schrift hineinzog. Die Betrachtung der spätern Geschichte ebenso wie die Fragen über die Echtheit Golgathas und des heiligen Grabes bleiben besonderen Schriften vorbehalten. Durch diese weise Beschränkung wurde es möglich, die einzelnen Punkte eingehender zu behandeln und die schwierigen Fragen klarer zu beleuchten. So wird die gediegene Arbeit ein vorzügliches Hilfsmittel für das Studium der heiligen Stätten bleiben.

Der Hymnus Jesu dulcis memoria in seinen lateinischen Handschriften und Nachahmungen, sowie deutschen Übersetzungen. Herausgegeben von Dr. W. Bremme. 8°. (XVI u. 432 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 5.

Mit großem Fleiß untersucht der Herr Verfasser die handschriftliche Überlieferung des beliebten Hymnus und geht allen Nachahmungen und deutschen Übersetzungen nach. Dieser zweite Teil der Arbeit bildet den bei weitem größten Teil des Buches (S. 71—362). Die beigefügten Bemerkungen stellen der Gelehrsamkeit Dr. Bremmes das schönste Zeugnis aus. In der Einleitung hätten wir eine eingehendere Untersuchung des Verhältnisses der Handschriften zu einander und der Autorschaft gewünscht.

Geschichte der Erziehung und des Volksschulwesens mit besonderer Berücksichtigung Württembergs. Für Lehrer und Schulamtskandidaten bearbeitet von B. Kaißer, Seminaroberlehrer. 8°. (XX u. 380 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1899. Preis *M.* 3.50.

Von einem um die Geschichte des heimischen Schulwesens bereits namhaft verdienten Verfasser (vgl. diese Zeitschrift Bd. LI, S. 549; Bd. LIII, S. 447) ist dieses kurze Handbuch zunächst für Lehrer und Schulamtskandidaten Württembergs berechnet und den Bestimmungen über die betreffenden Dienstprüfungen angepaßt. Es ist indes durch Eigenschaften ausgezeichnet, die es auch über die Grenzen Württembergs hinaus zu fleißigem Gebrauch nur bestens empfehlen können. Knapp im Ausdruck und übersichtlich in der Anordnung, weist es eine Reichhaltigkeit des Gehaltes, eine Gediegenheit der Grundsätze und eine Ausgereiftheit des Urteiles auf, die aufs vorteilhafteste berühren. Solchen, welche über die Geschichte der Schule und des Schulwesens leicht und rasch sich Auskunft verschaffen wollen, wird es vorzügliche Dienste leisten.

Zur Streitfrage über Dürers religiöses Bekenntniß. Von Anton Weber. 8°. (32 S.) Mainz, Kirchheim, 1899.

Mit des Verfassers schöner Schrift „Albr. Dürer, sein Leben, Wirken und Glauben" (2. Aufl. 1894, vgl. diese Zeitschrift Bd. XLVI, S. 221) schien die Frage über Dürers Religionsbekenntnis endgültig gelöst. Unerwartet hat sich dennoch Widerspruch erhoben, aber die Aufstellungen der Gegner wirft der vorliegende Aufsatz siegreich über den Haufen. Es werden dabei eine Reihe positiver Momente eingehender gewürdigt, so daß die kleine Studie selbständigen Wert besitzt und mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden kann.

Der heilige Dominicus, sein Geist und sein Werk. Nach dem Französischen des Dominikanerpaters M. J. Rousset frei bearbeitet von Fr. Dominicus Maria Scheer O. Pr. 16°. (VIII u. 224 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 1; geb. *M.* 1.50.

Das Büchlein enthält eine kurze Beschreibung des Lebens und der Tugenden des hl. Dominikus. Voraus geht eine längere Einleitung, welche mit Lebhaftigkeit für die ungeminderte Zeitgemäßheit des Dominikanerordens eintritt. Das letzte Drittel der Schrift füllen Bemerkungen über die Feste des Heiligen und Andachtsübungen zu dessen Ehre. Das Ganze ist durchdrungen von jener warmen Begeisterung, wie man sie bei guten Ordensleuten für ihre Stifter zu finden pflegt.

Erasmus Manteuffel von Arnhausen, der letzte katholische Bischof von Camin (1521—1544). Ein Lebens- und Charakterbild. Von Emil Görigk, Kaplan. 8°. (42 S.) Braunsberg, Bender, 1899. Preis *M.* 1.

Es verdient alle Anerkennung, daß auf einen Mann, der durch die Kraft seiner Persönlichkeit wie durch sein tragisches Unterliegen in einem ungleichen Kampfe so große Bedeutung beansprucht, die Aufmerksamkeit wieder hingelenkt worden ist. Der Verfasser, der uns bereits mit einer fleißigen Studie über Bugenhagen beschenkt hat (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLIX, S. 562), stellt mit großem Fleiße die Nachrichten über diesen letzten katholischen Bischof und Vorkämpfer in Pommern zusammen. Wie sehr dieselben oft durch Parteileidenschaft getrübt sein mögen, weiß er doch, den Charakter des Bischofs richtig zu erfassen und auch aus dem Rahmen der wirren Zeitverhältnisse richtig hervortreten zu lassen.

Das Marterle. Novelle aus den Tirolerbergen von M. Buol. 12°. (237 S.) Köln, Bachem. Preis brosch. *M.* 2.50; geb. *M.* 3.50.

Selten hat uns eine Künstlernovelle mehr angeregt und befriedigt. Das ist denn doch einmal etwas anderes als die zum Überdrusse variierten Liebeständeleien. Der Historienmaler Winfried Braun wird von der oberflächlichen Tagesmode als Künstler ersten Ranges gefeiert, während doch seine Gemälde nur durch Farbenpracht und große technische Fertigkeit blenden, ohne eigentlichen Kunstwert zu haben. Dieses scharfe Urteil hört der Künstler zu seinem großen Ärger von den Lippen eines Mädchens, das ihm teuer ist, in der Ausstellung vor seinem neuesten gefeierten Gemälde. Die Worte ärgern ihn um so mehr, als er ihre Berechtigung fühlt. Auf einer neuen Kunstreise nach Italien will er sich geistig auffrischen, wird aber durch einen Zufall in ein abgelegenes Thal der Tirolerberge verschlagen. Dort läßt er sich in einer Künstlerlaune herbei, dem alten Villpeder für dessen verunglückten Sohn ein „Marterle" zu malen. Die ergreifende Geschichte des Ver-

unglückten, der sich für das Seelenheil seines Bruders geopfert hat, und mehr noch der Umgang mit den frommen Bergbewohnern macht einen tiefen Eindruck auf den Künstler, und in dieser Stimmung malt er das „Marterle" — ein wundervolles Bild von der „Mariahilf" des Lukas Cranach, aber ganz eigen, dem tragischen Ereignis entsprechend aufgefaßt und durchgeführt, ein wahres Kunstwerk, das zur Seele des Beschauers spricht, wie es aus tiefster Seele heraus gemalt wurde. Dabei reift Winfried Braun zum eigentlichen Künstler von Gottes Gnaden und nicht von der Tagesgunst der Mode und wird zugleich innerlich ein anderer Mensch. Als er später mit seiner Braut „das Marterle" besuchte, fand er, daß es von den Umwohnern als „Gnadenbild" verehrt wurde. „Ein Gnadenbild," sagte er sinnend, „für mich war es eines — es hat mich zu einem Christen gemacht." „Und zu einem Künstler!" ergänzte die junge Frau.

Willa von Waldkirch. Eine Erzählung von Fritz Frei. 8°. (506 S.) Heidelberg, Weiß, 1900. Preis brosch. *M.* 5; geb. *M.* 6.

Nicht in der „Erzählung", sondern in den mit großer Sachkenntnis und viel Geschick ausgearbeiteten kulturhistorischen Schilderungen liegt der Wert dieses Buches. Die Schicksale des edeln Burgfräuleins Willa von Waldkirch dienen dem gelehrten Verfasser — hinter dem Pseudonym verbirgt sich ein angesehener Lehrer der Freiburger Hochschule — hauptsächlich dazu, uns mit den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen Alemanniens in ansprechender Form bekannt zu machen. Die Ritterburg und ihre Einrichtungen, das häusliche Leben darin, Kleidung, Tisch, Sitten, das Verhältnis der Dienerschaft, häusliche und öffentliche Feste, Jagd; die Hütten der Bauern und ihr Leben, das Frauenkloster und seine frommen Bewohner, Gottesdienst, Chorgebet, Krankenpflege, Schulen, Schlachtenbilder und Siegesgelage, Leichenfeier und Hochzeitsfeste ziehen in bunter Reihe mit liebevoller Sorgfalt ausgemalt an der Seele des Lesers vorüber. Wäre noch das städtische Leben mit seinen Zünften, das wissenschaftliche und fromme Leben in den großen Benediktinerabteien, das höfische Leben mit seinen Festen und Turnieren und aus dem Kriegsleben die Belagerung und Berennung einer Burg mit hineingezogen, so gäbe uns das Buch ein vollständiges kulturgeschichtliches Bild jener uns so fernen und doch so hochinteressanten Zeit. Diese Partien hat der Verfasser vielleicht für eine andere ähnliche Arbeit zurückgelegt. Aber auch die Erzählung als solche ist recht gut angelegt und durchgeführt. Die Charaktere sind schön gezeichnet, Willa und der Fischerssohn Ernst sympathische Erscheinungen; der Auftritt zwischen Willa und ihren Eltern, ebenso die Vermittlung durch die Herzogin Hadwig sind trefflich gelungen. Dabei bleibt aber bestehen, daß der Hauptvorzug des interessanten Buches, das wir reiferen Lesern bestens empfehlen (einige etwas zu drastische Schilderungen werden Pädagogen der Jugend nicht unterschiedslos in die Hand geben), die wertvollen kulturgeschichtlichen Schilderungen sind. „Also Belehrung und mithin kein Kunstwerk!" — nach der Weisheit unserer modernen Ästhetiker. Dieser Orakelspruch imponiert uns wenig; wir halten uns an den alten Horaz, der doch auch wußte, was ein Künstler anzustreben habe, und der das in den Vers niederlegte: Et docere volunt et delectare poëtae!

Die ereignißvolle Visite, oder: Nachfolgerinnen Helis. Lustspiel in einem Aufzug von Paul Martin Fries. (Theater für die weibliche Jugend. XVII.) 16°. (37 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis 50 *Pf.*

Die verdienstliche Sammlung ist hier um einen Schwank bereichert, der sich recht gut liest und der, gut gespielt, von großer komischer Wirkung sein wird, ob=

wohl die Verwicklung sehr einfach ist. Zwei Briefe geraten durch die Neugier eines Dienstmädchens in das falsche Couvert; Frau Schwefel, eine Freundin des Dienstmädchens, wird dadurch in ein Kaffeekränzchen vornehmer Damen geführt, und eine dieser Damen erhält den boshaften Klatschbrief, den das leichtfertige Gretchen an die Frau Schwefel geschrieben. Dadurch wird die Visite sehr „ereignisvoll". Für weitere Ereignisse sorgen einige verwöhnte und verhätschelte Kinder, an denen die Folgen moderner Mißerziehung sehr drollig geschildert sind. Der Schwank erhält dadurch eine kleine Dosis von ernsterem, pädagogischem Zusatz, der den zweiten Teil des Titels einigermaßen entschuldigt. Doch wäre die biblische Reminiszenz auf dem Titel besser weggeblieben; denn eine gute Pädagogik kann nicht genug auf Ehrfurcht vor der Bibel dringen.

Gottesminne. Dem hl. Alphonsus nachgedichtet von P. Alois Pichler C. SS. R. kl. 8°. (IV u. 96 S.) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung, 1899. Preis *M.* 1.

Vor etwa zwei Jahren konnten wir eine sehr gelungene Übertragung der italienischen Gedichte des hl. Alfons von Liguori ins Lateinische anzeigen. Bei der Gelegenheit haben wir uns auch des weiteren über die Stellung verbreitet, die der heilige Bischof in der Volksdichtung seiner Heimat einnahm. Wir freuen uns heute, einen neuen Versuch vorführen zu dürfen, die Alfonsianischen Lieder dem deutschen Volke näher zu bringen. Ein Sohn des heiligen Dichters, P. Alois Pichler, bietet uns nämlich in graziöser Nachdichtung etwa zwei Drittel aller Gedichte des heiligen Ordensstifters und zwar jene, die ihm, dem Übersetzer, am meisten sympathisch waren. Mit der Auswahl dürfte er wohl das Richtige in sich und den Geschmack der meisten getroffen haben. Auch darin stimmt ihm jeder Kundige wohl zu, daß er eine etwas freie Nachdichtung der ängstlichen Übersetzung vorzog. Und was die Hauptsache: die Nachdichtung scheint uns vorzüglich gelungen. Ein ganz kritisches Ohr findet sich wohl etwas unangenehm berührt von einzelnen stark unreinen Reimen oder einer etwas überstürzten Rhythmik. Das sind Flecken, die der besten Übersetzung anhaften und die dazu hier noch selten sind. Im großen und ganzen lesen sich diese Seiten wie ursprünglich deutsche Minnedichtung, leicht und melodisch. Man fühlt an sehr vielen Stellen, daß wir es bei P. Pichler mit einem feingebildeten, sprachgewandten, von der besten Litteratur durchtränkten Geist zu thun haben. Seine Nachdichtung steht mehr als ihre Vorgängerinnen auf einer litterarischen Höhe. Sie erweckt das Verlangen, dem Dichter auch einmal in Originalschöpfungen zu begegnen, in denen er sicher einen neuen schönen Zweig in die poetische Ruhmeskrone des jungen katholischen Österreichs flechten würde. In dem vorliegenden Büchlein hat er uns am besten in den Weihnachtsliedern gefallen, die ja nach seinem Urteil auch das Wertvollste der Alfonsianischen Liedersammlung sind. Wir schließen diese Anzeige mit den Worten der Vorrede: „Wer für den Heiligen Interesse hat, wird es auch für seine Gedichte haben" — besonders wenn sie ihm in so reizender Form dargeboten werden.

Der Psalter. Dichtung von Ad. Jos. Cüppers. 12°. (94 S.) Einsiedeln, Benziger u. Comp., 1898. Preis geb. *M.* 2.

Die wachsende Bedeutung, welche das Rosenkranzgebet in den letzten Jahren für das christliche Volksleben gewonnen hat, fand auch in der Dichtung schon wiederholt ihren Ausdruck. Eine der besten poetischen Früchte, welche diese Bewegung

bisher gezeitigt hat, bietet uns unzweifelhaft dieses Büchlein von Ad. J. Cüppers. In richtiger Erkenntnis, daß eine schlichte, poetisch gehaltene Erzählung des jeweiligen Geheimnisses der Andacht mehr förderlich und durch ihre Objektivität eben doch wieder zu mehrfacher Anregung befähigt ist, hat der Dichter die subjektiven Ergüsse und Reflexionen in Form von kurzen Gebeten oder moralischen Anwendungen an den Schluß der Beschauung des Geheimnisses, d. h. dessen poetischer Vorführung, gefügt, so daß das Ganze wirklich zu dem betrachtenden Gebete anleitet. Eine willkommene Beigabe sind die 15 Medaillons mit der meistens sehr künstlerisch gehaltenen bildlichen Darstellung der zu betrachtenden Geheimnisse.

Hirten- und Weihnachtslieder aus dem österreichischen Gebirge. Gesammelt von Fannie Gröger. 8°. (102 S.) Leipzig, Dieter, 1898. Preis brosch. *M.* 3.

Das Büchlein enthält im ganzen 44 Lieder, von denen nahezu zwei Drittel in der Mundart gehalten sind. Die hochdeutschen sind zwar weniger charakteristisch und volkstümlich, haben dafür aber durchgehends das Verdienst einer edleren Frömmigkeit. Die Lieder im Dialekt sind schon meist recht derben Humors und erinnern nach dieser Richtung an die Nouvé (Weihnachtslieder) der Provençalen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Der Kulturhistoriker wird ihnen deshalb sein Interesse zuwenden müssen. Es wäre zu wünschen und dem vorwiegend wissenschaftlichen Wert der kleinen Sammlung entsprechend gewesen, wenn die Herausgeberin Fundort und Alter der einzelnen Lieder angemerkt hätte. Dem wissenschaftlichen Charakter der Sammlung hätte es nicht geschadet und dem Zweck ihrer Weiterverbreitung unter dem Volk wäre es dienlicher gewesen, wenn das Bild auf dem Umschlag etwas — zarter gehalten wäre.

Die Schöpfung. Epische Dichtung von Friedrich Wilhelm Helle. 8°. (222 S.) Donauwörth, Auer. Preis geb. *M.* 4.

In dem vorliegenden Büchlein bietet uns der bekannte Dichter des „Jesus Messias" (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXIII, S. 95—97) einen Prolog zu jenem dreibändigen Hauptwerk, in dem er uns nach einem Eingang „Gott in der Ewigkeit" „Erschaffung und Fall der Engel", „Das Sechstagewerk", „Erschaffung, Urzustand und Sündenfall des ersten Menschenpaares", die „Strafe der Sünde und Gottes Verheißung" vorführt, um dann in einem „Epilog" einen Überblick über die Heilsgeschichte „von Adam zu Christus" zu geben. Der Stoff deckt sich also ziemlich genau mit Hlatkys „Weltenmorgen" (vgl. diese Zeitschrift Bd. LVI, S. 101). Während aber Hlatky seine Betrachtungen in Dialogform kleidet, sucht Helle möglichst erzählend und schildernd voranzugehen; Hlatkys fünfhebigen Blankvers vertritt hier der vierhebige gereimte Trochäus. Ob dieser kurze Vers mit seinen meist paarweisen Reimen glücklich gewählt war, kann dahingestellt bleiben; denn trotz aller überwundenen Schwierigkeiten bleibt doch immer die Gefahr unliebsamer Anklänge. Der Dichter hat daher wohl gethan, das Schema ganz frei zu gestalten, statt der männlichen sehr oft weibliche und statt der paarweisen bisweilen auch gekreuzt gestellte Reime zu bringen. Im übrigen sind die Verse wohllautend und fließend, die Reime durchgehends rein und glücklich. Daß in der Enge der Form der Gedanke sich nicht immer gleich frei bewegt und er sich Wendungen gestattet, die er sonst nicht nehmen würde, wird kein Verständiger übel deuten. Wer Helles Hauptwerk kennt, weiß, wie es die Eigenart des Dichters ist, nicht bloß an der Oberfläche der Dinge zu bleiben, sondern tiefer in sie einzudringen, ihren Kern,

ihre Beziehungen und Deutungen nach den verschiedensten Richtungen zu erforschen. Eine Hellesche Dichtung ist mehr oder minder immer auch eine theologisch-exegetisch-mystische Betrachtung. Auch hier hat der Sänger keine Mühe gescheut, seinen Stoff im Lichte der Wissenschaft philosophisch, kosmologisch, historisch, dogmatisch und mystisch zu ergründen, ehe er sich an die Ausarbeitung begab. Nach der gedanklichen Richtung liegt denn auch jetzt wieder das Hauptinteresse der Dichtung, die wir als eine notwendige Ergänzung des „Jesus Messias" allen Besitzern und Freunden dieses Werkes aufs angelegentlichste empfehlen.

Immortellen. Gedichte von Julius Pohl. 8°. (204 S.) Braunsberg, Bender, 1899. Preis fein geb. *M.* 3.

Wie bei früheren Festlichkeiten hoher und höchster Personen hat Jul. Pohl diesmal von dem goldenen Priesterjubiläum seines Bischofs Dr. Andreas Thiel Gelegenheit genommen, den Gefeierten und das Publikum mit einer neuen Gedichtsammlung zu überraschen. Des Verfassers „Bernsteinperlen", „Jubelgold" u. s. w. sind gewiß noch in vieler Erinnerung. Seine dichterischen Vorzüge, lebendig schauende Phantasie, gemütvoller Humor in der Auffassung, treuherzige, natürliche Darstellung und leichtfließende Sprache, zeigen sich auch wieder mehr oder minder in dem vorliegenden Büchlein. Außer dem offiziellen Einleitungsgedicht umfaßt es in drei Büchern: Legenden und Geschichten — Spruch und Lehr — Lieder und Gesänge. Der litterarische Schwerpunkt der Sammlung liegt unseres Erachtens in dem ersten Buch. Hier scheint der naive Ton der gereimten Legende sehr gut getroffen. Die Sprüche verraten den Kalendermann Pohl und sind, wie das die Entstehungsart mit sich bringt, von verschiedenem poetischen Werte, mögen aber alle moralische Samenkörner sein. Vielleicht hätte im dritten Buch das eine oder andere Gelegenheitsgedicht wohl fehlen dürfen. Auch die längeren Gedichte dieser Abteilung lassen etwas die nötige Konzentration vermissen und sind zu sehr Deklamation, als daß sie beim bloßen Lesen fesseln könnten. Zu ihrer Wirkung bedürfen sie des begleitenden Festjubels mehr, als es einer selbständigen Dichtung vielleicht ziemt. Wir wollen gern anerkennen, daß der Dichter danach strebt, und zwar meistens mit Glück, der Einzelgelegenheit einen allgemein gültigen Gedanken zu entlocken und diesen poetisch festzuhalten. Der Dichter besitzt eine gefährliche Gabe: er reimt zu leicht, womit dann die Versuchung verknüpft ist, auch zu viel zu reimen. Er verschwendet dann oft seine Kunst an Gedanken, die poetisch nicht gerade wertvoll sind, oder er thut sich nicht genug des Guten, so daß dem Leser alles zu klar gemacht wird, als daß er mitschaffend genießen könnte. Sehr anregend ist besonders das Gedicht „Auf Erden nie Stirbt Poesie", worin mit Recht auch der modernen Zeit das Eigenschaftswort „poetisch" als zutreffend gewahrt wird. Die Poesie ist schon da, man muß sie, wie zu aller Zeit, nur zu finden wissen.

Aus fernen Landen. Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend. Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen" gesammelt von Joseph Spillmann S. J. 12°. Freiburg, Herder, 1899.

15. Bändchen: **Die Schiffbrüchigen.** Eine Erzählung für die Jugend. Von Joseph Spillmann S. J. Mit vier Bildern. (VI u. 100 S.) Preis geb. *M.* 1.

Die Erzählung spielt teils in der Mission von Hongkong, teils an Bord der schmucken Brigg St. Georg auf ihrer Fahrt nach Australien. Sie hat die be-

kannten Züge aller Spillmannschen Jugendschriften: flotte, spannende Erzählung, lebenswarme Charakteristik zumal der stets gelungenen frischen Knabentypen, farbenreiche, in die Erzählung geschickt hineingewobene Sittenschilderung und Bühnenzeichnung und einen wohlthuenden religiösen Grundton, der das Ganze durchschimmert. Mit den „Schiffbrüchigen“ hat die 1892 begonnene Sammlung das 15. Bändchen erreicht. Sie hat allgemein große Anerkennung gefunden, weil gerade diese aus einer Missionszeitschrift erwachsenen Erzählungen „alles vereinigen, was man von guten Jugendschriften zu fordern berechtigt ist: einen gediegenen Inhalt, der das Herz veredelt, den Verstand bildet und die Phantasie anregt, ohne sie zu überreizen, dazu eine schöne Form und nette Ausstattung“. Acht Nummern stammen aus Spillmanns Feder, die übrigen aus der von Ordensgenossen. Alle Bändchen haben schon mehrere, einige fünf bis sechs Auflagen erlebt. Eine Reihe sind überdies bereits in ausländische Sprachen übersetzt worden: sechs in die englische (Tales of Foreign Lands. Translated by Miss Helena Long. B. Herder, St. Louis, Mo., 1896 ff.); neun in die spanische (Desde lejanas tierras. Freiburg, Herder, 1894 ff.); vier in die französische teils unter dem gemeinsamen Titel: Des Lointains Pays (La Chapelle-Montligeon et Paris 1898), teils in der Sammlung Bibliothèque Instructive. Tours 1894; vier in die italienische (Racconti, Torino 1898 u. 1899); drei in die ungarische (Idegen Tájakon. Budapest 1897); je eine in die kroatische (Zagreb. Agram 1899), in die slowenische (Görz 1897), in die holländische (Sittard 1895) und rhäto-romanische (im Igl Ischi. Basel 1898), gewiß ein sprechendes Zeugnis für die Vortrefflichkeit dieser Sammlung.

Miscellen.

Die Jahrhundert-Zählung. Die Zahl 10 gehört zum ersten Zehnt, die Zahl 100 zum ersten Hundert, die Zahl 1900 zum neunzehnten Hundert, wenn man mit eins zu zählen anfängt. Zur Beförderung dieser Binsenwahrheit hat Herr W. Jahn, „Diener am Worte“, in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ eine Broschüre geschrieben unter dem Titel: „Die Kirche und die Jahrhundertfeier“. Durch diese Binsenwahrheit wird indes die Thatsache nicht umgestoßen, daß sich in weiten Kreisen die Gewohnheit eingebürgert hat, es bei der Zählung der Jahrhunderte damit nicht so genau zu nehmen, sondern die Zahl, wo die Ziffer der Hunderte sich ändert, schon zum folgenden Jahrhundert zu rechnen, also die Zählung mit 0 anzufangen. Eine Schwierigkeit ergiebt sich dafür nur für das erste Jahrhundert, das wohl sicher die Zählung mit eins begonnen hat. Wann der Gebrauch sich geändert, ist bis jetzt nicht festgestellt. Herr W. Jahn hat dafür Astronomen und Chronologen in Bewegung setzen wollen; aber sie haben der Einladung nicht entsprochen. Sicher dagegen ist, daß

ein gewisser Friedrich Schiller am 1. Januar 1800 an einen gewissen Wolfgang Goethe schrieb: „Ich begrüße Sie zum neuen Jahre und neuen Säkulum und hoffe zu vernehmen, daß Sie es gesund angetreten haben. Werden Sie in die Oper gehen? So kann ich Sie vielleicht dort sehen, denn ich bin willens, mir heute eine Zerstreuung zu machen." Der berühmte Herr Geheimerat aber erwiderte am selben Tage: „Ich war im stillen herzlich erfreut, gestern abend mit Ihnen das Jahr, und da wir einmal Neunundneunziger sind, auch das Jahrhundert zu schließen. Lassen Sie den Anfang wie das Ende sein, und das Künftige wie das Vergangene. Ich bin heute bei Gore zu Tische, wo man spät wegkommt. Ich werde Sie aber auf alle Fälle in der Oper aufsuchen." Wenn so große deutsche Geister das 19. Jahrhundert mit 1800 anfingen, so können wir es getrost auch mit 1899 schließen.

Kulturerfolge in Nordafrika. Mit der Eroberung Algiers fiel Frankreich die Aufgabe zu, das neue Schutzgebiet europäischer Bildung und Gesittung wiederum zugänglich zu machen, und in der That haben auch die neuen Oberherren des Landes viel für dessen Hebung gethan. Eine geordnete Verwaltung trat an die Stelle orientalischer Willkür, die Rechtsprechung wurde geregelt, der Handel befördert, der Jugendunterricht gehoben. Nur eine Kulturmacht schloß man von der Mitarbeit an dem großen Werke aus: das Christentum. Aus Scheu, den religiösen Gefühlen der Mohammedaner irgendwie zu nahe zu treten, im Streben, alles zu thun, um die Herzen der Bevölkerung sich geneigt zu machen, gab man den Marabuts volle Freiheit, den Islam zu verbreiten, erbaute für die Mohammedaner Moscheen und Schulen, erleichterte die Wallfahrt nach Mekka durch Unterstützung mit christlichem Geld. Den Missionären dagegen war es unter dem Kaiserreich strengstens verboten, den Mohammedanern das Christentum zu predigen, und unter der Republik hat man ihnen zum wenigsten keine Unterstützung zukommen lassen. (Vgl. *L. Béthune*, Les missions catholiques d'Afrique [Lille 1889] p. 10.)

Welches sind nun die Ergebnisse dieser Politik, die jetzt fast seit 70 Jahren in Algier, seit 20 Jahren in Tunis zur Anwendung kommt? Ist es der Regierung gelungen, die Herzen der Araber zu gewinnen dadurch, daß sie ihnen Anteil verschaffte an der Lebensverfeinerung und allen Erfindungen Europas und sie dabei doch echte Muselmänner sein ließ?

Die Antwort können wir einem Aufsatz in der Zeitschrift „Globus" (XXVI [Braunschweig 1899] S. 69 ff.) entnehmen, der zunächst die Verhältnisse in Tunesien zu zeichnen sucht, vielfach aber die nordafrikanischen Zustände ganz allgemein ins Auge faßt. Danach kann von einer Aussöhnung der Araber mit der Fremdherrschaft keine Rede sein. Zunächst haben sich die Hoffnungen, die man in dieser Hinsicht auf Einführung europäischer Verwaltung und Kultur setzte, als nichtig erwiesen. „Der Araber schätzt die von den Europäern eingeführten Verbesserungen gering. Die genügsame Armut, in der er dahinlebt, steigert seinen trotzigen Freiheitssinn. Ohne Neid, ja oft mit Verachtung blickt er auf die abendländische Kulturwelt mit ihrem endlosen Hasten und Jagen nach

unzähligen ihm unfaßlichen Bedürfnissen und Genüssen. Seine einfache, dem Klima entsprechende Lebensweise, wie er sie von seinen Vätern überkommen hat, scheint ihm demgegenüber weit vorzuziehen.“ Sollten die Eingeborenen „je an der ungeheuern französischen Waffenübermacht zweifeln können, würden Kabylen wie Araber alle von den Franzosen geschaffenen Kulturwerke, ihre gerechte, dem Lande so förderliche Verwaltung wie den Nutzen, der für alle Bewohner desselben daraus entspringt, gering achten und sogleich nur und allein von dem einen Gedanken beherrscht werden: die christlichen Eroberer niederzumachen oder zu vertreiben“.

Noch viel weniger aber als die Ausbreitung abendländischer Bildung war die Duldung und Begünstigung des Islam ein Mittel, die Herzen der Araber zu gewinnen. Im Gegenteil, der Islam ist das größte Hindernis einer Verschmelzung der Eingeborenen mit den Europäern; mit dem Wachstum des Islams begünstigte man das Erstarken des Christen- und Fremdenhasses. Schon die Geringschätzung der abendländischen Bildung hat ihren Grund nicht nur in der natürlichen Gleichgültigkeit des Arabers, sondern vor allem in seinem religiösen Aberglauben. Er vertraut fest auf alte Prophezeiungen, denen zufolge die Fremdherrschaft einst gebrochen werden soll und der Islam wieder zur Herrschaft gelangen wird. Die gegenwärtige Lage der Dinge faßt er also nur als einen Durchgangszustand auf, dessen Vorübergehen er sehnlichst herbeiwünscht. „Ein derartiger Ausblick in die Zukunft verhindert sie an jeder ehrlichen, völligen Unterwerfung.“

Besonders aber hindert der Islam jeden tiefer gehenden Einfluß der französisch-arabischen Schule. In den Volksschulen begnügt man sich nach unserm Gewährsmann damit, „den Schülern die nötigsten praktischen Kenntnisse und ein wenig äußere Dressur zu geben, sie so indirekt den Einflüssen der christlich-abendländischen Kulturwelt näher zu bringen“. Auf eine wirkliche Geistes- und Herzensbildung ist es in den Volksschulen gar nicht einmal abgesehen, und wir haben somit nur die höhern Schulen ins Auge zu fassen. Was aber dort von abendländischen Anschauungen angenommen wurde, wird nach der Rückkehr in die heimatlichen Kreise „mit einer überraschenden Schnelligkeit“ abgestreift. Die Gründe dafür liegen auf religiösem Gebiet. „Stets kommt der Augenblick, wo die religiösen Skrupel des Arabers wieder in ihm erwachen. Sei es, um so sein Ansehen bei seinen Volksgenossen wiederherzustellen, das durch das Zusammenleben mit Christen stets geschädigt ist; sei es, weil sein Gewissen ihn dazu antreibt, durch solche Bethätigung seines Glaubenseifers die Verzeihung des Himmels zu erlangen, werden in europäischer Weise erzogene Araber später nicht selten die größten Christenhasser. Häufig auch kommt es vor, daß arabische, im Dienste der Franzosen ergraute Männer plötzlich zur Tilgung dieser Schuld eine Pilgerfahrt nach Mekka unternehmen und dann nach ihrer Rückkehr jeden Verkehr mit denselben zu vermeiden suchen.“ Besonders sind es die Frauen, welche dem Einfluß der Schulen entgegenarbeiten. Entschließt sich der Vater „aus Ehrgeiz oder um den Wünschen seiner Vorgesetzten zu entsprechen, den Sohn à la franca erziehen zu lassen, so ängstigt sich gewöhnlich die Mutter über diese fremde oder gar christliche Ausbildung desselben. In ihrer zärtlichen Mutterliebe findet sie leicht

die Mittel und Wege, alles, was etwa von abendländischen Ideen während der Schulzeit in ihrem Kinde sich entwickelt hat, während der Ferien fast völlig wieder zu verwischen". Nach dem Ende der Schulzeit, nach der Rückkehr in völlig mohammedanische Umgebung gelingt es dem Einfluß der Frauen „nur zu bald", im Geiste des ehemaligen Franzosenschülers „auch die letzten Spuren der abendländischen Erziehung" zu vernichten. Freilich sind nicht mehr alle Frauen der nordafrikanischen Gesellschaft dem Propheten so eifrig ergeben. Aber welcher Art sind die Ideen, die sie von den Europäern angenommen haben? Hören wir: „In den Kreisen der vornehmen Damen lehnen sich viele derselben gegen die alten strengen Sitten und Gebräuche auf, nur um urteilslos den ihnen aus französischen Romanen bekannt gewordenen frivolen Anschauungen und ‚hochmodernen' Grundsätzen Pariser Demimondainen zu huldigen." Wahrscheinlich hat man also auch — natürlich im Namen der Kultur — Alexander Dumas und Zola ins Arabische übersetzt.

Wir bemerken ausdrücklich, daß unser Gewährsmann für die oben erwähnten Thatsachen die Grundsätze billigt, nach denen die Franzosen in Nordafrika vorangehen. Und trotzdem faßt er sein Urteil in die Sätze zusammen: „Vor allem jedoch ist es der Islam, der jede innige Verbindung zwischen der eingeborenen Bevölkerung und den europäischen Kolonisten verhindert und eine wirkliche Angliederung und moralische Eroberung des Landes unmöglich macht. Die durch die Religion hergestellte Schranke ist nicht hinwegzuschaffen und tritt schroff immer wieder hervor. Der Araber sagt: Ließe man in dem gleichen Kessel einen Christen und einen Moslim kochen, selbst die aus beiden gekochte Fleischbrühe würde sich nicht vermischen können!" Und während so das Walten der Regierungsschulen völlig behindert ist, entstehen ihnen gegenüber in Menge Schulen der Anhänger des Reformators Es-Zenussi († 1859), dessen Wahlspruch war: Ich will den Tag vorbereiten, der Christen und Türken mit einem Schlage zerschmettert, der „den glühendsten Christenhaß" predigte und bei seinen Anhängern von neuem den alten Mut zu entflammen suchte, der in der Kalifenzeit die Araber zu Herren der Welt machte, und „dessen Wurzeln in wildem Fanatismus und völliger Verachtung des irdischen Seins lagen". „Natürlich ist die französische Regierung von dem europäerfeindlichen Geist und Wirken dieser geistlichen Anstalten sehr wohl unterrichtet. Trotzdem muß sie dieselben fast völlig ungehindert gewähren lassen." Ein Eingreifen würde „hier [in Tunesien] wie in Algerien nicht nur sehr gefährlich, sondern auch völlig erfolglos sein".

Die Wirkung, welche die Begünstigung des Islam natürlicherweise nach sich ziehen mußte, möchte in den obigen Sätzen unseres Gewährsmannes wahrheitsgetreu geschildert sein. Indes neben der offiziellen Thätigkeit der Beamten und der Regierungsschulen sind doch auch, namentlich seitdem Kardinal Lavigerie ihnen größere Freiheit erkämpft hatte, die Vertreter des Christentums in Afrika nicht müßig geblieben. Ob ihre Erfolge so gering sind, als man nach den oben angeführten Sätzen vermuten sollte, möchten wir bezweifeln. Es können christliche Gesinnung und Sitte sehr wichtige Fortschritte gemacht haben, ohne daß davon viel in die Augen fällt, und es fehlt nicht an Beispielen, daß auch tüchtige Be-

obachter in derartigen Dingen sich gewaltig verrechnet haben. Und abgesehen davon, hat ohne alle Frage die Eroberung Algiers für die Christianisierung Afrikas eine gewaltige Bedeutung gehabt. Allerdings ist das nicht das Verdienst der französischen Generale und Beamten, sondern das Werk des ebengenannten Kirchenfürsten und ein Beweis, daß auch unter den ungünstigsten Verhältnissen das Christentum sich als Kulturmacht bewährt.

Die sonderbarste Kommunistengemeinde der Welt. Wiederholt ist in diesen Blättern auf Versuche hingewiesen worden, die Grundsätze des Kommunismus in Einzelgemeinden praktisch durchzuführen, wie namentlich die Geschichte der Vereinigten Staaten während dieses Jahrhunderts solche zahlreich zu verzeichnen hat (vgl. XLIX, 284. 397. 407; LII, 347; LIII, 338). Es hat sich dabei ergeben, daß nur auf religiöser Grundlage solche Gemeinden Dauer und Erfolg einigermaßen zu erzielen vermochten, daß aber diese religiöse Grundlage in den meisten Fällen gleichbedeutend war mit den abenteuerlichsten religiösen und sittlichen Abirrungen. Alles bisher Dagewesene wird nun übertroffen durch die neue Gemeinde „Shalam“, sechs englische Meilen von Las Cruces in Neu-Mexiko, welche das zu New York erscheinende Ev'ry Month im Augustheft 1899 dem Publikum näher bekannt gegeben hat.

Stifter der Gemeinde ist ein New Yorker Zahnarzt, Dr. Newbrough, der sich ehedem zum Spiritismus bekannte, eine schöne, männliche Erscheinung mit hoher Denkerstirne und schwärmerischem Blick. Die Grundlagen des neuen Gemeindelebens führen sich großenteils auf die Anschauungen des amerikanischen „Perfektionismus“ und die Einrichtungen der Oneida-Gemeinde zurück (vgl. XLIX, 519), sofern nicht nur vollste Gemeinsamkeit des Eigentums, sondern auch des Haushaltes und der Familie besteht. Immerhin walten sowohl in religiöser wie in ökonomischer Rücksicht zwischen Shalam und Oneida wesentliche Unterschiede ob.

Vor allem hat Dr. Newbrough nicht wie einst Humphrey Noyes mit der alten Bibel und der alten Inspirationslehre sich begnügt, sondern nach eigenem Bedarf seine Bibel selbst geschrieben und sich eine eigene, moderne Art der Inspiration dazu ersonnen. Das Buch, welches an Umfang etwa der christlichen Bibel gleichkommt, trägt den Namen Oahpse — angeblich ein Wort der Ursprache, welches „Erde, Luft und Himmel“ bedeutet haben soll. Im Ev'ry Month heißt es über dieses Buch:

„Es soll von Dr. Newbrough vermittelst der Schreibmaschine zu Papier gebracht worden sein, während überirdische Wesen seine Hände in Bewegung setzten, und es wurde gedruckt, ohne daß der Herr Doktor selbst es auch nur gelesen hätte. Es ist ein Buch, in welchem trotz großer irdischer Weisheit, die es enthält, nur wenig System und Plan zu finden ist. Sicherlich ist es ein Werk, das seinesgleichen nicht hat, angefüllt mit den außerordentlichsten Sätzen und noch außerordentlicheren Illustrationen; aber es ist auch das heilige Buch einer einzig dastehenden Gemeinde, welche eben dazu ins Leben gerufen ist, um die in diesem Buche gelehrte Religion praktisch durchzuführen und vermöge der

in demselben niedergelegten geistlichen wie ökonomischen Grundsätze ein ganz neues Geschlecht ins Dasein zu rufen. Und nicht nur befolgen die paar Leute, aus welchen bis jetzt die Brüdergemeinde besteht, thatsächlich die ökonomischen Grundsätze dieses Buches, indem sie nichts mehr auf der Welt als ihr eigen betrachten — sie nennen sich selbst auch Kosmons, d. h. nach der Sprache ihrer heiligen Schriften ‚Nicht-Besitzer von irgend etwas' —, sondern es werden auch die Kinder angeleitet, dieses Buch als das geoffenbarte Dogma ihrer Religion zu verehren."

Das Hauptziel der Gemeinde ist, „Kinder aufzuerziehen"; deshalb heißt sie auch Shalam, das ist in ihrer heiligen Sprache „das Land der Kinder", und das größte und beste Gebäude der Niederlassung ist das Haus für die Kinder. „Die Kinder sind eure Engel", lehrt daher das Oahpse, „vom Schöpfer selbst euch gegeben, und ihr seid ihre Götter. Beherzigt deshalb wohl, welch ein Reich ihr errichtet." Außer dem Hause der Kinder ist nur noch ein anderes kleines Gebäude aus gebrannten Ziegeln gebaut, der „Tempel". Die Wohnräume für die Erwachsenen (die Levitica), das gemeinsame Vorratshaus und das von Dr. Newbrough mit grotesken bildlichen Darstellungen ausgemalte Fraternum (wohl der gemeinsame Versammlungs- und Vergnügungsort) sind nur aus ungebranntem Lehm. Die Kinder der Niederlassung alle werden von den Vorstehern von Shalam, den „Glaubenshäuptern" (Faithists), in gesetzlicher Form adoptiert, in jüngeren Jahren nach dem Kindergarten-System erzogen und sollen später in den Berufsarten ausgebildet werden, für welche sie Anlage und Lust zeigen. Alle Kinder werden, sobald sie ein entsprechendes Alter erlangt haben, in den Spiritismus eingeführt und im Verkehr mit der Geisterwelt unterwiesen. Die Hauptwarnung wird ihnen dabei mit auf den Weg gegeben, auf ihrer Hut zu sein vor Geistern von Abgestorbenen, welche „nicht die große All-Person bekennen". Neben den offenbaren Verrücktheiten und Ungeheuerlichkeiten des Bekenntnisses und den schweren Abirrungen vom Sittengesetze soll sich doch in den praktischen Einrichtungen und Maßnahmen der Sekte manches recht Vernünftige finden. Gleichwohl ist es von vornherein klar, daß, wenn auch alle andern Erfahrungen in diesem Falle Lügen gestraft würden, schon an den finanziellen Schwierigkeiten auch dieses extravagante Unternehmen zu Grunde gehen muß.

Eine plötzliche Heilung aus neuester Zeit.

Für gläubige Christen, die nicht von der krankhaften Zweifelsucht des Neuheidentums angesteckt sind, ist es gar nicht nötig, noch aus der Gegenwart Thatsachen zu erbringen, aus denen hervorgeht, daß es etwas auf Erden giebt, was über die natürlichen Kräfte und die natürliche Ordnung der Dinge hinausgeht. Ihnen genügt hierfür, und zwar mit vollem Recht, die historische Thatsache des Christentums, welche auf dem größten und geschichtlich am besten beglaubigten Wunder aller Zeiten beruht: auf der Auferstehung Christi. Für jene dagegen, die in dem Banne des modernen Agnostizismus oder der noch moderneren „monistischen Weltanschauung" befangen sind und daher alles, was über die Naturgesetze hinausgeht, in den Bereich der Mythe verweisen möchten, ist es von unverkennbarer Wichtigkeit, wenn sich noch aus neuester Zeit ein Fall einer plötzlichen Heilung nachweisen läßt, der keine natürliche Erklärung zuläßt. Die Existenz einer übernatürlichen Weltordnung wäre dadurch unumstößlich bewiesen auch für jeden Naturforscher, der sich der Erkenntnis der Wahrheit nicht absichtlich verschließt. Daß solche Fälle nicht so häufig sind wie jene, an denen die Suggestionstheorie wenigstens mit einiger Aussicht auf Erfolg ihre Kritik üben kann, ist selbstverständlich. Um so bemerkenswerter ist das folgende Ereignis, das wir getrost auch jedem noch so skeptischen Gegner des „katholischen Wunderglaubens" zur Begutachtung unterbreiten können. Es ist enthalten in einer von drei Ärzten gemeinsam verfaßten, streng wissenschaftlichen Schrift, die soeben in Belgien erschienen ist[1]. Wir halten es für unsere Pflicht, dasselbe auch den deutschen Leserkreisen hier eingehend mitzuteilen. Die Darlegung des Falles ist so klar

[1] Guérison subite d'une fracture. Récit et étude scientifique par L. van Hoestenberghe, docteur en médecine, E. Royer, docteur en médecine, A. Deschamps S. J., docteur en médecine et en sciences naturelles. Avec 4 pl. en phototypie. Bruxelles, Librairie Scientifique L. Lagaert, 1900.

und durch so unumstößliche Zeugenaussagen und ärztliche Atteste belegt, daß es unvernünftig wäre, ihr den Glauben zu verweigern; zugleich ist die wissenschaftliche Untersuchung des betreffenden Falles mit einer Gründlichkeit und Sorgfalt geführt, welche jeden Zweifel an dem übernatürlichen Charakter jener Heilung auszuschließen scheint.

Es handelt sich um die plötzliche Heilung eines komplizierten Beinbruches bei einem flämischen Arbeiter, Peter de Rudder, welche am 7. April 1875 in Oostacker, einem der Muttergottes von Lourdes geweihten belgischen Gnadenorte, erfolgte. Der Mann lebte noch 23 Jahre in bester Gesundheit und Arbeitskraft, und starb an einer Lungenentzündung am 22. März 1898 im Alter von 75 Jahren. Nach seinem Tode wurde die osteologische Untersuchung des geheilten Beines von medizinischen Autoritäten angestellt, deren Ergebnis in drei photographischen Tafeln der vorliegenden Schrift beigefügt ist. Eine vierte photographische Tafel giebt das Bildnis des Mannes unmittelbar nach seiner plötzlichen Heilung.

Peter de Rudder, zu Jabbeke in Westflandern wohnhaft, war ein gesunder, rüstiger Arbeiter in Diensten des Senators Albert du Bus de Ghisignies. In seinem vierundvierzigsten Lebensjahre ward er von einem schweren Unglücksfalle betroffen. Am 16. Februar 1867 wurde ihm beim Fortschaffen eines gefällten Baumes durch den zurückrollenden Stamm das linke Bein zerquetscht und erlitt einen schweren Doppelbruch. Beide Beinknochen, das Schienbein und das Wadenbein, waren etwas unterhalb des Knies völlig abgebrochen. Dr. Affenaer von Oudenbourg legte den ersten Verband an; eine antiseptische Behandlung der Wunden war damals noch nicht üblich [1] und wurde daher nicht vorgenommen. Einige Wochen später bildete sich auf dem Fußrücken eine breite, eiternde Wunde. Überdies war an der Bruchstelle des Beines eine große, bereits krebsartig gewordene (gangréneuse) Wunde. Die Enden der Bruchstücke, ihrer Knochenhaut

---

[1] Die erste Arbeit Listers über die antiseptische Behandlung erschien erst im Laufe des Jahres 1867. Vielleicht wird man die Behandlung des Beinbruches durch Dr. Affenaer von anderer Seite nicht als eine besonders geschickte bezeichnen. Die beiden offenen Wunden, die sich bald darauf bildeten, könnten eine Folge dieser Behandlung gewesen sein. Erst durch die offene Wunde unterhalb des Knies wurde der früher einfache Bruch der beiden Beinknochen (einfacher Doppelbruch) zu einem komplizierten im chirurgischen Sinne. Ein „komplizierter Bruch" liegt nämlich nur dann vor, wenn die Verbindung der Bruchstücke mit der Außenwelt durch eine Kontinuitätstrennung der Weichteile vorhanden ist. Ein „Doppelbruch" und ein „komplizierter Bruch" sind daher ganz verschiedene Dinge.

beraubt, schwammen in Eiter und hatten noch keinen Heilungsprozeß eingeleitet. Ungeachtet der sorgfältigsten Behandlung während mehrerer Monate konnte Dr. Affenaer kein Zusammenwachsen der getrennten Knochenteile bewirken. Bei dem völligen Mangel antiseptischer Mittel war dies auch nicht zu verwundern. Dr. Affenaer vermochte den Eiterungsprozeß der Wunde nicht aufzuhalten und erklärte daher weitere Hilfe für vergeblich. Ein Arzt aus Varssenaere und ein anderer von Brügge, die von ihm zu Rate gezogen wurden, untersuchten den Kranken ebenfalls und erklärten ihn für unheilbar. Dasselbe Urteil gab auch ein Arzt aus Brüssel ab, der von dem Arbeitgeber de Rudders herbeigerufen worden war. Er hielt ebenfalls jede weitere Behandlung des Beines für nutzlos und schlug die Amputation desselben als einziges Rettungsmittel vor. Aber de Rudder wollte sich dieser Amputation nicht unterziehen, worauf ihn die Ärzte sich selber überließen. Er brachte ein Jahr unter großen Schmerzen im Bette zu. Als er endlich aufstand, konnte er sich nur mühsam auf zwei Krücken fortschleppen. Da die Ärzte ihn aufgegeben hatten, begnügte sich der unglückliche Krüppel damit, seine eiternden Wunden zwei- oder dreimal täglich zu reinigen und Leinwandwickel um das gebrochene Glied zu legen. Eine derartige Behandlung der Wunde blieb, auch abgesehen von dem Eiterungsprozeß auf dem Fußrücken, selbstverständlich ohne die geringste Heilwirkung. Alle Zeugen, die von 1867 bis 1875 das Bein de Rudders gesehen haben, beschreiben in frappanter Weise die anormale Beweglichkeit desselben, welche ein sicheres Zeichen für die „schlotternden Pseudoarthrosen" bildet, wo die beiden Bruchstücke vollkommen frei und ohne eine vereinigende Bindegewebschichte bleiben. Es war sogar ein merklicher Zwischenraum zwischen den oberen und unteren Enden der Bruchstücke vorhanden, da Dr. Affenaer ein ziemlich umfangreiches Sequester (abgestorbenes Knochenstück) herausgenommen hatte. Die Zeugen, welche den Zustand des Beines in damaliger Zeit sahen, geben übereinstimmend folgende Schilderung. De Rudder bog sein Bein, wenn er die Wunde reinigte, unterhalb des Knies zurück, so daß die Enden der gebrochenen Knochen vortraten. Wenn er den linken Fuß in die Hand nahm, konnte er denselben mit Leichtigkeit so weit umdrehen, daß die Ferse nach vorn, die Zehen nach hinten standen. Zu diesen Aussagen von Laien, die den Kranken häufig zu sehen Gelegenheit hatten, kommen noch ebenso unzweifelhafte ärztliche Zeugnisse. Dr. van Hoestenberghe, Armenarzt von Jabbeke, besuchte ihn oft, aber ohne auch nur die geringste Besserung seiner Wunden konstatieren zu können. Einen dieser

Besuche müssen wir hier ausführlicher wiedergeben, obwohl wir damit an die Nerven unserer Leser unangenehme Anforderungen zu stellen gezwungen sind.

Im Frühjahr 1874 saß Peter eines Tages an der Schwelle seines Häuschens, als er den Doktor vorübergehen sah; er bat ihn, sein Bein zu untersuchen. Der Doktor ging mit ihm hinein und blieb eine Stunde bei ihm. Während der Kranke die Leinwandbinden abnahm, welche das Bein umgaben, erfüllte ein so starker krebsartiger Geruch das kleine Zimmer, daß der Arzt genötigt war, das einzige Fenster zu öffnen. Die Blässe des Patienten und seine Magerkeit waren sehr groß. Seine Züge drückten größte Mattigkeit und Entmutigung aus. Nachdem das Bein bloßgelegt war, konstatierte der Arzt am obern Drittel des Schienbeins eine hühnereigroße offene Wunde. Aus derselben floß eine eiterige Flüssigkeit, bräunlich und sehr übelriechend. Mit einem nassen Tuche reinigte Peter oberflächlich die Wunde. Indem er dann die linke Hand unter das Kniegelenk legte und den untern Teil des linken Beines in die rechte Hand nahm, gab er demselben eine Biegung nach rückwärts. Die obern und untern Bruchenden des Wadenbeines wie des Schienbeines zeigten sich nun in der klaffenden Wunde. Alles, was man an den Knochen sehen konnte, war von Knochenhaut entblößt; die Oberfläche der Bruchstellen zeigte mehrere Unebenheiten. Als nun der Arzt mit der einen Hand den obern Teil des linken Beines, mit der andern die Ferse desselben ergriff, konnte er mit der größten Leichtigkeit die Ferse nach vorne drehen, und zwar über einen Halbkreis hinaus; diese Drehbewegung hatte keine andere Grenze als jene, welche durch den Zugwiderstand der weichen umhüllenden Gewebe gebildet wurde. De Rudder selbst ließ, indem er das linke Knie mit beiden Händen faßte, sein gebrochenes Bein hin und her pendeln, und auf jede dieser Bewegungen erfolgte ein neuer Eitererguß aus der Wunde. Aus der zweiten großen Wunde, die auf dem Fußrücken sich befand, floß dieselbe eiterige Flüssigkeit wie aus jener. Peter sagte dem Doktor: einige Wochen nach dem Unglücksfalle, kurz nachdem die Fußwunde sich gebildet hatte, sei aus derselben ein Stück Bindfaden abgegangen[1].

Dr. van Hoestenberghe glaubte dem Unglücklichen nach dieser Untersuchung nur den dringenden Rat geben zu können, das Bein abnehmen

[1] Nach Dr. Royer war dieser „Bindfaden“ wahrscheinlich die Sehne der großen Zehe; in der That blieb bei Streckbewegung des Fußes die große Zehe unbeweglich.

zu lassen. Der Arzt von Stalhille drang ebenfalls in ihn, der Operation sich zu unterziehen. Aber de Rudder wollte nichts davon hören; er hoffte auf Dr. Verriest von Brügge, welcher auf Ersuchen des früheren Arbeitgebers des Patienten versprochen hatte, die Heilung zu versuchen. Dr. Verriest kam, legte das Bein in einen unbeweglichen Stärkekleisterverband, in dem er ein Fenster ließ zum Abfluß des Eiters aus der Beinwunde, und verordnete häufige Waschung beider Wunden mit einem Absud von Eichenrinde. Der Patient mußte aufs neue das Bett hüten.

Um jene Zeit kamen die Ärzte van Hoestenberghe und Verriest durch häufige Konsultationen in Berührung und besprachen dabei oft den Fall de Rudder, für den sich beide sehr interessierten. Mehrmals erklärte Verriest seinem Kollegen, daß er gar keine Besserung mit seiner Kur erziele. Eines Tages teilte er ihm mit, daß Peter sich unwiderruflich weigere, zur Amputation des Beines in das Spital von Brügge sich aufnehmen zu lassen; deshalb habe er darauf verzichtet, die Behandlung des Patienten fortzusetzen, die er für absolut unnütz halte. Auch Dr. van Hoestenberghe teilte diese Ansicht. Dies geschah um Mitte Januar 1875.

Ohne die Hoffnung, dem Kranken Erleichterung gewähren zu können, nur aus purem Mitleiden, hatte Dr. van Hoestenberghe die Gepflogenheit, nach dem Zustande des kranken Beins sich zu erkundigen, wenn er an der Wohnung de Rudders vorbeikam. Vierzehn Tage vor dem letzten Besuche des Dr. Verriest hatte er den Kranken angetroffen, wie er gerade seinen Verband erneuerte. Da die unbewegliche Bandage gar kein Resultat erzielt hatte, war sie von Dr. Verriest wieder entfernt worden. Van Hoestenberghe konnte nun mit derselben Leichtigkeit wie früher die Ferse des linken Fußes nach vorne drehen; indem er dann das gebrochene Bein bog, ließ er aus der Wunde die Knochenenden vortreten; diese hatten immer noch dasselbe Aussehen von nekrotischen Knochen. Peter ließ dann vor dem Arzte von neuem sein Bein hin und her pendeln. Somit war durch die von Dr. Verriest vorgenommene Kur nichts an der ganzen Sachlage geändert, und jede Aussicht auf Heilung schien endgültig verloren.

Als de Rudder später von Dr. Royer über die Behandlung befragt wurde, welche er seinen Wunden weiterhin zu teil werden ließ, erwiderte ihm dieser: „Ich legte von Zeit zu Zeit eine Salbe auf die Wunden, wenn sie schwarz wurden und sehr übel rochen. Die Wunden reinigten sich durch die Salbe, sie wurden auch manchmal ein wenig kleiner, aber die Geschichte fing immer wieder von vorne an." Von einem Nachwachsen

der gebrochenen Knochen war keine Spur. Der Patient hatte viel zu leiden; der Fuß wie das Bein schwollen stark an. Manchmal war der Fuß sehr schmerzhaft, dann wurde er wieder fast gefühllos, so daß der Kranke eines Tages eine Nadel in denselben hineinbohrte, „um zu sehen, ob er nicht tot sei". Er empfand dabei nur einen unbedeutenden Schmerz, „etwa wie von einem Mückenstich", wie er sich ausdrückte. Auch die anormale Beweglichkeit des Beines blieb dieselbe, wie viele Zeugen bestätigen, unter diesen die Frau de Rudders und seine damals fünfzehnjährige Tochter Sylvia.

Am 2. April 1875, fünf Tage vor der unten zu berichtenden Reise nach Oostacker, konstatierte ein Zeuge, der den Kranken besuchte, den Zustand seines Beines; ebenso ein anderer Zeuge am 4. April 1875. Am 6. April 1875 abends begaben sich zwei Arbeiter, Eduard van Hooren und sein Sohn Julius, zu ihrem Nachbar de Rudder; sie blieben dort fast zwei Stunden und plauderten mit dem Kranken über dessen morgige Reise. Da Peter von den Ärzten aufgegeben war, wollte er nämlich seine Heilung suchen bei der Muttergottes von Lourdes, die zu Oostacker verehrt wird. Der junge van Hooren wünschte das Bein des Kranken zu sehen. Da Peter gerade seinen Verband erneuern mußte, that er dies vor seinen Besuchern. Außer jenen zwei Männern war noch eine Nachbarin zugegen. In einer von diesen Zeugen amtlich gemachten Aussage vom 27. April 1875 bekräftigten sie, „am 6. April 1875 das gebrochene Bein de Rudders gesehen zu haben. Die Enden der gebrochenen Knochen durchbohrten die Haut und waren getrennt durch eine eiternde Wunde von ungefähr 3 cm Länge". Gerade wegen der Einförmigkeit dieser Zeugnisse müssen wir auf ihnen um so nachdrücklicher insistieren, da es von der größten Wichtigkeit ist, zweifellos festzustellen, in welchem Zustande das gebrochene Bein noch am Vorabende des Tages war, an dem seine plötzliche Heilung erfolgte.

Am folgenden Morgen, den 7. April 1875 — acht Jahre und zwei Monate nach dem Unglücksfalle —, machte sich de Rudder auf die beschwerliche Pilgerfahrt. Seine Frau erneuerte den Verband und konstatierte ebenso wie die Tochter nochmals, daß das Bein in demselben Zustande sei wie am Tage vorher. Sie legte, um das Ausfließen des Eiters auf der Reise zu hindern, ein Pflaster auf die Wunden und umwickelte das Bein mit einer Leinwandbinde. Um 4 Uhr morgens brach man nach der Bahnstation auf, die $2^1/_2$ km entfernt war. Mühsam auf seinen

Krücken sich fortschleppend und von seiner Frau unterstützt, brauchte der arme Mann über zwei Stunden zu diesem Weg; häufig mußte er sich, um auszuruhen, an die Bäume der Chaussee lehnen. Endlich kam er ganz erschöpft an dem Häuschen des Bahnwärters Peter Blomme an, wo er die Ankunft des Zuges erwartete. De Rudder zeigte dem Manne die anormalen Pendelbewegungen seines Beines, die er trotz des Verbandes ausführen konnte, worauf Blomme ihm den wenig ermutigenden Rat erteilte: „Was wollt ihr denn in Oostacker thun? Bleibt doch lieber zu Hause!"

Als der Zug kam, wurde de Rudder von seiner Frau und zwei Männern in den Wagen gehoben. Einer der letzteren, Jean Duclos, Schuster in Jabbeke, fuhr noch bis Brügge mit. Er sagte aus, daß er, dem Patienten gegenüber sitzend, sich während der Fahrt klar davon überzeugt habe, daß das linke Bein de Rudders unterhalb des Knies beweglich war, daß der Kranke den unteren Teil desselben umdrehen konnte und daß übelriechender Eiter aus dem Leinwandverbande floß [1].

In Gent angekommen, schaffte man de Rudder mit großer Mühe erst auf die Trambahn und dann auf den Omnibus, welcher vom Antwerpener Thor nach Oostacker geht. Bei seiner Ankunft in Oostacker hob ihn der Kutscher des Omnibus, ein großer, starker Kerl, allein vom Wagen. Da das gebrochene Bein sich dabei in eigentümlicher Weise auf die Seite legte, machte er zu den Umstehenden den rohen Scherz: „Schaut, der da verliert sein Bein." Die Frau de Rudders fügt noch bei, daß der Kutscher in grober Weise seinen Unwillen äußerte, als er den mit Blut vermischten Eiter sah, der aus dem Bein des Patienten während der Fahrt auf den Boden des Wagens geflossen war.

Endlich war der Krüppel in der Allee angekommen, welche zur Grotte führt. Er schleppte sich mühsam fort, auf seine Krücken gelehnt und von seiner Frau unterstützt. Auf dem Wege mußte er mehrmals sich ausruhen. Schließlich fiel er erschöpft auf eine der Bänke, die vor der kleinen Kapelle aufgestellt sind. Seine Frau gab ihm hierauf Wasser aus der Quelle zu trinken.

„Ich saß", so berichtet er selber, „auf einer der ersten Bänke; mein krankes Bein, das mir schreckliche Schmerzen verursachte, ruhte auf den

[1] Der Wortlaut der betreffenden Zeugenaussagen ist in der vorliegenden Schrift in französischer Übersetzung beigefügt. Die übrigen Aktenstücke finden sich im Anhange der Schrift.

Krücken. Die Pilger strömten gerade herbei. Im Vorbeigehen machten mehrere derselben mein Bein hin- und herpendeln. Das war für mich eine neue Tortur. Endlich nahm ich meine Krücken, und gestützt von meiner Frau machte ich zweimal die Runde um die Grotte mit den übrigen Pilgern. Bei der dritten Runde wurden meine Kräfte so schwach, daß meine Frau mich unter der rechten Schulter fassen mußte, während eine andere Person (eine Unbekannte) mich unter der linken Schulter faßte; so zogen sie mich bis zu den Bänken. Ich verlangte, auf die zweite Bank gesetzt zu werden, um zu verhüten, daß die Pilger wiederum kämen und mein Bein berührten. Ich betete, ich flehte um Vergebung für alle meine Sünden seit meiner Jugendzeit und bat um meine Heilung, um meine Familie ernähren zu können."

Plötzlich fühlt de Rudder eine eigentümliche Unruhe; er ist wie außer sich; er steht auf und denkt gar nicht mehr an seine Krücken, ohne die er seit acht Jahren keinen einzigen Schritt gemacht hatte. Er geht durch die Reihen der Pilger und wirft sich vor der Statue der Jungfrau auf die Kniee. Erstaunt darüber, sich auf den Knieen zu sehen, ruft er aus: „O mein Gott, wo bin ich?" Er erhob sich dann allein und machte dreimal die Runde um die Grotte. Er war geheilt!

Sofort begab er sich, gefolgt von zahlreichen Pilgern, zum Schloß der Marquise Alphonse de Courtebourne. Hier nahm man die erste Untersuchung des geheilten Beines vor: Das Bein und der Fuß, welche noch einige Augenblicke vorher stark geschwollen gewesen, hatten ihren normalen Umfang wieder angenommen; das Pflaster und die Binden, die das Bein umgaben, waren von selber abgefallen; die zwei Wunden waren vernarbt; die gebrochenen Knochen waren plötzlich zusammengewachsen.

Nach Feststellung dieser Thatsachen kehrte Peter zur Grotte zurück und machte noch dreimal die Runde um die kleine Kapelle. Im Augenblick der Abreise mußte er seinen Schritt beschleunigen, um noch in dem nach Gent fahrenden Omnibus Platz nehmen zu können.

An der Station Jabbeke bemerkte der Bahnwärter Peter Blomme als einer der ersten, wie de Rudder aus dem Zuge stieg. Er war erstaunt, ebenso wie sein Begleiter, ihn ohne Krücken gehen zu sehen. Da er sich noch des unpassenden Rates erinnerte, den er dem Patienten am Morgen desselben Tages gegeben, sagte er jetzt zu ihm: „Ihr habt doch gut daran gethan, nicht auf mich zu hören."

Begreiflicherweise war die Erregung groß, die sich der ganzen Einwohnerschaft des 2000 Seelen zählenden Städtchens bei der Nachricht von dieser plötzlichen Heilung bemächtigte. De Rudder war allen Bewohnern gut bekannt. Noch am Tage vorher hatten sie ihn sich mühsam auf seinen Krücken einherschleppen sehen, um der Messe beizuwohnen, und heute ging er rüstig wie alle andern Leute.

Ein Augenzeuge der Rückkehr de Rudders, Herr Houtsaeger, berichtet über den Eindruck derselben: „Am Nachmittag des 7. April bemerkte ich eine ungewohnte Bewegung unter den Bewohnern. Ich frug, was vorginge. Man sagte mir, Peter de Rudder komme von Oostacker geheilt zurück. Hierauf rief ich aus: ‚Was, Peter de Rudder geheilt? Ich habe ja noch in der letzten Woche sein gebrochenes Bein gesehen!' Da sah ich auch Peter schon von der Station daherkommen. Er marschierte völlig normal, ohne Krücken."

Die Nachbarn, darunter dieselben Zeugen, welche *am Tage vorher* mit ihren eigenen Augen die Enden der gebrochenen Knochen aus der eitrigen Wunde hatten hervorragen sehen, waren herbeigeeilt, und Peter, auf demselben Platze sitzend, wo er so lange und so schmerzliche Jahre zugebracht hatte, erzählte ihnen alle Umstände seiner Heilung. Einige Tage später, am 27. April, haben alle die folgende schriftliche Erklärung abgegeben: „De Rudder ist am 7. April von seiner Pilgerfahrt zu Unserer Lieben Frau von Lourdes in Oostacker vollkommen geheilt zurückgekommen. Der Knochen war zusammengewachsen; die Wunde war verschwunden. De Rudder konnte gehen, sich aufrecht halten und arbeiten gerade so gut wie vor seinem Unglücksfall."

Noch am selbigen Abend verbreitete sich die Neuigkeit in den umliegenden Dörfern. Am folgenden Morgen erschien Dr. Affenaer bei de Rudder. Er fand ihn nicht zu Hause, traf ihn jedoch bald in der Wohnung des Herrn Karl Rosseel, wo de Rudder auf seinem Heimweg von der Kirche eingekehrt war.

Der Arzt untersuchte nun das Bein mit der größten Sorgfalt und war erstaunt, *die innere Seite des Schienbeins an der Bruchstelle völlig glatt zu finden*. Er sagte hierauf zu de Rudder vor mehreren Anwesenden: „Ihr seid vollkommen geheilt. Euer Bein ist fest und solid zugewachsen. Es ist wie das Bein eines Kindes und nicht wie dasjenige eines Mannes, dessen Bein gebrochen war. Die menschlichen Mittel waren ohnmächtig, euch das Gehvermögen zurückzugeben; aber was

die Ärzte nicht können, das kann Maria. Wenn man ein solches Wunder sieht, fühlt man sich aus einem Ungläubigen wieder gläubig werden."

Auf die Kunde dieses Ereignisses hin wollte Dr. van Hoestenberghe ihm anfangs gar nicht Glauben schenken. Aber am 9. April, am zweiten Tage nach der Heilung, als die Nachricht immer bestimmter wurde, entschloß er sich, zu de Rudder zu gehen. Er fand ihn in seinem Gärtchen, mit Spaten und Harke arbeitend. Als sie in das Haus getreten waren, fing der ehemalige Krüppel an, lustige Sprünge zu machen, um zu zeigen, wie vollständig seine Heilung sei. Dr. van Hoestenberghe untersuchte das Bein: es war keine Verkürzung desselben vorhanden; eine Narbe war unter dem Knie, eine zweite, größere, auf dem Fußrücken zu sehen. Indem er aufmerksam die Finger längs der innern Fläche des Schienbeins entlang führte, konnte der Arzt feststellen, ebenso wie vorher sein Kollege, daß die Oberfläche des Knochens an der ehemaligen Bruchstelle völlig glatt war. Peter war also radikal geheilt. De Rudder zeigte keine Spur von Hinken; er hatte den wenig eleganten Gang, den die Erdarbeiter durch das Schieben der Karren sich angewöhnen; aber die Zeugen bestätigen einstimmig, daß er diesen Gang bereits vor dem Unglücksfalle gehabt habe.

Daß keine Verkürzung der geheilten Knochen eingetreten, ist um so bemerkenswerther, da Dr. Affenaer, wie bereits oben mitgetheilt wurde, bald nach dem Bruche des Beines ein umfangreiches Knochensequester herausgenommen hatte.

Die Gemeinde Jabbeke hat ein Dokument ausgestellt, welches diese vollkommene Heilung bestätigt. Wir geben es in französischer Übersetzung in der Anmerkung wieder, zugleich mit den Namen und der Qualität der Unterzeichner[1].

---

[1] „Nous soussignés, paroissiens de Jabbeke, déclarons que le tibia (scheenbeen) de Pierre-Jacques de Rudder, né et domicilié ici, âgé de 52 ans, était tellement brisé par la chute d'un arbre, le 16 févr. 1867, qu'après avoir épuisé les ressources de la chirurgie (heelkundige middelen), il fut abandonné et déclaré incurable par les hommes de l'art et regardé pour tel par tous ceux qui le connaissaient; qu'il a eu recours à N. D. de Lourdes, vénéré à Oostacker, et qu'il est revenu chez lui complètement guéri et sans béquilles, de sorte qu'il peut, comme avant son accident, se livrer à tous les travaux. Nous déclarons que cette guérison subite et admirable a eu lieu le 7 avril 1875." Gezeichnet: L. Slock, Pfarrer; Aug. Rommelaere, Vikar; d'Hoedt, Bürgermeister; Aug. Stubbe, Schöffe; P. Maene, Schöffe; Vicomte Christian du Bus de Ghisignies u. s. w.

Nach seiner Heilung lebte Peter de Rudder noch 23 Jahre in bester Gesundheit und Arbeitskraft. Alle, die ihn kannten, stellen ihm das übereinstimmende Zeugnis aus, daß er ein Mann von vollkommener Ehrlichkeit und unermüdlichem Fleiße war, ausgezeichnet durch seine dankbare Verehrung gegen die seligste Jungfrau. Die Vicomtesse du Bus de Ghisignies, in deren Dienst er bis zu seinem Tode stand, wollte eben die Vorbereitungen treffen zur Feier des vierundzwanzigsten Jahrestages seiner Pilgerfahrt nach Oostacker, als de Rudder von einer schweren Lungenentzündung befallen wurde, an welcher er am 22. März 1898 im Alter von 75 Jahren starb.

Zur Zeit der Heilung de Rudders im Jahre 1875 kannte man noch keine Röntgenstrahlen, durch die es möglich gewesen wäre, den Zustand der geheilten Knochen unmittelbar nach der plötzlichen Heilung photographisch zu fixieren. Daher mußte man sich damals mit der photographischen Aufnahme des Mannes begnügen, der in völlig gerader Haltung dasteht und an dessen linkem Bein man zwei Flecke bemerkt, welche die Narben der ehemaligen beiden Wunden sind. Ebenso konnten auch die Ärzte nur durch Befühlen der ehemaligen Bruchstellen von dem Zustande der geheilten Knochen sich überzeugen. Wie wir soeben erfahren, wurde jedoch im Juni 1897 eine photographische Aufnahme des linken Beines de Rudders mittels Röntgenstrahlen vorgenommen, welche die vollkommene und unverkürzte Aneinanderheilung der Bruchstücke völlig bestätigt und demnächst von den Verfassern der obigen Broschüre publiziert werden wird. Wir beschränken uns hier auf das Resultat der osteologischen Untersuchung, welche 1898 nach dem Tode de Rudders stattfand. Sie zeigt ebenfalls klar die vollkommene Heilung des Bruches, die ohne Verkürzung der beiden Beinknochen und mit Abrundung der Bruchstellen erfolgt war, so daß die normale Beweglichkeit des Gliedes nicht gestört wurde. Wir geben anbei eine der phototypischen Tafeln aus der erwähnten Schrift wieder; dieselbe bietet die Seitenansicht von Schienbein und Wadenbein des unversehrten rechten Beines (Fig. 1, S. 124) wie des geheilten linken Beines (Fig. 2).

Die sehr sorgfältige und allen nur überhaupt möglichen Einwendungen gewissenhaft Rechnung tragende *wissenschaftliche Analyse* des Falles de Rudder, wie sie von den drei ärztlichen Verfassern der obigen Schrift (S. 18—42) angestellt wurde, können wir hier nicht ausführlich

wiedergeben. Wir heben aus ihr nur folgende Punkte hervor, welche völlig genügen dürften zum Beweise, daß es sich um eine wunderbare Heilung handelt.

1. Unter den krankhaften Zuständen des menschlichen Körpers müssen zwei Hauptklassen unterschieden werden: erstens funktionelle Störungen ohne nachweisbare anatomische Verletzung der Gewebe; zweitens innere oder äußere Krankheiten oder Verwundungen mit offenbaren anatomischen Veränderungen. Es ist selbstverständlich, daß der Doppelbruch des linken Beines de Rudders mit den beiden großen, offenen, eiternden Wunden unterhalb des Knies und auf dem Fußrücken in die letztere Klasse gehört.

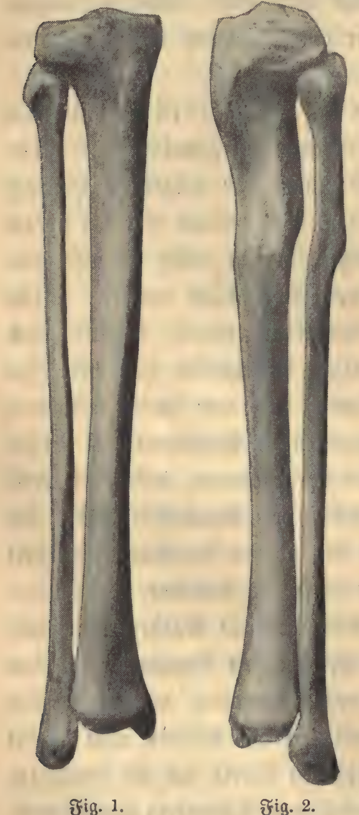


Fig. 1. Fig. 2.

2. Zur natürlichen Heilung eines Knochenbruches ist eine längere Zeit, im allergünstigsten Falle wenigstens drei Wochen, erforderlich. Wir sehen dabei ganz davon ab, daß zur Zeit, wo die plötzliche Heilung de Rudders erfolgte, das chirurgische Heilverfahren ein viel unvollkommeneres und langsameres war als heute. Wir nehmen vielmehr die allergünstigsten Voraussetzungen der Lucas-Championièreschen Massagebehandlung und des beweglichen Verbandes[1]. Nach dem übereinstimmenden Urteil aller modernen Autoritäten in der Chirurgie ist es jedoch unmöglich, in weniger als drei Wochen die Heilung eines doppelten Unterbeinbruches bei einem Erwachsenen zu bewirken; allein schon für den dünneren der beiden Beinknochen, das Wadenbein, sind drei Wochen das äußerste Minimum der natürlichen Heilungsdauer.

---

[1] Daß dieselbe viel günstigere Resultate erziele als die alte Kurmethode, bei welcher das gebrochene Glied bis zu seiner Heilung in einen festen Verband gelegt wurde, hat Schreiber dieser Zeilen im Winter 1893 auf 94 an sich selber erfahren. Ein Bruch der Gelenkpfanne des linken Oberarmes verbunden mit einem Bruch der

3. Daß ein doppelter Beinbruch, welcher acht Jahre ohne eine Spur von Heilung bestand, vielmehr bereits unzweifelhafte nekrotische Erscheinungen an den Bruchenden aufwies, in wenigen Sekunden plötzlich und vollständig geheilt werde, ist auf natürlichem Wege **absolut unmöglich**; denn jede natürliche Heilung braucht eine längere Zeit zur Neubildung der zerstörten Gewebe.

4. Hierzu kommen noch die beiden großen eiternden Wunden unterhalb des Knies und auf dem Fußrücken. Daß eine solche Wunde in wenigen Augenblicken plötzlich vollkommen vernarbe, ist ebenfalls auf natürlichem Wege **absolut unmöglich**; denn auch hier ist für die natürliche Neubildung der Gewebe eine längere Zeit erforderlich.

5. Um diese beiden Sätze auch für Laien in der Gewebelehre näher zu beleuchten, sei folgendes bemerkt. Tausende und aber Tausende von biologischen Prozessen des Zellenwachstums und der Teilung der alten Zellen in neue Tochterzellen sind erforderlich, um die Neubildung irgend eines lebenden Gewebeteiles im menschlichen Organismus zu bewirken. Diese Prozesse können aber nicht gleichzeitig, sondern nur in bestimmter Ordnung nacheinander erfolgen, weil sie vom Stoffwechsel des Organismus wesentlich abhängig sind. Zum Wachstum und zur Teilung einer jeden noch so kleinen Zelle ist aber, wie die moderne Wissenschaft wohl weiß, mehr als ein paar Sekunden erforderlich! Wie viel Zeit ist also erst nötig, um große Gewebsstücke neu zu bilden, welche eine hühnereigroße eiternde Wunde ausfüllen[1] und fehlende Knochenstücke ersetzen müssen! Daher dürfte es jedem einleuchten, daß eine plötzliche Heilung eines doppelten Beinbruches und zweier großer eiternden Wunden **auf natürlichem Wege absolut unmöglich ist.**

Schlüsselbeinspitze, völliger Ausrenkung und starker Quetschung des Armes heilte unter der Behandlung des Dr. M. A. J. Geluk (Leiden) in fünf Wochen, ohne daß der Arm, wie gerade bei einem derartigen Bruch zu befürchten stand, steif geworden wäre. Bis der Arm seine frühere Bewegungsweite und seine frühere Kraft wiedererlangt hatte, bedurfte es jedoch noch fortgesetzter schmerzhafter gymnastischer Übungen während der folgenden drei Monate.

[1] Hoffentlich wird man nicht von anderer Seite den unglücklichen Versuch machen, die plötzliche Heilung einer großen, offenen, eiternden Wunde in Vergleich zu bringen mit der plötzlichen Bildung oder Resorption blutunterlaufener Flecke auf der Haut, welche durch den bloßen Zufluß oder Rücktritt des Blutes zu oder von einer bestimmten Hautstelle unter dem Einflusse des Nervensystems vor sich geht.

6. Zur natürlichen Heilung eines vereiterten Knochenbruches ist noch viel längere Zeit erforderlich als für andere Regenerationsprozesse, weil die Knochensubstanz erst aus dem weichen Bindegewebe durch langsame Verkalkung der Intercellularsubstanz sich bilden muß, welche durch die Aufnahme von Kalksalzen, besonders von phosphorsaurem Kalk, aus dem Stoffwechsel des Organismus erfolgt.

7. Diesen unbestreitbaren wissenschaftlichen Thatsachen gegenüber, welche den wunderbaren Charakter der Instantaneität jener Heilung klar beweisen dürften, vermag man keinen einzigen stichhaltigen Einwand vorzubringen, um die plötzliche Heilung de Rudders natürlich zu erklären. Insbesondere steht die Suggestionstheorie, welche nach der allzu kühnen Ansicht des modernen Unglaubens alle „wunderbaren Heilungen" auf natürlichem Wege erklären soll, diesen Thatsachen völlig ohnmächtig gegenüber. Die Heilwirkung des Suggestionsverfahrens vermag, wie alle seine Vertreter zugeben, unmittelbar nur auf das Nervensystem zu wirken, und erst mittelbar auf den Stoffwechsel, den es durch die erhöhte Nerventhätigkeit zur Neubildung der Gewebe anregt. Eine plötzliche Neubildung zerstörter Gewebe kann daher durch Suggestion ebenso wenig erfolgen als ohne dieselbe; denn sie kann die natürliche Reihenfolge der unzähligen biologischen Prozesse, die insbesondere zur Neubildung des Knochengewebes unumgänglich notwendig sind, keineswegs aufheben.

Dies wird auch von den vornehmsten Vertretern der Suggestionstheorie unumwunden zugegeben. So sagt z. B. Bernheim[1], der berühmte Chef der Schule von Nancy und einer der Hauptbegründer jener Theorie: „Die Suggestion wirkt keine Wunder; sie heilt den Gesetzen der Biologie entsprechend, welche den menschlichen Organismus regieren."

Hören wir über die vorgebliche Allmacht der Suggestion noch das Zeugnis des französischen Arztes Charcot, des Begründers und hauptsächlichen Vertreters der durch Suggestion bewirkten „Glaubensheilung" (faithhealing)[2]. Charcot sagt: „Die Domäne der Glaubensheilung ist allerdings eine beschränkte. Um ihre Wirkungen zu erzielen, muß sie sich an Fälle wenden, wo zur Heilung keine andere Dazwischenkunft erforderlich ist als jene Macht, welche der Geist über den Körper

---

[1] Hypnotisme, Suggestion, Psychothérapie (Paris 1891) p. 503.

[2] *J. M. Charcot*, La foi qui guérit. Paris, Alcan, 1897.

besitzt. Keine Einwirkung ist im stande, die Glaubensheilung diese Grenzen überschreiten zu machen: denn wir vermögen nichts gegen die Naturgesetze."

Merken wir uns dieses bedeutungsvolle Zugeständnis: wir vermögen nichts gegen die Naturgesetze! Peter de Rudder war kein hysterisches Frauenzimmer, sondern ein nervenfester flämischer Arbeiter. Er litt nicht an irgend einem jener mysteriösen Nervenleiden, welche die Lieblingsdomäne der „Glaubensheilung" sind, sondern an einem komplizierten Beinbruch, der seit acht Jahren keine Spur von Heilung zeigte, sondern ununterbrochen eiterte. Und dieser Mann wird plötzlich geheilt, obwohl zur natürlichen Heilung der beiden gebrochenen Knochen wie der zwei großen eiternden Wunden eine längere Zeit, wenigstens mehrere Wochen, absolut erforderlich waren! Wir vermögen nichts gegen die Naturgesetze: also erfolgte diese plötzliche Heilung auf übernatürlichem Wege. Dieser Schluß ist so klar, daß jeder vorurteilsfreie Beurteiler ihn ziehen muß.

Wir können diese Studie nicht schließen, ohne den drei Ärzten, welche die vorliegende Schrift La guérison subite d'une fracture verfaßt haben, unsere volle Anerkennung für die große Sorgfalt auszusprechen, mit der sie sich dieser undankbaren Aufgabe unterzogen haben. Wir nennen diese Aufgabe eine undankbare im Hinblick auf die Geistesverfassung der großen Mehrzahl unserer modernen Naturforscher und Ärzte, die sich zur „monistischen" Naturauffassung bekennen und für alles, was auf eine übernatürliche Weltordnung hinausgeht, nur Verachtung und Spott haben. Um so größere Anerkennung verdient der Mut jener drei Ärzte, die ohne alle Menschenfurcht mit ihrem Namen und ihrer Autorität den Bericht der Heilung de Rudders und die wissenschaftliche Analyse derselben veröffentlicht haben. Wir sind Gegner eines leichtfertigen Wunderglaubens, der jede über das alltägliche hinausgehende Heilung irgend eines nervösen oder halbnervösen Krankheitszustandes sofort als ein „offenbares Wunder" proklamiert; müssen wir daher nicht um so entschiedener für die vorliegende Heilung eintreten, an deren Thatsächlichkeit und an deren übernatürlichem Charakter kein Zweifel bestehen dürfte?

Jenen wissenschaftlichen Anhängern der monistischen Weltanschauung, welche mit Achselzucken über den Fall de Rudder hinweggehen möchten, geben wir zum Schluß noch folgende Punkte zu bedenken:

1. Wenn irgend einer dieser Herren eine naturwissenschaftliche Beobachtung oder Entdeckung gemacht hätte, die auch nur halb so fest be-

glaubigt wäre wie der Zustand des Beines de Rudders unmittelbar vor und unmittelbar nach seiner Heilung, so würde er mit Recht von allen seinen Kollegen verlangen, daß sie der von ihm berichteten Thatsache Glauben schenken. Er würde es für ein crimen laesae maiestatis, für ein Attentat auf die von ihm repräsentierte Würde der Wissenschaft ansehen, wenn jemand sich erkühnte, ihm den Glauben zu verweigern; er würde sagen: so ein Mensch hat sich eo ipso selber gerichtet; mit ihm braucht man nicht weiter zu verhandeln; denn er will die Wahrheit nicht.

2. Wenn irgend eine wissenschaftliche Hypothese dieses Herrn auch nur halb so fest begründet wäre wie der übernatürliche Charakter der plötzlichen Heilung de Rudders, so würde er sich entschieden dagegen verwahren, daß man seine Erklärung ein „unwissenschaftliches, albernes Hirngespinst“ nenne; und er hätte darin völlig recht. Dürfen und müssen aber nicht auch wir dasselbe Recht verlangen für den mit Klarheit geführten wissenschaftlichen Beweis, daß die plötzliche Heilung de Rudders wirklich durch übernatürliche Kräfte erfolgt sein müsse, welche eine offenbare Ausnahme von den Naturgesetzen bewirkt haben?

3. Die plötzliche Heilung de Rudders ist somit eine Thatsache, welche eine sichere Stütze für die Wahrheit der christlichen Weltauffassung bildet, während sie mit der monistischen Weltanschauung in offenbarem Widerspruche steht. Nur ein persönlicher Schöpfer, der aus freier Machtvollkommenheit die Naturgesetze aufgestellt hat, kann eine Ausnahme von diesen Naturgesetzen bewirken. Ein monistischer Gott dagegen, der als „Alleins“ substantiell identisch ist mit der Natur und ihren Gesetzen, kann keine Ausnahme von einem Naturgesetze bewirken, weil er dadurch sein eigenes Wesen aufheben würde.

Also beweist der Fall de Rudder die Existenz eines persönlichen, überweltlichen Schöpfers von unendlicher Weisheit und Macht, sowie die Existenz einer höheren, über den Naturgesetzen stehenden Weltordnung.

E. Wasmann S. J.

Die sittliche Autonomie.

Die Schlagwörter, diese Erzeugnisse geistiger Falschmünzerei, pflegen sich um so hartnäckiger zu behaupten, je hohler sie sind und je weniger sie verstanden werden. Das kann man beispielsweise an dem Schlagworte der sittlichen Autonomie sehen, das sich seit den Tagen Kants mit unglaublicher Hartnäckigkeit behauptet, obwohl es durch und durch hohl ist und zu den verderblichsten Folgerungen führt. Ja ich stehe nicht an, zu behaupten, daß dieses Prinzip den ganzen heutigen Anarchismus im Keime enthält und Kant durch dasselbe ein mächtiger Gönner und Förderer des heutigen Anarchismus geworden ist.

Kant ein Verfechter anarchistischer Prinzipien und ein Förderer des Anarchismus! Ich kann mir denken, welches Entsetzen sich ob einer solchen Behauptung auf dem Gesichte eines Kantverehrers malt! Und doch ist es so.

Selbstredend verstehe ich hier unter Anarchismus nicht das verbrecherische Treiben jener hirnverbrannten Mordgesellen, denen es nicht um irgend eine Theorie, sondern bloß um Zerstörung und Umsturz aller bestehenden Ordnung zu thun ist. Ich rede hier vielmehr von dem theoretischen Anarchismus, der neben dem Sozialismus als eine eigentümliche Richtung des revolutionären Kommunismus auftritt und auch in wissenschaftlichen Werken Verteidiger und Apostel gefunden hat[1].

Der Anarchismus in diesem Sinne leugnet jede über dem Individuum stehende Autorität, die nicht in seinem Willen wurzelt und von ihm selbst ausdrücklich oder stillschweigend anerkannt wird. Auch er will eine gesellschaftliche Ordnung, aber sie soll durch freie Übereinkunft ohne jegliche Zwangs- oder Polizeigewalt, ohne eigentliche Regierung zu stande kommen. Die freien Verträge sollen das einzige Prinzip der sozialen Ordnung sein. Und um dies zu ermöglichen und die individuelle Freiheit zu sichern, fordern die meisten Anhänger des Anarchismus Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln.

Man hat den Anarchismus den zu Ende gedachten Liberalismus genannt. Nichts richtiger als dies. Der Liberalismus in seiner ursprüng-

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. LVI, S. 26 ff. 172 ff. 365 ff. 499 ff.

lichen Form ist nichts als konsequenter Individualismus, der jede nicht aus dem Individuum selbst herstammende Autorität leugnet. Man sehe sich nur die Schriften Rousseaus an, die sozusagen das Evangelium des Liberalismus bilden. Der Genfer Philosoph lehrt ausdrücklich: „Niemand hat eine natürliche Autorität über seinesgleichen, und da die Gewalt kein Recht erzeugt, so sind die Verträge die einzige Grundlage jeder Autorität unter den Menschen.“ [1] Es ist nur dieser Gedanke, den die heutigen Anarchisten ins praktische Leben übersetzen und konsequent durchführen wollen.

Wenn man aber den Anarchismus den Sohn des Liberalismus nennen darf, so ist man mindestens ebensosehr berechtigt, den Anarchismus den Sohn der Kantschen Autonomie zu nennen. Der Rousseausche Individualismus und die Kantsche Autonomie sind im Grunde identisch, ja die letztere geht über die Ideen Rousseaus noch hinaus, sie ist ein viel revolutionäreres Prinzip als das Prinzip des Individualismus im Sinne des Urhebers des „Contrat social“. Wenn die Anhänger der „sittlichen Autonomie“ trotzdem nichts von den Anarchisten wissen wollen, so gereicht das vielleicht ihrem Herzen, aber sicher nicht ihrem Kopfe zur Ehre. Es beweist, daß sie die Tragweite ihres Grundsatzes nicht durchschauen.

Sehen wir uns nur diese „sittliche Autonomie“ etwas näher an. Bekanntlich ist es Kant, der zuerst das Prinzip der Autonomie auf sittlichem Gebiete in seiner ganzen Schärfe ausgesprochen und durchgeführt hat. Seit den Tagen des „Königs“ der deutschen Denker gilt dieses Prinzip in weiten Kreisen als ein völlig ausgemachtes und unumstößliches, und zwar nicht etwa bloß bei dem großen Publikum oder den Halbgebildeten, sondern auch bei den Vertretern der modernen Wissenschaft. Nach Ed. v. Hartmann ist es ebenso widersinnig, durch Heteronomie sittlich als durch fremdes Essen fett werden zu wollen. An derselben Universität, an der Kant seine Lehrvorträge hielt, wird noch heute von dem Professor der evangelischen Theologie Dorner gelehrt, die Autonomie sei der Sittlichkeit wesentlich [2]. Einer der allerneuesten Ethiker, Th. Lipps, Professor in München, schreibt: „Alle Sittlichkeit ist gleichbedeutend mit Freiheit im Sinne der freien Übereinstimmung mit dem eigenen Gesetz. Nehmen wir Gehorsam . . . im engeren Sinne, d. h. als Bestimmtsein

---

[1] Du contrat soc. I, 4: „Aucun homme n'a une autorité naturelle sur son semblable et puisque la force ne produit aucun droit, restent donc les conventions pour base de toute autorité parmi les hommes.“

[2] Das menschliche Handeln (1895) S. 272.

durch einen fremden Willen, so ist kein Gehorsam sittlich. Er ist jederzeit, nicht an sich, aber in seiner Wurzel, unsittlich. . . . Mit einem Worte, Gehorsam ist unsittlich . . . nicht als That, aber als Gesinnung, als unfreier oder knechtischer Sinn." [1]

Was besagt nun diese Autonomie im Sinne Kants und seiner Anhänger? Nichts anderes, als daß der Mensch keinem andern verpflichtenden Gesetz unterliegt als demjenigen, das er sich selbst auferlegt. Die sittlichen Gebote dürfen nach Kant nicht als Gebote einer von uns verschiedenen, über uns stehenden Autorität aufgefaßt werden. Der Mensch als Vernunftwesen giebt sich selbst als Sinnenwesen Gesetz und verpflichtet sich selbst. Die Pflicht ist „die Notwendigkeit einer Handlung aus Achtung fürs Gesetz"; und dieses Gesetz ist wesentlich unser eigenes Gesetz. Wer aus Achtung vor einem fremden Gesetz handelt (Prinzip der Heteronomie), handelt zwar legal, er hat Legalität, aber keine Moralität. Gerade darin besteht nach Kant die Würde des Menschen, daß er Selbstzweck ist und als solcher keinem fremden Gesetze sich unterwerfen kann, wenn er nicht zuvor dieses fremde Gesetz zu seinem eigenen gemacht, d. h. sich selbst zu seiner Beobachtung verpflichtet hat.

Damit stellt sich die autonome Moral in schroffen Gegensatz zu jeder fremden Autorität, sie untergräbt vollständig das Autoritätsprinzip, und ich stehe deshalb nicht an, jeden Anhänger der Autonomie des Individuums für einen wenigstens unbewußten Förderer und Gönner des Anarchismus zu erklären. Es ist nur Inkonsequenz und Halbheit, welche die Anhänger der autonomen Moral vor den Wegen des Anarchismus bewahrt.

Die Grundlage und Quelle jeder wahren Autorität ist die Autorität Gottes. Wer die Autorität Gottes über den Menschen untergräbt oder leugnet, zerstört damit die Grundlage und Voraussetzung jeder Autorität. Wenn der hl. Paulus sagt: „Es giebt keine Gewalt außer von Gott" [2], so spricht er damit nur eine Wahrheit aus, die auch die bloße Vernunft mit Sicherheit zu erkennen vermag. Als Mensch bin ich allen andern Menschen gleich, und nur insofern ich durch das natürliche Sittengesetz erkenne, daß es eine Autorität geben müsse und man verpflichtet

[1] Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge (1899) S. 107.
[2] Röm. 13, 1.

sei, ihr zu gehorchen, kann in mir die Pflicht entstehen, einem andern Menschen als Träger dieser Autorität zu gehorchen. Das natürliche Sittengesetz ist aber ein göttliches, von dem Schöpfer jedem Menschen ins Herz geschriebenes Gesetz.

Wer aber behauptet, Heteronomie, d. h. Unterwerfung unter ein fremdes Gebot, sei nicht sittlich, leugnet damit die Autorität Gottes. Denn wenn die Unterwerfung unter einen fremden Willen nicht sittlich ist, so kann die Verweigerung der Unterwerfung nicht unsittlich sein. Im Gegenteil, je mehr ich jedes fremde Gesetz von mir weise und die Autonomie wahre, um so sittlicher handle ich.

Gott kann also nach der autonomen Moral nicht Gehorsam oder Unterwerfung unter sein Gebot von uns Menschen verlangen. Denn der Allheilige kann nichts von uns fordern, was nicht sittlich ist. Unterwerfung unter ein fremdes Gebot ist aber nicht sittlich; ja sie ist unsittlich. Denn sie ist ein Wegwerfen der eigenen Würde, die eben in der Autonomie besteht. Deshalb ist es vom autonomen Standpunkt ganz folgerichtig, wenn Lipps sagt, jeder Gehorsam sei in seiner Wurzel unsittlich, er entstamme geistiger Unfreiheit. Die Ethik fordere „freie sittliche Selbstbestimmung". Ich habe also keine Pflicht, Gott zu gehorchen, also hat auch Gott kein Recht, mir zu befehlen, seine Autorität ist beseitigt, ja ich darf ihm nicht einmal gehorchen.

Es liegt auf der Hand, daß mit einer solchen Autonomie jeder Religion der Lebensnerv abgeschnitten ist. Denn Religion ist vor allem Unterwerfung unter Gott und Hingabe an ihn. Deshalb nennen die Griechen die Gottesverehrung latria (von λατρεύειν = dienen). Der erste und grundlegendste Akt der Religion ist die Anbetung, d. h. die Anerkennung der absoluten Herrschaft über uns, die Gott als unserem Schöpfer und Endziel zukommt. Vom Standpunkte der autonomen Moral ist eine solche Anbetung ein Preisgeben seiner Würde und Selbstbestimmung, ein Zeichen sklavischer Gesinnung.

Wenn also Gott durch Moses gebietet: „Den Herrn, deinen Gott, sollst du fürchten und ihm allein dienen"[1], und wenn Christus, der Sohn Gottes, zum Versucher spricht: „Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen"[2], so antwortet der Anhänger Kants: Non serviam — ich diene nicht, es ist nicht sittlich, sich einem fremden Gebot zu

---

[1] 5 Mos. 6, 13. [2] Matth. 4, 10.

unterwerfen. Und wenn unser göttlicher Erlöser im Ölgarten betet: „Nicht mein Wille, sondern der deine geschehe“ [1]; wenn er von sich selbst gesteht: „Ich bin vom Himmel herabgestiegen, nicht um meinen Willen zu thun, sondern den Willen desjenigen, der mich gesandt hat“ [2]; wenn er es seine Speise nennt, den Willen desjenigen zu thun, der ihn gesandt [3]; wenn der hl. Paulus das Leben des Heilandes in die kernigen Worte zusammenfaßt: „Er ist gehorsam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze“; wenn der Christ zum himmlischen Vater betet: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden“ [4]: so hat Kant für ein solches heteronomisches Verhalten nur ein verächtliches Achselzucken, und sein Königsberger Kollege, der evangelische Theologieprofessor Dorner, bemerkt dazu fast mitleidig: „Sittlich im vollen Sinne ist der noch nicht, der nicht selbst seinen sittlichen Willen bethätigt, sondern einem fremden Willen sich beugt.“ [5]

Daß eine solche Autonomie nicht nur das ganze Christentum, ja jede Religion über den Haufen stößt, ist sonnenklar. Wenn die Anhänger dieser Autonomie trotzdem immer in erhabenen Ausdrücken von Religion reden, so ist das nur ein ganz unredliches, auf Täuschung berechnetes Verfahren; man behält den alten Ausdruck bei, unterschiebt ihm aber einen ganz neuen Sinn (etwa den der Ehrfurcht gegen das unermeßliche All u. dgl.) oder nimmt ihm überhaupt jeden Sinn.

Mit der Autorität Gottes vernichtet die Kantsche Autonomie jede andere Autorität; denn jede menschliche Autorität ist ja nur eine Teilnahme an der Autorität Gottes. Wir müssen aber diesen Gedanken noch von einer neuen Seite beleuchten.

Die gesellschaftliche Ordnung beruht vor allem auf der staatlichen Autorität, der Staatsgewalt. Nun ist aber eine wahre Autorität im Staate vom Standpunkte der Autonomie unmöglich, diese führt also notwendig zum gesellschaftlichen Anarchismus.

Es muß jemand im Staate geben, der das Recht hat, die Glieder des Staates zu verpflichten, zum Gesamtwohl mitzuwirken. Keine Gemeinschaft kann bestehen und ihren Zweck erreichen, wenn nicht jemand da ist, der das Recht hat, den Gliedern der Gemeinschaft vorzuschreiben, wie sie zum Gesamtwohl mitwirken sollen. Dasselbe gilt namentlich vom Staat.

---

[1] Luk. 22, 42. [2] Joh. 6, 38. [3] Joh. 4, 34.
[4] Matth. 6, 10. [5] Das menschliche Handeln S. 272.

Die Ansichten darüber, wie der Zweck des Staates erreicht werden könne, gehen meistens weit auseinander, und außerdem kann auch unter Voraussetzung derselben Erkenntnis der eine dies, der andere jenes wollen, ein dritter vielleicht alles unterlassen, was zum Gesamtwohl erfordert wird. Soll deshalb Einheit und Ordnung zu stande kommen und das gewünschte Ziel erreicht werden, so muß jemand da sein, der das Recht hat, bindende Gesetze oder Normen des Handelns aufzustellen, und auch das Recht, diese Gesetze durchzuführen und ihre Beobachtung nötigenfalls durch Strafen zu erzwingen. Der Inbegriff dieser Rechte und Befugnisse ist die Staatsgewalt, die Autorität im Staate und ihr Träger oder Inhaber die staatliche Obrigkeit.

Von einer solchen Autorität im eigentlichen Sinne kann unter Voraussetzung der Autonomie keine Rede sein. Denn hat der Staat das Recht, Gesetze zu geben, so hat er eben damit das Recht, verpflichtende Norm aufzustellen, oder das Recht, den Unterthanen Pflichten im Gewissen aufzuerlegen. Diese Pflichten kommen dann nicht vom Unterthanen, sie kommen von der Obrigkeit und binden den Unterthanen im Gewissen, mag er wollen oder nicht. Nicht deshalb soll der Untergebene die Steuern bezahlen, weil er sich selbst verpflichtet, sondern weil ihn die Obrigkeit verpflichtet. Die Ursache dieser Pflicht ist nicht der Untergebene, sondern die Obrigkeit. Allerdings kann diese den Untergebenen nur verpflichten, wenn letzterer von Natur aus die Überzeugung hat, daß man verpflichtet ist, der rechtmäßigen Autorität in ihrer Sphäre zu gehorchen, und insofern sind die allgemeinen Vernunftgrundsätze die notwendige Voraussetzung und Grundlage für alle positiven Gesetze. Dennoch ist die unmittelbare Quelle der positiven Pflicht nicht das bloße Naturgesetz, nicht die Vernunft des Unterthanen, sondern der Wille des Vorgesetzten. Hat aber die Obrigkeit das Recht, im Gewissen zu verpflichten, wie kann es dann sittlich gleichgültig oder sittlich wertlos sein, etwas zu thun oder zu unterlassen, weil sie es gebietet oder verbietet? Ich handle ja dann aus Pflicht, wenn ich das thue, was sie mir gebietet und weil sie es mir gebietet.

So habe ich gar keinen Zweifel: Wer behauptet, jede Pflicht könne nur von unserer eigenen Vernunft uns auferlegt werden, leugnet damit das Recht der Staatsgewalt, die Untergebenen zu verpflichten, er leugnet die staatliche Autorität. Vom Standpunkte der sittlichen Autonomie kann die Obrigkeit höchstens den Übertretern ihrer Vorschriften physische

Übel androhen und sich mit Gewalt Unterwerfung erzwingen. Sie hat um kein Haar mehr Recht als der Räuber, der dem Wanderer im Walde mit der Pistole in der Hand das Geld abfordert. Auch für den Wanderer ist es in solcher Lage meistens Pflicht, das kleinere Übel zu wählen, d. h. die Börse herzugeben, um das Leben zu retten; aber nicht der Räuber ist es, der ihn verpflichtet, sondern die Forderung der natürlichen Klugheit.

Von diesem Standpunkte begreifen wir jetzt, warum Kant das ganze Recht seines sittlichen Charakters entkleidet und behauptet, man könne sich dasselbe vorstellen „als die Möglichkeit eines mit jedermanns Freiheit nach allgemeinen Gesetzen zusammenstimmenden durchgängigen wechselseitigen Zwanges". Die Staatsgewalt kann eben nach Kant nicht im Gewissen verpflichten, und deshalb hat sie auch kein eigentliches sittliches Recht, das die Befugnis zu verpflichten in sich schließt. Sie kann nur drohen und zwingen wie jeder Tyrann oder Räuberhauptmann.

Wie ganz anders steht die staatliche Autorität da in den Augen des Christen, ja jedes Gottgläubigen! Die staatliche Autorität ist wie jede Autorität eine Teilnahme an der Herrschergewalt Gottes über die Menschen innerhalb einer bestimmten Sphäre und zu einem bestimmten Zwecke, und wer sich ihren rechtmäßigen Anordnungen widersetzt, widersetzt sich der Anordnung Gottes selbst. So ist die staatliche Autorität auf den Felsengrund der Autorität Gottes gestellt und nicht auf den Flugsand zufälliger Übereinkünfte, die mit demselben Recht wieder aufgelöst werden können, mit dem sie abgeschlossen wurden. Die rechtmäßigen staatlichen Gesetze werden so durch die göttliche Autorität gestützt und getragen, und darauf beruht ihre Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Wenn z. B. die Staatsgewalt die zum Gesamtwohl notwendigen Steuern in Übereinstimmung mit der austeilenden Gerechtigkeit auferlegt, so sind die Unterthanen im Gewissen gehalten, die Steuern zu entrichten. Nicht die Untergebenen verpflichten sich, sondern sie werden von der Obrigkeit dazu verpflichtet, und wenn sie den gerechten Steuergesetzen nicht gehorchen, so verletzen sie eine Gewissenspflicht und versündigen sich gegen den der Obrigkeit schuldigen Gehorsam. Deshalb schreibt der hl. Paulus den Christen vom Gehorsam gegen die Obrigkeit: „Darum ist es eure Pflicht, unterthan zu sein, nicht nur um der Strafe willen, sondern um des Gewissens willen. Denn darum zahlet ihr auch Steuern, denn sie sind Diener Gottes, die eben hiefür dienen." [1]

---

[1] Röm. 13, 5. 6.

Wie die Autorität im Staat, so untergräbt die sittliche Autonomie auch die Autorität in der Familie. Die Eltern sind ihren Kindern gegenüber Gottes Stellvertreter. Mit der Pflicht haben sie auch das Recht der Erziehung. Sie sind befugt, die Kinder zu leiten in allem, was zur Erziehung und zur Ordnung in der Familie gehört. Die Kinder sind deshalb im Gewissen verpflichtet, den Befehlen der Eltern zu gehorchen. Befehlen z. B. die Eltern den Kindern ernstlich eine Arbeit oder verbieten sie ihnen einen Umgang, so ist ihr Gebot oder Verbot die Ursache der Pflicht von seiten der Kinder. Diese sollen ihnen gehorchen, mögen sie wollen oder nicht.

Kant muß das leugnen. Denn räumt er den Eltern das Recht ein, die Kinder im Gewissen zu verpflichten, so handeln die Kinder aus Pflicht, wenn sie etwas deshalb thun, weil es die Eltern geboten haben, und dann ist es falsch, Heteronomie sei nicht sittlich. Denn aus Pflicht handeln ist ja nach den eigenen Grundsätzen Kants sittlich gut. Entweder muß also Kant seine Autonomie verwerfen oder aber leugnen, daß die Eltern die Kinder im Gewissen verpflichten können. Sittliche Autonomie und fremde Autorität sind eben unversöhnliche Gegensätze, wie Licht und Finsternis, Christus und Belial.

Wir könnten das Gesagte leicht auf alle Gebiete ausdehnen und zeigen, daß nirgends die sittliche Autonomie sich mit wahrer Autorität verträgt; der Herr hat kein Recht, seinem Diener, der Meister kein Recht, seinem Gesellen oder Lehrling, der Lehrer kein Recht, seinem Schüler eine aus sich im Gewissen bindende Vorschrift zu geben, ihm mit einem „Sollen" zu nahen; denn dieses kann nur aus dem lautern Quell der autonomen Vernunft hervorsprudeln.

Wie vernunftwidrig das ist und zu welchen Folgerungen das führen muß, können wir uns an einem Beispiele klar machen. Ein Einjährig-Freiwilliger, der schon Vorlesungen über Kant gehört hat und ein begeisterter Anhänger der autonomen Moral ist, steht als Rekrut vor dem Unteroffizier. Dieser kommandiert: Links um! Rechts um! Präsentiert das Gewehr! Das Gewehr über! Marsch! Halt! Wie soll sich nun der autonome Rekrut bei diesen Kommandos verhalten? Die Beine gerade ausstrecken, weil es der Unteroffizier befiehlt, wäre offenbar Heteronomie, mithin nicht sittlich. Wenn er also nach wahrer Tugend im Sinne Kants strebt, so darf er aus diesem Beweggrunde nicht gehorchen. Man kann ihm raten, dem Kommando zu folgen, weil er sonst wegen Ungehorsams

bestraft werde. Aber aus einem solchen Beweggrunde handeln wäre erst recht Heteronomie und ein Abfall von der wahren Sittlichkeit.

Vielleicht können wir dem Bedrängten auf eine andere Weise zu Hilfe kommen. Wir sagen ihm, er solle sich die vom Unteroffizier kommandierten Bewegungen selbst zum Gesetze machen, so daß der Befehl des Unteroffiziers erst durch das Prisma des kategorischen Imperativs hindurchgehen muß, um die nötige sittliche Färbung zu bekommen.

Ich glaube nun nicht, daß es viele Soldaten auf Gottes Erdboden giebt, die erst auf diesem Umwege zur Ausführung der kommandierten Körperbewegungen gelangen. Aber nehmen wir es einmal in Bezug auf unsern Rekruten an. Der Schwierigkeit entgeht man doch nicht. Entweder sagt man, er solle so vorangehen oder nicht. Wenn das erstere, dann kommt der kategorische Imperativ offenbar zu spät, die Arbeit ist schon gethan, das Sollen schon ohne ihn da. Wenn das letztere, dann ist er frei; er kann thun, was er will. Höchstens kann man ihm vom Standpunkt der autonomen Moral sagen, wenn du gut handeln willst, mußt du es so machen. Das ist aber nach Kants Lehre kein kategorischer, sondern ein hypothetischer Imperativ, der zur Sittlichkeit nicht ausreicht.

So ist es ganz unmöglich, unter Voraussetzung der Autonomie eine wahre Autorität, ein wahres Recht, andere im Gewissen zu verpflichten, zu stande zu bringen, und deshalb ist diese Autonomie ein revolutionäres, anarchistisches Prinzip im schlimmsten Sinne des Wortes, und ich glaube, man thäte besser, statt von sittlicher, von unsittlicher Autonomie zu reden. Die vermeintliche Autonomie ist nur das personifizierte Non serviam im Mantel der Wissenschaft.

Wie ganz einfach und klar und durchsichtig liegen dagegen die Verhältnisse, wenn man auf christlichem Boden steht! Auch der letzte und geringste Vorgesetzte in der hierarchischen Gliederung der Gesellschaft nimmt in seinem Bereiche Anteil an der Autorität Gottes, er ist Träger einer ihm von Gott verliehenen Vollmacht und deshalb in seinem kleinen Reiche berechtigt, Gehorsam zu fordern, solange er nichts offenbar Sündhaftes verlangt. Und der Untergebene, der aus Achtung vor dieser Autorität das Befohlene thut, und mag er auch ein unbeholfener Rekrut, ein unwissender Lehrling oder Schüler, ein geringer Taglöhner, eine einfältige Magd sein, handelt aus Pflicht, füllt den ihm von der Vorsehung angewiesenen Posten aus und kann in seiner Armut und Niedrigkeit sittlich

hochstehen, ja vielleicht unermeßlich höher als ein anderer, der sich im Glanze seiner Großthaten sonnt.

Doch was sage ich, Großthaten? Ja, was ist denn eigentlich groß am Handeln und Treiben der Menschen, die eine Weile hier auf dem kleinen Planeten herumwühlen und Lärm zu machen suchen? Was ist es, geschätzt und gewogen auf der Wagschale des Ewigen und Unendlichen? Ein reines Nichts, die Regung eines winzigen Tropfens im unermeßlichen, endlosen Weltmeer! Groß ist nur derjenige, der Wert hat in den Augen der ewigen Weisheit und Macht und Gerechtigkeit, und das ist der, welcher treu den ihm von der Vorsehung angewiesenen Posten ausfüllt, sich demütig seinem Schöpfer und Herrn unterwirft, bis der Tod ihn aus der Verbannung abruft und mit dem nie versiegenden Quell alles Guten und Wahren in ewiger Seligkeit vereint.

Aber der Mensch ist ja nach Kant Selbstzweck, und es widerstrebt seiner Würde, sich als Mittel für einen höheren Zweck zu betrachten!

So kann nur unbegreiflicher Hochmut, thörichte Selbstüberhebung reden. „Ich werde dem Allerhöchsten gleich sein.“ Der Mensch Selbstzweck! Dieser armselige Erdenwurm, aus dem Staube gezeugt und bald wieder in Staub zerfallend, Selbstzweck! Die Hand des Allmächtigen hat ihn aus dem Nichts hervorgezogen, trägt und erhält ihn, und er soll doch Selbstzweck sein! Ja, seit wann ist denn das Gefäß, das der Töpfer aus Erde geformt, Selbstzweck? Hat denn der allweise Schöpfer zwecklos den Menschen und das ganze Universum ins Dasein gerufen? Nein, der Mensch ist nicht Selbstzweck, er ist zur Verherrlichung Gottes geschaffen. Gott will sich aus dem Menschen ein möglichst vollkommenes Ebenbild gestalten, wenn dieser sich demütig seinem Schöpfer unterwirft und dadurch würdig macht, zur vollkommenen Ebenbildlichkeit mit Gott im Jenseits zu gelangen. Thut er es nicht, so wird er trotzdem Gott verherrlichen, aber nicht Gott in seiner überfließenden Güte, sondern in seiner unendlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit!

Wie kommt es denn aber, daß ein so durch und durch hohles, unwahres Schlagwort immer wieder in Kurs gesetzt wird; daß Tausende es täglich wiederholen und als Trumpf gegen die christliche Moral ausspielen?[1]

---

[1] In seiner neuesten Schrift „Kant der Philosoph des Protestantismus“ (Berlin 1899) sucht Friedr. Paulsen darzuthun, Kant habe mit seiner Autonomie, d. h. mit seiner Leugnung jeder über der eigenen Vernunft stehenden Autorität, auch der Bibel, die echten Grundanschauungen des Protestantismus zum

Sind wir Deutschen denn nicht das „Volk der Denker"? Nun, in dieser Frage wenigstens machen wir unserem Namen geringe Ehre. Denn die Gründe, die man zur Stütze der Autonomie vorbringt, sind so fadenscheinig, daß sie kaum einer ernsten Widerlegung bedürfen. Kann man, so lautet eine Begründung, durch fremdes Essen fett, durch fremdes Wachsen stark, durch fremdes Studieren gelehrt werden? Ebensowenig kann man durch Heteronomie sittlich werden. Doch diese Vergleiche sind ganz unpassend. Sie würden passen, wenn die Anhänger der Heteronomie behaupteten, man könne durch fremdes Handeln sittlich gut werden. Das ist aber nicht der Fall. Jeder Mensch muß selbst in eigener Person mit Bewußtsein und Freiheit das Gute thun, um sittlich gut zu werden. Das sagt auch der Gegner der Autonomie. Aber er leugnet, daß man, um sittlich gut zu werden, nur das thun dürfe, was man sich selbst vorgenommen oder zum Gesetze gemacht hat. Kann man denn nur stark werden, wenn man ißt, was man selbst gekocht oder sich selbst ausgewählt hat? Muß man, um gelehrt zu werden, notwendig nur das studieren, was man selbst aus eigener Wahl studieren will? Kann man nicht auch gelehrt werden, wenn andere uns vorschreiben, was wir lernen sollen? Kann man nur dann an einen andern Ort gelangen, wenn man sich aus eigener Wahl auf den Weg macht, aber nicht, wenn einem befohlen wird, an den andern Ort zu gehen? Wer möchte das im Ernst behaupten? Nun gerade so ist es mit der Sittlichkeit. Ich muß selbst sittlich handeln, d. h. bewußt und frei das Gute thun, aber es ist keineswegs notwendig, daß ich nur das thue, was ich mir selbst vorgeschrieben; ja dies ist ganz unmöglich, es heißt, den Menschen auf den Altar der Gottheit erheben, die allein Selbstzweck ist und keinem fremden Gesetze untersteht.

Aber, wendet man noch ein, ich muß doch, um sittlich zu handeln, erkennen, daß das Befohlene gut oder wenigstens nicht bös sei; ich muß erkennen, daß der Befehlende das Recht habe, mir zu gebieten, und ich die Pflicht zu gehorchen. Und dieses gilt selbst in Bezug auf Gott. „Die moralischen Bestimmungen", sagt G. v. Giżycki, „müssen bereits ausgemacht sein, wenn wir Gott für ein moralisches (soll wohl heißen sittlich gutes) Wesen erklären und behaupten sollen, daß es moralisch sei, Gott

---

klarsten und konsequentesten Ausdrucke gebracht. Wenn das wahr ist, so steht jedenfalls der echte Protestantismus dem Anarchismus viel näher als dem Christentum.

zu gehorchen." [1] Ähnlich meint Lipps, ich könne Gott nur dann für heilig und gut erachten und mich für verpflichtet halten, ihm zu gehorchen, wenn ich den Maßstab und Prüfstein des Guten und Bösen in meinem eigenen Bewußtsein trage und Gottes Gebot daran messe. Dann sei ich aber mein eigener Gesetzgeber, ich sei „nicht heteronom, sondern autonom" [2].

Gewiß, ich muß den Maßstab des Bösen von Natur aus in mir, in meiner Vernunft besitzen, und ohne dieses von Haus aus mir innewohnende Licht der Vernunft, die natürliche Erkenntnis des Guten und Bösen, kann kein von außen an mich herantretendes Gebot mich verpflichten. Allein jetzt kommt gleich die Frage wieder, woher stammt denn dieses mir und allen Menschen von Natur aus innewohnende Licht? Habe ich es etwa mir selbst gegeben? Ebensowenig als ich mich selbst ins Dasein rief. Dieses Licht ist vielmehr ein Himmelslicht. Wie mein ganzes Wesen ein Abbild Gottes, so ist auch meine Vernunft ein Abbild der göttlichen Vernunft und meine natürliche Erkenntnis des Guten und Bösen nur eine Teilnahme an der ewigen Weisheit, eine Einstrahlung des ewigen Lichtes in die geschöpfliche Vernunft; es sind einige schwache Strahlen der ewigen Sonne, die durch das Gewölk der Geschöpfe dringen, unsern Weg erleuchten und uns zur ewigen Heimat führen, wenn wir ihnen folgen.

Man mag also das Prinzip der Autonomie betrachten von welcher Seite man will, es ist hohl, unwahr und grundverderblich in seinen Folgerungen, und es zeugt von unverzeihlicher Gedankenlosigkeit, daß dieses Prinzip dem Königsberger Philosophen sogar von solchen noch immer nachgeredet wird, die sich für tiefe Denker halten.

---

[1] Grundzüge der Moral S. 4.
[2] Die ethischen Grundfragen S. 105.

Victor Cathrein S. J.

Die Bewohner der Gestirne.

Wer die Sternkunde als Fachmann betreibt, mehr noch wer über eine Sternwarte verfügt, wo zahlreiche Freunde und Liebhaber jener edlen Wissenschaft zusammenkommen, wird davon zu erzählen wissen, wie sehr diesen wißbegierigen Besuchern die Frage am Herzen liegt: „Giebt es denn nun wirklich dort oben auch Menschen?" — Nicht wenige Laien in der Astronomie sind sogar der Meinung, daß die endgültige Beantwortung dieser Frage das eigentliche Ziel sei, worauf das Studium des gestirnten Himmels es abgesehen habe. Es fehlt selbst nicht an solchen, welche einen zukünftigen Verkehr mit jenen Himmelsbewohnern nicht für unmöglich halten, wenn auch nicht nach Art eines Münchhausen oder Jules Verne, so doch etwa nach Art der neuesten Telegraphie ohne Draht oder der sogen. Lichttelegraphie. Was sollte auch im Wege stehen, mittels großer elektrischer Scheinwerfer gewisse Signale nach der nächsten Himmelsinsel, dem Monde, zu richten? Wie leicht wäre es, durch kürzere und längere Unterbrechung des Lichtes ein Alphabet ähnlich jenem des Morseschen Drucktelegraphen zu erfinden!

Denken wir uns die vorausgesetzten Mondbewohner auf einer noch so niedern Stufe der Kultur, sie würden bald auf diese Zeichensprache aufmerksam werden, würden, wenn sie auch deren Sinn nicht sofort erfaßten, wenigstens ihrerseits ähnliche Zeichen zu wiederholen versuchen; ja ein einfaches Antworten mit beliebigen Zeichen würde uns wenigstens ihrer Gegenwart und ihres Verständnisses versichern.

Hat doch seiner Zeit selbst ein deutscher Gelehrter die Idee ausgesprochen, man solle auf einer großen Ebene unserer Erde die bekannte Figur des pythagoräischen Lehrsatzes mittels hinreichend großer mit Wasser zu füllender Kanäle einzeichnen. Sähen die Mondbewohner diese Figur, so würden sie in ihr sofort das Ergebnis denkender Wesen erkennen und sie, nicht minder verständig, würden ihrerseits auf ähnliche Weise ihre Geistreichigkeit bekunden.

Noch mehr. Eine reiche Amerikanerin soll bereits allen Ernstes einen Preis von 100 000 Franken beim Französischen Institut hinterlegt haben für denjenigen (gleichviel welcher Nation er angehöre), der innerhalb zehn Jahren (1895—1905) ein Mittel findet, mit einem Gestirne (Planet

oder Fixstern) in Verbindung zu treten, so daß von dort eine Antwort erfolge [1].

Zeigt man solchen Freunden ferner Stammesbrüder unser nächstes Nachbargestirn, den Mond, in einem großen Fernrohr, und gewahren sie dort die herrlichen Landschaften, die prachtvollen Bergpartien, die himmelanstrebenden Riesengebirge, die ihren Schatten weithin über die zu ihren Füßen sich ausdehnenden Ebenen mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit ausbreiten; gewahren sie die langen Streifen, welche, unsern Landstraßen nicht unähnlich, von einer Thalmulde zur andern führen; erzählt man ihnen von der Ausdehnung, Größe, Lage und Gestaltung all dieser Dinge mit derselben Genauigkeit, wie wenn es sich um eine irdische, mit Kompaß und Meßkette ausgemessene Landschaft handelte: so kann man von neuem sicher sein, die Frage wiederholt zu hören: Giebt's denn nun da auch Menschen wie hier auf Erden?

Und wenn der Astronom dann mit einem durch Kopfschütteln wohl etwas gemilderten, aber nichtsdestoweniger entschiedenen Nein antwortet, so schaut man ihn fast verwundert und verblüfft an. Aber warum denn nicht? Wenn doch alles unsern irdischen Verhältnissen so gleichsieht!

Freilich auf den ersten Blick und für den oberflächlichen Beobachter scheint alles so gleich zu sein, und doch ist alles auch wieder so verschieden. Entkleiden wir unsere Erde all ihres Pflanzenschmuckes, trocknen wir all ihre Flüsse, Seen, ja selbst die großen Ozeane aus, entfernen wir von ihr die ganze Atmosphärenhülle und mit der Luft und dem Wasser alles Leben; hemmen wir noch obendrein die Schwungkraft unseres Planeten, so daß er nicht mehr in 24 Stunden, sondern erst nach Verlauf eines ganzen Monates sich einmal um seine Achse drehe; versetzen wir uns dann, ausgerüstet mit einem der Riesenfernrohre unserer Sternwarten, etwa mit dem großen Refraktor des Lick-Observatoriums oder mit dem Spiegelteleskop eines Lord Rosse, auf den Mond und betrachten von da aus unsere tote, ausgestorbene Heimat, die Erde: so würden wir, abgesehen von topographischen Verschiedenheiten, ein ziemlich getreues Bild dessen vor uns haben, was wir augenblicklich von unserem irdischen Standpunkte aus auf dem Monde zu sehen gewohnt sind. Ein großer Unterschied würde uns dennoch bald auffallen. Während wir auf unserem Satelliten auch nicht einmal die geringste Spur vergangenen Lebens ge-

[1] Vgl. die Zeitschrift L'Astronomie 1895, p. 282.

wahren, würden die ausgestorbenen Großstädte unserer Erde, ein London, Paris, Berlin, Wien, Rom u. s. w., gleich den Mausoleen und Grabkapellen unserer Friedhöfe die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die hochragenden Türme unserer Kathedralen, die großartigen Bauten unserer Residenzen, vom Kunstsinne der Menschen aufgeführt, würden ihre Todesschatten gleich einem fein gezeichneten und geschmackvoll zugeschnittenen Trauerteppiche über ihre Umgebung ausbreiten. Gerade ihre regelmäßigen, künstlerisch durchgeführten Formen würden uns zum Zeichen dienen, daß hier wenigstens in vergangener Zeit denkende Menschen lebten; ihr starres Einerlei, ihr allmählicher Zerfall würde uns mit schweigender Beredsamkeit beweisen, daß ihr Leben erloschen!

Fassen wir die Sache in die nüchterne Sprache strenger Wissenschaft, so würden wir unsern Beweis etwa so aufbauen. Die großen Fernrohre unserer Tage gestatten eine drei- bis fünftausendfache Vergrößerung; dadurch wird uns das dem bloßen Auge gegen 385 000 km entfernte Bild unseres Trabanten auf 100—80 km nahe gerückt; nun ist es aber unzweifelhaft, daß ein mit guten Augen versehener Beobachter Gegenstände von der Ausdehnung einer Stadt, eines Domes, vielleicht selbst einer Dorfkirche auf solche Entfernung hin bei günstiger Lage, guter Beleuchtung und durchsichtiger Luft zu sehen, ja selbst als solche, wenigstens ihren Umrissen nach, auch noch zu erkennen vermöchte. — Umgekehrt ist es ebenso gewiß, daß noch niemand dergleichen auf dem Monde wahrgenommen hat; also dürfen wir zuversichtlich schließen, daß solche oder ähnliche Dinge dort oben nicht vorhanden sind. Noch niemand ist es gelungen, auf unserem Satelliten auch nur Spuren einer bewußten und geordneten Thätigkeit wahrzunehmen; also kann man mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß es nicht nur keine Menschen, sondern auch nicht einmal dem Menschen ähnliche Wesen dort oben giebt. Schließt doch schon der Mangel an Luft und Wasser die Möglichkeit des ersteren aus.

Aber wäre es nicht denkbar, daß trotz der eifrigen Beobachtungen und Durchforschungen der Oberfläche des Mondes, trotz der photographischen Aufnahme ihrer Gebilde, trotz der sorgfältigen Aufzeichnung, Ausmessung und Beschreibung aller Einzelheiten dennoch selbst natürliche Veränderungen oder künstliche planmäßige Umgestaltungen unserer Aufmerksamkeit entgangen wären?

Möglich ist es wohl, wahrscheinlich ist es nicht. Jedenfalls mußten diese Umgestaltungen in einem so verschwindenden Maßstabe auftreten, daß

sie sich den Blicken der Tausende von Forscheraugen, die stets auf unsern Erdbegleiter hingerichtet sind, vollständig entzögen. Immerhin können wir von der stets sich steigernden Sehkraft unserer Instrumente, von den sich immer vervollkommnenden Methoden noch einen höheren Grad von Sicherheit über diesen Punkt erwarten. Vor allem ist das Auftreten rein physischer Umgestaltungen keineswegs ausgeschlossen.

Wir begreifen deshalb die fast fieberhafte Aufregung so vieler phantasievoller Leute, als vor einigen Jahren die Nachricht auftauchte und in der Tagespresse die Runde machte, in Paris solle für die bevorstehende Ausstellung von 1900 ein Fernrohr angefertigt werden, welches die Mondfläche auf die Entfernung von einem Meter[1] dem Auge der Neugierigen naherücken solle! Da wird man also im stande sein, nicht bloß die etwaigen künstlichen Produkte vernünftigen Schaffens aus der Nähe zu bewundern, man wird sich durch den Augenschein überzeugen können, ob da Lebewesen gleich uns sich herumbewegen. Was unser großer Kepler einst nur zu träumen[2] wagte, wird man dann möglicherweise verwirklicht sehen.

Die Autorschaft des großartigen Planes wurde auf keinen geringeren als den bekannten französischen Astronomen C. Flammarion zurückgeführt. Dieser hatte schon im Jahre 1876 den Gedanken geäußert, wie wünschenswert es wäre, einen großen Hohlspiegel von drei bis vier Meter Durchmesser zu verfertigen. Ein mit ihm versehenes Spiegelteleskop würde eine 8000fache Vergrößerung gestatten. Von der Größe der mit ihm zu machenden Entdeckungen zumal auf dem Planeten Mars könne man sich gar keine Vorstellung bilden. Die Probleme der Konstitution der Saturnringe, des Jupiter und seiner Monde würden wie mit einem Schlage gelöst sein. „Den Mond endlich würde man auf ein Dutzend Meilen heranrücken sehen.“[3]

---

[1] „La Lune à un mètre.“ Vgl. die eben angeführte Zeitschrift L'Astronomie 1892, p. 316. Allerdings wird hier die Nachricht mit ironischem Sarkasmus mitgeteilt, indem der Herausgeber beifügt, es müsse hier wohl ein Irrtum vorliegen; statt ein Meter solle es wahrscheinlich heißen ein Centimeter, denn man sehe nicht ein, weshalb man sich mit einem Meter begnügen solle: Pourquoi s'arrêter à un mètre?

[2] Vgl. Keplers Traum vom Mond von Ludwig Günther (Leipzig 1898). Dieses Werk Somnium seu Astronomia Lunaris, Kepleri Opus posthumum, auf das wir noch zu sprechen kommen, ward zuerst im Jahre 1634 nach Keplers Tode von dessen Sohn Ludwig veröffentlicht.

[3] *C. Flammarion*, Les terres du ciel (Ière édition) p. 64. „Diese Idee, das größte Fernrohr der Welt zu bauen (heißt es weiter an der angeführten Stelle),

Drei Jahre später rückte der begeisterte Sternforscher schon mit einer Art Kostenanschlag hervor. Die Kleinigkeit von einer Million Franken, schreibt er in seiner Astronomie populaire, würde zur Verwirklichung des Projekts hinreichen. Um die Annahme des Vorschlags zu erleichtern, meinte er diesmal schon, der Mond würde dadurch auf die Entfernung von „ein paar französischen Meilen" in unsere Nähe gerückt [1].

Wen wird es wundernehmen, daß ein sensationeller Zeitungsschreiber die paar Meilen auf eine Meile, und dann (wenn wir eine weitere Erklärung haben wollen) der geschickte Setzer die eine Meile auf einen Meter reduzierte?

Flammarion mochte einerseits die Reklame nicht ungern sehen [2], anderseits scheint sich aber doch sein astronomisches Gewissen geregt zu haben. Um nicht als unexakter Forscher in Verruf zu geraten, veröffentlichte er unter dem Titel „Der Mond auf eine Entfernung von 48 Kilometer" [3] im Oktober 1892 einen Artikel, worin er gegen die ihm zugeschobene falsche Idee ausdrücklich Verwahrung einlegte. Anstatt zu sagen „Der Mond auf einen Meter Entfernung" hätte man sagen müssen „auf 48000 Meter" (wahrlich kein kleiner Unterschied!), so schloß die genannte Erwiderung.

Etwas anderes ist ferner der theoretische Grad der Vergrößerung eines Fernrohrs, etwas anderes seine Verwirklichung. Letztere kann durch tausend Nebenumstände auf die Hälfte ihres Betrages und noch mehr herabgemindert werden. Mit der Vergrößerung eines Himmelskörpers vermindert sich im selben Grade das zur Sichtbarkeit seiner Einzelheiten so notwendige Licht, mit der Vergrößerung des im Brennpunkte des Fernrohrs

---

sollte wohl den Ehrgeiz einer großen Nation anspornen, ihre Ausführung würde die Krone der Leistungen unseres Jahrhunderts sein. Wenn man bedenkt, wie viel rein verlorene Geldsummen Jahr für Jahr verschleudert werden zum Unterhalt stehender Heere, so leuchtet doch jedem der Gedanke ein, wie viel vernünftiger, schöner und nützlicher es wäre, wenigstens einen Teil jener fabelhaften Summen dem Fortschritte der Wissenschaften zu widmen. Wäre ja doch die Optik des 19. Jahrhunderts im stande, die Planeten unserem Blicke so nahe zu bringen, daß wir das Leben, welches ihre Oberfläche verschönert, ohne weiteres bewundern könnten!"

[1] Un instrument capable de rapprocher la Lune à quelques lieues (l. c. p. 195).

[2] Es geht dies schon aus dem Umstande hervor, daß er dieselbe wörtlich in seiner Zeitschrift L'Astronomie abdruckte, um sich dann von neuem des weiteren über seine Lieblingsidee zu verbreiten.

[3] L. c. 1895, p. 389—391; ibid. 1892, p. 336.

entworfenen Bildes vergrößern sich ebenso alle die Atmosphäre trübenden Gegenstände, vergrößern sich die Wallungen der Luft und die mit ihr verbundenen Verzerrungen des Gegenstandes; gar nicht zu reden von den Schwierigkeiten, welche die Temperaturunterschiede wie die Schwere bei großen Glasmassen oder großen Flächen von Spiegelmetall verursachen.

Jeder Astronom weiß sehr wohl, daß, obschon ihm für sein Fernrohr fünfhundert- bis tausendfach vergrößernde Okulare zur Verfügung stehen, er nur in höchst seltenen Fällen von denselben Gebrauch machen kann, und zwar am wenigsten, wo es sich um die Untersuchung der Oberfläche eines Planeten handelt. Nun denke man sich erst ein solches Instrument inmitten der dampfenden und rauchenden Atmosphäre einer Großstadt aufgestellt, ja inmitten der geräuschvollen, staubigen Umgebung einer Weltausstellung, an einem Orte, wo selbst zur Nachtzeit verschiedenartigstes, grell strahlendes, künstliches Licht seine Gesichtslinien nach allen Richtungen durchkreuzt: wer wird da noch im Ernste an wissenschaftliche Erfolge denken! Selbst Flammarion verzweifelte an der Idee. Er möchte wohl ein solches Instrument, den von ihm geplanten Riesenspiegel, auf der Ausstellung finden, nicht aber um ihn dort auf den Mond zu richten und die Besucher mit der Beobachtung der versprochenen neu entdeckten Mondbewohner zu ergötzen, sondern um ihn gleich einem auf der Reede liegenden Ozeandampfer von der Menge anstaunen zu lassen. Später ja, nachdem alle ihre Neugierde an dem Prachtwerk optischer Technik hinreichend befriedigt, nachdem die rauschenden Volksfeste der Ausstellung vorüber, dann sollte man das Fernrohr auf irgend einer von der Natur privilegierten Höhe Frankreichs oder Algiers aufstellen; dann erst sollte das Riesenauge seinen Blick gegen den gestirnten Himmel richten, dann erst sollte es dem einsamen Sternforscher vergönnt sein, den Himmelsbewohnern ihre Geheimnisse abzutrotzen.

Daß der Appell an die Ehre einer großen Nation in Frankreich nicht fruchtlos verhallen werde, stand zu erwarten; daß die Idee, das größte Fernrohr der Welt zu besitzen, dasselbe neben dem Eiffelturm auf der großen Ausstellung von 1900 der ganzen nach Paris strömenden Welt zeigen zu können, bald zündete, Gönner und Beförderer fand, wird kaum jemand wundernehmen. Der Gedanke, einen Riesenhohlspiegel von 3 m Öffnung zu verfertigen, wurde allerdings fallen gelassen; man gab vielmehr dem Refraktor den Vorzug, und zwar mit Recht, da es längst bekannt ist, wieviel ein mit gut geschliffenen Linsen ausgerüstetes Fernrohr

einem selbst weit größeren Spiegelteleskop vorzuziehen ist. Allerdings konnte man jetzt nicht mehr an eine freie Öffnung von 3 m Durchmesser denken; man stieg selbst unter die Hälfte dieser Ziffer hinab und begnügte sich mit einem Durchmesser der Hauptlinsen von 1,25 m bei einer Brennweite von 60 m! Immerhin wird man, wenigstens einstweilen, damit das größte Fernrohr der Welt (wenigstens den größten Refraktor) besitzen. Wird das großartige Instrument den Erwartungen, die man an dasselbe geknüpft hat, entsprechen? Was uns hier ganz besonders angeht: wird es die Frage über die Bewohner der Sternenwelt, zumal des Mondes, besonders fördern? Das erstere wollen wir hoffen, das letztere muß entschieden verneint werden. Aber warum?

Der geduldige Leser wird uns die zur Begründung dieser entmutigenden Antwort notwendige Abschweifung nicht übel nehmen. Vor allem mußte man bei der kolossalen Größe und dem nicht minder großen Gewichte (von über 20 000 kg) den Gedanken aufgeben, dem Fernrohr eine frei bewegliche, sogen. parallaktische Aufstellung zu geben. Wie sollte man es auch bewerkstelligen, das Rohr mitsamt seinen nötigen Zugaben mit einer doch notwendig beweglichen Riesenkuppel von wenigstens 65 m Durchmesser zu überdecken? Und hätte man selbst diese technischen Schwierigkeiten überwunden, müßte man nicht gewärtigen, daß die ungeheure Glasmasse der Linsen sich in den verschiedenen Stellungen unter ihrem eigenen Gewichte (wenn auch um einen nur mikroskopischen Betrag) biegen und so eine Entstellung der im Brennpunkte erzeugten Bilder herbeiführen würde? Ganz gewiß!

Man mußte sich also damit zufrieden stellen, dem gewaltigen Rohre eine bleibende horizontale Lage zu geben[1]. Um aber dennoch einen beliebigen Himmelskörper in das Gesichtsfeld des Beobachters zu bringen, wurde es nötig, vor dem Objektiv einen noch kolossaleren nach Art eines Heliostaten (oder Siderostaten) beweglichen Planspiegel anzubringen. Dieser Spiegel hat einen Durchmesser von 2 m. Nehmen wir nun selbst an, es gelinge, einen solchen vollständig ebenen Spiegel herzustellen, wird man durch die so eingeführte Reflexion der Lichtstrahlen nicht schon wieder einbüßen, was man durch die dem Meter beigefügten 25 cm beim Durchmesser der Linse gewonnen zu haben glaubte? Ohne Zweifel. Mag also das Fernrohr als solches den Ruhm beibehalten, das größte der bis

[1] Cf. La Nature. Revue des Sciences (1899), I, 167.

jetzt bestehenden zu sein, seine Leistungsfähigkeit wird schwerlich größer sein, am wenigsten in seiner provisorischen Aufstellung in der trüben Atmosphäre der Pariser Weltausstellung. Man gebe sich somit keinen Illusionen hin; auch in Paris wird man das auf dem Monde vermutete Leben nicht entdecken! Es wird keinem der zweifelsohne dort zusammenströmenden Neugierigen gelingen, auch nur die geringste Spur solchen Lebens zu erspähen. Die Enttäuschung über das, was man zu sehen hoffte, und das, was man wirklich sehen wird, dürfte keine geringe sein.

Damit wollen wir nicht sagen, daß das neue Instrument nicht unsere Bewunderung verdiene, daß dasselbe weiter keinen Zweck habe, als durch seine außergewöhnliche Form und Massenverhältnisse sich von einer gaffenden Menge anstaunen zu lassen. Im Gegenteil, jeder Astronom wird den Fortschritt, den dieses neue Sehwerkzeug seiner Wissenschaft in Aussicht stellt, mit Freuden begrüßen. Was wir sagen wollten, ist nur dies, daß kaum ein Mann vom Fach das von dem Instrumente erwarten wird, was die große Menge vielleicht als dessen Hauptaufgabe betrachtet: die Frage über das Bewohntsein der Sternenwelt wird es kaum um einen Schritt weiter fördern.

Aber, sagt man uns, hat man denn nicht auf dem Planeten Mars große Wasserkanäle entdeckt? Hat nicht Schiaparelli in Mailand deren zeitweilige, nach fast mathematischen Gesetzen sich vollziehende Verdopplung bemerkt, und wäre eine solche Verdopplung nicht ein sicheres Zeichen, daß dort oben auf unserem Nachbarplaneten vernünftige, uns ähnliche, ja geistig vielleicht sogar überlegene Wesen leben und schaffen? Hat man nicht oft wiederholt, daß die klimatischen Verhältnisse jenes Planeten denen unserer Erde so ähnlich seien? Hat man nicht selbst in den mit den Jahreszeiten sich verändernden Farben die sichern Anzeichen wechselnder Vegetation erkannt? Also selbst wenn wir die Bewohnbarkeit unseres Mondes preisgeben, so finden wir doch auf dem Planeten Mars um so sicherer die Zeichen wirklich vorhandenen Lebens, und gerade hier dürfte das Riesenteleskop von Paris seine epochemachenden Entdeckungen erwarten!

Darauf könnte man zunächst sagen, daß gerade Schiaparelli, der Entdecker all dieser Dinge, der erste sein würde, die sanguinischen Äußerungen eines solchen Fragestellers mit einem fast mitleidigen Lächeln zu beantworten. Freilich, läßt man nach Art eines Flammarion[1] oder auch eines

[1] Vgl. dessen verschiedene einschlägige Schriften: Les mondes imaginaires et les mondes réels; Les terres du ciel; La planète Mars et ses conditions d'habilité; Pluralité des mondes habités, u. s. w.

Proctor[1] der Einbildungskraft die Zügel schießen, dann allerdings wird man bald mit der Frage im reinen sein.

Die Annahme[2], schreibt ersterer, daß jene Streifen der Marsoberfläche vernünftigen Wesen ihren Ursprung verdanken, drängt sich von selbst unserem Geiste auf, ohne daß wir dieselbe verscheuchen könnten. Wie gewagt sie auch scheinen mag, wir können ihr eine Diskussion nicht versagen. Der Einwürfe sind allerdings nicht wenige. Wäre es auch nur wahrscheinlich, daß Umgestaltungen von solch riesiger Ausdehnung, Kanäle von einer Breite bis zu 300, ja 400 km, und deren Länge sich nach Tausenden von Kilometern bemißt, das Werk menschenähnlicher Bewohner des Planeten seien? Werke, im Vergleiche zu denen die Durchbohrung unserer Alpen, die Durchstechung der Landengen von Suez und Panama, der geplante unterseeische Tunnel zwischen England und dem Festlande, alle diese gewaltigen Unternehmungen unserer fortgeschrittenen Zeit reine Kinderspiele zu nennen wären.... Müßte man da nicht mit logischer Notwendigkeit zu dem Schlusse kommen, daß die Bewohner unseres Nachbarplaneten uns im Fortschritt weit voraus sind?

Mr. Proctor, der englische Astronom, ließ sich in einem Artikel der Times gleichzeitig dahin vernehmen, daß die Marsbewohner jedenfalls mit großartigen Kanalbauten beschäftigt seien. Ein Beweis dafür sei die Regelmäßigkeit, womit diese Wasserstraßen ausgeführt würden. Und was sagt Schiaparelli?

„Eine Erklärung jener außergewöhnlichen Erscheinungen geben wollen, die sich auf so wenige und unvollständige Ideen stützen, die wir überhaupt bis jetzt uns davon machen können, wäre eine Vermessenheit, die ihresgleichen suchte!"[3] So schrieb er noch im Jahre 1886, wo ihm doch schon eine zehnjährige Beobachtungsreihe vorlag.

Und selbst in unsern Tagen, nachdem 13 weitere Jahre verstrichen, wo es kaum noch eine Sternwarte giebt, die nicht oft ihr Fernrohr auf

---

[1] Cf. *R. A. Proctor,* Other worlds than ours; Our place among infinities; A new theory of life in other worlds, u. s. w.

[2] L'Astronomie 1882, p. 262.

[3] Damit man sieht, daß die Worte des Mailänder Astronomen treu wiedergegeben sind, sei der italienische Urtext hier beigefügt. Am Ende der 373 Quartseiten umfassenden gelehrten Abhandlung lesen wir: Voler fondare una spiegazione di questi singolarissimi fenomeni sopra le poche ed incomplete nozioni che fino adesso è stato possibile di acquistare sopra i medesimi, sarebbe una temerità senza pari (Osservazioni astr. e fisiche del pianeta Marte. Memorie della R. Accad. dei Lincei. Anno 283. Roma 1885—86).

den Mars gerichtet und dessen Oberfläche studiert hätte, wo selbst Schiaparelli auf seiner Warte statt des damaligen Merzschen Refraktors von 8 Zoll Öffnung einen neuen aus derselben trefflichen Fabrik hervorgegangenen 18-Zöller besitzt, selbst im Jahre 1899 ist der zugleich kluge und tüchtige Forscher aus seiner Reserve noch nicht herausgetreten. In einer im Mai dieses Jahres in der amerikanischen Zeitschrift Science erschienenen, von ihm unterzeichneten Rezension eines Werkes über den Planeten Mars[1] heißt es unter anderem: „Die sehr zahlreichen und verschiedenen Beobachtungen, welche den Inhalt des vorliegenden Bandes ausmachen, haben zu manchem Ergebnis geführt, welches Herr Lowell in seinem 1895 veröffentlichten Werke über Mars niedergelegt hat. Dieses Buch enthält viele Untersuchungen und manche Theorie von hohem Interesse über die physische Beschaffenheit des Planeten, seine Atmosphäre, seine Bewohnbarkeit[2] (its habitability), überhaupt über die annehmbarste Art und Weise, die merkwürdigen Beobachtungsresultate zu erklären. Ich habe mich mit Übergehung dieser Theorien und Hypothesen hier nur mit den Beobachtungen als solchen zu beschäftigen, und selbst die Mannigfaltigkeit der letzteren nötigt mich, nur einige charakteristische Punkte herauszugreifen."[3] Wenn nun selbst hier die Kritik des Mailänder Astronomen allerdings meist in der höflichen Form eines bescheidenen Wunsches manches auszusetzen hat, was würde er erst über obige Ausführungen des amerikanischen Sternforschers zu sagen gehabt haben? Die von ihm gebrauchte rhetorische Figur der Transitio läßt dies genugsam erraten.

Und nun erst, wenn wir hören, daß manche unserer größten bisherigen Fernrohre von der Verdopplung jener Kanäle nichts zu sehen vermögen, was sollen wir dann selbst in dieser Hinsicht für einen Aufschluß von dem Pariser Fernrohr erwarten? Also nur immer hübsch langsam voran! Heißspornigkeit kann der Entwicklung der uns beschäftigenden Frage nur schaden!

Es würde uns hier viel zu weit führen, und es liegt auch außerhalb des Rahmens dieser Arbeit, hier die vielen Erklärungsweisen anzuführen,

---

[1] Annals of the Lowell Observatory. Vol. I. — Observations of the Planet Mars during the opposition of 1894—96, made at Flagstaff, Arizona. Percival Lowell, Director of the Observatory. 4°. (XII and 392 p. XXI plates.) Boston and New York 1898.

[2] Der Sperrdruck rührt von uns her.

[3] Science N. S. Vol. IX, no. 227, p. 633—37 (May 5, 1899).

womit man, ohne irgend welche Lebensfunktion anzunehmen, die auf dem Mars beobachteten Erscheinungen zu erklären im stande ist; ja, man kann wohl kühn behaupten, daß unter all den Erklärungsversuchen der des Eingreifens vernünftiger Wesen als der am allerwenigsten wahrscheinliche dasteht; daß also das Ergebnis der wirklich astronomischen Forschungen selbst in diesem Falle in Bezug auf das Bewohntsein der Himmelskörper wiederum eher ein verneinendes zu nennen ist.

Selbst unser guter Freund, Professor Dr. Pohle, der uns jüngst mit einem schönen, durchaus lesens- und empfehlenswerten Buche über den uns beschäftigenden Gegenstand beschenkt hat[1], scheint uns hier nicht das Richtige getroffen zu haben, wenn er meint, alle andern Hypothesen, welche die fraglichen Marskanäle zu erklären versuchten, zerschellten an ihrer allzu großen Künstlichkeit und inneren Unwahrscheinlichkeit[2]. „Darf man," bemerkt richtig Plaßmann in seiner trefflichen „Himmelskunde"[3], „wo das Verdopplungsphänomen nicht einmal streng erwiesen ist, es zu weitgehenden Schlüssen über die Marsbewohner verwerten?" — „Je mehr man über die Schwierigkeiten nachdenkt," sagt er an einer andern Stelle[4], „denen auch die liebe Elektrizität, am Ende doch auch eine meßbare Naturkraft, nicht im Sinne der Kanal-Enthusiasten abhelfen kann, desto begreiflicher findet man den Standpunkt des ruhigen Abwartens in dieser merkwürdigen Angelegenheit."

Dieser von Schiaparelli so sehr angeratene Standpunkt scheint sich um so mehr zu empfehlen, als sogar in neuester Zeit ein tüchtiger Astronom Italiens, Dr. Cerulli aus Teramo, der jüngst in einer eigenen Monographie[5] seine Marsbeobachtungen veröffentlichte, die Meinung vertritt, die sogen. Kanäle seien das Resultat optischer Täuschungen! Dazu muß man wissen, daß Cerulli einen Refraktor von 15 Zoll Objektivöffnung besitzt, und daß seine Arbeit von seiten des Mailänder Astronomen eine nicht ungünstige Besprechung erfahren hat[6]. Cerulli wurde auf diesen

---

[1] Die Sternenwelten und ihre Bewohner. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 8°. (462 S. mit 5 farbigen Tafeln und 53 Abbildungen.) Köln, Bachem, 1899. — Wir werden auf das Werk noch näher zu sprechen kommen.

[2] A. a. O. S. 304.

[3] Plaßmann, Himmelskunde (Freiburg, Herder, 1898) S. 394.

[4] Ebd. S. 398.

[5] Marte nel 1896—97, con 3 tavole. Pubblicazioni dell' Osservatorio privato di Collurania (Teramo). No. 1, p. 126. — Vgl. auch Astronom. Nachrichten Nr. 3490.

[6] Vierteljahrsschrift der Astronom. Gesellschaft XXXIV, 39—51.

vielen gewiß recht unangenehmen Gedanken gebracht, als er eines Abends den Mond mittels eines Opernglases betrachtete und bald auf demselben zwischen den einzelnen Fleckengruppen mehr oder weniger feine dunkle Linien wahrnahm, von denen einige in ganz gerader, andere in etwas gekrümmter Linie von einem Fleckensystem zum andern zu verlaufen schienen. Nun verhält sich aber ein Opernglas im Verhältnis zur Sichtbarkeit der Oberfläche des Mondes, wie ein großes Fernrohr zu jener des weit entfernteren Planeten Mars. Was waren nun diese „Mondkanäle“, welche Cerulli in seinem Opernglase sah? Um hinter das Geheimnis zu kommen, genügte es, durch das Fernrohr dieselben Mondgegenden anzuschauen. Da erkannte er, daß jene vermeintlichen Linien von fast geometrischer Genauigkeit nichts anderes waren, als oberflächliche physiologische Verbindungen ganz planlos zerstreuter und verschiedenartiger Gebilde nach gewissen bestimmten Richtungen hin, welche das Auge unwillkürlich zu einem gleichförmigen Ganzen vereinigte. Schiaparelli hat allerdings seine Ausstellung an dieser neuen Auslegung der von ihm zuerst gesehenen Streifen zu machen, und wir stimmen demselben vollkommen bei; allein unmöglich nennt er diese Erklärungsweise ebensowenig wie manche frühere.

An und für sich könnte man es ja für ungeschickt halten, dergleichen Hypothesen gleich unters Volk zu bringen; allein wegen der Popularität, welche die „Marskanäle“ nun einmal seit ihrer Entdeckung erlangt haben, ist es fast notwendig, zuweilen den phantastischen Erörterungen, welche dieselben hie und da erfahren, einen kleinen Dämpfer aufzusetzen. Der Schreiber dieser Zeilen hat mit einem Opernglase die Cerullischen Linien nicht sehen können; aber ebensowenig ist es ihm gelungen, trotz seines Merzschen Äquatorials von 10 Zoll Öffnung, das also dem Mailänder Achtzöller überlegen sein sollte, die „Marskanäle“ mit jener Genauigkeit und Schärfe wiederzusehen, wie sie die Marskarten uns zeigen. Wie manchen für die Schiaparellische Entdeckung begeisterten Laien hat er entmutigt vom Fernrohre weggehen sehen, weil er das nicht zu sehen vermochte, was er zu sehen hoffte. Damit soll gewiß nicht gesagt sein, daß jene Karten auf Schwindel beruhen (man verzeihe uns den Ausdruck); allein man vergißt zu leicht, daß dieselben das Endresultat der Beobachtung vieler Jahre sind, daß man hier (auch wohl mit übertriebener Deutlichkeit) zu einem Gesamtbilde vereinigt hat, was man in den verschiedenen Beobachtungsnächten nur sehr stückweise und verschwommen zu sehen im stande ist. Deshalb hat es auch noch niemand unternommen,

jenes Liniensystem etwa durch direkte Photographierung des Planeten uns vor Augen zu führen; es wäre dies einfach ein Ding der Unmöglichkeit.

Bedenken wir nun, daß unser Mond und der Planet Mars die einzigen Himmelskörper sind, auf denen es uns mit den gegenwärtigen Hilfsmitteln astronomischer Forschung möglich wäre, Spuren von Leben und von Lebewesen zu entdecken, so können wir ohne weiteres unsern Schluß also formulieren:

Die beobachtende Astronomie hat bis auf den heutigen Tag auch nicht **einen** sichern Anhaltspunkt, zu behaupten, daß es auf irgend einem Himmelskörper lebende, zumal dem Menschen ähnlich organisierte und mit Vernunft begabte Wesen gebe. Jeder nüchtern denkende Sternforscher wird auf die Frage: Giebt es dort oben solche Wesen? die einfache Antwort geben: Ich weiß es nicht! *Ignoramus!* und man darf wohl kühn wenigstens für die kommenden Jahrzehnte hinzufügen: *et ignorabimus!* Wir werden es auch so bald nicht wissen!

Aber es wäre doch möglich? — Das ist freilich eine ganz andere Frage, deren Beantwortung wir uns für ein anderes Mal aufsparen wollen.

Adolf Müller S. J.

Die Fahrt zu den sieben Kirchen in Rom.

(Schluß.)

S. Maria Maggiore.

Um die übrigen Kirchen an einem Vormittag abzugehen, muß man sich in den ersten Frühstunden auf den Weg machen. Mit der Aprilsonne in Rom muß man schon frühzeitig rechnen.

Wir lenken unsere Schritte nach S. Maria Maggiore. Das große Rom schläft noch. Durch die stillen Straßen laufen bloß Arbeiter und Bettler, die schon frühe ihre Standorte besetzen. An den Ecken der Straßenkreuzungen liegen wiederkäuend die zahlreichen Herden der schwarzen Ziegen, die aus der Campagna kommen und ihre Milch jedem Liebhaber für wenige

Bajocchi anbieten. Auch die große Kirche, der heute unser erster Besuch gilt, ist noch still und einsam; nur wenige Beter knieen an den Altären, und so ist es eine ganz kindliche Freude, gleichsam den ersten Segen des Heiligtums zu gewinnen.

S. Maria Maggiore ist eine schöne, ehrwürdige und fromme Kirche, eine von den wenigen, die aus dem unheiligen Renaissancefieber mit Mühe den edeln Charakter der alten Basilika gerettet haben. Majestätisch und ohne Ende schreiten die beiden Reihen der weißen, untadelig jonischen Säulen des Mittelschiffes dahin, unterbrochen leider bloß von dem gewaltsam hineingesprengten Bogen der beiden großen Seitenkapellen vor dem Chore. In horizontalen Linien ziehen über den klassischen Kapitälen der Säulen das mosaikgeschmückte Architrav, darüber ein goldig farbiges Band von viereckigen Mosaikschildereien, eine Reihe bogiger Fenster und endlich über allem die goldgeschmückte Flachdecke dahin, bis der majestätische Triumphbogen die farbigen Flächen aufnimmt und hinter demselben in eine weite, in Gold und Farben strahlende Apsis ausweitet und so einen großartigen Abschluß bildet. Es ist die einfachste Gestalt der Basilika ohne Querschiff. Die langen, gestreckten Linien, wohlthuend aufgehoben und unterbrochen von aufsteigenden und ausweitenden Bogenkreisen, das mild gedämpfte Licht, in dem die hellen Säulen und der bunte Zierschmuck schwimmen, erwecken die schönste und beruhigendste Wirkung für das Auge und für das Gemüt. S. Maria Maggiore ist ein herrliches Denkmal der alten römischen Basiliken-Baukunst und gleichsam getränkt und eingeweiht vom Zauber und Segen jahrhundertelanger, ununterbrochener Gebete und Seelenerhebungen der christlichen Welt. Hier kann man wirklich so recht in Stille und Ruhe des Gebetes froh werden. Das Äußere anlangend, ist am Haupteingang der Kirche der Vorhof verschwunden und hat einer bloßen Vorhalle Platz gemacht; die alte, schöne Fassade ist durch einen neuen Vorbau zu etwas, was weder Palast noch Kirche ist, verquickt. Dagegen entwickelt die Chorseite auf dem großen, ansteigenden Platz und dem hohen Treppenaufgang mit der Chorapsis, mit den gerade abschließenden Enden der Nebenschiffe, gekrönt von der Attika und den beiden Kuppeln, die ganze Majestät eines hehren Gotteshauses. Die letzte Säule aus der konstantinischen Basilika und ein Obelisk von dem Grabmal des Augustus halten den Ehrendienst vor den beiden Stirnseiten der Kirche.

Begonnen und gebaut wurde die Kirche von Papst Liberius gegen 360. Sixtus III. (gegen 432) baute sie erweiternd um, weihte sie der Mutter

Gottes und schmückte sie mit herrlichem Zierwerk als Erinnerung an das Konzil von Ephesus, welches Maria den Titel „Gottesmutter“ feierlichst zuerkannte. Diese Umstände, sowie einige Reliquien und eine bildliche Darstellung der Krippe des Herrn (diese wohl schon aus der Zeit Sixtus' III., jene nachweislich erst seit dem 12. Jahrhundert[1]), machen die Kirche in ausnehmender Weise zu einem Heiligtum Marias und zur schönsten Muttergotteskirche in der ganzen katholischen Welt.

Hier sind wir also bei der Mutter Gottes so recht zu Hause, der wir voll Vertrauen unsere großen Gebetsanliegen vortragen dürfen. Alles erzählt hier von Maria: vor allem die teilweise 1500 Jahre alten Mosaikschildereien im Mittelschiff, am Triumphbogen und im Chore, welche Geheimnisse aus dem Leben Marias darstellen und namentlich auf ihre Würde als Gottesmutter hinweisen, ganz besonders aber das großartige Bild der Krönung Marias in einer Sternenglorie auf blauem Grunde in der Chornische, das in dem Gesamteindruck der Kirche den herrschenden Ton bestimmt und den Hauptgedanken mächtig anregt. — In der großen Sixtinischen Kapelle rechts wird das heilige Altarssakrament aufbewahrt, gerade über der Darstellung der Krippenhöhle, welche Sixtus V. hierher versetzen ließ — eine sinnreiche Verbindung der beiden Hauptgeheimnisse des Heilandes, der Geburt und der Eucharistie, in naturgemäßer, lieblicher Begleitung und Umgebung des Geheimnisses der Mutterschaft Marias. — In der großen, kostbar ausgezierten Kapelle links gegenüber wird das wunderbare Muttergottesbild, das dem hl. Lukas zugeschrieben wird, verehrt. Rings um das Gnadenbild erzählt eine ganze Kunstschöpfung von Standbildern, Farbenschildereien und Aussprüchen kirchlicher Lehrer die glorreiche Geschichte der Siege Marias über die Irrlehre. Alle Angriffe auf Christus und seine Kirche zielen mittelbar oder unmittelbar auf Maria. Ihre Jungfrauschaft und Muttergotteswürde sind gleichsam der mächtige Schild, mit dem sie den Glaubensschatz der Kirche schützt und alle Häresien in der Welt fortwährend überwindet. Wie oft seit den bedrängnisvollen Tagen Gregors des Großen war auch das wunderbare Bild des hl. Lukas die Zuflucht und der Retter Roms in zeitlicher Not und Heimsuchung! Möge die Gottesmutter ihre altbewährte Macht der Christenheit bezeigen und bethätigen und die traurigen Trümmer des Unglaubens und Irrglaubens aufräumen und ein Zeitalter des Friedens und des Glückes heraufführen über die Welt!

---

[1] Grisar, Geschichte Roms und der Päpste I (Freiburg 1899), 297 u. 374.

Heilige Erinnerungen, die dieses Heiligtum bewahrt, kommen hier unserem Gebetseifer zu Hilfe. Mit Bestimmtheit ruhen im Schatten dieser Muttergotteskirche, wenn auch die Stelle nicht genau angegeben werden kann, die Überreste des großen Kirchenlehrers Hieronymus, des schreckbaren Streiters für die Kirche und für die Ehre der Gottesmutter. Zum zweiten- oder drittenmal trat er gleichsam die Wanderung zur bezaubernden Stätte der Kindheit Jesu und seiner Mutter an, und in ihrem Schatten hier wollte er endgültig ruhen. Sein Altar steht in der Kapelle des Sakramentes. — Ebendaselbst hat gegenüber dem Denkmal des thatkräftigen Sixtus V. der große und heilige Reformpapst Pius V. seine Grabstätte gefunden. Die Namen der hll. Philipp Neri, Karl Borromäus und des hl. Ignatius von Loyola, der hier sein erstes heiliges Meßopfer entrichtete, ziehen noch wie ein leiser Nachklang durch die Hallen dieser Kirche, in welcher sie so oft und mit Vorliebe gebetet. Hart an dem Langhaus der Kirche steht draußen rechter Hand ein einfaches Kreuz als Erinnerung an die Abschwörung Heinrichs IV. vom Calvinismus, die Frankreich den inneren Frieden und den Besitz des katholischen Glaubens sicherte. Das sind alles mächtige Ermutigungen zu eifrigem Bittgebete für die großen Anliegen der Kirche.

Mit einer kindlich wonnigen Bewegung im Herzen betreten und verlassen wir das heimische Heiligtum der Mutter Gottes. Es mutet uns an wie unser Vater- und Familienhaus. Die liebliche Legende erzählt, wie ein frommes, kinderloses reiches Patrizier-Ehepaar am Ende seines Lebens die Mutter Gottes zur Erbin seines großen Vermögens einsetzte. Das war ein schöner und katholischer Gedanke. Maria ist nach Gott unsere nächste Verwandte, unsere Mutter dem Geiste nach. Sie hat in ihrer Liebe zu uns allen einstens auch ihr Teuerstes, ihr Alles, ihren Sohn, ihre Verdienste, die Macht ihrer Fürbitte uns vermacht und vererbt. Und über alledem ist sie nach Gott das Schönste, das Liebenswürdigste, Heiligste, Mächtigste und Gütigste, das sich ein Menschenherz denken kann. Infolge des angeblichen Schneewunders[1] nun baute das Ehepaar aus seinem Vermögen die Kirche, Papst Liberius nahm die Schenkung an, und Papst Sixtus weihte sie nach der Inschrift an dem Triumphbogen: Sixtus episcopus plebi Dei zur Ehre der Mutter Gottes und zum Frommen des Volkes Gottes ein. Sie gehört also uns. Wie ungezählt am Feste

[1] Grisar a. a. O. I, 153.

Maria zum Schnee in der Borghesischen Kapelle von der Höhe der goldenen Kuppel zur Erinnerung an das Schneewunder weiße Rosenblätter auf die Beter herabstäuben, so ungezählt sind die Gnaden und Gebetserhörungen, mit denen die Mutter Gottes die Besuche ihrer Kinder erwidert. Maria empfängt nur, um hundertfältig zurückzugeben.

Beim Verlassen der Vorhalle gewahren wir auch hier, wie in St. Peter, eine „heilige Pforte", die das „heilige Jahr" öffnet. Drinnen am Bogen der Chornische stehen seit Jahrhunderten neben dem Monogramm Christi als Sinnbilder der Buße und Unschuld einerseits der Hahn und anderseits die Tauben und mahnen ohne Unterlaß, daß nur Unschuld und Buße die Pforte des Heils öffnen. Der Wink gewinnt zur Jubiläumszeit seine volle Bedeutung.

S. Lorenzo außer den Mauern.

Über das ehemalige Forum Esquilinum, an dem monumentalen alten Brunnenbau (die Trophäen des Marius genannt) vorbei, dessen Ruinen so malerisch den palmengrünen Platz Vittore Emmanuele schmücken, dann unter den einsam stehenden Bogen der ehemaligen Aqua Alexandrina durch, über das Forum Tauri, wo einerseits die Kirche der hl. Bibiana, anderseits das Nymphaeum Alexandrinum mit seiner hochgewölbten, halb zerfallenen Kuppel steht, betreten wir hinter der alten Porta Tiburtina, die Aurelianische Mauer durchschreitend, die gerade Straße nach S. Lorenzo, der dritten Station unserer Kirchenfahrt.

Am Ende des etwas geneigten Fahrweges steigen bereits Bauten befremdlicher Art auf, kolossale Standbilder zwischen großen, offenen Thorwegen, eingefaßt von hohen Mauern in ernster ägyptischer Bauart, über deren Zinnen ein Wald von dunkeln Cypressen emporsteigt. Hinter diesem ernsten Vorbau weben die ersten Sonnenstrahlen, die mit den Morgennebeln der Sabinerberge kämpfen, einen aus Licht und Schatten gewirkten Hintergrund und verklären alles mit einem geheimnisvollen Zauber. Es ist dieses der große, weite Friedhof von Rom. Wir lassen ihn in seinem ernsten Schweigen rechts liegen und biegen um eine Ecke in den Platz vor der Laurentiuskirche, die sich neben dem Friedhof erhebt.

In einfacher, ruhiger Zier steht S. Lorenzo da mit seiner mosaikgeschmückten, nach vorn und seitwärts ausladenden Fassade, mit der vorgelagerten Halle, getragen von alten, schönen Säulen und geschmückt mit farbigen Schildereien aus dem Leben der hll. Stephanus und Laurentius

und von Geschehnissen, deren Schauplatz die Kirche war. Ganz eigentümlich ehrfürchtig mutet der erste Anblick des Inneren der alten Basilika an: die lange Reihe der ernsten Granitsäulen des Mittelschiffes mit jonischen Kapitälen, darüber auf den Flächen des Oberhauses die bildlichen Darstellungen aus dem Leben der beiden heiligen Diakone mit den schmalen Fensteröffnungen und mit dem schön bemalten, offenen Dachstuhl, hinter dem Altare der Confessio der große Chorraum mit den aus der Unterkirche aufsteigenden herrlichen Säulen und antiken Friesstücken und dem zweiten Geschosse des Säulenumganges; alles, selbst die Nebenausstattung, der Mosaikbodenbelag, der Bischofsstuhl, das Zierdach des Hauptaltares und die beiden Ambonen im Mittelschiff, wo einst der Vorchor stand, alles sind Werkstücke von edler, untadeliger Arbeit des Basilikenstils.

S. Lorenzo ist der Anlage nach eine ganz eigenartige Kirche, eigentlich entstanden aus zwei Kirchen. Die hl. Cyriaka begrub hier auf ihrem Landgute, dem Ager Veranus, den hl. Laurentius, und schon Konstantin erbaute über dem Grabe eine Basilika, die später Pelagius II. im 6. Jahrhundert erweiterte und ausschmückte. Es ist dieses die Hinterkirche, die jetzt den Chor und die Unterkirche bildet. Seit dem 5. Jahrhundert bestand aber auch eine Vorderkirche, und die Chorapsiden der beiden Kirchen stießen aneinander. Honorius III. (1220) verband nun beide Kirchen zu einer, indem er die beiden Chorapsiden beseitigte, die Hinterkirche bis auf eine gewisse Höhe verschüttete und auf der Verschüttung den jetzigen Chor herstellte. Pius IX. aber ließ die Verschüttung wieder aufräumen und gewann so die jetzige Unterkirche, deren Vorderraum das gemeinsame Grab der hll. Laurentius und Stephanus[1] und deren Hinterraum die Grabstätte Pius' IX. einnimmt. Neben Pius IX. sind noch vier andere Päpste sowie die hll. Hippolytus und Justinus im heiligen Bezirk des Ager Veranus begraben.

Gar eindringlich ist die Sprache, welche diese Heiligen zum katholischen Herzen von der Macht und Herrlichkeit der Kirche führen. Sämtliche Ordnungen und Abstufungen ihrer Hierarchie, von der untersten bis zur höchsten, vom Diakon bis zum Papste, alle Bethätigungen derselben, von dem Dienst der zeitlichen Verwaltung bis zur Ausübung der obersten Amtsgewalt, die Wissenschaft der lehrenden Kirche, das

[1] Der Leib des hl. Stephanus wurde 557 unter Pelagius I. von Konstantinopel herübergebracht und an der Seite des hl. Laurentius beigesetzt.

Martyrium des ersten blutigen Bekenners des Glaubens bis zum unblutigen Bekennertum Pius' IX., alle sind hier in ihren würdigsten Trägern, Verteidigern und Opfern vertreten. Die Verfolgung des Kaisers Valerian, welcher der hl. Laurentius mit seinem Papste Sixtus zum Opfer fiel, hatte in bedachter Bosheit ihren Vorstoß gerade gegen die Hierarchie, gegen deren vermeintlichen Reichtum und gegen deren Macht und Ansehen gerichtet. Es ward ihr das bisher gesetzlich zuerkannte Recht auf gemeinschaftliche Begräbnisstätten und Versammlungen in denselben entzogen, und der Übertretungsfall wurde mit Todesstrafe belegt. Bei dieser Gelegenheit wurde Papst Sixtus in den Katakomben des Prätextatus enthauptet. Nach drei Tagen folgte ihm sein Diakon Laurentius im Martertode.

Es ist also ganz am Platze, und es lohnt sich überreich der Mühe, hier besonders für die Träger der Kirchengewalt zu beten. Möge diese Welt des Streites und der Verfolgungen die Hierarchie immer auf der Höhe ihres Berufes finden! Das ist die wahre und glorreichste Erhöhung der Kirche. Auf den Flügeln dieser Hierarchie erhebt sie sich stets oder fällt, schreitet voran oder zurück. Die glorreichsten Zeiten der Kirche sind immer die, in denen die Hierarchie sich ihrer Stellung würdig zeigte, sowie auch die traurigsten die sind, in welchen die Hierarchie hinter ihrer hohen Aufgabe zurückblieb. So hat es Gott einmal angeordnet, indem er die Kirche auf die Hierarchie stellte. Sicher werden für diesen hehren Zweck die Heiligen mit Freude ihre glorreiche Fürbitte mit uns vereinigen, die Heiligen, die, wie Stephanus und Laurentius, ihre Jugend, ihre Hoffnungen, ihr Leben selbst der Kirche weihten zu einer Zeit, als nur blutige Edikte gegen sie ergingen, und die ihre Dienstbeflissenheit und Treue in den schauderhaftesten Martern mit einem Heldenmut besiegelten, der selbst die Richter und Henker mit Staunen und Bewunderung erfüllte. Es offenbart sich hier auch glorreich die Macht der Kirche, die ihre Diener, schwache, gebrechliche Menschen, zu einer solch übermenschlichen Kraft erheben und befähigen kann. Wie sie aber ihre verewigten Vorkämpfer schon hienieden zu ehren versteht, zeigt sich eben auch hier in S. Lorenzo. Wie das Morgenland seinen Stephanus, so ehrt das Abendland seinen Laurentius. In Rom allein besitzt derselbe nicht weniger als 20 Ehrenstätten. Und unser seliger Pius? Er wollte bloß einen einfachen Denkstein. Er hat ihn auch erhalten. Hinter dem Grabe des hl. Laurentius steht er, rührend einfach, wie er ihn haben wollte. Aber um denselben hat die Dankbarkeit und Liebe der Kirche dem „guten Hirten“ eine Grabkapelle geschaffen so

reich an Pracht und Herrlichkeit, wie sie nach Petrus kein Papst hienieden besitzt[1]. Eine herrliche Inschrift auf goldenem Grunde zieht sich durch die ganze Kapelle unter dem Fenstergesimse hin: Virtutum suarum splendore apostolicam sedem illustravit; universam Ecclesiam amore et admiratione sui implevit; pro veritate et iustitia invicto semper animo certavit; magnis laboribus in christiana republica administranda est in exemplum defunctus. Mit diesen Worten ist nicht bloß Pius IX., sondern der ganzen Hierarchie ein glänzender Nachruf gewidmet.

Auch des hl. Hippolytus ist hier zu gedenken, der an diesem Orte einst eine berühmte Basilika über seiner Grabstätte besaß. Schüler des hl. Irenäus, war er Philosoph und Kirchenschriftsteller, verirrte sich aber später in seinen Glaubensansichten. Vom Papste Pontianus, mit dem er die Verbannung in Sardinien teilte, für die Kirche wiedergewonnen, starb er den Martertod in der Verfolgung unter Maximin. Als er zum Tode geführt wurde, beklagte er laut — so erzählt die Legende — seinen Fehltritt und ermahnte alle seine Freunde und Verehrer, zur Einheit der Kirche zurückzukehren. Er ist der einzige, dem die Christen in den ersten Jahrhunderten ein Standbild errichteten; dasselbe wird heute noch im Lateran bewundert. Es ist dies eine eindringliche Ermahnung, unserer getrennten Brüder zu gedenken und für ihre Rückkehr zur Kirche zu beten.

S. Lorenzo ist eine Stätte des Friedens und milden Ernstes, umgeben von altchristlichen Begräbnisstätten und von dem neuen Friedhofe, der es von drei Seiten umschließt, mit seinen hohen Mauern, aus deren weitgeführten Bogenöffnungen die Grabdenkmale und die dunkeln Wedel der Cypressen herabgrüßen und deren lange Terrassen und beschattete Thaleinsenkungen mit ihren prächtigen Marmorkapellen neben den armen Holzkreuzen des gemeinen Volkes nach allen Seiten weit in die Campagna hinausreichen. Das Reich des Todes scheint immer mehr Raum zu gewinnen über das Gebiet des Lebens. Unzählige Geschlechter seit den ersten christlichen Jahrhunderten haben sich hier ohne Unterschied nebeneinander zur Ruhe gelegt und harren der Auferstehung entgegen. Den Dienst um die Lebendigen und Toten thun hier unauffällig und still freundliche Kapuziner in einem Kloster nebenan mit einem altertümlichen, malerischen

---

[1] So schön, daß manchem das Mausoleum Pius' IX. selbst zu schmuckfein vorkommen mag für eine Totengruft.

Kreuzgang. Ihre Hand bestattet ganz Rom, das reiche und das arme, das weltliche und das geistliche. S. Lorenzo ist vornehmlich Friedhof und Gottesacker, und so mögen auch unsere verstorbenen Mitbrüder sich eines kleinen, milden Gebetsalmosens von uns erfreuen.

Das heilige Kreuz von Jerusalem.

Auf einem Landwege durch Gärten und Weinberge, um die alten Türme und Mauern der aurelianischen Stadtbefestigung herum, gewinnen wir die Porta Maggiore, ehemals Porta Labicana genannt. Sie ist ein echt römischer, malerischer Thorbau, dessen drei hohe, säulengeschmückte Bogen nicht weniger als fünf alten Wasserleitungen als Stütz- und Kreuzungspunkt dienen. Hinter dem Thore links öffnet uns ein Bogen der alten Aqua Claudia, die von hier nach dem Caelius und dem Palatin abzweigte, die nächste Umgebung der Kirche des heiligen Kreuzes von Jerusalem.

Sie liegt recht einsam und verlassen. Ein flüchtiger Blick durch die offen stehenden Thore der Mauern, die rechts und links die Straße einsäumen, läßt nur weite, stille Gartenfelder erblicken, aus deren grünem Bestand altes Gemäuer und Baustücke ehemaliger Pracht, von Epheu und Reben üppig überrankt, melancholisch herausschauen, unter anderem auch die hohen Bogen eines Nymphäums vor dem Gartenpalaste, den einst Alexander Severus bewohnte und in dem nach ihm Gallienus sein Schlaraffenleben führte, während das Reich auf allen Seiten in Trümmer ging. Wo jetzt die Basilika des heiligen Kreuzes steht, war einst der Sessorianische Palast, den Konstantin seiner Mutter Helena zur Wohnung anwies und den sie zur Ehre der Reliquien des heiligen Kreuzes, die sie aus Palästina mitgebracht, in eine Kirche verwandelte. Der Anblick Roms ist hier ganz verschwunden. Nur einige hohe Cypressen- und Baumlinien weisen den Weg zur Stadt, und nur hin und wieder wird die lautlose Stille von der Stadt her durch den Klang eines Glöckleins von einem Kloster oder von einer nahen Kirche unterbrochen. Die strenge, schweigende Campagna betritt hier schon ganz ungescheut das Stadtgebiet.

Die alte, ehrwürdige konstantinische Basilika wurde, nachdem sie während des Aufenthaltes der Päpste in Avignon ganz zerfallen war, durch Urban V. wieder errichtet und durch Benedikt XIV. umgebaut, aber leider in ganz widerwärtigem Zopfstil. An der Fassade ist kaum eine gerade Linie, alles ist gebogen, geschweift und gewunden. Die eirunde Vorhalle

mit einer Kuppel besitzt noch vier schöne Säulen aus dem alten Bau. Von den ehemaligen fünf Schiffen des Innern sind bloß drei geblieben, und von den zwölf Granitsäulen des Mittelschiffes sind bloß acht sichtbar, die andern sind in neu aufgeführten Pilastern verschwunden. Dieses alles und die weißgetünchten nüchternen Mauerflächen bewirken ganz den Eindruck eines modernen und zwar ärmlichen Spätrenaissancebaues. Schön, gefällig und majestätisch ist bloß die große Apsis hinter dem Hochaltar, der eine kostbare alte Porphyrwanne und prächtig überwölbende Säulen zeigt. Der Schmuck der Apsis ist ein Freskogemälde, das in der Mitte die hl. Helena darstellt mit dem gefundenen heiligen Kreuz, links von derselben ist Kreuzerfindung, rechts Kreuzerhöhung geschildert, darüber auf azurblauem Felde thront Christus, von den Evangelisten umgeben. Die Schilderung ist aus der Schule von Pinturicchio und mutet, obgleich schlecht übermalt, immer fromm und lieblich an, wie eine einsame Blume auf einer verlassenen, verheerten Stätte. Im Abschluß des rechten Schiffes öffnet sich ein Balkon zum Vorzeigen der großen Reliquien, des heiligen Kreuzes, des Kreuztitels, eines Kreuznagels und einer Spitze aus der Dornenkrone. Die Kapelle, in welcher die Reliquien gewöhnlich aufbewahrt werden, liegt im Innern des Klosters und ist nur durch ein Wirrsal von Treppen und Gängen zu erreichen. Links und rechts an der Apsis führt eine Stiege in die Unterkirche, in die Kapelle der hl. Helena, deren Boden aus Erde vom Kalvarienberge hergestellt sein soll und deren Decke mit Mosaiken aus ältester Zeit geziert ist. Seit Pius IV. ist die Hut des Heiligtums den Söhnen des hl. Bernhard anvertraut. Sie müssen aber die Wohnräume mit Soldaten teilen. Mitten in diesen inneren und äußeren Verwandlungen ist nur der verwitterte romanische Turm der alte geblieben; mit Verdruß und Widerwillen scheint er herabzublicken in den Graus der Verunzierung und Verweltlichung.

Hier erinnert also alles an die Schwächen und an den Triumph des Kreuzes. Die Kreuzkirche ist in gewissem Sinne ein Sinnbild des Kalvarienberges. Wie einst dort die heilige Grabkirche den Greuel des heidnischen Venusaltares überwand und beseitigte, so entsühnte auch hier das Geheimnis des Kreuzes mit seiner Heiligkeit und seiner überirdischen Segensmacht die Stätte der kaiserlichen Grausamkeit und Wollust. Es lag der Hölle und ihrer Bundesgenossenschaft auf Erden (dem Heidentum und Judentum) alles daran, das wahre Kreuz Christi, das Werkzeug ihrer Niederlage, für immer zu verscharren und aus der Welt zu schaffen. De

Versuch wurde gemacht. Nach drei Jahrhunderten der Schmach und Verborgenheit aber erinnerte sich eine christliche Fürstin des heiligen Kreuzes, suchte und fand es, und der erste christliche Kaiser erbaute über dem Orte der Schmach desselben den herrlichen Tempel in Jerusalem. Nach Verlauf von Jahrhunderten ist es wieder ein christlicher Kaiser, der das verlorene Kreuz von den Heiden wiedererobert und es glorreich in Jerusalem erhöht. Das ist ein sinnbildlicher Vorgang für die Kirche selbst, deren Reichspanier und Glaubensstandarte das Kreuz ist. Noch viel mehr, als das Kreuz aus der Welt zu verbannen, liegt der Welt und der Hölle daran, die Kirche in Nacht und Nichts zu begraben. Dagegen ist nun wohl höheren Ortes ausreichend Vorsorge getroffen. Aber wie das Kreuz Christi nicht erhöht worden ist ohne Mithilfe der Menschen, und zwar gekrönter Häupter, ebensowenig ist in der Welt die Kirche, das Reich Christi, zum Besitze der Herrschaft gelangt ohne die Mithilfe eines christlichen Herrschers. Auch dies scheint Fügung und Ordnung Gottes zu sein. Es ist dies eine erhabene, aber auch verhängnisvolle Macht, die Gott den irdischen Herrschern in die Hände legt. Leider ist heutzutage unter den christlichen Gewalthabern wenig Eifer und Wettstreit zu merken, um durch Verdienste um die Erhöhung der Kirche sich die goldene Rose zu verdienen, die ehedem hier in dieser Basilika am Lätare-Sonntag vom Papste geweiht wurde. Um so mehr muß das Volk Gottes durch Gebet und Opfer für diese Aufgabe einstehen. Es giebt keine ehrenvollere Aufgabe, als Mehrer des Reiches Gottes zu sein. Möge das heilige Kreuz seine alte, weltüberwindende Macht beweisen! Es ist das Reichsschwert Gottes, es thut nun Wunder in der Hand der Menschen, sei es der Kleinen oder der Großen.

Der Kalvarienberg, an den uns die Heiligkreuzkirche immer wieder erinnert, legt uns noch einen andern Gedanken nahe. Beim Tod Christi am Kreuze fuhr ein furchtbarer Riß, wie man ihn heute noch am heiligen Grab in Jerusalem sieht, mitten durch den Fels zwischen dem Kreuze Christi und dem des linken Schächers durch — ein trauriges Sinnbild der Trennung von Christus sei es durch Sünde, sei es durch Unglauben, Irrglauben oder Schisma. Seien wir hier, wie es die Kirche am Karfreitag vor dem enthüllten Kreuze zu thun pflegt, unserer armen getrennten Brüder eingedenk! Möge sich der schreckliche Riß nach und nach schließen! Möge alle Welt in Christus Erlösung und Ruhe finden und mit Vertrauen der dritten großen Kreuzerhöhung entgegensehen! Bereits zwei Erhöhungen hat das heilige Kreuz erlebt, zum erstenmal, als es mit

dem Erlöser auf dem Kalvarienberg erhoben wurde, zum zweitenmal durch Heraklius, die dritte und glänzendste Kreuzerhöhung steht ihm bevor am jüngsten Tage, wenn es zum Weltgericht erscheint. Selig, wer ihr mit Vertrauen entgegensieht!

St. Johannes im Lateran.

Gleich beim Austritt aus der Kirche des heiligen Kreuzes überrascht ein einzig schöner Anblick. Es ist der große, weite Platz zwischen der Kreuzkirche und dem Lateran, nach dem St. Petersplatz wohl einer der denkwürdigsten und großartigsten Plätze in der ganzen Welt. Gleich links hebt der innere Halbkreisbogen des Amphitheatrum Castrense des Tiberius mit den noch sichtbaren Halbpfeilern des Untergeschosses an; an das Amphitheater schließt sich die alte Aurelianische Mauer und schreitet ununterbrochen mit ihren Türmen und inneren gewölbten Wehrgängen bis an das neue Johannesthor, aus dessen grünen Baumgruppen die Zinnen der alten Porta Asinaria herausschauen und den Anblick abschließen. Rechts umsäumen den Platz die hochgeführten Bogen der alten Aqua Claudia, die mit ihrem grünen Epheuschmuck die Villa Wolkonski durchziehen und ihren Abschluß finden in der Scala santa, dem malerischen Rest des einstigen apostolischen Palastes in Gestalt eines hohen Thores mit goldstrahlender Nische. Die Mitte des Hintergrundes füllt die Laterankirche mit dem umgebauten neuen apostolischen Palast. Die Sonne, die indessen höher gestiegen, überflutete mit ihrer Strahlenfülle den Platz, die weißen Mauern des Palastes, die goldene Mosaik der Scala santa und die Laterankirche mit ihrer aus edlem Travertin lebendig und schatten- und contrastvoll aufgeführten Fassade, die sich unten in dem Erdgeschoß einer riesigen Halle von fünf Durchgängen, oben in einer hochgewölbten Loggia von ebenfalls fünf Bogen, wenn auch etwas modern, doch majestätisch großartig aufbaut. Der Anblick war festlich, feierlich und erhebend, gleich einer aufleuchtenden Erscheinung des himmlischen Jerusalem, dessen irdisches Vorbild die Kirche ist. Der Lateran aber ist die Pfarr- und Mutterkirche der ganzen katholischen Welt, wie die Aufschrift über der Vorhalle sagt:

Dogmate Papali datur ac simul Imperiali,
Quod sim cunctarum mater, caput ecclesiarum.

Hier stand einst der Palast der Laterani aus dem plebejischen Geschlecht der Plautini. Von Nero zum Staatsbesitz geschlagen und später von Septimius Severus den ursprünglichen Eigentümern zurückgestellt,

wurde er von Konstantin seiner Gemahlin Fausta geschenkt, von dieser erhielt ihn Papst Silvester zum Wohnsitz. Konstantin baute den Palast teilweise zur Kirche um. Von dieser alten Kirche, durch viele Päpste großartig erweitert und prachtvoll geschmückt, ist aber heutzutage fast nichts mehr übrig als der Umfang der Grundmauern. Alles andere ist von Jahrhundert zu Jahrhundert dem wechselnden Geist der Baumode zum Opfer gefallen. So ist denn die gegenwärtige Laterankirche ein gewaltiger fünfschiffiger Pfeilerbau mit einer schön gearbeiteten Flachdecke über dem Mittelschiff. Nur die gotische Überdachung der Confessio und hinter dem weiten Querschiff die große, majestätische Apsis mit den farbigen und goldenen Mosaikgebilden ist wie ein zurückgebliebener Strahl und ein versteinerter wehmütiger Seufzer von der Pracht und Herrlichkeit der alten Basilika noch erhalten, die einst den stolzen Namen der „goldenen und königlichen“ trug.

Der Lateran mit seinen Nebenbauten, dem Kloster, der Taufkirche, der Scala santa und der Kapelle, Sancta Sanctorum benannt, den beiden einzigen Überresten des alten apostolischen Palastes, ist eine Stätte der größten geschichtlichen Erinnerungen der Welt und Kirche. Hier war der Sitz der Päpste von Melchiades und Silvester an bis zur Übersiedelung nach Avignon; 161 Päpste haben hier gewohnt, unter ihnen 47 heilige; 23 Päpste sind hier bestattet, unter andern Innocenz III., Alexander III., Martin V., und auch Leo XIII. hat sich hier bereits seine Ruhestätte ausersehen; 5 allgemeine und ungezählte Provinzialkonzilien sind hier abgehalten worden; die großen Orden des Mittelalters, die Trinitarier, die Dominikaner, die Franziskaner, die Norbertiner, haben hier ihre Bestätigung erhalten; von hier sind die großen Glaubensboten, ein Bonifatius, ein Augustin, ein Cyrill und Methodius, ausgegangen. Wie es an der Kapelle Sancta Sanctorum heißt, kann man vom Lateran sagen: Non est in toto sanctior orbe locus.

Was kann uns hier am Webstuhl der Kirchen- und Menschengeschichte seit grauen Jahrhunderten anders beschäftigen als der Gedanke an das Reich Christi, an die Kirche, deren Geschicke hier gelenkt und entschieden wurden? Wem können wir billiger und freudiger den Einschlag unserer Gebete weihen? Was das Gebet selbst des Einzelnen vermag, lehrt uns das Traumbild Innocenz' III., der die Mauern eben dieses Laterans wanken und stürzen, aber in ihrem Sturze aufgehalten und gestützt sah durch den armen hl. Franziskus. Auch wir können Stützen und Säulen

der Kirche sein schon durch das Gebet, dessen Kraft stets das Böse in der Welt untergräbt und zum Falle bringt, das Gute aber stärkt, stützt und ihm zur Herrschaft verhilft.

In dem großartigen Mosaikbild in der Chornische ist geschildert, wie der Heilige Geist über dem Kreuze auf dem Berge schwebt und Ströme des Lichtes und des Wassers ausgießt, die dann als Jordanfluß weiter in die Welt fluten; wie Lämmer und Hirsche aus demselben ihren Durst stillen; wie Kinder, Blumen und Vögel an seinen Ufern spielen und auf seinen Wellen fröhliche Menschen auf Fahrzeugen dahingleiten — ein schönes, liebliches Bild des Glückes, der Kirche anzugehören, die daselbst auch dargestellt ist als die Stadt mit dem Phönix und der Palme, gehütet von Engeln und Aposteln. Mit der Trennung von der Kirche versiegen all diese Ströme des Lichtes und des Glückes. Wie der Lateran Mutter aller Kirchen heißt, so ist die Kirche aller Menschen Mutter. Wir wissen nicht, wie öde und unheimlich es sich wohnt und lebt, wo diese Mutter nicht ist und fürsorglich waltet. Wer die Kirche nicht zur Mutter hat, hat auch Gott nicht zum Vater, sagt ein Kirchenlehrer. Deshalb denken wir der Getrennten, damit sie den Weg zum Mutterhause und zum Mutterherzen wieder finden.

Eine andere schöne Erinnerung weckt in unsern Herzen das Mosaikbild in der Nische an der Kapelle Sancta Sanctorum gegenüber der Laterankirche. Da steht links an der Gruppe des Heilandes und der Apostel geschildert, wie der Heiland Petrus die Schlüssel, Konstantin die Reichsfahne reicht; rechts aber, wie der hl. Petrus Papst Leo III. die Stola, Karl dem Großen die Fahne übergiebt. Am Bogen prangt die Inschrift: Gloria in excelsis Deo et pax hominibus. Unten liest sich der Spruch: Beate Petre dona vitam Leoni Papae et victoriam Carolo Regi da. Es waren diese Worte der feierliche Segen und Jubelruf, mit dem die Gründung des römischen Kaisertums deutscher Nation, die Vereinigung der beiden Gewalten, des Papsttums und des Kaisertums, in St. Peter begrüßt und eingeweiht wurde. Sie sollte ein ewiges Unterpfand des Friedens und des einträchtigen Waltens zwischen Kirche und Staat, zwischen Fürsten und Völkern sein. Das möge auch heute Gott walten!

Die St. Sebastianskirche.

Von dem Platze an der Westseite der Laterankirche, den die Taufkapelle, der große Obelisk und die schöne Doppelhalle Sixtus' V. so

malerisch zieren, gelangen wir auf einem Nebenwege bei der Kirche der hll. Nereus und Achilleus auf die Via Appia und sind auf dem geraden Weg nach St. Sebastian.

Wer erinnert sich nicht mit lebhaftem und wehmütigem Gefühl an diese Straße, wer sie einmal begangen, diese „Königin der Straßen" mit ihren malerischen und ernsten Denkmälern und bezaubernden Fernsichten? Bereits beginnen rechts und links die alten Grabstätten, meist nur mehr unförmliche Gußkernkegel, von Epheu überrankt, gekrönt von einer armen, ländlichen Behausung oder von schwankenden Cypressen. Bei dem mächtig getürmten Sebastiansthor mit den Überresten des Drususbogens fällt die Straße rasch zum Almoflüßchen ab, um dann bei der Kirche Domine quo vadis und bei der Abzweigung der Via Ardeatina wieder anzusteigen, und an den Katakomben des Prätextatus und St. Callistus vorbei auf einer kleinen Anhöhe bei einem uralten jüdischen Friedhof Halt zu machen, wo eine kleine Thalsenkung, von links kommend, die Straße schneidet und einen reizenden Anblick eröffnet. Auf der entgegengesetzten Höhe des Thales steht der leuchtende „Stern der Campagna", das runde, festungsturmartige Grabdenkmal der Cäcilia Metella mit dem anstoßenden mittelalterlichen Schlosse der Gaetani, und darüber hinaus ragen die grünen Wellen der Campagna bis an die schön geschweiften Albaner Berge mit den schimmernden Landhäusern und freundlichen Städtchen. Links in der Niederung des Thälchens, hart an der Straße, stehen die bedeutenden Überreste der Villa suburbana und der Rennbahn des Maxentius, aus dem der Volksunwille den Tyrannen forttrieb in die Schlacht gegen Konstantin an der Milvischen Brücke; rechts an der Straße etwas absteigend liegt die Kirche des hl. Sebastian.

Sie ist ganz eine Märtyrerkirche auf dem Lande, einsam, nur mit einem stillen Kloster an der Seite. Die einfache Fassade aus Travertin, die Vorhalle mit sechs jonischen Säulen, ein einziges, sehr weites Schiff mit einzelnen kostbaren Baustücken und Überresten einstmaliger Herrlichkeit und die große Vereinsamung überall bewirken ein eigentümliches Gefühl von geheimnisvoller Ehrfurcht und wehmütiger Teilnahme, wie sie ganz paßt zu einer Märtyrerkirche außer der Stadt und auf dem Lande. Drei Umstände machen sie ehrwürdig und merkwürdig. Erstens lagen hier 40 Jahre und noch länger bis in den Anfang des 4. Jahrhunderts[1] die Leiber der

[1] *Duchesne,* Origines du culte chrétien (Paris 1898) p. 266.

heiligen Apostel Petrus und Paulus. Sixtus II. flüchtete sie (im Jahre 258) vor dem Beginn der Valerianischen Verfolgung an diesen Ort, der schon ad Catacumbas hieß, um sie vor den Händen der Verfolger und vielleicht auch übereifriger Christen sicherzustellen[1]. Wahrscheinlich baute Papst Damasus eine Kirche über der Gruft, wo die Apostelleiber gelegen hatten, und benannte dieselbe nach ihnen. Die Stelle ihrer Beisetzung war die Mitte des vorderen Teiles der heutigen Basilika zwischen dem Reliquienaltar und dem jetzigen Grabe des hl. Sebastian. Dieser Umstand setzt die Sebastianskirche in eine innige Beziehung zu den Basiliken des hl. Petrus und des hl. Paulus. Einige Jahrzehnte später dann unter Diokletian setzte die hl. Turania Lucina, mütterlicherseits aus kaiserlichem Geschlechte und Witwe des Prokonsuls von Asien Faltonius Pinianus, den Leib des hl. Sebastian hier bei[2], von dem die Kirche seit dem 9. Jahrhundert den Namen trägt[3]. Mehrere Päpste stellten sie her, den barbarischen Umbau aber und ihre jetzige Gestalt erhielt sie durch den Kardinal Scipio Borghese unter Paul V. (1612). Das Grab des heiligen Blutzeugen steht links dem Reliquienaltar gegenüber. Die liegende Statue des Heiligen aus weißem Marmor ist nach Bernini gearbeitet. Das ist der zweite Umstand. Der dritte ist, daß hier auch der Märtyrerpapst Fabianus mit manchen andern Märtyrern bestattet ist. Unter der Kirche ziehen sich Katakombengänge hin, und hinter dem Chor führt ein Gang zu einem tiefen, halbrund ausgemauerten Schacht (aus dem 5. Jahrhundert), Platonia genannt, in dem die Gräber des hl. Quirinus und anderer in rundbogigen Vertiefungen der Mauer angebracht sind.

Wie schon bemerkt, befinden sich auch die Katakomben des Prätextatus und Callistus in nächster Nähe. So sind wir hier also auf dem heiligen Boden des unterirdischen christlichen Roms, der Katakomben, des großen Todes- und Siegesfeldes unserer heiligen Kirche. Von der Erdoberfläche verbannt, unwürdig gehalten der Luft und des Lichtes, hat sie sich unter die Erde geflüchtet mit ihren Altären und mit den sterblichen Überresten ihrer verewigten Kinder; in den Katakomben hat sie gebetet, geweint und gehofft; ganze Geschlechter ihrer Kinder hat sie hier in Frieden gebettet; ein Heer von Blutzeugen, die oben vor Richtern und gefüllten

---

[1] *Allard,* Les dernières persécutions III, 87.

[2] *Allard* l. c. IV, 398.

[3] Grisar, Die römische Sebastianskirche und ihre Apostelgruft, in: Gesch. Roms und der Päpste S. 431 f.

Theatern Christus mutig bekannt, hat sie des Sieges harrend hier beigesetzt. Mit diesem Netz von finstern Gängen, Grabkammern und Altären, das der Ausdehnung des oben herrschenden Roms fast gleichkam, hat sie still und stetig arbeitend und leidend das Heidentum gleichsam untergraben, bis sich endlich die Zeit erfüllte und sie aus dem dunklen Verließ sich erhob, um endgültig die Zügel der Weltherrschaft zu ergreifen, während das heidnische verfolgende Rom besiegt in die Gruben stieg. Welche Erinnerungen stürmen hier an der Stätte des Glaubens, des Hoffens und der unbesiegbaren Liebe unserer heiligen Kirche auf den gläubigen Beter ein, den spätgeborenen, glücklichen Erben ihres heiß erstrittenen Sieges!

Vor allem vereinigen sich die Gedanken auf das Grab des glorreichen Märtyrers, eines der berühmtesten aus der Zahl der Kämpfer Christi, dessen Namen nun die Kirche trägt, des hl. Sebastianus. Der hl. Sebastianus, Befehlshaber der Palastwache oder Inhaber der ersten prätorianischen Kohorte, war ein ebenso guter Soldat der Kirche als des Kaisers. Unter den Abzeichen des weltlichen Kriegsdienstes beschützte und ermunterte er die verfolgten Christen und gewann viele Heiden für den Glauben, was ihm den Titel eines „Verteidigers der Kirche" verdiente. In der Verfolgung Diokletians, die damit begann, das Heer von Christen zu säubern, erlitt er wohl um 303 unter Maximian, der damals sich in Italien befand[1], den bekannten Martertod und wurde, wie bemerkt, an dieser Stelle bei den Leibern der heiligen Apostel beigesetzt. Gleichsam um den Tapfern zu ehren, räumten die Apostel später die Stätte und den Namen der Kirche dem Blutzeugen ein. Auch die Kirche hat es für ihren Vorkämpfer an hohen Ehren nicht fehlen lassen und hat ihn den christlichen Kriegervereinen zum Patron gegeben. Möchte er auch in unserer Zeit der Kirche ein Heer von Verteidigern und Kämpfern, ihm ähnlich, auf den Kampfplatz führen! Die Leiber der heiligen Blutzeugen, die unter dem Altare ruhen, sind ja stets ein mächtiger Aufruf zu Gott und eine dringende Mahnstimme an uns, es an Liebe zu unserem Glauben und zu unserer heiligen Kirche nicht fehlen zu lassen.

Der hl. Sebastian ist auch ein mächtiger Patron in Seuchen und Pestnöten. Das ist ja unter Umständen auch nicht zu verachten. Schon im 7. Jahrhundert und wiederholt später hat sich seine Hilfe glänzend

---

[1] *Allard* l. c. IV, 131 s.

bewährt. Es giebt aber auch geistige und sittliche Seuchen, und sie fehlen in unserem Jahrhundert wahrhaftig nicht. Unsere Seuche ist die Gleichgültigkeit, unsere Seuche ist Nachlassen an sittlicher Kraft, unsere Seuche ist Menschenfurcht, unsere Seuche ist Unglaube und Irrglaube. In all diesen Gebrechen ist das Leben, das Beispiel und die glorreiche Fürbitte unseres Heiligen ein unversiegbares Mittel der Heilung.

Man kann sich ja dieser Märtyrerkirche nicht nahen, ohne von Liebe zum heiligen Glauben und zu Christus angeweht zu werden. Es ist ein wahres Glaubensfest, das an dieser heiligen Stätte alljährlich begangen wird, wenn in den ersten Frühlingstagen unter der erwachenden Wärme und dem steigenden Glanz der Januarssonne die Campagna zu grünen beginnt, wenn auf allen Wegen festliche Pilger heranziehen, wenn das stille, sonst so verlassene Heiligtum in festlichem Schmuck prangt, wenn Palmen und Buxzweige den Boden und die Gänge bestreuen und ihren würzenden Duft aushauchen und die Hallen und feiernden Grüfte von den Gesängen und Psalmen widerhallen, die schon vor grauen Jahrhunderten die Herzen der unten schlummernden Gläubigen und Heiligen und Blutzeugen erfreuten, trösteten und zu Gott hoben. Es ist ein wahres Märtyrerfest, der 20. Januar, der Gedächtnistag des hl. Sebastian. Man glaubt sich in die ersten Jahrhunderte des Christentums zurückversetzt, und Glaubensmut und Bekennerfreude durchweht die Seele des Christen.

Möge der Heilige, der das Schwert so mächtig zu führen wußte gegen die Feinde des Reiches, auch das christliche Schwert siegreich wenden, nicht gegen Glaubensbrüder, sondern zur Verteidigung und zum Triumph des heiligen Glaubens gegen äußere Feinde und Bedränger. So einen Triumph sah diese Sebastianskirche im Jahre 1571 am 4. Dezember, als Marc Antonio Colonna, der Anführer des päpstlichen Hilfsheeres im Kampfe gegen den Halbmond, siegreich aus der Seeschlacht von Lepanto heimkehrte[1]. Hier an der Sebastianskirche ordnete sich der glänzende Triumphzug in die ewige Stadt, wie einst die siegreichen Adler des alten Roms dankend und Gelübde entrichtend in den großen Marstempel einzogen, der hier in nächster Nähe am Sebastiansthore stand, und der wahrscheinlich seine zerfallenen Quadern und Säulen zum Bau der Apostel- und Sebastianskirche hergegeben hat.

---

[1] Reumont, Geschichte der Stadt Rom III (2. Aufl.), 563.

St. Paul außerhalb der Mauern.

Wir sind nun auf dem Wege nach St. Paul schon ganz in der Campagna, die, weithin gelagert, die feierliche, majestätische, einzig würdige Umgebung der ewigen Stadt bildet. Zuerst begrüßt uns linker Hand an der Kreuzung unserer Straße mit der Via Ardeatina die Katakombe der Märtyrerfamilie aus dem kaiserlichen Geschlecht der Flavier, der hll. Domitilla, Nereus, Achilleus und Petronilla. Mit frommer, lieblicher Wehmut blickt uns die einfache, eilig aus alten Baustücken hergestellte Basilika mit dem armen Notdach an. Weiterhin schweift das Auge dann bald über die grünen Wellenlinien der Campagna, in deren Vertiefungen stille Herden weiden und auf deren Höhenzügen bald ein verlassener Wachtturm, bald Ruinen von Landhäusern, Tempeln und Grabdenkmälern auftauchen, während fernhin die kunstvollen Bogen der alten Wasserleitungen meilenweit bis an die Berge ziehen, von denen sie ehemals ganze Flüsse in die Stadt führten; bald eröffnet ein Blick durch das eisenvergitterte Thor eines Landguts den Anblick der fernen Stadt, deren düstere, graue Mauern und massenhafte Türme, die sie in kriegerischem Ernst wie mit einem Gürtel von Stein und Erz umpanzerten, auf den Höhen majestätisch dahineilen und nur die Kuppeln der Kirchen und Hochterrassen der Paläste sehen lassen. Mitte Weges erinnert ein traumseliges Kapellchen mit Priesterwohnung und Garten an den hl. Philipp Neri, der so oft in seinem Leben diesen Weg gegangen und in der St. Sebastianskirche Nächte und Nächte im Gebet zugebracht hat. Gleich darauf senkt sich der Weg in eine Hohlgasse durch den Tufffelsen, köstlich überhangen von Baum- und Strauchgrün, bei dessen Ausgang uns über einem malerisch abgestuften, mit Baumgruppen und alten Bauwerken bestandenen Tuffhügel schon der Glockenturm von St. Paul mit seinem Festgeläute begrüßt.

Breit, lang, majestätisch, dem Äußern nach unansehnlich und schmucklos, liegt St. Paul da zwischen der alten Via Ostiensis und dem Tiber. Rechts jenseits des Flusses in der Ebene ziehen die Ausläufer der Janikulushöhe dahin, links steht, eine geschmacklose Verirrung, der Turm der Basilika, und hinter ihm steigt steil der Tuffhügel empor, der mit seinen offenen Grabhöhlen an der Seite und mit dem alten Gemäuer und dem dunklen Steineichenwald auf dem Scheitel einen malerischen Seitengrund bildet, während der Tiber, die Basilika in ruhigem Gang umkreisend, das römische Landschaftsbild majestätisch abrundet und vollendet.

Eingetreten durch die Seitenhalle, erblickt man sich plötzlich mit Staunen in dem ungemessenen, von Licht und Gold durchflossenen Raume des ungeheuern Querschiffes. Vom Haupteingange des Mittelschiffes aus betrachtet, wächst diese Wirkung der Weiträumigkeit beim Anblick der ohne Ende dahinschreitenden Granitsäulen, beim Aufblick zum farbigen, goldstrahlenden Oberhaus mit dem Kranze der großen Papstbilder, bei dem Durchblick in den Säulenwald der doppelten Nebenschiffe und namentlich bei dem Durchblick durch den doppelten Triumphbogen in die weite, hochgeführte Chornische, welche mit ihrem glänzenden Mosaikschmuck das großartige Bild majestätisch abschließt. Ringsum und von allen Seiten begegnet dem Auge nur glänzendes, blitzendes Marmorgestein von allen Farben, so daß man über der gleißenden, vornehmen Pracht kaum aufzutreten wagt. St. Paul erweckt in der That die ganze Prachtwirkung der alten Basilika, nur besitzt sie nicht die Weihe des Gebetes und des Altertums. Das allzuhelle Licht, das ungehindert von allen Seiten einströmt, und die auffallenden Spuren des modernen Baugeschmackes, die zu dem furchtbaren Ernst der byzantinischen Mosaikgestalten am ersten Triumphbogen in schneidendem Gegensatz stehen, bewirken weniger kunstharmonisches Genügen, Sammlung und Andacht als Bewunderung und Staunen über all der Pracht und Herrlichkeit des herbeigeschafften Baustoffes. Aber eine Basilika ist St. Paul und läßt selbst die Raumempfindung lebhafter aufkommen als St. Peter, weil das Auge an den ohne Ende einsetzenden Säulen Anhaltspunkte und Gradmesser findet, während in St. Peter die Raumentwicklung sich hinter wenigen, machtvollen Pfeilern und in weiten Nebenhallen verliert und erstirbt. Der romanische Klostergang am rechten Querschiff und der noch unvollendete Vorhof gegen den Tiber hin atmen ganz die altromanische traumselige Majestät und die offene, heitere Pracht der modernen Baukunst.

Hier sind wir also am Grabe des Völkerapostels. Ungefähr eine halbe Stunde von hier abseits, in dem feuchten, anmutigen, von hohen Eukalyptusbäumen beschatteten Thale mit der ernsten Basilika und dem Trappistenkloster an der Via Laurentina und an der Quelle der Aquae Salviae, wurde der Apostel enthauptet und hier von der hl. Lucina, der Apostelschülerin, welche wahrscheinlich die berühmte, von Tacitus erwähnte Gräcina Pomponia ist[1], auf ihrem Gute begraben. Viele Christen suchten

---

[1] *Allard* l. c. I, 28.

in der Nähe des großen Apostels ihre Grabesruhe, und so entstand in dem Tuffhügel nebenan die Katakombe der Comodilla. Konstantin überbaute das Grab des hl. Paulus mit einer Kirche, die später Theodosius, Honorius und Placidia zu einer großen und herrlichen Basilika erweiterten, die selbst den alten St. Peter an Größe und Weiträumigkeit übertraf. Jahrhundertelang war sie der Stolz Roms und das Ziel unzähliger Pilger, bis sie 1823 zum Entsetzen der Stadt und des ganzen katholischen Erdkreises durch einen unglücklichen Zufall ein Raub der Flammen wurde, aus dem nichts von der alten Herrlichkeit übrig blieb als der Triumphbogen mit den alten Mosaikschildereien. Pius IX. vollendete mit unsäglichem Aufwand den Wiederaufbau der Kirche. Alle christlichen Jahrhunderte sind so in der Verherrlichung des Apostelgrabes vertreten: die alte Zeit in dem Triumphbogen, das Mittelalter im Tabernakel über der Confessio, im Kreuzgang und in der sogen. Märtyrerkapelle und unsere neueste Zeit in dem kostspieligen, königlichen Neubau der Basilika und der Vorhalle.

Hier hat das große, apostolische Herz des hl. Paulus, das im Leben keine Ruhe kannte, endlich Ruhe gefunden; hier hat der apostolische Pilger, dem die Erde zu enge wurde, seinen Wanderstab niedergelegt; hier hat der gewaltige Eroberer des Evangeliums sein Schwert ergeben gesenkt vor dem Tode, weil es außer Rom nichts mehr zu erobern gab. Das Herz des hl. Paulus war wirklich das Herz der Welt. Eine dreifache Liebe hat unentwegt in diesem Herzen geschlagen, die Liebe zum göttlichen Heilande, die Liebe zu den Menschen und die Liebe zur heiligen Kirche. Ausdruck, Inhalt und Übung dieser Liebe zu Christus und zu den Menschen aber war beim hl. Paulus die Liebe zur Kirche. Sie ist das große Geheimnis, das er immer predigt; sie ist ihm die Kreatur, die Fülle, der Leib, die Braut Christi, Christus selbst, der fortlebende, fortwirkende, fortleidende und forttriumphierende Christus in der Welt, die Säule und Grundfeste der Wahrheit.

So begreift sich sein unermüdlicher Eifer, seine Arbeitslust und Opferfreudigkeit für die Verteidigung, Verbreitung und Erhöhung der heiligen Kirche. Dieses Herz kannte nur eine Freude, ein Leid, einen Ehrgeiz und eine Furcht, das war der Fortschritt und die Schädigung der Kirche, des Reiches Gottes hienieden. Dieses Herz haßte nur die Unwahrheit, die Lüge, die Selbstsucht und die Halbheit für die Sache Gottes und der Kirche. So kann man sich diesem apostolischen Grabe nicht nähern, ohne von dieser apostolischen Liebe angehaucht zu werden. Längst gestorben,

spricht es noch durch sein Beispiel, durch seine liebeglühenden Schriften und sein glorreiches Fürbitten bei Gott.

Während wir am Grabe des hl. Paulus so ernsten Gedanken obliegen, dringen aus dem Chore, getragen von dem mächtigen Schall der Orgel und der Glocken, belebt und beflügelt durch die Osterfreude, die liturgischen Gesänge der Söhne des hl. Benedikt durch die gewaltigen Räume der Basilika heran und lassen unser um Gnade und Erbarmen ringendes Flehen für die Nöten der Kirche gleichsam schon in den Triumphgesang ihres einstigen, sichern Sieges ausklingen. Der Sieg Christi über Welt und Hölle und Tod ist der Sieg der Kirche selbst. Et unam sanctam catholicam et apostolicam Ecclesiam — wie zuversichtlich, wie kräftig, wie durchdringend und erhebend klingen diese Worte aus und wieder in dem katholischen Herzen am Grabe eines hl. Paulus! Sie seien unser letztes Wort und die bleibende Erinnerung aus unserer Pilgerfahrt — die Liebe zur Kirche.

Wir haben gewiß viele und dringende persönliche Anliegen. Keines aber darf uns wichtiger und dringender sein als die Sorge um die Kirche. Was nützte uns alles persönliche, selbst geistliche Genügen und Gewinnen, wenn die Kirche, das Vaterhaus, in dem wir leben, Gefahr liefe und Schädigung erlitte? Wir steigen und fallen in der Kirche und mit der Kirche. Niemand ist entschuldigt durch seine Wenigkeit von diesem Gebetszehnten für die Kirche. „Wir vermögen nichts gegen die Wahrheit, alles für die Wahrheit.“ Die Kirche aber ist die Wahrheit. Von diesem Gedanken erfaßt war der hl. Ignatius von Loyola, der hier am Grabe des Weltapostels in der Kapelle linker Hand an der großen Chornische mit seinen Gefährten die ersten Gelübde ablegte und damit seinen Weltorden gründete zur Verteidigung und Ausbreitung der Kirche. Das war eine würdige Votivgabe am Grabe des hl. Paulus. Ja selbst manch heiliger Frauen Erinnerung und Andenken begegnete uns auf unserer Kirchenfahrt, so einer hl. Cyriaka, einer hl. Helena und zweier hll. Lucina! Sie waren schwache, gebrechliche Werkzeuge und dienten dem Reiche Christi bloß als Todtenbestatterinnen und Handlangerinnen. Und siehe! ihr Name, ihr stilles, demütiges Wirken ist glorreich verflochten mit der Geschichte unserer heiligen Kirche, ihr Werk ist geblieben und steht noch glorreich vor uns. Alles ist unsterblich und groß, was die Kirche berührt, jede Gunst, jeder Dienst, jede Liebesregung, jedes Gebet! Alles macht Weltgeschichte im weitesten Sinne des Wortes.

III.

Das ist die Kirchenfahrt in Rom, der Weg zu den sieben Kirchen.

Er ist ein stiller, einsamer Weg. Er liegt weit ab von den Straßen der Welt; er wird von ihr wenig begangen. Nur halbwegs und widerwillig geht sie mit bis zu den ernsten Cypressen von S. Lorenzo. Dort endet alle ihre Herrlichkeit und Freude unter einem Grabstein. Unser Weg führt auch zu Gräbern, aber dann weiter über sie hinaus. Der alte Weg des Todes wird ein Weg des Lebens, eine wirkliche Nova via!

Er ist ein heiliger Weg, begangen zu allen Zeiten von unzählig vielen ernsten, reinen und heiligen Seelen. Wer mag es wissen, wie viele heilige Gedanken, Anmutungen und Aufflüge zu Gott und zum Himmel hier die Herzen gewonnen; wie viele Gnadenpfänder hier Gott in den Seelen niedergelegt, die später aufgingen zum unberechenbaren Segen für die Kirche und für die Welt; wie viel Erdenstaub hier abgeschüttelt und wie viel Reinheit und Heiligkeit hier gewonnen wurde! Was die Milchstraße am nächtlichen Himmel, das ist unter den Großstraßen der ewigen Stadt der Weg zu den sieben Kirchen. Er ist eine heilige und heiligende Straße, eine wahre Sacra via!

Er ist endlich ein gedankenvoller Weg, gesäumt mit den ehrwürdigsten christlichen Erinnerungen, fruchtbar an den tiefsinnigsten Wahrheiten, ein wahres Sinnbild Roms und seiner Bedeutung. Er beginnt mit dem Grabe des ersten Papstes und endet mit der Ruhestätte des größten unter den Aposteln. Dazwischen geht die Fahrt an der Krippe und am Kreuze des Erlösers vorbei von Grabkirche zu Grabkirche. Aber diese Gräber sind Trophäen des Lebens, des Sieges und des Triumphes.

Also Tod und Leben, ja Leben aus dem Tode, das ist auch die Bedeutung Roms, der Verlauf des Reiches Christi, ja der Inhalt des menschlichen Daseins. Die erste Gestalt der christlichen Kirche im alten heidnischen Rom war die einer Grabkirche, die Katakomben, ein unermeßliches Beinhaus, eine ganze Totenstadt, voll blutiger und verstümmelter Leichen. Aus diesem Grabe aber feierte das Christentum, nachdem seine Leidenszeit vorüber war, seine Auferstehung, und in dem Maße, wie das Christentum sich erhob, sank das Heidentum in das unterirdische Grab, welches das Christentum ihm bereitet hatte, und auf den Trümmern der heidnischen Welt erhoben sich die majestätischen Denkkirchen der heiligen Blutzeugen, die, in nächtlicher Stille drunten zu Grabe gebracht, geschlummert hatten und, nun erwacht, ringsum das Leben und den Segen des auferstandenen

Christentums spendeten. Darin ist Rom seiner vorbildlichen, prophetischen Schwester, dem heiligen Jerusalem, ähnlich. Dort ist auch ein Grab gebettet worden in der Stille und Dunkelheit eines Abends nach einem schrecklichen Tage, und dieses Grab hat die sinkenden Trümmer der geschleiften alten Priesterstadt überdauert und überbaut und hat aus der Trophäe des Todes ein Denkmal des Lebens, ja das Grab des Grabes gemacht. So ergreift und erobert das Leben wunderbarerweise stets diese Erde durch die Hand des Todes.

Schließen wir mit den schönen Worten Görres': „Gewiß ist es einer der erhabensten Gedanken, den uns die Geschichte der Menschheit darbietet, wenn wir uns den wunderbaren Sieg vergegenwärtigen, den im Umfange dieser Mauern (Roms) die göttliche Idee durch die bloße Kraft der Überzeugung, unter dem Beistande der Gnade Gottes, wehr- und waffenlos, über die äußere Macht der Welt und alle ihre verführerische Herrlichkeit errang; wunderbar wie das Christentum selbst, so ist auch seine Geschichte in Rom, wenn wir dem Gange dieser seiner Entwicklung und Ausbreitung folgen, wie ihm anfänglich jene engen Modergrüfte mit ihren blutigen Leichen, bei denen ein Häuflein Verfolgter, tief unter der Erde, gebetet und geweint, zur Zufluchtsstätte und zur ersten Kirche dienten, und wie dann diese arme, verfolgte Grabkirche sich im Laufe der Jahrhunderte erweitert und erhoben und höher und höher gestiegen, bis sie zuletzt in dem Riesenbau von St. Peter in aller Pracht sich entfaltete und das Genie Michel Angelos sie mit seiner himmelanstrebenden Kuppel, einem der kühnsten Werke menschlicher Architektur, krönte, von deren höchster Spitze nun, im Lichte der Sonne strahlend, das Kreuz auf die priesterliche Stadt herniederschaut.

„Unter eben dieser Kuppel und dem Grabe zur Seite, in welchem der Apostel ruht, den der Herr zu seinem Felsen erwählte, auf den er seine Kirche baute, am Rande von St. Peters Grab, erhebt sich dann die Cathedra Sancti Petri, der heilige Stuhl für seinen Stellvertreter, für das sichtbare Haupt seiner allgemeinen, die Menschheit umfassenden Kirche, wie er selbst, der Gottmensch, sakramentalisch auf dem Grabaltare seines Jüngers thront, dem er die Schlüsselgewalt übertragen.

„So sind also St. Peter wie St. Paul und wie alle alten Kirchen Roms im wahren Sinne des Wortes heilige Grabkirchen, und dieser Ursprung unserer christlichen Kirchen aus den Gräbern der Märtyrer und Heiligen als den geweihten Opferstätten des unblutigen Opfers dessen, den die dort Begrabenen bezeugt, war von entscheidendem Einfluß auf die ganze

kirchliche Architektur, wovon die Krypten und unterirdischen Kapellen so vieler unserer ältesten Kirchen noch immer Zeugnis ablegen. In gewissem Sinne kann man daher nicht nur die Architektur, sondern die gesamte christliche Kunst, wie sie in allen ihren Formen der Verherrlichung des Ewigen, des Göttlichen, in seinem Heiligtume diente, eine heilige Grabblume der Märtyrer und Christi, ihres Königs, nennen. . . . Wie manche mächtige Stadt verdankt dem Grabe eines Heiligen ihren Ursprung und ihren Stolz, das heilige Denkmal, das sie in ihrer Mitte bewahrt! Darum schien auch im Mittelalter die Bedeutung von Rom selbst in seinen beiden heiligsten Gräbern befaßt; denn ad limina Sanctorum apostolorum Petri et Pauli zogen unsere deutschen Könige, um dort, wo die alten Cäsaren gethront, die heilige Weihe ihrer kaiserlichen Würde zu empfangen.

Aber eben weil in diesem Rom das Heidentum seinen vorzüglichsten Sitz gehabt, weil es dort mit kaiserlicher Macht in seinem höchsten Glanze geherrscht, eben darum war auch der Kampf, den das Christentum mit ihm zu streiten hatte, hier der heißeste; darum wurde hier die Erde von dem Blute der Märtyrer am rötesten, und weil sie daher auch die meisten heiligen Gräber in ihrem Schoße beschließt, eben darum wurde sie würdig befunden, daß der heilige Stuhl des obersten Hirten in ihrer Mitte sich erhebe, und daß sie zwischen den Trophäen des besiegten Heidentums, zwischen umgestürzten Tempeln . . . jene Metropole der christlichen Welt, die Kirche von S. Giovanni in Laterano, in sich befasse, die dem Fremdling ihre Würde weithin mit großer Metallschrift in der Aufschrift verkündet: Mater et Caput omnium Ecclesiarum urbis et orbis.“ [1]

So ist also der Weg der sieben heiligen Kirchen in Rom nicht bloß eine Via sacra, sondern auch im glorreichsten Sinne eine wahre Via triumphalis!

---

[1] Historisch-polit. Blätter XI, 1 f.: Jerusalem und Rom.

M. Meschler S. J.

Der biblische Hyssop.

Wenn wir uns in der biblischen Pflanzenwelt des heiligen Landes etwas umsehen und auf der Suche nach so manch schönen Blumen der Heiligen Schrift die Hügel und Thäler, die Felder und Fluren durchstreifen, können wir uns nicht selten, namentlich an alten Mauern und auf felsigen Plätzen, an dem angenehmen Dufte einer ziemlich hohen Pflanze mit rötlich weißen Blüten erquicken, deren Gestalt uns an manche traute Bekannte aus der Heimat erinnert. Es ist eine Schwester unseres Dosten und Majoran und Wohlgemut und nennt sich *Origanum Maru* Linné, mit arabischem Namen *za'tar*. Wie unsere heimischen Dosten gehört auch dieses Kind des Orients zur Familie der Lippenblütler *(Labiatae)*, erreicht aber eine Höhe von gut einem Meter und darüber. In seinem unteren Teile ist er holzig und strauchartig; seine Stengel und Zweige sind stark und gerade gewachsen. Aus seinen Blüten und Blättern bereiten die Orientalen ein aromatisches Pulver, das als Gewürz in hohem Ansehen steht [1].

Für uns gründet sich aber das Ansehen dieser Pflanze auf etwas anderes. Sie kann nämlich mit großer Wahrscheinlichkeit als der wahre und eigentliche Hyssop der Bibel betrachtet werden. Sie verdient es daher wohl, daß wir ihr eine besondere Aufmerksamkeit schenken und einige Augenblicke bei ihr verweilen.

Der Gebrauch des Hyssop wird in der Heiligen Schrift zuerst in der Vorschrift über die Feier des Osterlammes erwähnt (2 Mos. 12, 22): „Tauchet Hyssopstengel in das Blut, und spreget damit an die Oberschwelle und die beiden Pfosten der Thüre." In ähnlicher Weise wird bei verschiedenen Reinigungsgesetzen vorgeschrieben, daß ein Büschel von Hyssop (4 Mos. 19, 18) oder von Hyssop und Zedernholz mit roter Wolle (3 Mos. 14, 4. 6. 49. 51. 52. 4 Mos. 19, 6. Hebr. 9, 19) zum Sprengen mit dem Opferblut und dem Reinigungswasser gebraucht werde. Dieses Zedernholz, dessen Verwendung bei häufig vorkommenden Reinigungen den Israeliten auf dem Wüstenzug vorgeschrieben wurde, dürfte nebenbei be-

[1] *Edm. Boissier*, Flora orientalis IV, 553. *G. E. Post*, Flora of Syria, Palestine and Sinai (Beirut 1896) p. 617.

merkt wohl nicht das Holz der nur auf dem Libanon und den nördlichen Bergen wachsenden eigentlichen Zeder sein, wie die meisten Erklärer annehmen; vielmehr ist wohl eher an eine Wacholderart (z. B. *Iuniperus phoenicea* Linné, *I. lycia* L.) zu denken, die auch von alten Profanschriftstellern als Zeder bezeichnet wird und noch heute am Rand der Wüste im Wādī Arabā vorkommt [1].

Mit Bezug auf jene Gesetzesvorschrift sagt auch der Psalmist im Miserere: Asperges me hyssopo, et mundabor (Ps. 50, 9). Indem die heilige Kirche diesen Psalm Miserere so oft in ihren Gebeten und Gesängen verwendet und namentlich das Asperges me hyssopo jeden Sonntag vor dem feierlichen Gottesdienst wiederholen läßt, hat sie den Hyssop zu einer der am häufigsten genannten biblischen Pflanzen gemacht. Man hat wohl bei diesem Asperges me hyssopo des Psalmisten an eine Mischung des aromatischen Hyssoppulvers mit Wasser gedacht, wie die Orientalen gerne ein wohlriechendes Wasser zum Besprengen brauchen. Aber mit Rücksicht auf die gesetzlichen Reinigungsvorschriften liegt es wohl näher, nach der gewöhnlichen Erklärung die Worte von einem Hyssopbüschel zu verstehen, mit welchem das Blut und das Reinigungswasser ausgesprengt wurden.

Außer an diesen Stellen ist nur noch zweimal vom Hyssop in der Heiligen Schrift die Rede. Im Lobe der Weisheit Salomons heißt es: „Und er wußte zu reden über die Bäume, von der Zeder auf dem Libanon bis zum Hyssop, der an der Mauer wächst“ (3 Kön. 4, 33). Der Libanonzeder als dem mächtigsten und größten Baume wird der Hyssop als eines der geringsten Gewächse gegenübergestellt, das wie Unkraut auf alten Mauern überall zu finden ist. Doch wird auch diese Pflanze noch zu den Hölzern (hebräisch *hāʿēṣīm*) gerechnet, unter denen man nach dem sonstigen Gebrauch des Wortes nicht einfachhin jedes gewöhnliche Kraut verstehen kann.

Außerdem nennt der hl. Johannes den Hyssop bei der Kreuzigung unseres Herrn, indem er sagt, die Soldaten hätten den mit Essig gefüllten Schwamm um einen Hyssop gelegt (hyssopo circumponentes, *ὑσσώπῳ*

[1] *Theophr.*, Hist. pl. III, 12, 3. *Dioscurid.*, Mat. med. I, 105; V, 45 sq. *Plin.* XIII, 5, 11 u. a. *Boissier*, Flora orient. V, 710. *Post*, Flora p. 749 und bei *J. Hastings*, Dictionary of the Bible I, 364 a. — Der strauchartige *Iuniperus oxycedrus L.*, den H. B. Tristram, J. Smith, E. Levesque u. a. vorschlagen, kommt weniger in Betracht, da er im südlichen Palästina und in der Wüste nicht wächst.

περιθέντες) und ihn so dem Munde des Gekreuzigten zur Labung dargeboten (Joh. 19, 29). Die andern Evangelisten sagen nur, der Schwamm sei um ein Rohr oder einen rohrartigen Pflanzenstengel gelegt worden (*περιθεὶς καλάμῳ*), ohne daß sie die Art der Pflanze näher bestimmen (Matth. 27, 48. Mark. 15, 36). Unter dem „Rohr" braucht man dabei aber keineswegs an das Schilfrohr zu denken, da *κάλαμος* und *calamus*, ebenso wie das hebräische *qāneh*, auch von jedem größeren, gerade gewachsenen Stengel einer Pflanze gebraucht werden kann. Es ist so gar nicht nötig, einen Widerspruch in diesen Angaben der Evangelisten zu sehen, und man braucht auch nicht erst „zu lernen, auf derartige Harmonisierung von Einzelheiten der evangelischen Überlieferung zu verzichten", und nur noch „die Frage, welche der beiden Angaben als die genauere vorzuziehen sei", in Erwägung zu ziehen [1]. Mag man dabei auch noch so schön dem „gebildeten Bibelleser" auseinandersetzen, wie der „Ysop der sinnigen Betrachtungsweise des Johannes ganz entspreche", es wird dadurch das Unrecht gegen Gottes Wort nicht wieder gutgemacht, dessen Angaben man als ungenau in solchen Einzelheiten hinstellt. Aber die vollste Harmonie der evangelischen Berichte, ohne irgendwelche künstliche „Harmonisierung", ergiebt sich von selbst, sobald man nur etwas besser als die gelehrten Herausgeber des Bibellexikons sich in der Litteratur über den „Ysop" und in der Flora des heiligen Landes umgesehen hat und weiß, daß nicht bloß „lauter kleine, ein *[sic!]* Fuß oder etwas darüber hohe Lippenblumenkräuter" in Betracht kommen [2]. Drum „das Wort sie sollen's lassen stahn!"

Die Frage nach der Art dieses biblischen Hyssop hat schon längst vor jedem Bibellexikon die alten und neuen Schriftausleger viel beschäftigt. Zwar hatten die alten Übersetzungen ziemlich übereinstimmend das hebräische *ēzōb* mit *ὕσσωπος*, *hyssopus* erklärt; weil aber dieses Wort im Grunde nur eine Herübernahme des hebräischen Ausdruckes war, so blieb die Art der Pflanze ebenso unbestimmt wie zuvor, zumal nach der Meinung mancher der griechische und lateinische Name als Bezeichnung einer Reihe ähnlicher Pflanzen verwendet wurde. Bei der mangelhaften Kenntnis der orientalischen Flora kamen daher die verschiedensten Kandidaten für den Platz des Hyssop in Vorschlag; der große Celsius zählt deren schon 18 auf, und es ließe sich diese Zahl aus den neueren Schriften noch vermehren. Auf

---

[1] Riehm-Baethgen, Handwörterbuch des biblischen Altertums für gebildete Bibelleser II (2. Aufl., Bielefeld und Leipzig 1894), 1801.

[2] Ebd. S. 1800.

alle diese verschiedenen Meinungen hier einzugehen würde zu weit führen; es möge genügen, auf einige Schriften und Abhandlungen über den biblischen Hyssop zu verweisen[1].

Im allgemeinen lassen sich die verschiedenen Ansichten in drei Gruppen vereinigen: einige halten an dem von Linné *Hyssopus officinalis* genannten Kräutchen als „besonders in Betracht kommend" fest oder nehmen statt seiner den weniger bekannten *Hyssopus orientalis* Adams (Celsius, Cultrera, Kinzler u. a.); andere geben diese Gattung nebst ihrer ganzen Sippschaft völlig auf und suchen sich die verschiedensten sonstigen Pflänzchen als biblischen Hyssop aus: *Capparis spinosa* L., *Phytolacca decandra* L., *Parietaria officinalis* L., *Sorghum vulgare* Persoon etc. (Tristram, Hamilton, J. Smith, Balfour u. a.); eine dritte Klasse läßt zwar den Linnéschen *Hyssopus* und seine Arten fallen, giebt aber manchen seiner Verwandten aus der Familie der Lippenblütler *(Labiatae)* Namen und Platz des biblischen Hyssop, insbesondere den verschiedenen Spezies der Gattungen *Thymus*, *Thymbra*, *Micromeria*, *Satureia*, *Origanum*. Zur letzten Klasse gehören die meisten neueren Erklärer.

Wenn wir diese letztere Ansicht mit Blasius Caryophilus, Rosenmüller, Jullien, Groser, Post, sowie mit manchen älteren Rabbinern und andern auf die eine Gattung *Origanum* beschränken und von dieser die eingangs beschriebene Art *Origanum Maru* Linné als

---

[1] *Cl. Saumaise*, De hyssopo in cruce Christi, epistolae tres ad Thomam Bartholinum (Lugduni Batavorum 1646); Responsio in quaestionem Reverovicii de hyssopo Evangelii (Roterodami 1654). *Sam. Bochart*, Hierozoicon I, 587—593, ed. *Rosenmüller* I, 670—678. *Ov. Montalbanus*, Dell' Issopo di Salomone (Bologna 1671). *J. H. Ursinus*, Arboreti biblici Continuatio (Norimbergae 1699) p. 126—128. *Blas. Caryophilus (Garofalo)*, Dissertationum miscellanearum pars I (Romae 1718), p. 177—256. *M. Hiller*, Hierophyticon II (Trajecti ad Rhenum 1725), 41—46. *O. Celsius*, Hierobotanicon I (Upsalae 1747), 407—448. *G. S. Volta*, Lettera sull' Isopo, in Opusculi scelti V, 397—408. *W. Gesenius*, Thesaurus linguae hebr. p. 57 sq. E. F. K. Rosenmüller, Handbuch der bibl. Altertumskunde IV, 1, 108—111. *C. Sprengel*, Commentar. in Dioscurid. III, 27. *P. Cultrera*, Flora biblica (Palermo 1861) p. 173—177. *F. Hamilton*, La Botanique de la Bible (Nice 1871) p. 161 s. A. Kinzler, Biblische Naturgeschichte (9. Aufl., Calw und Stuttgart 1884) S. 215 f. *H. B. Tristram*, Natural History of the Bible (8. ed., London 1889) p. 455—458. *J. Smith*, Bible Plants and their History p. 214—220. *J. H. Balfour*, The Plants of the Bible (2. ed., London 1885) p. 44—47. *W. H. Groser*, The Trees and Plants mentioned in the Bible (London 1895) p. 179—182. J. Löw, Aramäische Pflanzennamen (Leipzig 1881) Nr. 93. 193. 270; vgl. S. 41. 415. 426. 428 u. a.

zunächst in Betracht kommend bezeichnen, dürfen wir wohl für diese Meinung die größere Wahrscheinlichkeit in Anspruch nehmen. Dabei wäre insbesondere für die Israeliten in der Wüste die Varietät *Origanum Maru* L., var. *sinaicum* Boissier zu berücksichtigen, die besonders am Sinai und in den benachbarten Thälern sehr häufig ist[1].

Gegen den *Hyssopus officinalis* Linnés und seine nächsten Verwandten ist der eine Grund entscheidend, daß diese Gattung nirgendwo im ganzen Gebiet vom Sinai bis zum Taurus vorkommt und daher für die Stellen der Heiligen Schrift sich nicht eignet, die nur auf eine im Lande einheimische Pflanze passen. Es wäre eine ganz willkürliche Annahme, wenn man diesen Hyssopus als früher vielleicht beim Sinai und in Palästina vorhanden voraussetzen wollte.

Gegen die Kandidaten der zweiten Klasse läßt sich vor allem geltend machen, daß sie unter dem griechischen und lateinischen Namen *ὕσσωπος* und *hyssopus* von den Alten nicht mit einbegriffen wurden; denn mag man auch über die genaue Begriffsbestimmung dieses Namens sich nicht einig sein, so geht doch aus der Beschreibung der Alten zur Genüge hervor, daß sich derselbe auf eine Pflanze aus der Familie der *Labiatae*, und zwar aus der Sippe der *Satureineae* beziehe[2].

Außerdem läßt sich gegen alle diese vorgeschlagenen Pflanzen mit Recht betonen, daß sie keinen Stengel haben, der den Namen *κάλαμος*, calamus verdiente, und der zum Darreichen des mit Essig gefüllten Schwammes geeignet wäre; nur beim Sorghum würde dieser Grund wegfallen, das aber niemals den Namen hyssopus getragen hat. Mag daher auch z. B. für den schönen Kapperstrauch (*Capparis spinosa* L.) geltend gemacht werden, daß er heute bei den Arabern *asaf* heiße, und daß er gerne auf Mauern und Felsen wachse, so genügt dies doch noch lange nicht, um ihn gleich zum biblischen Hyssop zu machen. Zum Hinreichen des Essigschwammes sind seine schwanken, herabhängenden Zweige ganz unbrauchbar, und zur Beschreibung des *ὕσσωπος* bei den Alten paßt er gar nicht. Wo aber derselbe Name in allen biblischen Stellen gebraucht wird, den der hl. Paulus ausdrücklich als *ὕσσωπος* erklärt (Hebr. 9, 19), da wird es ohne triftigen Grund nicht gestattet sein, ganz verschiedene Pflanzen dafür in Vorschlag zu bringen.

---

[1] *M. Jullien*, Sinaï et Syrie. Souvenirs bibliques et chrétiens (Lille 1893) p. 150 s. *G. E. Post*, Flora of Syria p. 617.

[2] Vgl. *Columella* VII, 5, 22; XII, 35 sq. *Dioscurid.*, Mat. med. III, 27 al. 30; V, 50. *Plin.* XXV, 11, 136; XXVI, 4, 23 u. a.

Gegen eines der erwähnten Gewächse, *Phytolacca decandra* L., muß noch insbesondere hervorgehoben werden, daß es erst in den letzten Jahrhunderten aus Amerika eingewandert ist[1]. Die Flora dieses noch unentdeckten Landes entzog sich aber wahrscheinlich selbst der Kenntnis des weisen Salomon.

Hinsichtlich der verschiedenen Bewerber aus der dritten Gruppe ließe sich die Schwierigkeit wegen des Namens nicht so sehr drängen; denn zur Not könnte ihnen dieser Name wohl zugestanden werden. Aber all diese niedrigen, kriechenden Kräuter erscheinen doch für die Rolle des Hyssop im Evangelium ganz unbrauchbar. Man hat zwar verschiedene Erklärungen sich zurechtgelegt, um auch mit einem solchen niedrigen Hyssopbüschel fertig zu werden. Einige lassen diesem Hyssop zulieb das Kreuz ganz niedrig sein, so daß der Soldat auch mit dem Büschel in der Hand den Mund des Gekreuzigten erreichen konnte. Man darf aber dann wohl mit Recht fragen, wozu denn überhaupt der Hyssopbüschel dienen sollte, da dann der Soldat ohne große Mühe auch mit der Hand den Schwamm hätte hinreichen können; mit dem kriechenden Kraut konnte er nicht um einen Zoll den Schwamm näher hinhalten. Um den Essig bitterer zu machen oder um durch den aromatischen Geruch die Leiden zu mildern, dazu war so ein Büschel, um welches herum der Schwamm befestigt wurde (*περιθέντες*, *circumponentes*), wenig geeignet. Man versteht auch bei einem solchen Kraut ganz und gar nicht, worauf sich das Rohr (*κάλαμος*) bei Matthäus und Markus beziehen soll.

Freilich haben andere auch dafür sich eine Erklärung zurechtgelegt. Sie denken sich den Vorgang so, daß der Soldat sich erst ein Rohr gesucht, dann oben auf dieses Rohr einen Hyssopbüschel befestigt und auf dieses endlich den Essigschwamm gelegt habe. Aber auch hier macht das Herumlegen des Schwammes um den Hyssopbüschel Schwierigkeit. Außerdem erscheint der ganze Vorgang nach dieser Auffassung etwas gar verwickelt, und die Erklärung selbst scheint nur dem Bedürfnis künstlicher „Harmonisierung" entsprungen zu sein.

Gegenüber all diesen Bewerbern kann unser orientalischer Dosten ganz wohlgemut seine Ansprüche auf die Ehre des biblischen Hyssop geltend machen.

Das erste Erfordernis für diesen Platz ist das Indigenat im Lande; nach allen Stellen der Heiligen Schrift muß der Hyssop eine beim Sinai,

---

[1] *Boissier*, Flora orient. IV, 895.

in der Wüste, bei Jerusalem und sonst im heiligen Lande einheimische Pflanze sein. Diese erste Bedingung erfüllt unser Majoran in vollkommenster Weise. Am Sinai finden wir überall die schöne Varietät *Origanum Maru* L., var. *sinaicum* Boissier; der Typus selbst, Origanum Maru, ist im ganzen Gebiet vom Taurus bis zum Sinai überall verbreitet, so daß er das Prädikat *common throughout* verdient[1].

Als besondere Eigentümlichkeit wird vom Hyssop hervorgehoben, daß er gerne auf Mauern wächst (3 Kön. 4, 33). Gerade diesen Standort wählt sich aber unser Dosten mit Vorliebe. Wo immer auf den Mauern der Weinbergs- und Garten-Terrassen oder auf ähnlichem felsigen Grunde sich etwas gute Erde angesammelt hat, wird leicht ein von Wind und Wetter oder auch von Vögeln und Insekten ausgestreutes Samenkorn des Origanum Maru Würzel fassen und mit seinen wolligen weißen Ährchen seinen würzigen Duft verbreiten. Selbst der streng und exakt forschende Botaniker kann den Standort dieses Gewächses nicht besser kennzeichnen als mit den Worten: *Terrace walls and rocks*[2], „Der Hyssop, der an der Mauer wächst."

Wir müssen weiterhin von dem echten *ēzōb* fordern, daß ihm der Name *ὕσσωπος* nach dem zur Zeit des hl. Paulus üblichen Sprachgebrauch zukomme. Wir sind zu dieser Forderung berechtigt nicht bloß durch das Ansehen der alten Übersetzungen, die *ēzōb* als *ὕσσωπος* erklären, sondern vor allem durch die Autorität des Völkerapostels selbst. Denn mag er auch in seiner Wiedergabe der mosaischen Gesetzesvorschrift zur Wahl des Ausdruckes *ὕσσωπος* durch die alte Übersetzung der Siebenzig veranlaßt worden sein, er konnte sich dieses Wortes nicht bedienen, wenn *ēzōb* nicht eine zu seiner Zeit mit *ὕσσωπος* bezeichnete Pflanze gewesen wäre. Wie schon gesagt, war aber *ὕσσωπος* und *hyssopus*, nach der Beschreibung der zur Zeit des hl. Paulus lebenden naturgeschichtlichen Autoren, aller Wahrscheinlichkeit nach der Name einer Pflanze, die zur heutigen Familie der *Labiatae* und zur Gruppe der *Satureineae* gehört. Aus dieser Sippe verdient aber den Namen am allermeisten die Gattung *Origanum*. Daß Altmeister Linné nicht diese, sondern eine dem heiligen Lande fremde Pflanze *Hyssopus* genannt hat, kann an dem alten Sprachgebrauch nicht das Mindeste ändern.

---

[1] *Post* l. c. p. 617. *Boissier*, Flora orient. IV, 553.

[2] *Post* l. c.

Unter allen Arten der Gattung Wohlgemut ist aber Origanum Maru aus vielen Gründen für alle Stellen der Heiligen Schrift weitaus die geeignetste. Für den gesetzlichen Gebrauch als Sprengwedel bei Opfern und Reinigungen sind die steifen, etwas holzigen, mit Härchen und Wolle bedeckten Zweige ganz wie geschaffen. Sie bilden nicht nur gute, krause Büschel, wie die Zweige mancher andern Pflanzen, sondern können auch mit ihrem haarig-wolligen Kleid das Wasser und Blut gut aufsaugen und beim Sprengen verteilen; dazu war ein solches Büschel von Majoranzweigen sowohl in der Gegend, wo das Gesetz gegeben wurde, als auch überall, wo das Gesetz beobachtet werden mußte, leicht zur Hand.

Wie bei diesem Sprengwedel Zedernholz mit dem Hyssopbüschel verbunden wurde, so sehen wir auch im Lob der Weisheit Salomons wieder Zedern und Hyssop vereint genannt. Als ganz gewöhnliches Unkraut, das überall auf alten Mauern und Felsen zu finden ist, wird das Origanum Maru ganz passend der edeln und seltenen Zeder gegenübergestellt; als teilweise holziges, strauchartiges Gewächs kann es aber auch mit der Zeder unter dem allgemeinen Namen *ēsīm*, Gehölz, mit einbegriffen werden.

Für den Bericht der heiligen Evangelisten erweist sich diese Pflanze gleichfalls als ganz vorzüglich geeignet. Sie hat zunächst einen starken, drei bis vier Fuß hohen Stengel, den man ganz mit Recht als „Rohr" bezeichnen kann. Er war auch lang genug, um zum Kreuz hinaufzureichen, ohne daß wir dieses uns außergewöhnlich niedrig zu denken brauchen. Zugleich war er hinreichend stark und kräftig, um den mit Essig gefüllten Schwamm zu tragen. Die Soldaten brauchten bloß einen der in der Nähe wachsenden Sträucher auszuziehen und die obersten kleinen Blütenährchen abzubrechen. Sie hatten dann einen starken, genügend langen Rohrstengel, an dessen oberem Ende sie den Schwamm um die kleinen Ästchen leicht und sicher befestigen konnten. Ohne jede künstliche Harmonisierung begreifen wir dann von selbst, wie alle drei Evangelisten sagen, der Schwamm sei um den Stengel befestigt worden, und die hll. Matthäus und Markus diesen Stengel *κάλαμος* nennen, der hl. Johannes ihn aber als *ὕσσωπος* bezeichnet.

Es liegt daher gar kein Grund vor, diesem einen Namen, der dem *ēzōb* vom hl. Paulus gleichgesetzt wird, für die verschiedenen Stellen der Heiligen Schrift verschiedene Pflanzen beizulegen. Wenn sich ein Hyssop findet, der diesen Namen verdient und für alle Stellen der Bibel ganz gut sich eignet, so wäre erst noch zu beweisen, daß in einigen Texten andere

Gewächse gemeint seien, die sicher nicht für alle in der Schrift erwähnten Fälle passen. Ein solcher Hyssop aber ist das *Origanum Maru* L., und der Beweis für eine andere Pflanze ist bisher nicht erbracht. Wir dürfen daher diese Art des Majoran mit Recht als biblischen Hyssop betrachten[1].

Für uns hat diese Erklärung des Hyssop noch den Vorzug, daß wir wenigstens nahe verwandte Arten jenes Dosten (*Origanum vulgare* L., *Origanum maiorana* L. in Gärten) auch bei uns häufig finden und so an unserem Wohlgemut und Majoran uns wenigstens einigermaßen jenen biblischen Hyssop vorstellen können, von dem wir jeden Sonntag in der Kirche singen hören: Asperges me hyssopo, et mundabor.

L. Fonck S. J.

Die Karolinen.

Am 2. Juni 1899 wurde das spanische Parlament durch eine inhaltsreiche Thronrede eröffnet. Die Regentin forderte in derselben ihre Unterthanen auf, sich nicht so sehr über den unglücklichen Krieg mit Amerika in Klagen zu ergehen, als vielmehr in Geduld und Starkmut an die nötige Hilfe zu denken.

Eines der Opfer, die gebracht werden mußten, war der Verkauf der Ladronen-, Palau- und Karolinen-Inseln an Deutschland. Es sollten dafür 16 Millionen Mark direkt dem Staatsschatze zugeführt und diese Summe nicht zur Tilgung einer auswärtigen oder inneren Verpflichtung schon vorweg beschlagnahmt werden. Auf jeder Gruppe erhält Spanien eine Kohlenstation und steht handelspolitisch in der Reihe der meistbegünstigten Nationen.

Es ist nun wohl von Interesse, diese neue Kolonie Deutschlands genauer zu betrachten.

Im Anschluß an die deutschen Marschall-Inseln, an das Kaiser-Wilhelm-Land auf Neu-Guinea und an den Bismarck-Archipel rundet sich durch die Ladronen, Palau und die Karolinen das deutsche Gebiet zu einer gewaltigen

[1] Auch der arabische Name des Origanum Maru *za'tar* (vgl. *Boissier*, Flora orient. IV, 553. *Post* l. c. p. 617. *P. Ascherson* bei J. Löw, Aramäische Pflanzennamen S. 426) ließe sich zu Gunsten dieser Pflanze anführen, da schon Maimonides ēzōb durch *sa'tar* erklärt (Löw a. a. O. S. 136); doch werden auch andere Pflanzen mit demselben oder ähnlichen arabischen Namen bezeichnet.

Ausdehnung ab. Die Nord-Süd-Linie dürfte etwa der Entfernung von den Alpen zum Nordkap gleich sein.

Die Palau-Gruppe besteht aus 26 kleinen Inseln, welche meist von Korallenriffen umgeben sind.

Von den 10 000 Einwohnern residieren 8000 auf der größten Insel: Babelzuap oder Baobeltaol.

Die nördliche Gruppe der Ladronen, welche vulkanisch noch ziemlich thätig ist, hat keine Bewohner. Die Süd-Ladronen zählen etwas über 10 000 Bürger. Im Frieden mit Amerika wurde die bedeutendste Insel dieser Gruppe, Guahan, mit etwa 8500 Bewohnern von den Vereinigten Staaten beansprucht und dann an der Südküste der Kriegshafen Umata angelegt.

Weitaus die größte Bedeutung haben aber die Karolinen, weshalb auch bei dem ganzen Kaufe fast nur von ihnen die Rede ist.

Der Karolinen-Archipel liegt nördlich von Neu-Guinea zwischen dem 5. und 10. Grad nördl. Breite und erstreckt sich von 137° 30′ bis zu 163° 10′ östl. Länge. Die Längenausdehnung beträgt mithin von der Westinsel Yap bis zur Ostinsel Kusaie mehr als 2000 km. Die Inselflur setzt sich großenteils aus Lagunen-Eilanden, den sogen. Atollen, zusammen. Hie und da erblickt man noch den vulkanischen Basaltkern, um den die Korallentierchen in unverdrossener Arbeit ein starkes und für die Schiffe gefährliches Riff gebaut haben.

Die große Zahl solcher Inselchen, womit gerade hier der Stille Ozean förmlich besät ist, rechtfertigt den Namen „Mikronesien", „die Gegend der kleinen Inseln", vollständig.

680 Inseln und Inselchen, die man in 36 Gruppen teilen kann, werden als Archipel der Karolinen zusammengefaßt. Die Hauptgruppen sind die von Yap, Uluthi, Uleai, Namonuito, Pulawat, Ruk, Mortlock, Ponape und Kusaie. Die Mehrzahl der Atolle erhebt sich kaum 1 oder 2 m über die höchste Flut und ist aus einiger Entfernung dem Auge des Seefahrers nur durch den reichen Pflanzenwuchs erkenntlich. Gleich riesigen Kränzen aus Grün und Blumen geflochten schwimmen sie in den dunkeln Fluten des Großen Ozeans.

Die Basaltkerne hingegen erreichen wie auf Yap im Westen, Ruk im Zentrum, Lukunor gegen Osten, Ponape und Kusaie im äußersten Osten eine Höhe von 200 bis 1000 m.

Der ganze Archipel ist sehr dünn bevölkert. 50 000 dürfte die höchst gegriffene Ziffer sein, und diese 50 000 stellen eine ganz eigenartige Mischung der schwarzen, braunen und gelben Rasse dar. Es ist eine eigentümliche Thatsache, daß die Bewohner von Yap, welche doch etwa 2000 km näher als z. B. die von Ponape bei Indien und den Malaiischen Inseln liegen, viel dunkler in der Hautfarbe, viel eigenartiger und uncivilisierter in der Sprache sind als die Insulaner des Ostens. Die Wanderungen der Polynesier fanden im Süden der Karolinen statt. Und doch hat der Dialekt im Norden der Insel Yap und der in den Zentral-Karolinen unzweifelhafte polynesische Anklänge. Die Zentralinseln Uleai, Lamotrek, Isalik, Satawal sind sprachlich enge mit der Nordwestinsel Uluthi verbunden. Auf der kleinen Gruppe Nukuor, die südlich von den Mortlocks-

Inseln, und auf der Kap-in-Mailang-Gruppe, die nördlich von den Mortlocks liegt, spricht man einen Dialekt, der als eine Mischung von tahitischen, samoanischen und spätmalaiischen Ausdrücken ein Muster des ursprünglichen, reinen Polynesisch ist. Die Sprache der Mortlocksinsulaner ist die lingua franca der Karolinen, die Handelssprache, in der man sich überall mehr oder minder gut verständlich machen kann. So legt schon die Sprache unserer neuen Landsleute dem Forscher manches Rätsel zur Lösung vor. Sie läßt darauf schließen, daß eine vielfältige Kreuzung zwischen Händlern, Erforschern, Abenteurern, Flüchtlingen, Verbannten, Seeräubern, abgesprengten Zügen aus der polynesischen Völkerwanderung, die ja in großen Wellen bald hin bald zurück wogte, auf den Karolinen stattgefunden hat.

Auch für den Geographen birgt die Inselflur noch manches Geheimnis. Es bietet sich hier Gelegenheit zum Studium der Korallenformation, welche sich auf den Karolinen in allen Stadien der Entwicklung befindet.

Der Völkerkundige wartet gespannt auf Erklärung der großartigen Riesenmauern, die auf Ponape und Kusaie von unbekannten Händen aufgetürmt worden sind.

Der Kolonialpolitiker überdenkt den Wert der neuen Erwerbung, den sie als Produktions-, Kolonisations- und Handelsgebiet oder wenigstens als Stützpunkt für neue Unternehmungen im fernen Osten darzustellen geeignet ist.

Werfen wir zunächst einen kurzen Blick auf die bisherige Erforschung der Karolinen.

Eine der frühesten Nachrichten über die Karolinen haben wir aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1528 entdeckte Alvaro de Saavedra die Uluthi-Gruppe und nahm sie für Spanien in Besitz. Gleich darauf fuhr er in die große Lagune von Hogolu oder Ruk ein, und im September 1529 fand er Ualan oder Kussaie. Nach ihm kamen Villalobos und Legaspi auf ihrem Wege nach den Philippinen und entdeckten die bedeutende Westinsel Yap. 1595 stieß der Kapitän Quiros südlich von Ponape auf die Insel Ngatik, welche er nach den kriegerisch aussehenden Eingebornen Los Valientes nannte. Indessen gingen damals Entdecker und Kauffahrer andere Wege, und Land und Leute der Karolinen blieben nach den paar zufälligen Besuchen vergessen und nach wie vor in tiefes Dunkel gehüllt. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts erhalten wir durch die Jesuitenmissionäre wieder Nachricht über den Archipel. P. Stöcklein erzählt uns [1], daß etwa um 1690 der Bruder des Königs von der Insel Lamurec an die Ostküste von Mindanao verschlagen und dort von den spanischen Augustinern so freundlich aufgenommen wurde, daß der Insulaner nicht mehr zurückkehren wollte. Durch den Jesuiten Paulus Klain erfahren wir [2], daß am 28. Dezember 1696 35 Wilde nach 70tägiger Irrfahrt an der Philippinen-Insel Samal angetrieben wurden. Aus den Erzählungen der Verschlagenen entnahmen die Jesuiten, daß östlich von den Philippinen noch eine bedeutende Inselflur liegen müsse. Um davon ein klares

[1] Neuer Weltbott, 6. Teil, S. 2.

[2] Ebd., 2. Teil, S. 5; vgl. Die Katholischen Missionen 1886, S. 3. 157 ff.

Bild zu erhalten, ließ man die Insulaner auf einem großen Tisch flache Kieselsteine so hinlegen, wie die Inseln im Meere verstreut liegen. Ein großer Stein bedeutete eine große, ein kleiner eine kleine Insel. Dann wurde bei jedem Stein gefragt, wie die Insel heiße, welchen Umfang sie habe, wie weit sie von den nächsten Inseln entfernt liege. Die Wilden legten 87 größere und kleinere Steine auf den Tisch, gaben ihnen bestimmte Namen und bezeichneten die Entfernungen. Der deutsche Jesuit Paulus Klain entwarf nach diesen Angaben die erste Karte dieser neugefundenen Inselwelt [1]. Nun wurden sofort Missionsversuche angestellt. Es sollte aber lange dauern, bis der erste Erfolg errungen war, und auch seiner sollten die Missionäre kaum froh werden.

Das erste Missionsschiff wurde 1700 von einem Wirbelsturme vernichtet, bevor es überhaupt in See stechen konnte. Bei den Versuchen, die 1708 und 1709 P. Bobadilla auf einem Wachtschiffe anstellte, machte man viele Irrfahrten, bekam aber von den Karolinen nichts zu sehen. 1710 erreichten die beiden Flamländer P. Duberon und P. Cortil in der Palau-Gruppe die von ihnen benannte Andreas-Insel. Sie stiegen ans Land und sind von da an auch verschollen geblieben. Am 15. Dezember 1711 unternahm P. Serrano eine Missionsreise nach den Karolinen. Aber schon am 18. Dezember ging das Schiff mit beinahe der ganzen Besatzung unter. Die Spanier nannten jetzt die Karolinen Las Islas encantadas („Die verzauberten Inseln") und waren für neue Fahrten nicht mehr zu gewinnen.

Da landeten am 19. und 21. Juni 1721 auf Guahan, der Hauptinsel der Marianen, 30 durch Stürme nach dem Norden verschlagene Karoliner. Auf den Marianen, die seit 1668 den Spaniern gehörten, hatten namentlich deutsche Jesuiten eine blühende Mission ins Leben gerufen. Sofort nahm sich P. Cantova der Wilden an, lernte ihre Sprache und entwarf nach ihren Angaben ein für die damalige Zeit meisterhaftes völkerkundliches Bild der unbekannten Inseln. Außerdem zeichnete er 1722 eine Karte des ausgedehnten Archipels, deren Genauigkeit auch Chamisso hervorhebt [2]. 1722 reiste der unermüdliche Cantova mit den vor Heimweh fast sterbenden Karolinern nach dem Süden ab. Aber bald wurden die sechs Fahrzeuge vom Sturme auseinandergejagt, und Cantova mußte froh sein, daß er nach mehrmonatlicher Reise nach den Philippinen verschlagen und so vom Untergange gerettet wurde. Die Karolinen waren wirklich „verzauberte Inseln". P. Cantova brach schließlich zum Teil den Zauber. Am 11. Februar 1731 reiste er mit dem Tiroler Jesuiten P. Walter auf einem kleinen Fahrzeuge wieder nach Süden und landete auf einer Inselgruppe, welcher der Name Islas de los Garbanzos („Erbseninseln") gegeben wurde. Die Garbanzos standen unter der Botmäßigkeit des Königs von Yap und gehörten also wenigstens politisch zu den Karolinen. Die Missionsthätigkeit der beiden Jesuiten ließ sich gut an und hätte ohne weitere Störung sicherlich reiche Früchte getragen. Aber ein von den Marianen heimkehrender Insulaner erzählte über die Spanier

---

[1] Die Karte befindet sich im Weltbott, 2. Teil zu Nr. 37.

[2] Die Karte ist ebenfalls im Weltbott, 15. Teil zu Nr. 343.

allerlei Schauergeschichten. Die Wilden wurden erst mißtrauisch und ermordeten schließlich in Abwesenheit des P. Walter den P. Cantova. Die Kunde von diesem Morde ist die letzte Nachricht, welche wir über den Missionsversuch auf den Karolinen im vorigen Jahrhundert finden. Es hatte sich kein Schiff mehr auftreiben lassen, welches die Fahrt hätte wagen wollen. Dann kam die Aufhebung der Gesellschaft Jesu, die gleich einem wuchtigen Schlag die gesamte Missionsthätigkeit auf Jahrzehnte hinaus lähmte. So ruhte die katholische Mission auf den Karolinen, bis durch Dekret Leos XIII. vom 15. Mai 1886 der Archipel den spanischen Kapuzinern als Arbeitsfeld zugewiesen wurde.

Durch Regierungserklärung im Deutschen Reichstag wurden auch die Jesuiten, allerdings nicht in Anerkennung ihrer Verdienste, zu den nunmehr deutschen Karolinen in Gnaden zugelassen. Prinzipiell besteht also im fernen Weltmeer für sie keine Ausweisungsgefahr, und wie im vorigen Jahrhundert deutsche Jesuiten sich mit Einsetzung ihres Lebens als Vorkämpfer der wahren Kultur erwiesen haben, so ist auch jetzt den aus Deutschland verjagten deutschen Jesuiten dasselbe zu thun gestattet.

Es ist nun wohl möglich, daß ein oder das andere spanische Schiff die Karolinen streifte oder auf einem der gefährlichen Korallenriffe zu Grunde ging, ohne daß irgend eine Kunde davon auf uns gekommen ist. Jedenfalls weiß eine sagenhafte Überlieferung auf der Südküste von Ponape zu berichten, daß eiserne Männer aus dem Meere heraufgestiegen seien und mit den Männern von Kiti gefochten hätten, bis sie mit Speer und Schleuder überwunden waren.

1815 besuchten Kotzebue und Chamisso die Marschall-, Marianen- und einen Teil der Karolinen-Inseln. Nach 1819 kamen Lütke, Freycinet, Duperry und Dumont d'Urville in diese Gegend. 1839 besuchte das englische Kriegsschiff „Larne" die Insel Ponape und landete in dem Hafen von Kitti. Nach den damaligen Aufnahmen ist die jetzige englische Admiralitätskarte von Ponape hergestellt, auf welcher die einheimischen Namen in der von den Engländern leider auch sonst beliebten Schreibweise ganz unverständlich erscheinen.

Sehr viel trug anfangs der siebziger Jahre Dr. Kubary zur Erforschung der Karolinen bei. Seine Untersuchungen, namentlich der Ruinen von Nan Matal, sind 1874 durch die Berichte des Godeffroy-Museums in Hamburg bekannt geworden. 1882—1885 kreuzte Admiral Cyprian Bridge auf dem Großen Ozean und besuchte die Karolinen, worüber er in den Verhandlungen der Kgl. Geogr. Gesellschaft zu London 1886 berichtete. In seinem Buche „Atolle und Inseln" erzählt auch ein gewisser Herr Moß von seinem Besuche auf Metalanim. 1885 wurde von der Besatzung des Iltis auf der Insel Yap die deutsche Flagge gehißt. Dadurch hatte man die spanische Empfindlichkeit arg verletzt. Glücklicherweise gelang es durch den Schiedsspruch des Papstes, der den Deutschen bevorzugten Handel, den Spaniern aber das Eigentumsrecht auf den Karolinen zusprach, die Mißstimmung wieder zu verscheuchen. Einen thatsächlichen Vorteil hat Spanien aus dem ihm neugewährleisteten Besitz nicht mehr gewonnen. Steuern oder andere Abgaben gab es soviel wie gar nicht. Die Militärstationen auf Yap und Ponape waren kostspielig. Der Handel lag ganz in den Händen der Deutschen, Amerikaner

und Japanesen. So blieben die Karolinen für das Mutterland eine höchst unrentable Kolonie.

1896 wurde der Archipel von W. Christian durchforscht, der seine Entdeckungen in der Zeitschrift der Kgl. Geographischen Gesellschaft, Februar 1899, veröffentlichte. Dieselben gehören zu den besten Berichten, die wir über die fernen Inseln haben, und wir werden auch in den folgenden Zeilen noch oft darauf zurückkommen müssen.

Die ausgedehnteste Insel ist Ponape, welches im Osten des Archipels liegt und 347, mit den umgebenden Riffen 680 qkm umfaßt. Ein Barrierenriff läuft rings um Ponape und schließt eine Lagune von durchschnittlich 2 km Breite ein. Diese Lagune würde für die ganze Insel nur einen einzigen Hafen bilden, wenn nicht kleinere Riffe und lebende Korallenstöcke, namentlich im Süden und Südwesten, die Schiffahrt selbst für etwas tiefer gehende Boote gefährlich machten. Nur an der Nordküste ist die Lagune ziemlich tief, aber ebenfalls reichlich unterbrochen von 33 meist kleineren Inseln, von denen bei einigen der vulkanische Ursprung noch erkenntlich, bei den andern nur mehr die Korallenbauten sichtbar sind.

Von diesen Laguneninseln Ponapes erwähnen wir zunächst Tschokatsch, an dessen Nordseite der Säulenbasalt an einem etwa 300 m hohen Absturz zu Tage tritt. Dort soll nach der Überlieferung das Material für die wunder- und geheimnisvollen Bauten an der Ostküste geholt worden sein. Die Insel Langur ist eine Hauptstation des deutschen Handels. Die meisten der vielen Eilande sind sehr schwach bevölkert und dienen hauptsächlich als Stationen beim Fischfang. Mutakalotsch, an der Metalanimküste gelegen, ist wegen der Basaltformation für den Geologen bemerkenswert. An der Südwestecke des Ringriffes kann man auf Kapara die seltene Erscheinung beobachten, wie eine starke Quelle Süßwasser durch den Korallengrund emporsprudelt.

Auf Ponape sind fünf Häfen: die Ascensions- oder Himmelfahrtsbucht im Norden, an deren Westseite die kleine spanische Kolonie Santiago liegt; Port Aru oder Oa im Osten; der Hafen von Metalanim, in dessen Nachbarschaft die großen Ruinen sich befinden; der Mutok- und der Kittihafen, die beide im Süden der Insel liegen.

In den fünf Distrikten U, Tschokatsch, Not, Kitti und Metalanim leben in kleinen, meist an der Lagune zerstreuten Dörfchen etwa 5000 Insulaner. Man kann Ponape, welches in dem Gipfel des Tolokom-Berges als höchste Erhebung etwa 900 m erreicht, eine gebirgige Insel nennen. Tiefe Sümpfe, die reichlich mit Mangrovedickicht bestanden sind, umgeben den festen Kern der Insel. Nur an den Flußmündungen wird die Pflanzenmauer durch ein Netz von Kanälen durchbrochen. Doch sind diese Wasserwege so eng, daß kaum ein kleines Boot durchzudringen vermag. Gleich hinter dem Uferdickicht kommt die Region der Nipapalme. Schon hier sieht man über sich einen blumenreichen Garten von Stauden, Kräutern, Schlinggewächsen aller Art. Oft weiß man nicht zu sagen, ob die großen, schönfarbigen Blumen in den Kronen der Bäume diesen selbst oder einer Liane angehören. Es sind die Vorläufer des tropischen Urwaldes, der nun über grundlose, mit faulenden Pflanzenstoffen erfüllte Moräste, über steile,

aus Geröll und Blöcken aufgehäufte Schotterterrassen, an schlüpfrigen Berglehnen entlang, wo das Gestein metertief zersetzt und ganz in weichen Boden aufgelöst ist, sein wuchtvolles Laubdach wölbt. Frucht- und Nußbäume finden sich zahlreich. Namentlich werden in Kitti und Tschokatsch Kopra und Elfenbeinnüsse gesammelt. Merkwürdigerweise haben die Ponapäer noch nicht wie die Malaien und auch die Bewohner der Westinsel Yap der Betelnuß Geschmack abgewonnen und verschmähen deren Genuß.

Das Klima von Ponape ist tropisch, heiß und feucht. Die Mitteltemperatur beträgt 28° C. Die Regenmenge ist sehr bedeutend. Im Jahr 1890 beobachtete man in der Himmelfahrtsbai 230 Regentage.

Kusaie oder Ualan, auch Strong-, Hope-, Experiment- und Armstrong-Insel genannt, ist die Ostgrenze der Karolinen. Werden die Riffe dazu gerechnet, so ist der Flächeninhalt etwa 145 qkm, auf denen 400 Menschen wohnen. Besonders interessant ist das an der Ostseite liegende kleine Inselchen Lele. An der Südost- und Südwestküste des hügeligen und mit Urwald ganz bedeckten Eilandes haben die Eingebornen mit ebensoviel Arbeit als Geduld fruchtbares Marschland dem Meere abgewonnen und durch feste Dämme gegen die Salzflut geschützt. Die Überreste cyklopischer Mauern, die um die Wohnung des Königs und längs des Meeresufers aufgeführt sind, erinnern an ein ganzes System von Befestigungen, an welchem viele kräftige Arme unter geschickter Leitung müssen gearbeitet haben.

Auf Lele erzählt man sich noch, daß vor vielen, vielen Jahren einmal ganz fremde Männer auf einem wunderbar eigentümlichen Fahrzeug von Norden her nach der Insel gekommen seien und daß sie den König von Kusaie besiegt hätten. Wer mag das wohl gewesen sein?

Werfen wir noch einen Blick auf Yap, die Westinsel der Karolinen. Auf die 430 qkm, welche Yap mit seinen umliegenden Inselchen umfaßt, verteilen sich etwa 4000 Einwohner. Neben einer leichten Vermischung mit rein polynesischen Elementen tritt unter den Insulanern der malaiische Typus ganz ausgesprochen auf. Man kann nicht sagen, daß die Yaper besonders zuvorkommend und freundlich sind. Erst längere Bekanntschaft macht sie zutraulicher. Gegen Norden ist die Hauptinsel durch das eindringende Meer beinahe in zwei Teile geschnitten und nur durch die schmale Landenge von Girigir zusammengehalten. Die aus vulkanischem Gestein aufgebauten Hügel des Mittellandes übersteigen wohl nirgends die Höhe von 300 m. Die ganze Insel ist mit einem etwa 2 km breiten prächtigen Gürtel von Kokosnußpalmen bekränzt. Nutzhölzer finden sich aber selten. Getreide wird nicht gebaut, obwohl wahrscheinlich Mais gut gedeihen würde. Während des Südwestmonsuns, der im Juni beginnt, fällt starker Tau, dem von Mitte Juli bis August schwere Regen folgen. Zwischen August und September toben auch hier die gefährlichen Wirbelstürme der Südsee.

Nach dieser Orientierung im Zentrum, im Osten und im Westen des Karolinen-Archipels wollen wir auch noch einen Blick auf dessen Bewohner werfen.

(Schluß folgt.)

Joseph Schwarz S. J.

Rezensionen.

Beiträge zur Text- und Literarkritik sowie zur Erklärung der Bücher Samuel. Von Dr. **Norbert Peters**, Professor der Theologie an der B. philos.=theol. Facultät zu Paderborn. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8°. (XII u. 236 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 5.

Vorliegende Beiträge sind eine wertvolle Bereicherung der bisher über die Bücher Samuel erschienenen Arbeiten. Sie bilden einen wahren Fortschritt und eine vielfache Förderung des Verständnisses derselben, indem es dem Herrn Verfasser gelungen ist, durch eindringenden Forschergeist, Scharfsinn und glückliche Kombinationsgabe eine Anzahl dunkler Stellen recht befriedigend und oft auch überzeugend zu erklären und deren verderbte Überlieferung zu heilen. Der erste Abschnitt — teilweise schon erschienen im Vorlesungsverzeichnis der bischöflichen philosophisch=theologischen Lehranstalt zu Paderborn für das Wintersemester 1899 bis 1900 — bietet die textkritische Untersuchung und Rekonstruktion des ältesten Textes von 1 Sam. 16, 1 bis 19, 18, nebst der Abhandlung über die moderne Quellenscheidung, wie sie bei manchen für diese Kapitel beliebt ist, und über den historischen Charakter dieses Stückes. Im zweiten Abschnitt legt der Herr Verfasser das Minus und Plus des griechischen Textes in den zwei Büchern Samuel gegenüber dem massorethischen Texte vor, überall die kritische Sonde anlegend und seine Herstellung oder Heilung des Textes begründend. Der dritte Abschnitt behandelt Davids Klagelied (2 Sam. 1, 17—27). Die übrigen Abschnitte (4, 5, 6) bringen bemerkenswerte Einzelheiten zur Textkritik, Erklärung und ältesten Orthographie der Bücher Samuel. Ein „Stellenregister" belehrt in dankenswerter Weise, wo im Buche die Ansicht des Herrn Verfassers über einen Text zu finden sei.

Ein Hauptgewicht legt der Herr Verfasser auf den ersten Abschnitt. Und mit Recht; denn „hier tritt dem Forscher ein textkritisch hochinteressantes Problem entgegen. Der überlieferte hebräische Text hat nämlich einen wesentlich größeren Umfang als der in der alten griechischen Übersetzung erhaltene Text". Dieser Unterschied wird in der deutschen Übersetzung des Abschnittes 1 Sam. 16, 1 bis 19, 18 durch Anwendung verschiedener Druckart kenntlich gemacht; er betrifft hauptsächlich die Stellen 17, 21—31; 17, 55 bis 18, 6a; 10—11. 17—19. 29b—30. Es ergiebt sich nun die auffallende Erscheinung: läßt man diese Teile aus, so fließt die Erzählung einheitlich ohne Unterbrechung in ganz sachgemäßem Fortschritte

voran; nichts wird vermißt, nichts unnütz wiederholt, es ergeben sich keine scheinbaren Widersprüche oder andere Schwierigkeiten. Liest man sie aber an den betreffenden Stellen, so ergeben sich Unterbrechungen der Erzählung, schwer zu lösende Schwierigkeiten wegen anscheinender Widersprüche, auch unnütze Wiederholungen. Diese Widersprüche sind zwar nicht geradezu unlöslich; die Ausführungen von Himpel, Cornely und v. Hummelauer (um nur einige zu nennen) zeigen das hinlänglich; daß „stets ein noch unerklärtes Residuum bleibe" (S. 46), ist noch nicht klar nachgewiesen. Die Unmöglichkeit also, die anscheinenden Widersprüche aufzuklären, scheint demnach noch nicht ein entscheidendes Gewicht für die Unechtheit der betreffenden Teile in die Wagschale zu werfen. Die Schwierigkeit der Ausgleichung und das Befremdliche der Unterbrechung des ruhigen Ganges der Erzählung kann und muß allerdings die kritische Aufmerksamkeit auf jene Stellen lenken und zu weiterer Prüfung ihrer Echtheit anregen. Da nun diese Stellen wie in den meisten alten Übersetzungen, so auch in der Mehrzahl der griechischen Handschriften und bei Chrysostomus, Theodoretus, Prokopius sich finden, so liegt die Frage nahe, ob sie etwa in einem Teile der Überlieferung jener Schwierigkeiten wegen getilgt worden seien und deshalb also in der ältesten vatikanischen Handschrift B und in andern fehlen. Und in der That sind auch viele der Meinung, der Grieche habe diese Stellen deswegen ausgeschieden. Gegen diese Annahme nun bringt der Herr Verfasser einen schwer zu entkräftigenden Beweis: diese Stücke sind nämlich so geartet, daß in ihnen eine andere Übersetzung vorliegt als in den übrigen Teilen der Samuelbücher. Dieser Ansicht kann man sich kaum erwehren, wenn man aufmerksam die S. 37 dafür gegebenen Beispiele prüft. Sind sie aber in einer von der alten Septuaginta abweichenden Übersetzungsweise abgefaßt, so scheint der Beweis erbracht, daß sie dem alten ursprünglichen Septuagintatexte nicht angehörten, sondern spätere Einschübe seien. Der alte Septuagintatext ist aber der älteste Zeuge (viel älter als der massorethische Text); dem Zeugnisse also der ältesten Übersetzung kommt bei der Frage nach der Ursprünglichkeit einer Stelle zunächst das entscheidende Wort zu (S. 34).

Daß der griechische Text die weitaus bessere Rezension der Bücher Samuel erhalten habe, weist der Herr Verfasser überzeugend im zweiten Abschnitte nach (S. 101—167). Hierdurch wird natürlich auch obige Annahme gestützt. Außerdem hat es der Herr Verfasser klar gemacht, daß auch im alexandrinischen Codex der spätere Einschub deutlich vorliege. Nimmt man nun nach diesen Feststellungen die oben berührten Umstände hinzu, so ersteht denn doch ein gewichtiges Beweismaterial gegen jene Stellen. „Ziehen wir das Facit! Die Zusätze fehlen in der ältesten Textesüberlieferung. Ihr Inhalt ist dem übrigen Inhalte nicht homogen, widerspricht ihm vielmehr. Die Nähte, welche die Stellen mit dem übrigen Texte verbinden, sind noch erkennbar. Der Stil trägt wenigstens zum Teil das Gepräge der späteren Zeit. Es treffen somit alle Kriterien ein, an denen man Interpolationen für den Fall erkennt, daß man es nicht mehr mit dem ursprünglichen Schriftstück zu thun hat" (S. 53). Ich stimme dem Herrn Verfasser bei, daß das tridentinische Dekret (Sess. IV) seinen Aufstellungen nicht widerstreitet; denn es muß nach den geschichtlichen Verhältnissen und nach den

Verhandlungen des Konzils[1] ausgelegt werden, steht daher der Annahme von Zusätzen nicht im Wege, wie dies ja auch die Geschichte der Herstellung unserer Vulgata zur Genüge zeigt. Für den vorliegenden Fall kommt überdies noch in Betracht, daß von den zwei Bedingungen, welche das Konzil verlangt, die eine: prout in Ecclesia catholica legi consueverunt, wegen des Fehlens jener Abschnitte in einem Teil der griechischen Handschriften, teilweise nicht erfüllt ist.

Sehr wertvoll und beachtenswert ist (S. 63—101) die durchaus gelungene Widerlegung der „modernen Quellenscheidung" und der Nachweis des rein geschichtlichen Charakters der Erzählung. Treffend bemerkt der Herr Verfasser: „Man darf allerdings nicht voraussetzen, daß die Darstellung unserer alttestamentlichen Populärschriftsteller stets in der denkbar schönsten Weise ohne jegliche Inkongruenz fortschreiten müsse. Das heißt litterarische Anforderungen unserer Zeit in jene graue Vorzeit retrojizieren. Auf dem Boden einer solchen Voraussetzung ist es allerdings leicht, Widersprüche zu entdecken und Quellenschriften zu konstruieren" (S. 69). Und in betreff der so vielfach unternommenen Quellenscheidung steckt der Herr Verfasser die richtigen Grenzpfähle auf: „Die an der überlieferten Einheit eines litterarischen Denkmals festhaltende Anschauung ist im Posseß. Die Beweislast liegt durchaus den Bestreitern der überlieferten Einheit ob. Es ist nicht überflüssig, dieses besonders zu betonen, da dieser prinzipielle Standpunkt von gegnerischer Seite nur zu gerne verschleiert wird. Der Hauptbeweis für die Einheit ist stets die Überlieferung einer Schrift als einer litterarischen Einheit. Quellenhypothesen verhalten sich zu der überlieferten Einheit eines Abschnittes ganz und gar wie Konjekturen zu den überlieferten Lesarten. Die These, daß das Produkt einer Quellenkomposition vorliege, bedarf deshalb des zwingendsten Beweises, ebenso wie eine Konjektur, welche die ganze Reihe der Texteszeugen gegen sich hat" (S. 79). Die auftauchenden Schwierigkeiten müssen gelöst werden durch eine gründliche Kritik des überlieferten Textes und eine umsichtige, alle Umstände und besonders die altsemitische Weise zu erzählen genau berücksichtigende Auslegung; „auf verschiedene Quellenschriften dürfte erst rekurriert werden, wenn diese beiden Methoden, der Schwierigkeit Herr zu werden, versagen würden. Denn nur in diesem Falle darf zur Konjektur — und eine solche ist, ich wiederhole es, die moderne Quellenscheidung — geschritten werden" (S. 85). Das sind gesunde Grundsätze einer richtigen und besonnenen Kritik.

Wie schon oben angedeutet, bringen auch die folgenden Abschnitte viel zur Aufhellung und Erklärung resp. Wiederherstellung dunkler und verderbter Texte. Zur Widerlegung der rationalistischen Kritik wird hier Bemerkenswertes geboten und manche von Wellhausen aufgestellte und von andern nachgesprochene Ansicht in ihrer Grundlosigkeit dargelegt (z. B. S. 147. 162 u. ö.). Daß man mit allen kritischen Vorschlägen einverstanden sei, wird der Herr Verfasser nicht verlangen. So kann man gegen das Minus des Griechischen in 2 Sam. 22, 18 einwenden, daß Befehl und Ausführung meistens in der gleichen Weise erzählt werden, dort also der massorethische Text zu recht bestehe; außerdem wird auch

[1] Über diese vgl. diese Blätter Bd. XXIII, S. 302 ff.

manches nur vorschlagsweise gegeben und eine bloß wahrscheinliche Textteilung angestrebt. Die neu aufgefundenen hebräischen Fragmente des Ecclesiasticus werden auch zur Herstellung des richtigen Textes (1 Sam. 12, 3) verwendet (S. 206); der Weise handelt (46, 19) von Samuel und schreibt nach dem Hebräischen: Bestechung oder Schuhe, von wem nahm ich es? und kein Mensch zeugte wider ihn. Schon 1897 bemerkte Schlatter: „Ben Sina hatte hier (1 Sam. 12, 3) diejenige Textgestalt, auf der die Septuaginta beruht (das neu gefundene hebräische Stück des Sirach, S. 78).“ Es ist das eine neue Bestätigung des kritischen Wertes der Septuaginta.

Die fleißige und anregende Schrift sei den Freunden einer besonnenen Kritik des massorethischen Textes bestens empfohlen.

Jos. Knabenbauer S. J.

Die neuen Büchergesetze der katholischen Kirche. Ein Kommentar zur Bulle Officiorum ac munerum und zu den Decreta generalia de prohibitione et censura librorum. Von Dr. **Philipp Schneider**, o. Professor des Kirchenrechts und bayr. Verwaltungsrechts am Kgl. Lyceum zu Regensburg. 8°. (XVI u. 198 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 2.80.

Was der Herr Verfasser sollte und wollte, hat er in vorliegendem Kommentar zur päpstlichen Konstitution Officiorum ac munerum geleistet. Es war das bei der Zahl der schon vorhandenen guten Kommentare dieser Art nicht gerade leicht. Man kann es aber der neuen Erklärung der kirchlichen Büchergesetze nachrühmen, daß sie, obgleich in Wirklichkeit „mehr historisch-kanonistisch gehalten“, dennoch weiten Kreisen, für welche die genannten Gesetze besondere Bedeutung haben, als sehr nützlich sich empfehlen läßt. Jedenfalls wird das Werk dazu beitragen, der bedauernswerten Unkenntnis vieler Gebildeten in diesem Zweige der kirchlichen Gesetzgebung abzuhelfen.

Wohlthuend berührt es, daß der ganze Kommentar in der Feder des Verfassers wie von selbst zu einer Apologie der Büchergesetze wird. Und dies gelingt, ohne daß der Kommentator der „Freiheit der Wissenschaft“ zu nahe träte oder anderseits einer laxen Erklärungsweise huldigte. Er hält sich in der goldenen Mitte und ist darum doch nicht im Gefolge irgend eines der schon früher erschienenen Kommentare. Überall zeigt es sich, daß er selbständig genug ist, seine eigenen Wege zu gehen, und dort, wo er die Ansicht eines andern Erklärers zu der seinigen macht, thut er es mit seinen Gründen; wo er eine solche verwirft und eine entgegengesetzte aufstellt, geschieht es in so maßvoller Weise und mit so guten Gründen, daß er sich damit auch beim Gegner wenigstens Gehör verschafft.

Die Einleitung des Buches enthält auf rund 50 Seiten mehr, als die Überschrift besagt. Sie giebt nämlich in klarer, durchsichtiger Fassung die allgemeinen Gesichtspunkte, von denen aus die in Frage kommenden Gesetze interpretiert werden müssen. Dementsprechend verbreitet sich der Verfasser, nachdem das Wissenswerte aus der Geschichte und Vorgeschichte der Bücherdekrete beigebracht, ausführlicher

über Zweck und Rechtskraft dieser Gesetze sowie über das Verhältnis der allgemeinen Regeln zu dem eigentlichen Index der verbotenen Bücher. Klar und bündig redet hier der deutsche Fachmann der allgemeinen Geltung und strengen Verbindlichkeit der Decreta generalia sowohl als des Catalogus librorum prohibitorum das Wort, so wie die päpstliche Konstitution es deutlich verlangt und eine spätere Entscheidung der Indexkongregation es noch besonders für England betonte. Nicht so sehr in Deutschland als vielmehr eben in England wollte man ja bisher auf alle mögliche Weise sich dieser Verbindlichkeit zu entziehen suchen. Es wird das in Zukunft schwerlich noch angehen. Bei dieser Auseinandersetzung wird denn auch — sehr zeitgemäß — der den Dekreten der Indexkongregation schuldige Gehorsam klar definiert und nach beiden Seiten richtig begrenzt.

In den beiden folgenden Paragraphen werden alsdann die Beziehungen des Gewohnheits- und Naturrechtes zur neuen Büchergesetzgebung erörtert und festgestellt. Der letzte Paragraph bringt schließlich noch einige allgemeinere, für die Interpretation der Büchergesetze maßgebende Regeln, wie sie sich naturgemäß ergeben erstens aus dem Charakter der Büchergesetzgebung überhaupt und zweitens aus der veränderten, neuen Fassung derselben, welche ausgesprochenermaßen eine Milderung sein soll und daher auch in diesem Geiste der Milde will beurteilt und erklärt sein.

Nunmehr folgt das eigentliche *corpus* des Kommentars, das entsprechend den beiden Titeln der Decreta generalia zwei ebenmäßige Teile hat, von denen der erste das Verbot der Bücher, der zweite die Zensur derselben behandelt. Die Interpretation der Dekrete trifft durchweg das Richtige, und unbeschadet der kanonistischen Genauigkeit verleugnet der Verfasser jenen Geist der Milde nirgendwo bei seinen Ausführungen. Sollte einer etwas vermissen, es wäre vielleicht stellenweise die präzise philosophische Fassung der Erklärung. So kann es geschehen, daß man sachlich mit dem Verfasser und seiner Ansicht übereinstimmt, sich dessen aber infolge jenes Mangels nicht alsbald bewußt wird. Darin liegt denn auch der Grund einzelner der folgenden Bemerkungen.

I. Der Herr Verfasser versteht unter den fundamenta religionis des Artikels 2 (S. 52 ff.) die Grundlagen sowohl der natürlichen Religion als die der geoffenbarten. Es scheint aber, daß dieser Wortlaut zunächst nur die Wahrheiten ersterer Art trifft. Die Grundlagen der geoffenbarten Religion sind genugsam geschützt durch die übrige Fassung des Artikels. Bücher, welche diese untergrüben, wären jedenfalls auf die eine oder andere Weise in dem angezogenen Artikel verboten.

In der Übersetzung des Textes von Artikel 3 (S. 56) ist das Wort „katholisch" ausgefallen, wohl nur durch Druckfehler und auch ohne Schaden anzurichten. Was aber hier nicht ganz befriedigt, ist die Interpretation des Satzteiles: nisi constet, nihil in eis contra fidem catholicam contineri. Der Verfasser sagt einmal: „Nach unserer Ansicht drückt das nihil contra fidem catholicam continere negativ ungefähr dasselbe aus, was das *ipsa fundamenta religionis evertere* positiv sagt"; und fährt schließlich fort: „Darum sind jetzt die wissenschaftlichen, theologischen Werke der Häretiker . . . nicht mehr verboten, sofern nur

feststeht, daß solche Bücher objektiv geschrieben sind und nichts gegen den katholischen Glauben enthalten, d. h. den Glauben nicht direkt und absichtlich angreifen und bekämpfen." Unmittelbar nachher aber — wo es sich freilich um die Exegese des nisi *constet*, nicht des nihil in eis contra fidem catholicam contineri handelt — bemerkt er: „Es heißt nun nisi constet, d. h. es muß feststehen, daß diese Bücher nichts Unkatholisches enthalten." Hält man diese beiden Erklärungen nebeneinander, so scheint das eine Mal zu viel, das andere Mal zu wenig zugegeben zu sein. Die erstere Interpretation des non contineri durch „nicht direkt und absichtlich angreifen und bekämpfen" steht auch dem Anscheine nach im Gegensatze zu der Erklärung ebenderselben Ausdrücke einige Seiten vorher (Art. 2, S. 54 f.), die zweite ist in ihrem Wortlaute gewiß zu strenge und notwendig muß das „nichts Unkatholisches enthalten" durch alles übrige, was der Verfasser sagt, bedeutend eingeschränkt werden. Mit andern Worten, man kann sich leicht wissenschaftliche, theologische Werke von Häretikern vorstellen, die da „objektiv" geschrieben sind (obgleich dieses Wort bei seiner vagen Unbestimmbarkeit in einer kanonistischen, genauen Erklärung am besten nicht gebraucht würde) und auch nicht den Glauben direkt und absichtlich angreifen und bekämpfen, aber dennoch sehr viel Unkatholisches, wenn nicht gar sehr viel, wenigstens sachlich Antikatholisches, enthalten. Eine präcisere Fassung, die denn auch Rücksicht nähme auf die Erklärung des propugnare in Artikel 2 sowie des obiter tantum attingere in Artikel 4, wäre daher wohl erwünscht.

Ebenso erwünscht, wenn auch ebenso schwer zu geben, wäre eine Definition der „klassischen" Autoren des Artikels 10 sowie der „andern Gesellschaften derselben Gattung" in Artikel 14, die man vergebens sucht. Daß die Begriffsbestimmung der indulgentiae apocryphae auf S. 86: „Als unechte Ablässe sind alle jene zu erklären, die nicht in den authentischen Sammlungen enthalten sind", zum mindesten unvollständig ist, erhellt schon aus dem neuesten Dekret der Ablaßkongregation über echte und unechte Ablässe vom 10. August 1899. Nebenbei sei bemerkt, daß die Raccolta des Jahres 1886 durch die neue Auflage von 1898 längst abgelöst ist.

Bei Artikel 25 und später 29 macht der Verfasser mit Bezug auf die Vollmachten der praelati regulares iurisdictione quasi episcopali pollentes Pennacchis Ansicht gegen Vermeersch zu der seinigen. Um nicht zu weitläufig zu werden, sei es gestattet, auf Lehmkuhl (Theol. moral., nona editio [1898] II, 818 nota) zu verweisen, wo Pennacchis Meinung ausführlich genug widerlegt wird.

II. Mit Artikel 30 beginnt der zweite Titel: Von der Zensur der Bücher. Hier hat der Verfasser gewiß recht, wenn er S. 149 behauptet, daß die Außerachtlassung der bischöflichen Approbation ein approbationspflichtiges Buch an und für sich noch nicht zu einem verbotenen macht. Péries Meinung ist zu streng und müßte doch wohl in der Konstitution klar ausgesprochen sein, um sie so einfachhin aufstellen zu können. In Wirklichkeit wird aber wenigstens indirekt das Gegenteil klar angedeutet, indem für gewisse Kategorien von Büchern klar und bestimmt festgesetzt wird, daß ein derartiges nicht approbiertes Buch als verbotenes zu gelten hat. Vgl. dazu Artikel 18 und besonders Artikel 20.

Was die Meinungsverschiedenheit der Autoren bei Artikel 18 in betreff der Approbation der liturgischen Bücher angeht, so kann man das Schlußresultat unseres Verfassers gegen Pennacchi ruhig unterschreiben. Das Argument aber läßt sich kurz folgendermaßen aufstellen: Aus Artikel 18 erhellt, daß die authentische Ausgabe der liturgischen Bücher nur vom Apostolischen Stuhle approbiert werden kann und daß ein unveränderter Abdruck nicht dieser päpstlichen Gutheißung bedarf. Es besagt dann im zweiten Titel der Artikel 44, daß alle Neuausgaben eines approbationspflichtigen Buches einer neuen Approbation bedürfen. Daß aber die liturgischen Bücher approbationspflichtig sind, geht hervor aus Artikel 41 und 18. Diese Approbation ist für die unveränderte Neuausgabe nicht die päpstliche, also die bischöfliche. Wenn hier Pennacchi anderer Meinung ist, indem er den Buchstaben des Gesetzes wohl zu sehr betont, so kann man in diesem Falle gegen ihn den Geist des Gesetzes anrufen, wie er sich klar in den angeführten Artikeln und besonders im ganzen Kapitel 7 des ersten Titels Artikel 18. 19. 20 zu erkennen giebt.

Zur Kirchengeschichte, welche in Artikel 41 als zensurpflichtig bezeichnet wird, rechnet Hollweck (1. Aufl.) als „selbstverständlich kirchengeschichtliche Monographien“, auch unser Verfasser „die Geschichte einzelner kirchlicher Institute und Personen“. So ganz selbstverständlich ist das nun doch nicht, Pennacchi leugnet es beispielshalber (S. 225).

Über den Satzteil desselben Artikels . . . ac generaliter scripta omnia, in quibus religionis et morum honestatis specialiter intersit gleiten die Autoren mit einer Übersetzung, von der noch gezeigt werden müßte, daß sie den Sinn ganz erfaßt, etwas zu leicht hinweg. Jedenfalls wäre eine genauere Erklärung sehr angebracht. Auch hier sei auf Lehmkuhl (l. c. p. 819) verwiesen, der mit viel Klugheit auf das scripta omnia im Gegensatz zu libri im ersten Teile des Artikels aufmerksam macht und dazu, wie es scheint mit Recht, das *specialiter* als mit Nachdruck versehen, gleichsam unterstrichen, hervorhebt.

In der Frage, ob theologische Zeitschriften für jedes neue Heft der Approbation bedürfen, ist unser Autor nun auch gnädig. Das Onus wäre ja für Zensoren wie Redakteure so schwer, daß man es nicht so leichthin kommentierend auferlegen darf, es sei denn, daß es ausdrücklich in der Konstitution gefordert ist. Überdies scheint nach Artikel 42 eher das Gegenteil vom Gesetzgeber verlangt bezw. gestattet, da dort ja für solche Revuen ein genügender Ersatz geschaffen für den Mangel der jedesmaligen bischöflichen Approbation.

Wer trotzdem die strengere Ansicht hält, muß um so mehr den Begriff der theologischen Zeitschrift enge fassen. In diesem Falle wäre das Beispiel der „Stimmen von Maria-Laach“ kaum angebracht.

Bei der Erklärung des Artikel 40 „entspricht“ dem Verfasser „die Prüfung eines bereits vollständig gedruckten Buches nicht dem Geiste des Gesetzes, weil eine etwaige Korrektur unmöglich ist“. Das reizt zum Widerspruch, denn hier scheint der „Geist“ des Gesetzes an den „Haaren“ herbeigezogen. Eine Korrektur ist dabei ebenso möglich wie bei der Einsendung der einzelnen Druckbogen, und der Verfasser will selber die bischöflichen Zensoren nicht verpflichten, durch beinahe unleserliche Manuskripte mühsam sich durchzuarbeiten.

III. Zum Schluß noch einige sporadische allgemeinere Bemerkungen. Auf S. 40 heißt es: „Die frühere Exkommunikation des Index, wonach das Lesen häretischer Bücher des Index die Exkommunikation nach sich zog, ist, wie wir später in Artikel 47 sehen werden, aufgehoben." Da würde das Wort „häretischer", weil irre führend, wohl besser gestrichen. Der Verfasser will auch nur sagen, daß das Lesen eines Buches, welches auf dem Index steht, an und für sich nicht die Exkommunikation als Strafe nach sich zieht.

S. 34 wird die Gleichstellung aller Bücher und Autoren auf dem Index verteidigt und der Anstoß, den man daran genommen, als „teilweise unbegründet und ungerechtfertigt" bewiesen. Man bedenkt hierbei zu wenig, daß eine Klassifikation — wie sie da gewünscht wird — kaum möglich ist, und wenn möglich und ausgeführt, jenen „Anstoß" nur vermehren würde. Wie in den Decreta generalia libri obsceni stehen neben nicht approbierten Ausgaben der Heiligen Schrift als verbotene Bücher, so stehen auch auf dem Index, der eben ist, was der Name sagt, ein Register, ein Katalog, die Bücher alphabetisch geordnet nebeneinander. Kaum liegt ein Grund vor, sich darüber aufzuregen, wofern nur die Bücher wirklich so sind, daß sie verboten werden müssen.

Betreffs des Lesens verbotener Bücher ist nach dem Verfasser (S. 44) „eine Nichtverpflichtung gerechtfertigt, wo keine Gefahr des Seelenheils und überdies ein vernünftiger Grund, eine zwingende Notwendigkeit zum Lesen eines verbotenen Buches vorliegt". Mit dem „vernünftigen Grund" ist wohl zu wenig verlangt, ein solcher stellt sich auch allzu leicht ein; die zwingende Notwendigkeit aber, die selten oder nie eintritt, ist allzu strenge. Das arithmetische Mittel eines vernünftigen Grundes, der zur moralischen Notwendigkeit wird, dürfte genügen.

Die Beispiele von Büchern, welche mit donec corrigatur auf den Index kamen und später freigegeben wurden, auf S. 118 sind für die Zwecke des Verfassers nicht besonders glücklich gewählt. Zudem kann man von Bellarmins bekanntem Buche kaum sagen, daß es jemals rechtskräftig auf dem Index gestanden; und in betreff des kopernikanischen Buches stellt A. Müller S. J. (Nikolaus Copernicus [Freiburg 1898] S. 144 f.) die Sache richtiger und vollständiger dar. In der editio 1758 iussu Benedicti XIV. recognita et edita findet sich noch *Copernicus, Nicolaus.* De revolutione orb. coel. libri VI.

Was überhaupt die Gültigkeit des Index angeht, so ist der Verfasser mit Vermeersch eines Sinnes, indem sie als sicher annehmen, daß durch die Phrase in Artikel 1: iis exceptis, qui per haec decreta generalia permittuntur, sowie infolge von Artikel 3 und 4 jetzt bereits manche Bücher, die bislang auf dem Index standen und verboten waren, freigegeben sind. Dagegen läßt sich wohl nichts Stichhaltiges vorbringen; doch scheint der eine Beweis, aus der Analogie mit den Büchern De immaculata conceptione B. Mariae Virginis genommen, hinfällig, da diese Bücher auf dem Index verblieben, wie es in der bekannten Deklaration ausdrücklich heißt — nicht wegen der Verteidigung der unbefleckten Empfängnis, sondern *eo quod ob alia etiam motiva prohibita fuere.* Ganz richtig sagt denn auch der Verfasser S. 29, n. 11: „Darum sollen diese Werke, soweit sie die unbefleckte Empfängnis verteidigen, nicht verboten sein." Weniger

korrekt dagegen heißt es S. 33: „Nach der angeführten Deklaration dürfen Bücher, die von der unbefleckten Empfängnis handeln, jetzt nach geschehener Definition gelesen werden, obschon sie noch auf dem Index stehen.“ Denn wenn jene Deklaration auch ausdrücklich diese Werke bezeichnet als solche, quae ab ipso [Indice] expungi debuissent, so sagt sie ebenso klar, daß dieselben aus den angedeuteten Gründen beibehalten werden sollen. Diese Ausstellung trifft jedoch nur das Argument, nicht das, was durch dasselbe bewiesen werden sollte.

Zum guten Schlusse seines Werkes giebt der Verfasser als Anhang die bedeutsame Konstitution Benedikts XIV. Sollicita ac provida schon deshalb, weil sie nach der neuen Konstitution Leos XIII. allein von allen früheren, auf den Index bezüglichen päpstlichen Aktenstücken in Geltung bleiben soll. Im übrigen ist sie besonders allen Indexnörglern zum Studium sehr zu empfehlen. Die Unterschrift der Konstitution scheint verdruckt zu sein.

Das ausgezeichnete, reiche Sachregister verdoppelt den Wert des Buches.

Joseph Hilgers S. J.

Testamentum Domini nostri Iesu Christi nunc primum edidit, latine reddidit et illustravit ***Ignatius Ephraem II. Rahmani,*** Patriarcha Antiochenus Syrorum. 4°. (LII et 231 p.) Moguntiae, sumptibus Kirchheim, 1899. Preis *M.* 25.

Studien über die älteste Liturgie der Kirche führten Msgr. Ignatius Ephräm II. Rahmani zu näherer Bekanntschaft mit einem in syrischer Sprache abgefaßten kirchenrechtlichen Werk in acht Büchern, von welchen die sechs letzten nur Bekanntes boten, die beiden ersten aber ein, wie es schien, bisher noch nie gedrucktes „Testament unseres Herrn“ umfaßten. Europäische Gelehrte: v. Funk, Bickell, Duchesne, rieten zur Veröffentlichung des Schriftstückes; in syrischem Text und in lateinischer Übersetzung, mit gelehrter Einleitung und begleitenden Dissertationen, liegt es nunmehr in einer Ausstattung vor, welche der Verlagshandlung alle Ehre macht.

Bei näherer Nachforschung entdeckte nun freilich Msgr. Rahmani selbst, daß sein Fund nicht ganz und gar unbekannt sei. Lagarde hatte im Jahre 1856 einen Auszug aus dem Testament nach einer Pariser Handschrift, M. R. James 1893 einige Kapitel einer lateinischen Übersetzung aus einer solchen in Trier veröffentlicht. Als Ganzes aber war das Schriftstück unbekannt, obschon, wie ebenfalls der Entdecker fand, mehrere europäische Büchereien dasselbe entweder im syrischen Text oder in äthiopischer und arabischer, aus dem Koptischen geflossener Übersetzung aufbewahrten. Man kann also Msgr. Rahmani nur Dank wissen, daß er in sorgfältiger und gelehrter Bearbeitung das Ganze uns zugänglich gemacht hat.

Unterdessen hat der neue Fund bereits in den weitesten Kreisen Aufmerksamkeit erregt, und die brennende Frage ist natürlich, welches Alter ihm zukomme. Der Entdecker glaubt das Testament in eine sehr frühe Zeit versetzen zu dürfen, betrachtet namentlich die in demselben beschriebene Liturgie als die älteste von allen bekannten und möchte deshalb das ganze Schriftstück dem 2. Jahrhundert

zuweisen. In der That finden sich in demselben manche Anzeichen, welche eine Entstehung in vorkonstantinischer Zeit wahrscheinlich machen könnten. Das Verbot z. B., Soldaten und Staatsbeamte in die Kirche aufzunehmen, setzt voraus, daß die Regierung noch heidnisch sei. Wenn Maßnahmen getroffen werden für den Fall, daß ein Katechumen für den Glauben den Tod erleiden soll, so kann eine solche Bestimmung nur für die Zeit der Christenverfolgungen Sinn haben. Weiterhin werden an Festen nur Epiphanie, Ostern, Pfingsten, nicht aber das im 4. Jahrhundert eingeführte Weihnachtsfest erwähnt, und ähnliche Anzeichen einer sehr frühen Zeit lassen sich noch manche anführen. Sind aber diese Züge der mit viel Gelehrsamkeit von Msgr. Rahmani verteidigten These günstig, so finden sich doch auch andere, welche nur in die nachkonstantinische Zeit hineinpassen. So wird z. B. für den Bau der Gotteshäuser eine ganz bestimmte, schon reich entwickelte Anlage vorgeschrieben; schwerlich war aber Derartiges vor Konstantin irgendwo in der Christenheit möglich. In diesem Sinne äußern sich denn auch alle ausführlicheren Besprechungen des neuen Fundes, die uns zu Gesicht gekommen sind, so die von Brucker in den Pariser Études vom 20. November 1899, Harnack in den Berliner Sitzungsberichten vom 30. November 1899, v. Funk im „Katholik“ vom 1. Januar 1900 und Morin in der Revue Bénédictine vom gleichen Datum.

Mit diesen Äußerungen ist aber vorderhand nicht mehr gesagt, als daß unser Schriftstück nicht als Fund von allererster Bedeutung, etwa wie die Zwölfapostellehre oder die Philosophumena, gelten kann. Es folgt daraus noch nicht, daß es nicht von Wichtigkeit und von großer Wichtigkeit ist; es ist eben eine Urkunde zur Geschichte des Kirchenrechts von sehr hohem Alter. Die Schrift, bemerkt ein sachkundiger Beurteiler im „Katholik“ a. a. O. S. 13, besitzt immerhin „noch einen sehr hohen Wert. Sie enthält eine bisher unbekannte Kirchenordnung und erweitert damit unsere Kenntnis auf einem Gebiete, das ebenso wichtig ist, als es vielfach im Dunkeln liegt“. Und wenn auch ferner die Zusammenstellung des Testamentes in seiner jetzigen Form aus späteren Zeiten stammt, so können trotzdem ältere Stücke in dasselbe verarbeitet und als Überreste früherer Zeit noch erkennbar sein, und in Wirklichkeit scheint das der Fall zu sein. Morin z. B. will die Einleitung des Testamentes, eine Apokalypse über das Weltende, von dem übrigen abtrennen und dem 3. Jahrhundert zuteilen; der dort erwähnte schreckliche König des Abendlandes sei der römische Kaiser und Christenverfolger Maximin. Ähnlich urteilt Harnack, der indes in dem fraglichen König den Decius sieht. Vorsichtig faßt Morin sein Urteil in folgende Sätze zusammen: „Daß eine Menge von Einzelheiten vor dem Frieden und Triumph der Kirche unerklärlich wäre, ist, wie ich denke, unleugbar. Trotzdem müßten auch dabei die Besonderheiten der Lage, welche das Christentum in einzelnen Ländern schon vor dem 4. Jahrhundert einnahm, in Rechnung gezogen werden: um 260 erfreute es sich z. B. in Syrien, zur Zeit der Zenobia und des Paul von Samosata, einer Duldung und sogar Begünstigung, die vieles ermöglichen konnten, was anderswo in derselben Zeit schwer zu begreifen wäre. Aber wenn auch zahlreiche Anzeichen uns zwingen, wenigstens die Zusammen-

stellung des ganzen Testamentes ins 4. Jahrhundert hinabzurücken, wie viele Züge stehen nicht trotzdem neben diesen Anzeichen, welche ein hohes Alter in der Entwicklungsgeschichte der Liturgie und des Kirchenrechtes beanspruchen! Kurz, Msgr. Rahmani hat nicht völlig unrecht: wenn das Testament von den Apostolischen Konstitutionen, der ägyptischen Kirchenordnung oder den Kanones des Hippolyt abweicht, so führen uns in mehr als einem Fall diese Abweichungen in eine noch frühere Zeit, höher hinauf in die Nähe Justins und des hl. Ignatius von Antiochien."

Morin schließt mit der Betonung der Schwierigkeit, welche gerade bei Schriftstücken von der Art des vorliegenden für die Beurteilung besteht. In der That wird eine solche erst nach längeren Studien möglich sein, und wir wollen also, statt weitere Urteile anzuführen, nur versuchen, durch einige Auszüge eine ungefähre Vorstellung von der Art und Weise des neuen Fundes zu geben.

Mit unserem Testament verwandte kirchenrechtliche Schriften sind aus der Zeit bis zum 4. oder 5. christlichen Jahrhundert uns eine ganze Reihe überliefert, so z. B. die sogen. Apostolischen Konstitutionen, die Canones der Apostel, die apostolische (ägyptische) Kirchenordnung u. s. w., über deren Ursprung und genauere Altersbestimmung sehr verwickelte und schwer zu lösende Fragen bestehen. Fast alle diese Schriften treten mit hohen Ansprüchen auf; dem Inhalt nach wollen sie Anordnungen der Apostel bieten, der Form nach geben sie sich in der Regel als von Klemens von Rom oder von Hippolytus von Rom aufgezeichnet aus. Von diesen Schriftstücken unterscheidet sich das Testament unseres Herrn dadurch, daß es sich als Anordnung des Erlösers selbst bezeichnet und von den Aposteln niedergeschrieben sein will. Nachträglich wird es dann doch noch mit Klemens von Rom in Verbindung gebracht; denn die Überschrift lautet: „Testament oder Worte, welche unser Herr vor seiner Auferstehung zu seinen heiligen Aposteln sprach und welche durch Klemens von Rom, den Schüler Petri, in acht Büchern aufgezeichnet wurden."

1. Die Einleitung des Ganzen bildet ein Stück von apokalyptischem Charakter. Nachdem der auferstandene Erlöser den Aposteln erschienen und von Thomas, Matthäus und Johannes betastet worden war, fielen alle Apostel auf ihr Antlitz nieder und priesen Gott. Voll Furcht und sprachlos vor Staunen verblieben sie in dieser Stellung, bis Christus ihnen die Hand auflegte, sie ermutigte und ihnen den Heiligen Geist verhieß. Von dieser Verheißung nehmen die Apostel Anlaß, um nähere Auskunft über den Heiligen Geist zu bitten, und da Christus in seiner Antwort dessen Wirken bis zu „den kommenden bösen Tagen" berührt, so knüpfen die Jünger an diese Äußerung die Bitte, über die Vorzeichen des jüngsten Gerichtes sie zu belehren. Es folgt eine lange Antwort auf diese Frage. Zuerst, heißt es, werden Hunger, Pest, Verwirrung unter den Völkern herrschen, wie es in den Evangelien angekündigt ist. Dann stehen gottlose Fürsten auf, Feinde der Wahrheit und der Gläubigen, Mörder ihrer Brüder, Lügner, Prahler, voll Geldgier, und tragen durch ihre Heere überallhin Bedrängnis und Blutvergießen. Auch im Westen erhebt sich ein König von fremdem

Namen, ebenfalls ein Wüterich schlimmster Art, welcher in den von James herausgegebenen Bruchstücken des Testaments als Kaiser Decius (Dexius) bezeichnet wird. Dann erscheinen am Himmel allerhand Schreckgestalten, es braust in der Luft, es tost auf dem Meer, es brüllt in der Erde. Von Menschen werden Schlangen und Tiere geboren, neugeborene Kinder prophezeien Schlimmes und verlangen, daß man sie gleich töte, und anderes derart wird geschehen. Auch in der Kirche selbst treten Bischöfe auf, die voll von Lastern sind und befehlen, was den Geboten Gottes zuwider ist. Kurz, die ganze Weltordnung wird gleichsam aus den Fugen zu gehen scheinen, und dann ist nun der Zeitpunkt gekommen, da der Antichrist geboren wird. Man wird ihn leicht erkennen können, denn unser Testament beschreibt ihn genau: sein Haupt ist wie eine brennende Flamme, das rechte Auge von Blut unterlaufen, das linke von blauer Farbe und hat zwei Pupillen. Die Augenlider sind weiß, die Unterlippe groß, die rechte Hüfte schmal, die Füße breit, der Daumen platt und länglich. „Das ist die Sichel der Verwüstung.“ Als Länder, denen es schlimm ergehen wird, werden die Landschaften Kleinasiens der Reihe nach aufgezählt, woraus man sieht, auf welche Gegenden sich der Gesichtskreis des Verfassers beschränkt. Nach diesen Vorzeichen kommt das Gericht. Den Gerechten wird es durch ein Vorzeichen angekündigt, sie werden deshalb beständig wachen und beten, die Welt verachten und täglich ihr Kreuz auf sich nehmen. Eine Mahnung an die Apostel, eifrig für die Gläubigen zu sorgen, beschließt den einleitenden Teil.

Ist in den erwähnten Schlußworten schon angedeutet, welche Folgerungen der Verfasser aus seinen Schilderungen des Weltendes gezogen wünscht, so wird das jetzt noch weiter ausgeführt. Die Apostel bitten um weitere Vorschriften, damit sie wissen, wie die Vorsteher der Kirche beschaffen sein sollen und wie sie ihrem Amte genügen können. Auch Martha, Maria und Salome — hier wohl die Vertreter der Laien — stellen die Bitte um Belehrung, „damit wir wissen, was zu thun ist, damit unsere Seelen leben“. Sie erhalten kurze Antwort, während die Antwort an die Apostel den ganzen weiteren Inhalt des „Testamentes“ bildet.

Was diese Einleitung besagen will, ist klar. Sie soll die nun folgenden Anordnungen rechtfertigen; denn wenn, vielleicht in kurzem, allgemeine Unordnung zu erwarten ist, so müssen feste Vorschriften und Regeln gegeben sein, damit jeder, der guten Willens ist, wisse, woran er sich zu halten hat. Ferner soll der Hinweis auf die Schrecken des Weltendes als Beweggrund dienen, jene Vorschriften genau zu halten. Der Neue Bund ist ja eine Vorbereitung auf die zweite Ankunft Christi, wie der Alte eine Vorbereitung auf sein erstes Kommen war, und überall tönt in den christlichen Schriften der Mahnruf, bereit zu sein, weil der Richter nunmehr, im Neuen Bunde, vor der Thüre steht und jeden Augenblick kommen kann. Ob eine Täuschung des Lesers beabsichtigt ist, wenn die Beschreibung des Weltendes dem Herrn selbst in den Mund gelegt wird, oder ob dergleichen eine Form der Einkleidung ist, deren Bedeutung diejenigen ohne weiteres verstanden, für welche das Testament geschrieben wurde, wollen wir hier nicht untersuchen; möglich ist es, daß eine Fälschung beabsichtigt war, notwendig ist diese Annahme nicht.

2. Die Vorschriften, welche unser Testament dem Erlöser in den Mund legt, beziehen sich im ersten Buch auf die Einrichtung des Gotteshauses, auf die Wahl, Weihe und Obliegenheiten des Bischofs, der Priester und Diakonen, der Bekenner und Witwen, der Subdiakonen und Lektoren, der Asketen und charismatisch Begnadigten. Das zweite Buch enthält Vorschriften für die Laien. Über die Vorbereitung zur Taufe und deren Spendung wird ausführlich gehandelt, außerdem eine Reihe von Geboten oder Räten gegeben, welche das ganze christliche Leben von der Aufnahme in die Kirche bis zum Begräbnis umfassen.

Überblickt man die Anforderungen, welche das „Testament" an den Christen stellt, so muß man sagen, daß ein besonnener und ernster, mitunter auch strenger Geist aus ihnen spricht. Schon bei der Aufnahme derjenigen, die sich zum Katechumenat melden, soll man mit Vorsicht vorangehen, sie ausfragen, warum sie sich melden, sich vergewissern, ob sie auch früher schon ein anständiges Leben geführt haben. Wer andere zum Unterricht herzuführt — es handelt sich hier wohl um Kinder, die zum Unterricht gebracht werden —, kann dies nur thun, wenn er schon nicht mehr ganz jung und der Kirche bekannt ist. Besonderes Mißtrauen wird dem Bischof unverheirateten Heiden gegenüber empfohlen, er soll ihnen ernste Vorhaltungen machen über die Reinheit, die das Christentum verlangt. Will der Katechumen heiraten, so trete der Bischof dem nicht entgegen, sorge aber, daß er eine Christin aus christlicher Familie zur Frau nehme, die im stande sei, ihren Mann im Glauben zu erhalten. Wünscht ein Sklave unterrichtet zu werden, so frage man, ob sein Herr damit einverstanden ist. Ist der Herr ungläubig und nicht einverstanden, so versuche man zuerst dessen Einwilligung zu erhalten und gehe ohne dieselbe erst dann voran, wenn diese Versuche vergeblich waren. Stellt sich heraus, daß der Sklave nur aus Haß gegen seinen Herrn Christ werden will, so wird er nicht angenommen, und das Gleiche soll immer dann geschehen, wenn ein christlicher Herr seinem Sklaven ein Zeugnis verweigert. So folgen noch eine ganze Reihe von Vorschriften, aus denen man sieht, daß es dem Verfasser nicht darauf ankam, möglichst viele, sondern möglichst würdige Christen zu haben, und daß man unsaubere Elemente fern zu halten suchte. Bemerkenswert unter diesen Bestimmungen ist jene, welche den Soldaten und Magistratspersonen den Eintritt in die Kirche wehrt.

Im gleichen Geiste werden von den Katechumenen drei Jahre Unterricht in der christlichen Lehre verlangt. Doch können solche, die dessen würdig sind, auch schon früher getauft werden. Bevor die Katechumenen durch die Taufe endgültig in die Kirche aufgenommen werden, sollen sie wiederum geprüft werden, wie sie sich während des Katechumenats aufgeführt haben, „ob sie die Witwen ehrten, die Kranken besuchten, in aller Demut und Liebe wandelten". In der Osternacht findet die Tauffeier statt, die ausführlich beschrieben wird. Das Glaubensbekenntnis wird erst während der Taufe abgelegt — es ist im wesentlichen das römische Taufsymbol —, jeder der drei Eintauchungen geht das Bekenntnis einer der drei göttlichen Personen vorher. Nach der heiligen Handlung werden die Neugetauften über die Auferstehung des Fleisches belehrt, vorher sollen sie davon kein Wort wissen.

Der ganze Tag des Christen soll durch Gebet geheiligt werden. Gleich bei der frühesten Dämmerung, nachdem man aufgestanden und die Hände gewaschen hat, soll gebetet und erst dann die Arbeit angegriffen werden; dies Gebet soll dann zur dritten, sechsten, neunten Stunde, des Abends und um Mitternacht wiederholt werden. Für diejenigen, welche das jungfräuliche Leben erwählt haben, sind diese Gebetszeiten Pflicht. Vor Ostern beobachte man von Freitag morgen an das Fasten so streng, daß bis zur Mitternacht von Samstag auf den Sonntag gar nichts genossen wird. In der dann folgenden Osternacht machen selbst die Kinder die Nachtwache mit. Die Lektoren, Subdiakonen und Diakonen sollen durch die Reihen der Frauen hindurchgehen, damit unartige Knaben keinen Unfug treiben oder auch einschlafen, „denn diese Nacht ist ein Bild des Himmelreiches". Auch bestimmte regelmäßig wiederkehrende Fasttage werden erwähnt, es sind wohl die allgemein in der Christenheit üblichen Fasten am Mittwoch und Freitag jeder Woche. Wie streng man es sonst nahm, ergiebt sich aus der Mahnung: Wer kinderlos sei, möge überflüssigen Besitz nicht aufhäufen, sondern reichlich den Armen und Gefangenen mitteilen und nur zurückhalten, was sich geziemt und genügt.

Noch strenger sind die Vorschriften für die Geistlichen. Der Bischof hat neun Gebetszeiten im Laufe von 24 Stunden einzuhalten; „wenn er aber zu jeder Stunde ohne Unterlaß Gebete für das Volk und sich selbst darbringt, so thut er gut". In jeder Woche giebt es für ihn drei Fasttage. Unmittelbar nach seiner Weihe hat er drei Wochen zu fasten „nach der Zahl der 18 erhabenen Eingänge, welche der Eingeborene durchschritt, als er zum Leiden kam", und zwar in der Weise, daß er abends nur Brot zu sich nimmt. Sein ganzes Leben hindurch genießt er kein Fleisch, und Wein nur in der Messe oder höchstens in der Krankheit.

3. Der erste Teil unseres Apokryphums enthält die ausführliche Beschreibung des Gotteshauses und der gottesdienstlichen Verrichtungen. Er ist wohl das Interessanteste an unserem Schriftstück, bietet aber auch der Erklärung und dem Verständnis die meisten Schwierigkeiten. Heben wir also nur einiges daraus hervor. Die kirchenrechtlichen Vorschriften beginnen mit ausführlichen Anweisungen für den Kirchenbau.

Das Gotteshaus soll drei Eingänge haben zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit. Rechts von dem Eingang an der rechten Seite soll ein Diakonenhaus sein, „damit die eucharistischen Brote und die Opfer, welche dargebracht werden, gesehen werden können". Das Diakonenhaus habe einen Vorhof, der von einem Säulengang umgeben ist. Innerhalb des Vorhofes sei die Taufkapelle, 21 Ellen lang, „um die vollständige Zahl der Propheten vorzubilden", und 12 Ellen breit zum Andenken an die Apostel. Sie habe nur einen Eingang, aber drei Ausgänge. Mit der Kirche soll ein Anbau für die Katechumenen und die zu Exorcisierenden so verbunden sein, daß man von demselben aus die Lesungen und Gesänge in der Kirche anhören kann. In der Kirche selbst stehe gegen Osten, drei Stufen erhöht, der Thron des Bischofs und der Altar. Rechts und links von demselben sind die Sitze für die Priester. Die Kirche habe rechts und links zwei Säulengänge, zur Rechten für die Männer, zur Linken für die Frauen. Die ganze Kirche sei erleuchtet sowohl wegen der vorbildlichen Bedeutung als wegen der Lesungen. Ein

Vorhang von reinem Byssus sei vor dem Altar und den Sitzen der Priester und ein zweiter am Taufbrunnen. Es sei ein Ort, an welchem der Priester sitze, um mit dem Archidiakon und den Lektoren die Namen derjenigen aufzuschreiben, welche die Gaben zum Opfer darbringen, und ebenso die Namen derer, für welche sie dargebracht werden, damit während der Messe beim Memento diese Namen genannt werden. Ein wenig vor dem Altar ist der Ambo zum Verlesen der Lektionen.

In der Nähe des Gotteshauses sollen noch andere Gebäude sich befinden: die Wohnung des Bischofs, der Witwen, welche die Ehrensitze vor den andern inne haben, ferner bei der Taufkapelle die Wohnung der Priester und Diakonen. Die Diakonissinnen sollen bei der Thüre des Gotteshauses weilen, in der Nähe desselben sei ein Haus zur Aufnahme der Fremden.

Das Gotteshaus dient zum gemeinsamen Gebet der Gläubigen; der christliche Unterricht wird durch den Bischof darin erteilt und die heilige Messe gefeiert. Letzteres geschieht am Samstag, Sonntag und an den Fasttagen. Am Samstag wird das heilige Opfer mit drei Broten gefeiert zur Erinnerung an die heilige Dreieinigkeit, am Sonntag aber mit vier, wegen der vier Evangelien. Während der Messe ist der Vorhang vor dem Altar herabgelassen. Hinter demselben sitzt in der Mitte zunächst der Bischof, hinter ihm rechts und links die Priester, und zwar rechts die angeseheneren und diejenigen, welche predigen. Hinter den Priestern auf der linken Seite kommen zunächst die Witwen, hinter den Priestern dagegen, welche zur Rechten sind, stehen die Diakonen, hinter ihnen der Reihe nach die Lektoren, die Subdiakonen und zuletzt die Diakonissinnen.

Bei der Konsekration streckt der Bischof seine Hand aus über die Brote auf dem Altar, und alle Priester thun dies mit ihm, während die übrigen schweigend da stehen. Das heißt also wohl: alle Priester konsekrieren zugleich mit dem Bischof, wie es im Abendlande heute nur noch bei Spendung der Priesterweihe üblich ist. Wenn der Bischof verhindert ist, wird seine Stelle von einem Priester vertreten, sonst aber feiert der Priester nur in Gemeinschaft mit dem Bischof und allen Mitpriestern die heiligen Geheimnisse.

Bevor der Bischof oder Priester das heilige Opfer darbringt, geben sich alle den Friedenskuß, die Männer den Männern, die Frauen den Frauen. Dann, während einer feierlichen Stille, fordert der Diakon durch eine Reihe von lauten Rufen zu würdiger Teilnahme an den heiligen Geheimnissen auf: „Hinauf zum Himmel eure Herzen! Wer Haß gegen seinen Nächsten hat, versöhne sich! Wer Unglauben im Herzen hegt, bekenne! Wer den Geboten nicht unterwürfig sein will, gehe weg!“ und so folgen noch eine Reihe solcher Mahnungen. Dann beginnt der Bischof eine Art Präfation:

Bischof: „Der Herr sei mit euch!“
Volk: „Und mit deinem Geiste.“
B.: „Aufwärts die Herzen!“
V.: „Wir halten sie zum Herrn emporgerichtet.“
B.: „Laßt uns den Herrn preisen!“
V.: „Es ist würdig und gerecht.“
B.: „Das Heilige (werde gefeiert) durch Heilige!“
V.: „Im Himmel und auf Erden ohne Aufhören.“

Doch wir können unmöglich die langen Gebete alle hier abschreiben. Wir wollen nur noch kurz bemerken, daß die Konsekrationsformel eine Schwierigkeit bietet. Sie lautet: Qui ... accipiens panem dedit discipulis suis dicens: accipite, manducate. Hoc meum est corpus, quod pro vobis confringitur in remissionem peccatorum. Quotiescunque hoc facietis, resurrectionem meam facietis. Similiter calicem vini, quod miscuit, dedit in typum sanguinis, qui effusus est pro vobis. Wahrscheinlich sind die letzten Worte verstümmelt, denn die äthiopische Übersetzung liest: Similiter calicem vini, quem miscuit dicens: Hic est sanguis meus, qui effunditur pro vobis.

Wir brechen hier ab, so manches Schöne oder Bemerkenswerte auch noch mitzuteilen wäre. Die spärlichen Auszüge, die wir geben konnten, genügen einigermaßen, um einen Begriff von der neuen Entdeckung zu geben, und werden es als gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn im „Katholik" a. a. O. das Urteil ausgesprochen wird, es bleibe trotz aller Ausstellungen „Grund genug, die Schrift mit voller Freude zu begrüßen. Dem Entdecker gebührt für die Gabe, mit der er uns beschenkt hat, großer Dank".

C. A. Kneller S. J.

Die sogenannte Kirchengeschichte des Zacharias Rhetor in deutscher Übersetzung herausgegeben von **K. Ahrens**, Gymnasialoberlehrer in Plön, **G. Krüger**, Professor der Theologie in Gießen. (Scriptores sacri et profani, auspiciis et munificentia serenissimorum nutritorum almae matris Ienensis ediderunt seminarii philologorum Ienensis magistri et qui olim sodales fuere. Fasciculus III.) 8°. (XLV, 42* u. 417 S.) Leipzig, Teubner, 1899. Preis *M.* 10.

Zacharias Rhetor, geboren in Palästina zu Majuma bei Gaza, machte um 488 seine Studien in Alexandrien und in den folgenden Jahren in Beirut, war dann Sachwalter in Konstantinopel, trat in den geistlichen Stand und wurde Metropolit von Mytilene. Obgleich Anhänger des Monophysitismus, unterschrieb er trotzdem die Beschlüsse des Konzils von 536, welches gegen den Monophysitismus gerichtet war. Neben einigen Streitschriften und Biographien monophysitischer Größen verfaßte er auf Bitten des Eunuchen Euprarius eine geschichtliche Schrift über die Schicksale der Kirche seit dem Konzil von Chalcedon, welche den Zeitraum von 450—491 umfaßt. Das griechische Original dieser Schrift, das von Evagrius noch benutzt wurde, ist verloren; einen Auszug indes in syrischer Sprache besitzen wir noch in den Büchern III—VI eines 12 Bücher umfassenden Sammelwerkes, welches in einer Londoner und zum Teil in einer römischen Handschrift auf uns gekommen ist. Der syrische Text dieses Sammelwerkes ist seit 1870 gedruckt, die hier angezeigte Schrift macht es in deutscher Ubertragung weiteren Kreisen zugänglich. Die beiden Herausgeber teilten sich in ihre Arbeit in der Weise, daß der zuerst genannte die Übersetzung aus dem Syrischen, der andere die Einleitung und sachliche Erläuterung übernahm. Beide Gelehrte haben sich um die Erledigung ihrer Aufgabe viel Mühe gegeben und in zweifelhaften

Fällen bei tüchtigen Sprachgelehrten und Geschichtsforschern Unterstützung gesucht, so daß man in die Genauigkeit des Gebotenen wohl alles Vertrauen setzen kann.

Die Glaubwürdigkeit des Zacharias freilich wie der andern Quellen des syrischen Sammelwerkes ist an und für sich nicht groß. Es sind Tendenzschriften, die darauf ausgehen, den Monophysitismus zu verherrlichen und die Thatsachen demgemäß zu wenden verstehen. Aber trotzdem wird doch manches Thatsächliche mitgeteilt, das entweder in sich wahrscheinlich klingt oder durch anderweitige Berichte bestätigt wird und wiederum zur Bestätigung dieser beiträgt. Solcher Art ist z. B. die Charakteristik, die von dem Toleranzmann Salophakiolos, dem „Wackelhut", gegeben wird, und anderes. Ferner erfährt man manches kulturgeschichtlich Interessante. Ostern z. B. ist allgemeiner Tauftag für die Kinder (S. 24), ein neu getauftes Kind wird von den Gläubigen nach Haus begleitet (S. 35), durch drei andere Bischöfe wird die Bischofsweihe erteilt (S. 23), man erfährt den Namen von Kirchen in Beirut und anderswo (S. 35. 71 ꝛc.), findet Notizen über Timoklet, einen der ältesten christlichen Hymnendichter (S. 37), über Reliquien- und Bilderverehrung, über die Anerkennung des römischen Primates und anderes. Außerdem — und das ist wohl der Hauptwert — spiegelt sich in diesen Berichten die monophysitische Partei in ihrem ganzen Thun und Treiben. Theologische Argumentationen, die sich irgendwie mit denen eines Athanasius, Cyrill, Leo des Großen messen können, sind in den zahlreich eingestreuten Briefen monophysitischer Parteihäupter nicht zu finden. Die Hauptbeweise der monophysitischen Gelehrten sind ein paar Väterstellen, von denen zudem sehr viele einfach gefälscht sind. Außerdem wird Wert gelegt auf Anekdötchen über das Konzil von Chalcedon und Papst Leo, der nur für Geld seinen Tomos erlassen hat (S. 4), auf Wunder, die zu Gunsten der Einnaturenlehren vorgekommen sein sollen (S. 14. 69). Dioskorus und andere Sektenhäupter werden als Märtyrer verherrlicht, die Gegner weidlich heruntergesetzt und von vornherein als Nestorianer behandelt. Mit sichtlicher Freude berichtet Zacharias Histörchen wie jenes, daß ein monophysitischer Mönch zum Patriarchen Juvenal von Jerusalem sich eingeschlichen unter dem Vorgeben, von ihm den Segen zu erbitten, und ihm dann zum Spott ein Gefäß mit Asche über den Kopf ausgegossen habe (S. 15). Bemerkenswert für die Geschichte des Dreikapitelstreites ist es, wenn schon bei Zacharias als eine der Hauptbeschwerden gegen die Versammlung von Chalcedon erscheint, daß Theodoret und Ibas auf ihr hätten eine Rolle spielen dürfen. Auch auf den bekannten 28. Kanon des genannten Konzils ist unser Autor schlecht zu sprechen: nicht zwar aus Vorliebe für Rom, gegen welches er wenig Zuneigung verrät, freilich ohne das tief einschneidende Eingreifen Roms in die Verhältnisse des Ostens ganz zudecken zu können. Vielmehr ist es die Vorliebe für Alexandrien, den bisherigen zweiten Bischofssitz der Christenheit, die ihn auffallend oft (z. B. S. 27. 36. 65) auf diese Bestimmung zurückkommen und Konstantinopels Ansprüche als unrechtmäßige bezeichnen läßt.

Somit ist auch die Übersetzung der sogen. Kirchengeschichte des Zacharias in ihrer Art eine erfreuliche Gabe. Der Historiker wird den Herausgebern Dank wissen, daß sie dies bisher von wenigen gekannte Werk allgemeinerer Benutzung

zugänglich machten, und so viele Mühe und Sorgfalt aufwandten, um allen billigen Ansprüchen an eine derartige Ausgabe zu genügen. C. A. Kneller S. J.

L'Evêque de Metz. Vie de Mgr Dupont des Loges 1804—1886. Par l'abbé ***Felix Klein,*** Professeur à l'Institut Catholique de Paris. I^r^. 8° écu. (XII et 500 p. avec portrait.) Paris, Poussielgue, 1899. Preis *Fr.* 5.

Eine Lebensgeschichte des vorletzten Bischofs von Metz, des hervorragendsten Vertreters der alten französischen Traditionen und Erinnerungen im Reichsland, konnte kaum in günstigerem Augenblick ans Licht treten, als da der von ihm selbst noch gewählte Nachfolger ihm auch im Tode gefolgt war und die große Öffentlichkeit in Deutschland wie in Frankreich der Neubesetzung des Metzer Stuhles mit Spannung entgegensah. Der Verfasser ist kein Unbekannter. Von ihm ist die Übersetzung und erfolgreiche Anempfehlung des Elliotschen „Leben des P. Hecker" ausgegangen, und in den Kämpfen um den „Amerikanismus" ist sein Name viel genannt worden. Er selbst rühmt sich, bereits der Lobredner eines Kardinal Lavigerie und eines Erzbischof Ireland gewesen zu sein. Er hält daher auch eine besondere Erklärung darüber für geboten, wie es habe geschehen können, daß einer derer, „die über alles ihre Zeit und das Jahrhundert lieben, in welches Gott zur Arbeit sie gesetzt", zum Geschichtschreiber eines Bischofs werde, welcher in einem Grade wie wenig andere grundsätzlich am Alten festgehalten habe. Des Rätsels Lösung mag zum Teil darin liegen, daß Dupont des Loges von Jugend auf bis zum Ende ein persönlicher Freund, in weittragenden Fragen auch ein Verbündeter Bischof Dupanloups gewesen ist, für dessen Andenken Abbé Klein eine so hohe Bewunderung an den Tag zu legen nicht müde wird. Unter allen Umständen ist es erfreulich, daß der Abbé das Werk auf sich genommen hat. Ein Kirchenfürst von solcher Geisteshoheit wie der bretonische Adelssproß auf dem Bischofsstuhle des hl. Klemens verdiente es, daß eine so stilgewandte und glänzende Feder zuerst seine Annalen schrieb.

Paul Georg Maria du Pont des Loges war zu Rennes am 11. November 1804 geboren aus hohem einheimischem Adel. Seit zwei Jahrhunderten hatten seine Vorfahren ihren Sitz im Parlamente der Bretagne. Sein Vater, wohlangesehen unter den treuen Paladinen des Königtums, war seit Beginn der Restauration einer der ersten Großwürdenträger der Provinz; beim Sturze der älteren bourbonischen Linie 1830 legte er Amt und Würde nieder. Paul, von Kindheit an zart und schwächlich, machte seine ersten Studien im bischöflichen Knabenseminar zu Rennes. Noch nicht 16 Jahre alt (1820), hatte er das Zeugnis der Reife mit Ehren sich erworben. Das fromme Kind, der neunte unter elf Geschwistern, entschied sich für den geistlichen Stand. Über sieben Jahre, vom Herbst 1821 bis Januar 1829, verbrachte er im Seminar von St. Sulpice zu Paris, das damals auf seiner Höhe stand und unter Lehrern und Schülern eine Auswahl der glänzendsten Geister des christlichen Frankreich zählte. Am 20. Dezember 1828 wurde er zu Paris zum Priester geweiht und übernahm die Stelle eines Vikars bei Saint-Sauveur zu Rennes, die ihm gestattete, im Kreise seiner Familie zu leben, während er im Dienste der Kirche wie der christlichen Charitas seinen Eifer er-

probte. Im Oktober 1834 nahm er von der Hand seines Bischofs die mehrmals zurückgewiesene Würde eines Ehrenkanonikus an. Schon in den nächsten Jahren schwebten Verhandlungen über seine Berufung zum Koadjutor des Bischofs von Quimper mit dem Rechte der Nachfolge. Statt dessen folgte er im Oktober 1840 dem Rufe des neu ernannten Bischofs von Orleans, des nachmaligen Kardinalerzbischofs Morlot von Paris, welcher ihn als Generalvikar an seiner Seite zu haben wünschte. Es war eine gute Schule. Morlot war ein Mann von Besonnenheit und Erfahrung, wie zum Regieren geboren; er schenkte ihm großes Zutrauen und gewährte ihm Einblick in alles; die Verwaltung der Diözese Orleans war an Dornen und Schmerzen reich. Seit Beginn des Jahres 1842 kam die Erhebung des jungen Generalvikars auf einen der Bischofssitze der Monarchie wieder ernstlich in Frage; er sträubte sich nach allen Kräften. Mit Rücksicht auf seine zarte Gesundheit wählte man den Posten, der als einer der leichtesten galt; am 25. Juli 1842 war seine Ernennung zum Bischof von Metz gesichert. Am 27. Januar 1843, im gleichen Konsistorium wie der neu ernannte Erzbischof von Damiette i. p. i. Joachim Pecci, wurde er präkonisiert; am 5. März fand zu Paris seine Bischofsweihe statt; er zählte noch nicht 39 Jahre.

Am späten Abend des 16. März 1843 traf Dupont des Loges inkognito in seiner Bischofsstadt ein, um folgenden Tages in seiner Kathedrale feierlich inthronisiert zu werden. Die beiden Generalvikare, welche während der letzten Jahre fast unabhängig die Diözese regiert hatten, behielt er ruhig bei, nahm aber sofort mit großer Selbständigkeit die Verwaltung in die Hand. Als Hauptaufgabe seines Episkopates betrachtete er es vom ersten Eintritt in die Diözese an, den tief eingerissenen Schäden der Entheiligung des Sonntags und der Vernachlässigung der Osterpflicht entgegenzuarbeiten. Es gewährte ihm großen Trost, gegen Ende seiner langen Wirksamkeit in Bezug auf diese Angelpunkte des christlichen Lebens namhafte Besserung feststellen zu können. Mit Rücksicht auf den Klerus fand er die Übung der jährlichen Diözesansynode und der Priesterexercitien bereits vor. Er berief für die Leitung des Seminars die Sulpizianer, errichtete, vom Seminar getrennt, eine eigene philosophische Lehranstalt und erbaute außerhalb der Stadt ein prächtiges Knabenkonvikt. Ein Werk von weitgreifender Bedeutung war die Einführung des „ewigen Gebetes“. Da den Tagen der Aussetzung des heiligsten Sakramentes stets eine geistige Erneuerung vorausgehen sollte, so war damit den Gemeinden die Wohlthat öfterer Volksmissionen gesichert. Außerordentlichen Aufschwung erlebten in der Diözese das Werk der Glaubensverbreitung und die Sammlung des Peterspfennigs. Die religiösen Orden ohne Unterschied der Benennung fanden an dem frommen Oberhirten einen väterlichen Gönner und einen eifrigen Förderer der ihrem Ordenszwecke entsprechenden Thätigkeit. Die Veranstaltungen der Charitas blieben dabei sein eigentliches Lieblingsfeld; er hatte für sie stets bereitwilliges Verständnis und königliche Freigebigkeit. Besondere Aufmerksamkeit verdient unter ihnen das Haus für Aufnahme und moralische Hebung der aus den Gefängnissen entlassenen Sträflinge (p. 226).

Als Legitimist vom reinsten Wasser stand der Bischof schon dem Bürgerkönigtume kühl gegenüber; noch stolzer und fester wurde diese Haltung gegen Louis Napoleon. Dupont des Loges war unter allen Prälaten Frankreichs der erste, der dessen ränkevolle italienische Politik durchschaute, und die Zornesblitze eines kaiserlichen Kultusministers schreckten ihn nicht davor zurück, dies auch offen zu erkennen zu geben. Schon 1856 hatte sich zur Taufe des kaiserlichen Prinzen der gesamte

französische Episkopat in Paris eingefunden; nur zwei waren weggeblieben: Bischof du Dreux-Brézé von Moulins und Dupont des Loges von Metz. Trotzdem aber gab es der ernsteren Reibungen mit der Regierung nicht viele, und wenn sie kamen, wurden sie mit französischer Feinheit und Höflichkeit rasch vorübergeführt. Die Regierung bedurfte des guten Einvernehmens mit der Kirche. Es ist ein merkwürdiger Unterschied hier gegenüber den Brutalitäten, welche in den Kirchenkonflikten der verschiedenen deutschen Staaten in diesem Jahrhundert sich haben breit machen können.

Der vornehme Prälat mit seiner ernsten Frömmigkeit und strengen Zurückhaltung war bei all seinen persönlichen Vorzügen dem Volke nie recht nahe gekommen. Er selbst war stets nur darauf bedacht gewesen, bei Volk und Klerus sich „in Respekt“ zu erhalten; denn „ohne Respekt“, meinte er, „kann man nicht wirken“. War es doch noch auf dem Todesbette seine größte Sorge, er möchte durch die vorübergehenden Trübungen seiner Geistesthätigkeit, welche infolge von Schwäche und Schlaflosigkeit ihn eine Zeitlang befielen, der bischöflichen Grandezza etwas vergeben. Es war ihm kein leichter Trost, als diese Zustände aufhörten, und er dankte Gott mit aller Inbrunst dafür „Es war nicht wegen meiner armen Person, daß ich diese Furcht hegte,“ meinte er dazu, „nein, für mich nehme ich gern alle Verdemütigungen an, die ich verdiene und die es Gott gefallen wird, mir zu senden. Aber ich fürchtete für die Ehre der Kirche, die mich unter die Zahl ihrer Diener aufzunehmen sich gewürdigt hat. Mit der Gnade Gottes war ich stets darauf bedacht, daß mein Leben ein bischöfliches sei. Ich flehe ihn an, daß nun auch die Art meines Sterbens würdig sei eines Bischofs.“

Indes hatte doch der Ruf seiner Tugend und Wohlthätigkeit und die reiche, freie Entfaltung, welche das kirchliche Leben unter ihm fand, ihm unmerklich, aber immer mehr die allgemeine Verehrung gewonnen. Auf seinen Namenstag, das Fest des hl. Paulus, den 30. Juni 1868, beging man in der Stadt Metz wie in der ganzen Diözese die Feier seines 25jährigen Bischofsjubiläums mit einer Großartigkeit und Begeisterung, welche die ganze Kirche Frankreichs erfreute, ihn selbst aber überraschte und überwältigte.

Es waren die letzten glücklichen Tage seines Episkopates. Auf dem Vatikanischen Konzil gehörte er — und zwar im bewußten Gegensatze zu dem Klerus seiner Diözese — zur näheren Gefolgschaft Dupanloups. Nach Monaten schweren Kampfes kaum zurückgekehrt, sah er sich eingeschlossen in einer belagerten Stadt, sein bischöfliches Palais mit Verwundeten angefüllt. Es kam die Kapitulation und damit die deutsche Herrschaft. Dupont des Loges fuhr ruhig fort, als Bischof seine Pflicht zu thun, und hielt auch seinen Klerus zu ernster Pflichterfüllung an. Er selbst vermied sorgfältig alles, was die neuen Machthaber reizen oder verletzen konnte; das gleiche verlangte er auch von seinem Klerus. Kleinliche Chikanen blieben ihm trotzdem nicht erspart; er trug sie mit vornehmer Resignation. Wo aber kirchliche Grundsätze in Frage kamen, stellte er unerschütterliche Festigkeit entgegen. Allen Agitationen hielt er sich fern; daß er aber im Herzen durch und durch Franzose sei und es auch bleiben wolle, dessen hatte er kein Hehl.

Der edle Stolz seiner Haltung war der Trost für sein unglückliches Volk. Von diesem Zeitpunkt an wandte die französisch gesinnte Bevölkerung eine schwärmerische, fast leidenschaftliche Verehrung ihm zu. Im ganzen Reichslande war hinfort für sie kein Name so gefeiert und so geheiligt als der seine. Auch von den Siegern wurde ihm Ehre erwiesen, angefangen vom Gouverneur der Stadt bis

hinauf zum deutschen Kronprinzen und zum Kaiser. Manches bei diesen Höflichkeiten mochte dem Sproß des alten legitimistischen Adels gelten, aber 30 Jahre einer gesegneten bischöflichen Verwaltung und 70 Jahre eines Lebens des Gebetes, der Tugend und der Wohlthätigkeit gaben auch dem katholischen Bischof einen Anspruch auf Rücksicht und Ehrfurcht. Mit der hohen kirchlichen Würde nötigte der fest geprägte Charakter Achtung ab. Manche Vertreter des Deutschtums aus dem Norden lernten an ihm zuerst ahnen, was ein katholischer Bischof sei.

Herr v. Möller als Oberpräsident ließ sich dadurch freilich nicht zurückhalten, 1875 auf gesuchten Vorwand hin den bischöflichen Fastenhirtenbrief zu unterdrücken. Die Schullehrer wurden beauftragt, ihre Pfarrer zu überwachen, ob sie etwa trotzdem das Hirtenwort ihres Bischofs verkünden würden. Weit größere Pein hat sieben Jahre später die Freundschaft des Herrn v. Manteuffel dem 80jährigen Greise angethan. Er überraschte ihn mit dem verfänglichen kaiserlichen Geschenke des Kronenordens II. Klasse mit dem Stern.

Doch der Freundschaft dieses wahren Staatsmannes verdankte Dupont des Loges dafür auch den letzten großen Trost seines Lebens: einen Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge nach seiner eigenen Wahl. Nachdem Korum in Straßburg abgelehnt hatte, wurde am 13. Mai 1881 François Louis Fleck als Bischof präkonisiert, derselbe, dessen Ernennung zum Generalvikar einige Jahre zuvor Herr v. Möller nicht hatte bestätigen wollen.

Bischof Dupont des Loges von Metz nahm 1874, als Elsaß-Lothringen zum erstenmal Vertreter in den Deutschen Reichstag sandte, ein Mandat für denselben an. In den alten Parlamentsräumen der Leipziger Straße erschien er „en grand costume d'évêque français“. Doch war er nur erschienen, um der Protesterklärung gegen die deutsche Besitznahme des Reichslandes beizuwohnen. Er hatte zur ausdrücklichen Bedingung gestellt, daß er in keiner andern Weise von seinem Mandate würde Gebrauch zu machen haben. So fremd er sonst Deutschland und deutschem Leben gegenüberstand, pflegte er doch freundliche Beziehungen zur deutschen Nachbardiözese Trier. Während des Kulturkampfes spendete er an den Grenzorten für zahlreiche Gemeinden aus dem Trierischen die heilige Firmung. Der neu ernannte Bischof von Trier besaß sein hohes persönliches Vertrauen und fand sich wiederholt an seiner Seite, zum letztenmal am 25. August 1886, um im hohen Dome in Gegenwart der entseelten Leiche den letzten Trauergruß ihm nachzurufen. Nach dreimonatlichem schweren Leiden war der greise Bischof in die himmlische Heimat eingegangen, am 18. August 1886.

Eine bischöfliche Laufbahn, so lang und an Wechsel so reich, bot für den Biographen ein einladendes Feld; mächtigere Anziehung noch bot die Eigenart der Persönlichkeit: der Stolz des alten Römers mit der Milde des Kirchenvaters, der starre Kopf des Bretonen mit der Feinheit des vornehmen Franzosen. Eine solche Charakterfigur verlangte einen Mann von Geschmack, um ihre Umrisse zu zeichnen. Man darf sagen, daß es an einem solchen nicht gefehlt hat. Zweifellos ist diese Lebensbeschreibung ein lehrreiches und schönes Buch geworden. Das schließt nicht aus, daß es nicht noch etwas mehr als dies hätte werden können, und daß auch ein so interessantes Buch wie das vorliegende der Beurteilung verschiedene Seiten bietet.

Das Buch ist zunächst für Frankreich und die Franzosen geschrieben; es will in dem Bischof von Metz vor allem den unbeugsamen Patrioten feiern, „die

in Metz zurückgebliebene Seele Frankreichs", ein „hell leuchtendes patriotisches Symbol", „die Personifikation des Patriotismus". Eine fesselnde Schilderung der Kriegsereignisse des Jahres 1870 bildet den Glanzpunkt der ganzen Darstellung; sie füllt den achten Teil des Bandes. In diesen Ereignissen tritt der Bischof jedoch völlig zurück; ganz gelegentlich wird daran erinnert, wie er trauert, betet und die Lazarette besucht. Etwas bedeutsamer für die Würdigung dieses Episkopates wären des Bischofs Beziehungen zum Heiligen Stuhle gewesen, seine vier Romreisen, seine Stellung auf dem Vaticanum. Aber mit allgemeinen kurzen Andeutungen geht der Biograph darüber hinweg, alles auf 20 Seiten, kaum einem Dritteil des Raumes, welcher den Kriegsvorgängen von 1870 gewidmet ist. Wie die Beziehungen des jungen Vikars zu de Lamennais und seiner Schule, so wird die Gefolgschaft, welche der Bischof während des allgemeinen Konzils seinem Freunde Dupanloup leistet, nur mit einigen Worten obenhin gestreift. Wieviel wertvoller für den Kirchenhistoriker wäre eine Aufhellung der Taktik Dupanloups in Rom gewesen, als eine Aufzählung der Fehler, welche Bazaine in Metz soll begangen haben!

Allein der Schwerpunkt des Werkes liegt einmal für Abbé Klein nicht auf dem kirchenhistorischen Gebiete. Dupont des Loges hat ein Alter von 82 Jahren erreicht; 44 Jahre hat er als Bischof regiert unter den wechselvollsten äußeren Verhältnissen und nicht ohne mächtigen Einfluß auf den Episkopat Frankreichs im großen. Jedoch die ersten 28 Jahre dieses Episkopates sind auf 200 Seiten kurz zusammengedrängt; sie bilden die Vorbereitung. Der eigentliche Gegenstand der Verherrlichung ist die ablehnende Haltung des Bischofs gegen die deutsche Herrschaft. Die 16 Jahre von der deutschen Invasion bis zu des Bischofs Tod nehmen die volle Hälfte des Werkes in Anspruch, und doch sind sie an Thaten und Ereignissen arm.

Dabei sei anerkannt, daß alle patriotische Wärme den Verfasser nicht leicht zu Ungerechtigkeiten gegen das Deutschtum verleitet. Daß er zuweilen die kriegerische Überlegenheit der deutschen Truppen etwas abzuschwächen sucht, daß er bei den Verhandlungen über die Kapitulation von Metz hochstehenden deutschen Persönlichkeiten, mehr als er beweisen kann, unredliche Machinationen insinuiert, darf man im gegebenen Zusammenhang nicht allzu schwer anrechnen. Sonst, wo der Verfasser Übles sagen muß, thut er es kurz und mit Zurückhaltung. Kein Katholik und kein wahrhaft liberaler Mann in Deutschland könnte das kleinliche Chikaniersystem v. Möllers, des Oberpräsidenten von Elsaß-Lothringen, knapper behandeln und gelinder charakterisieren, als wie es der Verfasser thut. Die moralische Wertung, welche Abbé Klein einem großen Teile des in den ersten Jahren nach der Okkupation im Reichslande zusammenströmenden Deutschtums angedeihen läßt, erreicht bei weitem nicht die Wirklichkeit. In den „Lebenserinnerungen" eines in jener ersten Zeit zu Metz in hoher Stellung thätigen Gerichtsbeamten (Karl Schorn II, 216) findet sich dieselbe traurige Wahrheit in unvergleichlich deutlicheren und derberen Strichen wiedergegeben. Selbst die Mißgriffe des Kulturkampfes werden mit einer Art von Schonung nur eben gestreift und durch wiederholte Konfrontierung mit den wahnwitzigen Ausschreitungen des Antikleri-

kalismus im „katholischen“ Frankreich nicht wenig abgemildert. Die „Aufmerksamkeit“, mit welcher ein preußischer General, v. Schwerin, es für geeignet hielt, den 80jährigen katholischen Bischof zur Einweihung der neuen protestantischen Garnisonskirche einzuladen, und die vorgebliche Arglosigkeit, mit welcher gleich anfangs General v. Zastrow an den Kirchenfürsten das Ansinnen richtete, ein Mitbenutzungsrecht seiner Kathedrale den Protestanten einzuräumen, würde ein mit den konfessionellen Verhältnissen Preußens näher vertrauter Biograph schwerlich so nachsichtig entschuldigt haben.

Vom alten Kaiser Wilhelm wie vom Kronprinzen Friedrich ist stets nur mit Achtung und nicht ohne einen leise durchleuchtenden Schimmer von sympathischer Anerkennung die Rede; eine Anzahl hoher deutscher Offiziere und Beamter erscheinen im ehrenvollsten Lichte. Das Andenken des Statthalters Feldmarschall v. Manteuffel wird mit großer Wärme gefeiert. Die persönlichen Beziehungen des Bischofs zu Manteuffel gehören jedenfalls zu dem Interessantesten, was das Werk bietet. Sie würden wahrhaft wohlthuend sein, dürfte man bei dem trefflichen Statthalter den Diplomaten und Politiker für einen Augenblick außer acht lassen.

Über die kirchlichen Verhältnisse Frankreichs wird man dagegen in dem Werke nur spärliche Aufklärung finden. Wer die dortigen Verhältnisse um die Mitte dieses Jahrhunderts bereits genauer kennt und die verschiedenen im Episkopate sich kreuzenden Strömungen einigermaßen überblickt, wird vielleicht hie und da einen Wink oder eine Andeutung erhaschen. „Indiskretion“ wird man dem Verfasser, der über ein sehr reiches und interessantes Material verfügt haben muß, sicherlich nicht vorwerfen können. Nicht besser wird der Leser orientiert über die kirchlichen Zustände der Diözese Metz. Sie wird im allgemeinen geschildert als vor 1870 in schönster Blüte stehend und der Klerus in der trefflichsten Zucht. Näheres erfährt man nicht; nur hier und dort eine Schwierigkeit mit einem einzelnen Geistlichen und die zwei großen Sorgen des Bischofs um Sonntagsheiligung und Osterbeicht! Die wichtigsten Neuschöpfungen des Bischofs, die unter ihm entstandenen Ordensniederlassungen und charitativen Werke aus der ganzen Zeit seiner Verwaltung, werden in zwei Kapiteln kurz aneinandergereiht, in drei weiteren Kapiteln die kleinen Reibungen und Begegnungen des Bischofs mit den verschiedenen französischen Regierungen: das ist eigentlich die ganze „Geschichte“ seiner Diözesanverwaltung.

Für die Masse der Leser, die weit weniger eigentliche Belehrung als Reiz für die Neugierde und Erregung des Gefühles zu suchen pflegt, gewährt dies freilich große Vorteile. Man kann sich manches Rankenwerk stilistischer Zierarbeit gestatten, der Band wird doch einen mäßigen Umfang nicht überschreiten. Die Eintönigkeit einer in festem Geleise sich fortbewegenden bischöflichen Verwaltung wird nirgends ermüdend empfunden; nirgends bedarf es einer längeren Belehrung oder Klarlegung verwickelter Verhältnisse. Die einzelnen Vorkommnisse, die eine pikante Seite zu bieten scheinen, werden, lose aneinandergereiht, nach der zeitlichen Aufeinanderfolge berichtet. Der Biograph braucht nur in seiner gewandten Weise zu erzählen, um fast sicher auch zu unterhalten und zu fesseln.

In der That folgt man gewöhnlich dem Verfasser gern; nur ganz zuweilen stört einmal eine Wendung durch etwas allzu grell modernes Kolorit. So ist die

Beschreibung der väterlichen Autorität (p. 5) nichts Geringeres als eine totale Fälschung des Autoritätsbegriffes und eine pädagogische Ketzerei. Mißdeutbar ist die Scheidung der zwei großen Berufe, die Gott in der Welt ausgeteilt haben soll (p. 21): den einen, das Gegebene festzuhalten, den andern, dieses Gegebene den wechselnden Bedürfnissen der Menschheit anzupassen. Die einen hätten von Gott die Aufgabe, dem Geiste des Fortschrittes den Weg zu bahnen, die andern, den Geist der Tradition aufrecht zu erhalten. Es wäre schlimm, wenn man wirklich unsere Bischöfe in zwei solche Kategorien scheiden müßte. Jeder pflichttreue Priester weiß sich an Tradition und Kanones gebunden, und jeder seeleneifrige Priester weiß dabei den Anforderungen der Zeit gebührend Rechnung zu tragen. Auch der schöne Satz, der p. 313 gegen den Frankfurter Frieden ausgespielt wird, von „der verletzten Würde der Autonomie von Kreaturen, welche es Gott gefallen habe, mit Freiheit begabt zu schaffen", hat etwas stark den haut-goût der heutigen republikanischen Phraseologie.

Doch solche gelegentlichen hochmodernen Abirrungen weiß der Verfasser reichlich durch die Treue zu sühnen, mit welcher er manches inhaltreiche Wort seines Helden buchstäblich wiedergiebt. Es muß ihn manchmal schwer genug angekommen sein.

Unter dem 17. Februar 1848 schreibt z. B. der Bischof von Metz an den damaligen Generalvikar von Chartres, Msgr. Pie, den späteren großen Kardinal von Poitiers:

„Wie mich, gleich Ihnen, alles, was um uns vorgeht, mit banger Unruhe erfüllt für die Kirche und die gesamte soziale Ordnung! Nicht so sehr die augenblickliche Erregung der Völker ist es, was mich schreckt, als vielmehr der Wirrwarr der Ideen. Wie Anno 1789 so lassen auch heute manche wohlgesinnte Geister durch die neuen Ideen sich verführen, durch die trugerfüllten Hoffnungen einer großartigen Zukunft sich locken. Zumal staune ich über die Macht, welche drei übel verstandene Worte bei uns ausüben: Freiheit — Fortschritt — Errungenschaften von 1789 und 1830. . . . Kurz, ich muß gestehen, der Gedanke an die Zukunft stimmt mich traurig, und es thut mir wohl, daß Sie mir von Ihren Hoffnungen sprechen. Über die Gegenwart weiß ich mich mit Ihnen einig; nicht so ganz über die Zukunft. Die Anarchie der Geister und die Verwirrung im Denken setzen mich in Schrecken. Ich erzittere wahrhaft bei dem Gedanken, daß es einmal gelingen möchte, dem Ehrgeize der Diener der Kirche zu schmeicheln und so einen Klerus heranzuziehen, welcher ganz ‚auf der Höhe der modernen Gesellschaft' steht. . . . Doch vielleicht wird Gott der Herr — mit einem Hauche alles hinwegblasen."

Auffallend ist das Unvermögen des sonst eines weiten Blickes nicht ermangelnden Verfassers, in die wirkliche politische Situation der Elsaß-Lothringer sich hineinzudenken. Die Bedeutung der Wahlkandidatur des Abbé Jacques 1884 scheint er nicht ausreichend zu würdigen, noch weniger das unglückliche Auftreten der Abgeordneten aus Elsaß-Lothringen bei ihrer Protest-Aktion im Reichstage, 18. Februar 1874. Es ist dies um so beklagenswerter, da ihn das zu ungerechten Vorwürfen gegen den hochverdienten Bischof Räß von Straßburg verleitet hat. Der Bischof von Metz hat damals durch die Annahme jenes Mandates, das er an erster Stelle den radikalen und kirchenfeindlichen Parteien der Stadt und des

Wahlkreises verdankte, und durch die Beteiligung an einer so zwecklosen Demonstration den größten politischen Mißgriff seines Lebens begangen, während der greise Bischof von Straßburg durch sein schlagfertiges und besonnenes Auftreten eine Pflicht gegen die Katholiken von Elsaß-Lothringen erfüllte und im Siedepunkte des Kulturkampfes dem katholischen Zentrum große Pein und Schwierigkeit erspart hat. Abbé Klein scheint aber die wirkliche Tragweite der Worte des Straßburger Bischofs nicht richtig zu erfassen. Hermann v. Mallinckrodt, zwei Monate vor seinem Tode, schrieb am nächsten Tage nach jener Sitzung erleichtert an einen andern nahe befreundeten Parlamentarier: „Die gestrige Elsässer Komödie spielte sich für uns ganz günstig ab.“ Das eine Wort drückt alles aus. Teilnehmendere und verständnisvollere Freunde als Mallinckrodt hat Elsaß-Lothringen damals im Deutschen Reichstage nicht gehabt. Er aber und das ganze Zentrum wußten Bischof Räß nur freudigen Dank.

Auch an andern Stellen wird man sich der Empfindung kaum erwehren können, daß der greise Straßburger Bischof mit einer gewissen Voreingenommenheit herabgesetzt werde. Es geschieht in allgemeinen Andeutungen, die sich nicht kontrollieren lassen. Daß der geistesfrische alte Mann es nicht eilig damit hatte, sich einen Koadjutor an die Seite geben zu lassen, hat er mit manchen andern und hervorragenden Bischöfen der Christenheit gemein. Er mag noch besondere Gründe dafür gehabt haben. Leicht verständlich, wenn durch die Folgen seines hohen Alters schließlich doch die Verwaltung der Diözese litt. So etwas hätte man offen sagen können. Allein nationaler Chauvinismus sollte nicht ungerecht machen gegen einen Bischof, der um das Elsaß und um die ganze Kirche so hohes und unleugbares Verdienst sich erworben hat.

Durch nichts mehr wird ein Biograph seine Leser in die Verfassung bringen, seinen Helden nach Wahrheit und Billigkeit zu beurteilen, als wenn er selbst im Urteil über die Nebenfiguren seines Geschichtsbildes die strengste Gerechtigkeit walten läßt. Hätte Abbé Klein durch nationale Gefühle sich verleiten lassen, eine so ehrwürdige Gestalt wie die des Bischofs Räß ungerecht zu beurteilen, welche Bürgschaft könnte der Leser finden, daß nicht auch zu der Charakterzeichnung des Bischofs Dupont des Loges nationale Erregtheit die Farben geliefert, der Chauvinismus dieselbe durch seine elektrischen Strahlen erst zum Lichtbilde verklärt habe?

Otto Pfülf S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Die Verteidigung der katholischen Kirche in Dänemark gegen die Religionsneuerung im 16. Jahrhundert. Dargestellt von Ludwig Schmitt S. J. 8°. (224 S.) Paderborn, Junfermann, 1899. Preis *M.* 3.50.

Über die Geschichte der kirchlichen Umwälzung in Dänemark, welche bislang dem Erforscher des Reformationszeitalters wie ein trübes Nebelgebilde entgegenstarrte, hat der Verfasser bereits durch drei lesenswerte Monographien Licht verbreitet und hat die Kenntnis der Personen und Verhältnisse, die dabei im Spiele waren, recht dankenswert gefördert. Vorliegende Schrift will nun zusammenfassend einen Überblick geben nicht nur über die von beiden Seiten hauptsächlich beteiligten Persönlichkeiten, sondern auch über den ganzen Umkreis der in jenen Tagen erörterten konfessionellen Streitfragen. Es ist für den Katholiken eine Genugthuung, zu sehen, daß der dänische Episkopat keineswegs unthätig dem hereinbrechenden Verderben zugeschaut, sondern daß wenigstens einige der Prälaten mannhaft ihre Schuldigkeit gethan haben, bis der Tod oder brutale Gewalt sie verstummen machte. Nebenbei fällt manches freundliche Streiflicht auf die kirchliche Vergangenheit des skandinavischen Nordens, auf die Geschichte seiner Klöster, seiner Heiligen, seiner Wohlthätigkeit und Frömmigkeit, vorzüglich aber auf die wackern, wenn auch leider allzu wenigen letzten Vorkämpfer, die dem Untergang sich noch entgegenstemmten.

La Vierge Marie présentée à l'amour du XXe siècle. Par l'abbé Joseph Lémann, chanoine honoraire de Lyon et de Reims. Tome I. 8°. (VIII et 602 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 3.50.

Die Gottesmutter Maria nach ihren Vorzügen, ihrer Herrlichkeit und ihrer Bedeutung für die Adamskinder zu schildern und in den Menschen des 20. Jahrhunderts eine große Liebe zu ihr zu erwecken, ist der Zweck, den der Verf. in obiger Schrift verfolgt. Er wendet sich mit derselben nicht nur an die Katholiken, sondern auch an die Irrgläubigen und selbst das Volk, aus dem einst die allerseligste Jungfrau entsprossen ist, da er auch sie zu Maria führen möchte. Das Werk erscheint in zwei Bänden, von denen der erste bereits ausgegeben ist. In demselben zeichnet der Verfasser mit hoher Begeisterung für seinen Gegenstand in feurigem Schwung und geistreicher Auffassung in drei Hauptabschnitten das Leben Marias vom Anfang ihres Daseins bis zur Auferstehung ihres göttlichen Sohnes. Das Buch bekundet eine gesunde Theologie und Vertrautheit mit der Heiligen Schrift und den Vätern. Dabei hält es sich durchweg von falscher Überschwenglichkeit und allzu tiefem Mystizismus in anerkennenswerter Weise frei. Man wird die Schrift nicht ohne geistige Anregung und Nutzen lesen.

Die Hingabe des Priesters an den Dreieinigen Gott. Von Augustinus Egger, Bischof von St. Gallen. 16°. (204 S.) Einsiedeln, Benziger, 1899. Preis *M.* 2.

Hat Bischof Egger früher in seinen trefflichen Schriften „Der christliche Vater", „Die christliche Mutter", „Der junge Katholik" dem Laienstande ans Herz geredet, so hält er im vorliegenden Werkchen dem Klerus den Spiegel vor die Augen. Vollkommene Hingabe an den Dienst des dreieinigen Gottes, das ist die Grundidee des

Priestertums, Kern und Stern des priesterlichen Lebens. Sie bildet daher mit Recht den hohen Einheitspunkt, um welchen sich die trefflichen, von heiligem Ernst durchwehten Erörterungen und Mahnungen des Verfassers bewegen. Wohl selten ist diese großmütige Hingabe einer Priesterseele an Gott schöner zum Ausdruck gekommen als in dem bekannten Gebetlein des hl. Ignatius von Loyola: Suscipe, Domine (Nimm hin, o Herr, meine ganze Freiheit u. s. w.). Dies Gebetlein ist denn auch der Einschlag, in welchen der hochwürdigste Verfasser seine Gedanken paraphrasierend einwebt, und der Rahmen, in welchen die vier Abschnitte: 1. Hingabe an Gott im allgemeinen, 2. Hingabe an Gott den Vater, 3. an Jesus Christus, 4. an den Heiligen Geist, sich jedesmal einfügen. Die Ausführungen, in die bekannte edle, schöne, durchsichtige Sprache Eggers gekleidet, zeigen ebensosehr den tiefen Denker als den erfahrenen Geistesmann. Manche Abschnitte, wie z. B. die Unterscheidung der fünf Stufen der Hingabe (S. 19 ff.), die, wie das Büchlein überhaupt, sich eng an die Ideen des Exercitienbuches anschließen, sind meisterhaft. Mit Recht beklagt der Verfasser in der sehr lesenswerten Einleitung, daß die Oberflächlichkeit, der Leichtsinn und die Verweichlichung unseres Zeitgeistes nicht wenig auch das kirchlich-religiöse Leben und die ascetische Litteratur beeinflusse. Demgegenüber sind solche solide, echt deutsch gedachte und empfundene Schriften doppelt zu begrüßen und den ausländischen Importwaren entschieden vorzuziehen.

Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheimarchives und vieler anderer Archive bearbeitet von Dr. Ludwig Pastor, o. Prof. der Geschichte an der Universität zu Innsbruck. Dritter Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Wahl Innocenz' VIII. bis zum Tode Julius' II. Dritte und vierte, vielfach umgearbeitete und verbesserte Auflage. gr. 8°. (LXX u. 954 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 12; geb. *M.* 14.

Es war ein unschätzbarer Dienst, welchen Pastor der Wissenschaft geleistet hat, indem er aus einem Chaos von alten und neuen Auffassungen, gedruckten und ungedruckten Quellenberichten und nicht mehr zu überblickenden Einzelforschungen über die traurigste, aber fesselndste Periode des Papsttums eine auf festen Grundlagen ruhende, der Höhe der heutigen Anforderungen entsprechende Geschichte schuf. Sein mit immenser Gelehrsamkeit aufgebautes Werk hat eine geschickte Veranlagung und eine gewandt sich einschmeichelnde Darstellung auch weiteren Kreisen anziehend gemacht. Daß nun auch der umfangreiche dritte Band in dritter und vierter Auflage erscheinen mußte, ist das untrüglichste Zeugnis für einen bei solchen Werken in unsern Tagen ganz außerordentlichen Erfolg. Durch diese wiederholten Neuauflagen gewinnt die gigantische Leistung noch immer an Bedeutung, indem es so ermöglicht wird, stets weiter zu ergänzen und das Werk auf der vollen Höhe zu halten. Die Bereicherung, welche dieser Band erfahren hat, ist eine sehr namhafte; zum großen Teil bezieht sie sich auf das Verhältnis der drei hier behandelten Pontifikate zum Gelehrten- und Litteratentum. Auch die Quintessenz der neuern Savonarola-Kontroversen hat Aufnahme gefunden, wenngleich das Wesentliche der ursprünglichen Darstellung einer Veränderung nicht bedurfte. Recht bemerkenswert sind die zwei im Anhang neu hinzugefügten Stücke von Originaltexten. Das letzte derselben, der Bibliotheca Rossiana entnommen, stimmt zwar inhaltlich mit dem auch bei Schelhorn, Amoenitates p. 358 aus Hoffmann abgedruckten Bruchstück des Grassisschen Diariums, ist aber in seiner Fassung ungleich markanter.

Fra Girolamo Savonarola. A Biographical Study based on contemporary documents. By Herbert Lucas of the Soc. of Jesus. 8°. (XXXII et 474 p.) London, Sands a. Co., 1899. Preis 7 *Sh.* 6 *d.*

Angeregt durch die neueren, im Anschluß an Pastors Papstgeschichte mit so viel Hitze geführten Kontroversen hat der Verfasser das gesamte historische Material zur Beurteilung Savonarolas in einem Bande zusammengedrängt und mit großem Fleiße nicht nur die italienische und englische, sondern auch die neueste deutsche Litteratur sich dienstbar gemacht. Die wichtigeren Momente im Leben des unglücklichen Propheten von Florenz sind in eigenen Dissertationen abgehandelt, aber chronologisch so aneinandergereiht, daß das Ganze eine Biographie ersetzen kann. Von Anfang bis zu Ende legt der Verfasser für Savonarola nicht nur die äußerste Schonung, sondern einen hohen Grad von Verehrung an den Tag, nimmt von dessen Gegnern gerne das Schlimmste an, sucht ihn bald zu entschuldigen, bald zu verteidigen und folgt am liebsten seinen Lobrednern. Über einen der ersten dieser Gewährsmänner, Villari, hat jedoch Pastor (Papstgeschichte III [3. Aufl.], 424) das Nötige gesagt; über Burlamachi, den Lucas p. XII als eine wichtige Quelle hinstellt und unzähligemal zu Hilfe nimmt, hat kein Geringerer als A. v. Reumont 1886 (Histor. Jahrb. VII, 626) geurteilt: „Die Unechtheit . . . wird gegenwärtig allgemein zugegeben, und es handelt sich nur um die Frage, ob das Ganze des Buches eine spätere Fiktion, oder ob eine ursprüngliche Schrift zum Zweck der Tendenzen, die sich im Kloster San Marco kundgaben, interpoliert worden ist." Trotz alledem geht auch aus der Darstellung des Verfassers unleugbar hervor, daß Savonarola bei allem Eifern für das Gute den eigenen großen Fehlern zum Opfer gefallen ist. Maß und Besonnenheit, Gehorsam und Demut gehen ihm mehr noch ab als praktische Lebensweisheit. Er war ein erfolgreicher Eiferer für Frömmigkeit und Sittenstrenge, aber er war weder ein Heiliger noch ein Märtyrer. Der Verfasser glaubt den Nachweis erbracht zu haben, daß selbst Prozeß und Hinrichtung nach den Rechtsanschauungen und bestehenden Gesetzesbestimmungen jener Zeit als ungerecht nicht bezeichnet werden können.

Die Geschichte der Kirche Christi, dem katholischen Volke dargestellt von Johann Ibach, päpstlicher Geh. Kammerherr, Dekan in Villmar. Mit einem Titelbilde in Lichtdruck, 64 ganzseitigen Illustrationen und mehreren Vignetten. Lex.-8°. (1020 S.) Einsiedeln, Benziger, 1899. Preis geb. *M.* 9.

Gott in der Geschichte erkennen zu lassen, nachzuweisen, wie seine Hand die Menschheit und ihre Geschicke leitet, wie unter allen äußeren Wechselfällen sein Reich auf Erden von einem geistigen Siege zum andern weiterschreitet, das ist Zweck und Inhalt dieses Buches. Der Stoff ist in der Weise verteilt, daß auf die vorchristliche Zeit wie auf die moderne Ära je 130 Seiten fallen, während die übrige Geschichte der Kirche in drei größeren Hauptabschnitten abgehandelt wird: von Christus bis Konstantin 250 S., von Konstantin bis Luthers Auflehnung 280 S., von der geistigen Revolution bis zur politischen 220 S. Das Buch ist ganz und gar für das katholische Volk geschrieben, aus den Werken unserer großen katholischen Historiker geschöpft und von warmem katholischen Hauche durchweht. Es ist ein prächtiges Volksbuch, der Belehrung dienend wie der Erbauung, und ist mit vielen hübschen und gut ausgewählten Bildern geziert.

Fénelon. Par le P. Louis Boutié de la Compagnie de Jésus. 8°. (VIII et 334 p.) Paris, Retaux, 1900. Preis *Fr.* 5.

Von einem deutschen Protestanten Richard Mahrenholtz erschien 1896 ein Lebensbild Fenelons zu dem ausgesprochenen Zwecke, die in neuester Zeit gegen das Andenken des großen Bischofs gerichteten Beschuldigungen auf Grund sorgfältiger Quellenvergleichung nachzuprüfen. Der gleichen „wichtigen und lohnenden Aufgabe" hat sich vier Jahre später, ohne die Arbeit von Mahrenholtz zu kennen, ein französischer Jesuit unterzogen. Es sind zum Teil die gleichen Angriffe, um die es sich handelt, zum Teil dieselben Quellen und im wesentlichen das gleiche Resultat. Dem ersten Buch (La vie), das in fünf Kapiteln (17 Abschnitten) ungefähr mit der Schrift von Mahrenholtz sich deckt, läßt aber P. Boutié noch ein zweites Buch folgen (L'homme et l'écrivain), welches Fenelon auch als Schriftsteller u. s. w. gerecht zu werden sucht. Inhaltlich hat das Buch schon deshalb vor dem deutschen vieles voraus. Die litterarischen Vorzüge Fenelons, seine Stellung in der Philosophie und Theologie, seine Art der Seelenleitung wußte der gelehrte französische Priester ganz anders zu würdigen. Auch sind es zahlreichere und mannigfaltigere Kritiker Fenelons, gegen welche er Front macht, und das Quellenmaterial, das er sich dienstbar gemacht, ist weit bedeutender. In manchem hat dagegen Mahrenholtz den richtigeren Geschmack bewährt. Boutié hat polemischen Auseinandersetzungen in seinem Texte zu viel Raum gewährt. Bei der Kontroverse zwischen Fenelon und Bossuet scheint er zu viel darauf bedacht, nach Art eines Beichtvaters die Fehler von beiden Seiten aufzuzählen und abzuwägen. Eine psychologische Entwicklung wäre vorzuziehen gewesen. Indes erklärt sich dieses aus dem Zwecke, den Boutié sich vorgesetzt hatte. Das Buch ist auch so ein höchst lesenswertes. Fenelon ist ein so wunderbar reicher Geist, ein so bezaubernd liebenswürdiger Charakter, dabei so exemplarisch als Priester und Prälat, daß ein auf ernster Quellenforschung ruhendes Lebensbild von ihm nicht anders als anziehend und lehrreich sein kann.

Die englischen Martyrer unter Heinrich VIII. und Elisabeth (1535 bis 1583). Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts. Von Joseph Spillmann S. J. Erster Theil: Die Blutzeugen unter Heinrich VIII. Zweiter Theil: Die Blutzeugen unter Elisabeth. Zweite, theilweise umgearbeitete und ergänzte Auflage. Mit dem Porträt des sel. Johannes Fisher nach einer Zeichnung Holbeins. 8°. (XXIV, 262 u. XIV, 440 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 6; geb. *M.* 7.80.

Die 1886 erfolgte Seligsprechung von 54 Blutzeugen aus der Zeit der Kirchenverfolgung in England hat P. Spillmann schon 1887 veranlaßt, in mehreren Ergänzungsheften zu den Stimmen aus Maria-Laach die Geschichte ihres heldenmütigen Kampfes zu schreiben. Seitdem sind 1895 neun weitere jener Blutzeugen von der Kirche auf den Altar erhoben worden, und hat die geschichtliche Forschung gerade über jene Periode vieles neu an den Tag gebracht. Dies bestimmte den Verfasser, seine gleich beim ersten Hervortreten ungemein günstig aufgenommene Schrift mit zahlreichen wertvollen Bereicherungen umgearbeitet ein zweites Mal erscheinen zu lassen. Die vortreffliche Anlage ist beibehalten; die Bilder der Tugenden, Kämpfe und Leiden der einzelnen Blutzeugen sind in den geschichtlichen Rahmen der Zeitereignisse einverwoben. Das gesamte gedruckte Material mit Einschluß der neuesten Einzelforschungen ist mit Fleiß und Verständnis herangezogen. Hat sich doch der Ver-

fasser, wie mehrere andere seiner schriftstellerischen Arbeiten genügend darthun, schon seit länger als zwei Jahrzehnten mit Vorliebe dem Studium dieser Periode englischer Geschichte zugewendet. Die umfassende Einzelkenntnis hat Durchsichtigkeit und Geschmack der Darstellung nicht beeinträchtigt. Spillmann verleugnet sich auch hier bei rein historischer Berichterstattung nicht als der ausgezeichnete Erzähler, als den man auf andern Gebieten ihn kennt. Alles dies zusammen macht das Buch zu einer außerordentlich anregenden und erhebenden Lektüre, wie man jung und alt eine bessere kaum in die Hand wünschen kann. Gegen Schaudermären von der „Inquisition" bietet die schlichte, überall wohlverbürgte Geschichtserzählung ein heilsames Gegenmittel; sie könnte ein solches auch bieten gegen die Zaghaftigkeit im Bekenntnis des katholischen Glaubens.

St. Bonifatius. Deutschlands ruhmreicher Apostel und großer Lehrer, der erfolgreiche Förderer deutscher Einheit. Von Hubert Schmetz. Mit bischöfl. Druckbewilligung. 8°. (175 S.) Einsiedeln, Benziger, 1899. Preis *M.* 1.60.

Das Büchlein ist „dem Bonifatiusverein zu seinem fünfzigjährigen Bestehen gewidmet" und bringt demgemäß im Schlußkapitel S. 171—175 einen kurzen Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung des Vereins. Der Verfasser hält, was er im Vorwort verspricht, zwar keine neue Forschungsresultate, aber „eine anregende, sinnvolle Zusammenstellung und Verarbeitung des vorhandenen Quellenstoffes" zu bringen. Das Material ist gut durchdacht und gruppiert, der geschichtliche Hintergrund und die geographische Bühne deutlich gezeichnet, Leben und Charakter des Helden mit sichtlicher Wärme herausgearbeitet. Zahlreiche eingestreute Citate aus dem bekannten Epos „Bonifatius" von L. A. Hoppensack beleben die Erzählung und Schilderung. Die Schrift ist wirklich recht lesbar und darum besser geeignet, in weiteren Kreisen das Bild des Apostels der Deutschen in lebendige Erinnerung zu bringen als die größeren, aber für den Durchschnittsleser zu gelehrten Biographien von G. Pfahler (St. Bonifaz und seine Zeit. Regensburg 1880), von F. J. v. Buß (Winfried Bonifatius. Graz 1880), J. H. Reinerding (Der hl. Bonifatius als Apostel der Deutschen. Würzburg 1855) und andere, die der Verfasser selbst citiert. Indem wir dem Gebotenen unsere volle Anerkennung zollen, müssen wir doch das Bedauern aussprechen, daß es uns an einer größeren wirklich populären Darstellung des deutschen Apostels, einem reich illustrierten Volksbuch im eigentlichen Sinne des Wortes, immer noch fehlt. Vielleicht daß der rührige Vorstand des Bonifatiusvereins die Anregung zu einem solchen Unternehmen in Erwägung zieht.

Illustrierte Kinderlegende. Bilder aus dem Leben der Heiligen, den lieben Kindern zur Nachahmung dargestellt von Th. Berthold. Mit 12 farbigen Einschaltbildern nach Originalkompositionen von Fr. Kunz. Mit Druckbewilligung des hochw. Bischofs von Chur. 12°. (247 S.) Einsiedeln, Benziger, 1899. Preis *M.* 1.50.

Ein wirklich herziges Büchlein, das sich als Preis für die kleineren Zöglinge unserer Pensionate und überhaupt als hübsches Geschenk für brave Kinder vorzüglich eignet. Neben dem göttlichen Kinde, Maria und Joseph sind 29 Heilige, 11 Mädchen, 18 Knaben, als Jugendvorbilder behandelt. Die Erzählung ist frisch, edel, leicht verständlich und durchaus frei von aller tändelnden Spielerei, die manche mit dem kindlichen Tone verwechseln. Die Nutzanwendungen schließen sich ungezwungen an

die biographischen Daten an, sind treffend, praktisch und echt pädagogisch. Ganz besonderes Lob verdienen auch die Illustrationen, die, nach dem Grundsatze „Der Jugend ist nur das Beste gut" von Künstlerhand gezeichnet, hübsch koloriert, einen wahren Schmuck des Büchleins ausmachen. Einige sind wirklich allerliebst. Über einzelne Kleinigkeiten, die wir etwa anders gewünscht, wollen wir nicht rechten. Vielleicht hätte gelegentlich bemerkt werden können, daß manches Erzählte weniger auf eigentlicher Geschichte als auf frommer Legende gründet. Bei St. Aloysius hätten auch jene Züge aus der ersten Jugendzeit berührt werden sollen, die ihn als ein frisches, lebhaftes Menschenkind kennzeichnen. Anderes, wie z. B. der Avezettel in der Hand des kleinen hl. Thomas von Aquin (die Legende berichtet ja verschieden), wäre unseres Erachtens besser weggefallen.

Geschichte der St. Kajetans-Hofkirche, der Theatiner und des Königl. Hof- und Kollegiatstiftes in München. Von Jos. Koegel, Königl. Geistl. Rat, Hofstiftskanonikus und Königl. Gymnasialprofessor. Mit einem Titelbild in Lichtdruck und zwölf Abbildungen im Text. gr. 8°. (XIV u. 352 S.) München, Herder & Co., 1899. Preis *M.* 5; geb. *M.* 6.80.

Die Einführung der Theatiner in München 1661 stand in engem Zusammenhang mit den verschiedenen damals in der kurfürstlichen Familie vorhandenen und auch für andere Gebiete nicht unwirksamen Strömungen; die Auflösung der Genossenschaft 140 Jahre später bildet in der Kette der Klosteraufhebungen unter Max Joseph I. ein immerhin bemerkenswertes Glied; ihren Reihen gehörten die Sprossen zahlreicher bayrischer Adelsgeschlechter an; ihre Kirche ist noch jetzt eines der namhaftesten Gotteshäuser in der bayrischen Hauptstadt; das an derselben jetzt waltende Stiftskapitel und die dort gepflegten Bruderschaften sind nicht ganz belanglos für das Münchener kirchliche Leben. Eine solche „Geschichte" mußte daher nicht nur für die Münchener Lokalforschung und das Gebiet der heimischen Kunst, sondern für die Kenntnis der kirchlichen Vergangenheit Bayerns überhaupt manches Wissenswerte zu Tage fördern. Mit großer Liebe und vielem Fleiß ist der Stoff der Hauptsache nach aus den Beständen der Archive genommen worden. Er ist gut zusammengeordnet und der Band mit Druck und Bildwerk vornehm ausgestattet. Eine abschließende Würdigung von Personen und Verhältnissen darf natürlich nicht erwartet werden. Die unmotiviert herbeigezogenen, auf die Nachtseiten des Hoflebens hindeutenden Anmerkungen S. 71 und 128 wären gerne entbehrt worden. Wenn sich für die etwas panegyrische Behandlung Döllingers der Hinweis auf das Werk Dr. Friedrichs etwa noch erklären läßt, so hätte doch ein Lebensumriß des Caraffa-Papstes S. 81 nicht ausdrücklich auf eine jedes Verständnisses für katholisches Leben so völlig entbehrende Darstellung sich stützen sollen wie die Dr. Gotheins.

La Faculté de Théologie de Paris et ses Docteurs les plus célèbres. Par l'abbé P. Feret, docteur en Théologie . . ., curé de Saint-Maurice de Paris. Époque moderne. Tome premier: XVIe siècle. Phases historiques. gr. 8°. (VIII et 462 p.) Paris, Picard, 1900.

Dem reichhaltigen vierbändigen Werke über die Pariser theologische Fakultät im Mittelalter (vgl. diese Zeitschrift Bd. LI, S. 206; Bd. LIV, S. 99) läßt der hochw. Verfasser nun auch eine Fortsetzung folgen, welche die neuere Zeit umfassen soll.

Daß hier den „Phases historiques“, d. h. dem Organismus und der Kollektivthätigkeit der Fakultät, während des einzigen 16. Jahrhunderts ein ganzer Band eingeräumt werden mußte, läßt schon erkennen, daß nicht nur in dieser Periode die Quellen reichlicher fließen, sondern auch der Gegenstand überall an aktuellem Interesse gewinnt. Obenan steht der Kampf gegen die auch in Frankreich eindringende religiöse Neuerung, das vergebliche aber zähe Ringen nach der Freiheit der Bischofswahlen, die Stellung der Fakultät zu dem aufblühenden Studium der biblischen Sprachen, die wechselvollen Kämpfe zwischen Gallikanismus und Ultramontanismus. Schon die Entwicklung der von der Sorbonne ausgehenden Bücherverbote und der „Verzeichnisse der verbotenen Bücher“ macht den Band wertvoll; zu einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten, wie Kajetan, Erasmus, Bajus, Joh. Ferus, bringt er bemerkenswerte Notizen. Mehr oder minder neue Gesichtspunkte kommen zur Geltung in Bezug auf die Stellung der Fakultät zur Ehescheidung Heinrichs VIII., der geplanten Disputation mit Melanchthon, der Hinneigung der alten Fakultät zu den ultramontanen Auffassungen und ihre Doktrin über die Absetzbarkeit der Könige. Für die Geschichte der Ablaßpredigt verdient die Entscheidung der Fakultät von 1518 Beachtung (p. 91 s.); für die thomistisch-molinistische Kontroverse in der Gnadenlehre ist die von der Fakultät 1542 gegebene Distinktion (p. 404) nicht ohne Bedeutung. Bei so vielen und schwierigen Gebieten, welche in diesem Bande gestreift werden, mag man nicht selten die Angaben unvollständig und zuweilen auch ein Urteil nicht annehmbar finden. Aber sicher kann das Werk, welches außer einer oft schwer zugänglichen gedruckten Litteratur auch handschriftliches Material fleißig herbeizieht, vielen die allerersprießlichsten Dienste leisten. Die Behandlung und Auffassungsweise des hochw. Verfassers zeugt von weitem Blick, Unabhängigkeit des Urteils und klaren und festen Grundsätzen.

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Johannes Janssen. Dritter Band: Die politisch-kirchliche Revolution der Fürsten und der Städte und ihre Folgen für Volk und Reich bis zum sogenannten Augsburger Religionsfrieden von 1555. Siebzehnte und achtzehnte, vielfach vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von Ludwig Pastor. gr. 8°. (XLVIII u. 832 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 8; geb. *M.* 9.40.

Die Namen von Verfasser und Herausgeber und die Zahl der Auflagen sagen hier allein schon mehr, als die nachdrücklichste Empfehlung es vermöchte. Für den zu früh verstorbenen großen Geschichtschreiber erscheint es wie ein besonderer Lohn, daß das Werk seines Lebens, dank einer so sorglichen wie kundigen Inswerksetzung der Neu-Auflagen, mit dem Stande der Wissenschaft stets auf gleicher Stufe gehalten wird. Um so mehr fällt dies ins Gewicht bei diesem Bande, welcher den Höhepunkt der religiös-politischen Verwicklungen des 16. Jahrhunderts (vom Ende des Bauernkriegs bis zum Abschluß des Augsburger Religionsfriedens) umfaßt und von allen Bänden des Janssenschen Werkes am meisten zur Lektüre lockt. Überall hat der Herausgeber die neuesten Forschungen berücksichtigt. Auch zur Frage von Luthers Lebensende hat er Stellung genommen, und es war ein entschieden richtiger Schritt, daß hier vor allem auf ein sachverständiges ärztliches Gutachten Bezug genommen worden ist. Die Resultate bei Janssen-Pastor stimmen hier vollständig mit der schon in dieser Zeitschrift (Bd. LIV, S. 473 f.) dargelegten Auffassung.

A General History of the Christian Era. For Catholic Colleges and Reading Circles, and for Self-Instruction. Vol. III: The Social Revolution. By A. Guggenberger S. J., Professor of History at Canisius College, Buffalo, N. Y. gr. 8°. (432 p.) St. Louis, Mo., Herder, 1899. Preis geb. *M.* 6.

Es ist ungewöhnlich, aber nicht unvorteilhaft, daß dieses neue Handbuch der Weltgeschichte mit dem Schlußbande ans Licht zu treten beginnt, welcher von 1700 bis in die neuesten Zeiten führt. Bildet doch die sachkundige Behandlung der neueren Entwicklung Amerikas einen seiner Glanzpunkte. Die Ausstattung des Bandes mit einer großen Anzahl von Übersichtstabellen, geographischen Karten, Verzeichnissen einschlägiger Litteratur und mit passend wechselndem Drucksatz zeigt den erfahrenen Schulmann, aber die Einteilung der Perioden und die Anordnung des Stoffes verraten dabei einen ganz selbständigen, aller Pedanterie abholden, vielumfassenden Geist. Mit Sicherheit und oft mit wahrer Kunst wird der Inhalt um historische Hauptpunkte gruppiert. So bildet das Schulbuch zu einer auch bei weiterer Geistesentwicklung noch vorhaltenden einfachen und männlichen Geschichtsauffassung heran und wird zugleich zum interessanten Lesebuch. Bei einem aus dem praktischen Schulunterrichte herausgewachsenen und zunächst für die Praxis der Schule zugeschnittenen Lehrbuche wird man selten eine gleiche Frische und Unmittelbarkeit der Erzählung finden. Wenn dem Titel zufolge die Geschichte des Altertums im Plane des Werkes nicht einbegriffen ist, so geschieht dies vielleicht mit Rücksicht auf Anstalten, wo es derselben nicht bedarf, vorzüglich aber deshalb, weil hier eine Auswahl von Handbüchern schon vorliegt, welche ohne Schaden gebraucht werden können.

Universität und Technische Hochschule. Rede, gehalten bei der akademischen Preisvertheilung an der Universität Tübingen den 6. November 1899 von dem derzeitigen Rektor Professor Dr. P. Schanz. 8°. (36 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1899. Preis 60 *Pf.*

Einen an Geist und Wissen hochstehenden Mann über ein großes Problem des Kulturlebens sich aussprechen zu hören, gewährt stets Anregung. Die Rede mit den beigegebenen Verweisungen enthält vortreffliche Bemerkungen und Fingerzeige. Man folgt der klaren, ruhigen, sachgemäßen Entwicklung mit Vergnügen; auch dem Ergebnis wird man beipflichten müssen.

Geschichte der Stadt Paderborn. Von W. Richter, Oberlehrer am Gymnasium zu Paderborn. I. Bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. Mit Urkunden und Statuten, bearbeitet von Carl Spancken. 8°. (XXIII u. 192 S. Anhang CLXV S.) Paderborn, Junfermann, 1899. Preis *M.* 4.50; geb. *M.* 5.25.

Nicht nur für die Vergangenheit der Stadt Paderborn, sondern für die ganze Verfassungs- und Kulturgeschichte des Landes Westfalen ist vorliegendes Werk in hohem Maße lehrreich. Über Verhältnisse des städtischen Lebens, in die es sonst nur schwer ist, Einblick zu gewinnen, ist hier in knappen Umrissen ungemein vieles zusammengetragen. Überall verrät sich der geübte, fleißige Lokalforscher, der Vergangenheit und Gegenwart, kirchliche, bauliche, politische, ökonomische Entwicklung jeden Augenblick in ihrem inneren Zusammenhange schaut. Es ist denn auch vor-

züglich die allmähliche Ausgestaltung der Verfassung und Verwaltung des städtischen Gemeinwesens, was das Auge gefesselt hält. Vieles in diesen Erörterungen ist recht gediegen und verleiht, auch neben der trefflichen Urkundensammlung, der gelehrten Arbeit bleibenden Wert. Gerade um deswillen, als bei einem Werke, das geeignet ist, seine Bedeutung auch in der Zukunft zu behaupten, hätte man die eine oder andere polemische Bemerkung lieber unterdrückt und die subjektive Beurteilung von Personen und Verhältnissen zuweilen mit mehr Zurückhaltung formuliert gesehen. Im übrigen liegt eine echt wissenschaftliche Stadtgeschichte und eine treffliche Leistung vor. Man kann nur wünschen, daß sie die baldige Vollendung und auch die verdiente Anerkennung finden möge.

Prinz Eugen von Savoyen. Unter Zugrundelegung von A. Arneth bearbeitet von Franz Keym. Dritte, neuerdings durchgearbeitete Auflage. [Sammlung historischer Bildnisse.] 12°. (VI u. 248 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 2; geb. *M.* 2.40.

Es ist zu begrüßen, daß eine Schrift wie diese zum drittenmal ihren Rundgang antreten kann. Ein Lieblingsheld der Jugend in seiner an Wechsel und Glanz so reichen Siegeslaufbahn wird da aufs fesselndste geschildert, und die Charaktereigenschaften, die an ihm hervorstrahlen: Uneigennützigkeit, Männlichkeit, edle Ritterlichkeit, können nur erhebend wirken. Die Schrift bietet eine treffliche Lektüre für die männliche Jugend.

Dr. Paulus Leopold Haffner, Bischof von Mainz (1829—1899). Sein Leben und Wirken. Eine Gedenkschrift. 8°. (48 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis 50 *Pf.*

Die kleine Lebensskizze, schon wenige Tage nach dem Hinscheiden des verewigten Bischofs ans Licht gegeben, überrascht gleichwohl durch ihre abgerundete Darstellung wie durch den Reichtum ihres Gehaltes. Auszüge aus Briefen und Reden Dr. Haffners geben ihr einen Wert über den einer Gelegenheitsschrift oder Augenblicksbroschüre hinaus. Das Bild vom Werden und Wirken des Verewigten hat etwas Erhebendes, zur Nachahmung Spornendes. Das war wirklich ein reiches und wohlausgefülltes Leben. Lange vor der Erhebung zur bischöflichen Würde war die Persönlichkeit Dr. Haffners von Bedeutung gewesen für das katholische Deutschland im großen. Dies recht zur Geltung gebracht zu haben, ist ein Hauptverdienst der vorliegenden Schrift. Sie hat dabei nicht versäumt, neben dem feinen, sprühenden Geiste auch dem liebenswürdig gemütvollen Wesen, dem harmlos heitern Sinn und der ungewöhnlichen Herzensgüte des Verewigten gerecht zu werden.

Jesuiten-Fabeln. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Bernhard Duhr S. J. Dritte, umgearbeitete Auflage. 1.—9. Lieferung. 8°. (VIII u. 902 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis jeder Lieferung 80 *Pf.*

Die Daseinsberechtigung dieses Werkes, das in dieser Zeitschrift Bd. XLIV, S. 501 bereits eingehender gewürdigt wurde, liegt zu Tage und ist anerkannt; seine vorzügliche Brauchbarkeit hat der Erfolg bewiesen. Die massenhaften Mißverständnisse und Unwahrheiten, für welche eine sachliche Klärung geboten wird, rühren nicht allein von Streitpastoren des Evangelischen Bundes her; auch sehr namhafte Historiker haben zur Verbreitung derselben beigetragen. Finden sich doch selbst angesehene katholische Kirchenhistoriker der neueren Zeit, denen hier eine

Richtigstellung gewidmet werden mußte. Die neue Auflage ist äußerlich um 70 Seiten verstärkt; sie kommt einer völligen Neubearbeitung gleich. Eine stattliche Reihe neuer Punkte ist in den Bereich der Untersuchungen gezogen. Während weniger Wichtiges der früheren Auflage in einigen Sätzen oder in Anmerkungen zusammengedrängt wurde, sind für die Hauptfragen die inzwischen zu Tage getretenen Entgegnungen berücksichtigt und ausgedehnte weitere archivalische Forschungen zu Hilfe genommen worden. Auch ganz neu auftauchenden Anklagen und Fabeln bis in die letzten Tage hinein ist Aufmerksamkeit geschenkt worden. Die Gründlichkeit und Umsicht ebenso wie die Vielseitigkeit des Verfassers kommen dabei noch imponierender zur Geltung, als dies schon in der ersten Auflage der Fall gewesen; das gleiche gilt von der Würde des Tones. Das Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt ist so ungemein reichhaltig, daß es nicht leicht in einer Frage, welche den Jesuitenorden berührt, im Stiche lassen wird. Wer nur das fleißige Register recht zu benutzen weiß, wird hier ein für die Verteidigung der katholischen Sache überaus wichtiges Nachschlagewerk bald erkennen und über viele schwierige Punkte reichlich Belehrung finden.

Unter uns gesagt. Von Georg von Oertzen. 16°. (VIII u. 192 S.) Wien, Pest, Leipzig, Hartleben, 1899. Preis brosch. *M.* 2.

Liebhabern der modernen Aphorismenlitteratur, insofern sie wirklich auch selbstdenkend genießen, können wir das obige Büchlein als sehr anregend nur bestens empfehlen. Die Sentenz scheint so recht eine bevorzugte Litteraturgattung des ausgehenden Jahrhunderts zu sein. Sie trägt ganz den Charakter unserer hastenden, auf das Wesentliche und Knappe drängenden Zeit. Wer liest Abhandlungen, Gedankenentwicklungen? Der Leitartikel des Leibblattes ist das Höchste, wozu man sich erschwingt. Das Wort der Situation, das Bonmot, wenn es den Nagel auf den Kopf trifft, macht die Runde in der Gesellschaft. In den Witzblättern ist die Ecke der „Gedankenspäne" nicht die unbeliebteste. Und wer möchte leugnen, daß oft in zwei oder drei Zeilen eines Aphorismus mehr Weisheit steckt als in seitenlangen Erörterungen? Wenigstens treffendere und darum wirksamere. Es wäre jedenfalls lehrreich, eine Litterargeschichte des Aphorismus zu studieren, um das Steigen und Fallen des Quintessenzbarometers mit der sonstigen Kultur in Vergleich zu stellen. Etwas Hyperkultur würde sich schon als notwendig ergeben. Freilich ein guter Spruch begegnet nicht so häufig wie Spatzen im Weizen. Wenn unter zehn ein allseits guter, so mögen Verfasser und Leser zufrieden sein. Das aber trifft bei von Oertzen zu. In fünf Hauptgruppen (Was einem alles in den Sinn kommt — In Frauennähe — Wie man zu sagen pflegt — Allerlei anderes — Zu Hause), die wieder teilweise in Unterabteilungen zerfallen, bringt er eine staunenswerte Menge von oft überraschenden, meist geistreichen, ernsten oder heitern, richtigen, zweifelhaften und falschen Gedanken über so ziemlich alles, was einen modernen Menschengeist beschäftigen kann, von der Religion bis hinab zum Fahrrad; besonders auch über die Frauenbewegung, die er auf falschen Bahnen sieht. Bald kleidet er diese Gedanken in Prosa, bald in Verse; ganze Abteilungen sind in einer Art Terzine, zwei Abschnitte sogar in Ritornellen geschrieben. Im allgemeinen schmiegt sich die Form eng an den Gedanken, die Spitze tritt deutlich hervor, oder wo sie sich suchen läßt, liegt gerade in diesem Suchen ein Reiz; manchmal scheint indes die Sprache zu einer scharfen Prägung noch nicht feinkörnig genug. Es fehlt ihr an knapper Schlichtheit. Kein Wunder, wenn bisweilen der

Leser gegen den Spruch auch Widerspruch erheben wird; besonders in den Fällen, wo religiöse Dinge in Frage kommen, z. B. wenn es heißt: „Religion will Eintracht nur, nicht Einheit“ u. s. w. Der Epigrammatiker meint es immer sehr wohl, er hat nur einen falschen Standpunkt. Die Leichenverbrennung hat mit der Auferstehung der Toten gar nichts zu thun — aber trotzdem hat man ein Recht, sie zu bekämpfen u. s. w. Aber noch einmal: wer sich, durch glückliche Prägung verleitet, nicht auch das Falschgeld als vollwichtiges Geld in die Hand drücken läßt, d. h. wer selbstdenkend zu lesen versteht, wird das Büchlein mit Nutzen und Genuß studieren.

* **Aus dem Herzen gesungen.** Gedichte von M. Pia Desaga O. S. D. 12°. (362 S.) Freiburg, in Kommission der Litterarischen Anstalt, 1899. Preis brosch. *M.* 2.80.

In M. Pia Desaga haben wir es mit einer Sängerin zu thun, die im eigentlichsten Sinne des Wortes ein frühreifes Kind gewesen ist. Das erste Gedicht dieser Sammlung ist ein Dank- und Liebeserguß der Dreizehnjährigen nach ihrer ersten heiligen Kommunion und stammt aus dem Jahre 1865. (Pia Desaga wurde geboren zu Altbreisach 1852 und trat schon sehr früh in das Benediktinerinnenkloster Zoffingen zu Konstanz.) Während sie sich hier in einer sehr flüssigen, lange Übung und musikalisches Gehör voraussetzenden Sprache in Ideen ergeht, die ihr nicht gerade eigen zu sein brauchen, bringt gleich das folgende Jahr neben andern Gedichten zwei Nummern, die niemand von einer Vierzehnjährigen erwarten sollte, eine Ode: „Dem Ursprung und Schöpfer der Kunst“, und ein musikalisches Charakterbild: „Beethoven“, die beide wohl von außen angeregt sein und auf fremden Gedanken fußen dürften, die aber durchaus eine selbständige Aufnahme und Behandlung verraten. Mit dem Eintritt ins Kloster schloß sich die junge Dichterin dann eng an die alte poetische Schule ihrer dichtenden Mitschwestern des Mittelalters, jene zarten geistlichen Minnedichterinnen aus dem Predigerorden, die besonders in Süddeutschland und der Schweiz blühten. Bei verwandten frommen Seelen werden deshalb auch ihre eigenen frommen Lieder anklingen, ihre Legenden erbauen, ihre Betrachtungen anregen. Für Leute, die mehr das litterarische Interesse zum Lesen treibt, scheint uns in diesen Gedichten etwas zu wenig Individuelles, Charakteristisches zu liegen. Fast alles ohne Ausnahme ist schön gedacht, sinnig betrachtet und in schöner, glatter, wohllautender und auch poetischer Sprache ausgedrückt, aber es fesselt und packt nur selten durch einen individuellen Klang, einen eigentlichen Herzensschrei. Wie wir aus der begeisterten Vorrede ersehen, ist die Dichterin auch sehr musikalisch. Vielleicht macht sich dies in den Gedichten etwas dadurch bemerkbar, daß sie mehr zum Ohr als zur Phantasie sprechen, daß sie mehr in zarten Tönen verschwimmen, als sich zu festen Gestalten verdichten. Wo die Dichterin uns ein scharf umrissenes Erlebnis mitzuteilen hat, z. B. „Vor den Thoren des Fegfeuers“, da spricht sie zu Herzen; wo sie natürlich plaudert, wie in den schwäbischen Gelegenheitsversen, da hören wir sie sehr gern. Die Programmpoesie dagegen, z. B. „Der Rosenkranz“ oder „Die Lauretanische Litanei“ oder „Die kirchlichen Feste in Liedern“, vermag trotz ihrer mehrfachen großen Vorzüge nicht zu fesseln. Die Legenden sind meist anmutig erzählt, die Gelegenheitsgedichte zweckentsprechend und geschickt. Bei mehr Konzentration hätte die Dichterin unzweifelhaft Bedeutenderes und Dauernderes geleistet. Immerhin erhebt sich das Büchlein weit über das litterarische Niveau der sogen. religiösen Dichtung, von der wir in letzter Zeit heimgesucht wurden. Kunstliebenden frommen Seelen sei es bestens empfohlen.

Rettendes Leiden. Von François Coppée, Mitglied der französischen Akademie. Autorisierte Übersetzung von Bernhard Meyer. Mit Porträt des Verfassers in Lichtdruck. 12°. (XX u. 248 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 3; geb. in Leinw. *M.* 4.

„La bonne souffrance“, wie das Buch französisch heißt, ist kein Roman, sondern, wenn man will, eine „Bekehrungsschrift“. Wie wenig aber eine solche langweilig zu sein braucht, beweist die Thatsache, daß die vorliegende Schrift in Frankreich binnen Jahresfrist 75 Auflagen erlebte. Geläutert durch ein Jahr der Leiden, ist François Coppée, einer der vierzig Unsterblichen, zur praktischen Ausübung der katholischen Religion zurückgekehrt und schildert nun in einer Reihe allerliebst geschriebener Feuilletons den Weg, den sein Herz von Ostern 1897 bis Ostern 1898 zurücklegte. „Glocken und Syringen“, womit die Reihe dieser fein ausgeführten Stimmungsbilder anhebt, zeigen uns noch den leichtfertigen, ja frivolen Dichter, welcher von der christlichen Bedeutung des Osterfestes keine Ahnung hat. In dem Schlußaccorde „Bekenntnisse und Beichte“ aber hat er den Weg zum Frieden seiner Seele nicht nur selbst zurückgelegt, sondern wird zum Apostel, der alle Irrenden auffordert, denselben Pfad des Heils zu beschreiten. Man braucht aber nicht zu fürchten, der beliebte Schriftsteller sei in diesen Blättern ein trockener Katechet oder ein Predigerbruder geworden; er ist und bleibt der echte, feinfühlige Dichter, obschon er diesmal nicht in Versen zu uns spricht. Coppée ist übrigens nicht der erste, der aus der Zahl der berühmtesten französischen Schriftsteller in jüngster Zeit offen zur Ausübung der Religion zurückkehrte. Brunetière, der Herausgeber der Revue des Deux Mondes, Huysmans, der gefeierte Romanschreiber, und der Dichter Paul Verlaine gingen ihm voran. Mögen noch viele folgen! — Die deutsche Übersetzung verdient alles Lob; auch die kurze litterarische Studie über Coppée, welche dieselbe einleitet, ist sehr dankenswert.

Die kleine Herzogin. Von Zenaïde Fleuriot. Frei aus dem Französischen übersetzt von M. Hoffmann. Zweite, verbesserte Auflage. Mit vielen Bildern. gr. 8°. (VI u. 252 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis brosch. *M.* 3; eleg. geb. *M.* 5.

„Die kleine Herzogin“ ist und bleibt eine der schönsten Geschichten für junge Mädchen, welche die beliebte französische Erzählerin verfaßt hat. Die Übersetzung liest sich wie ein deutsches Buch, die Charaktere natürlich bleiben echt französisch. Die neue Ausgabe mit ihrer schönen Ausstattung und ihrem reichen Bilderschmuck eignet sich als Geschenk für heranwachsende Töchter besserer Familien.

Am Wichtelborn. Neue Märchen von Angelika Harten. Mit 8 Farbendruck-Vollbildern und vielen Illustrationen von Prof. Jos. Kiener. 8°. (197 S.) Köln, Bachem, 1899. Preis geb. *M.* 4.

Der vorliegende reich ausgestattete Band enthält zwölf Märchen, von denen einige als ganz vortrefflich, keines als unbedeutend bezeichnet zu werden verdient. Die Verfasserin hat ein unbestreitbares Talent gerade für diese Art Litteratur, die sonst wohl viele Dilettanten, aber sehr wenig berufene Künstler aufweist. Ihr steht eine reiche, lebendige Phantasie, eine große Kenntnis des Naturlebens, besonders der Pflanzenwelt, eine schöne, leichtbewegliche Sprache und jenes andere Etwas zu Gebote, das man Poesie nennt. Wer so etwas schreiben kann wie „Das Märchen vom Gottesgnadenkraut“, der hat die sagenhafte blaue Blume im deutschen Märchen-

walde gesehen und vom Wichtelborn getrunken. Darum versteht er nun die Vogelsprache und kennt aller Kräutlein geheimste Namen und Kräfte, darum sieht er die Erdmännlein unter dem Farnwedel und die Elfen auf der Waldwiese, darum weiß er, wann eine alte Frau eine Hexe und wann sie ein Mütterlein ist, und kennt die Wege und Stege in den Berggängen ebensowohl als zwischen Wolken und Sternen. Hebt er dann an zu erzählen, so rauschen die Wälder, bauen sich Brücken aus Sonnenstrahlen, glitzern die Edelsteine der Tiefe und beeilen sich die Waldtierlein vom plumpen Bär bis zur Unke, ihm hold und gewärtig zu sein. Und er weiß zu reden in der Sprache der Druden und Nornen, in alten Stabreimen und kräftigen Zaubersegen, kurz, wir hören dann Märchen wie das „Gottesgnadenkraut" und „Der Zauberwald" und „Vom Hirtenbüblein" u. s. w., die uns wie echte Volksmärchen anmuten, besonders gleich das erste. Liest man nun das zweite: „Prinzessin Hochmut", so ist man freudig überrascht, einen ganz andern Ton zu hören; der treuen, echt epischen Einfalt des ersten gegenüber macht sich hier eine lebendige Heiterkeit und ein geistreicher Humor geltend, den freilich der Erwachsene mehr als das Kind auskosten wird, wie denn überhaupt diese Märchen, die wohl in erster Linie für die Kleinen bestimmt sind, nur von den Großen in manchen Feinheiten gutmütiger Satire voll gewürdigt werden können. Ein dritter Grundton der Hartenschen Märchendichtung wird in dem dritten Stück: „Die Schwanenjungfrau", glücklich angeschlagen, kommt aber in einem der folgenden: „Das Märchen vom verachteten Mütterlein", zu noch prächtigerer Entwicklung. Es ist dies das religiöse Element, das sich ohne Aufdringlichkeit und ohne Profanation mit dem unverfälschten Märchentone verbindet. Der religiösen Stimmung, die besonders dieses letztgenannte Märchen weckt, wird kaum ein Leser so leicht sich entziehen können. So herrscht in den zwölf Erzählungen eine wohlthuende Abwechslung nicht bloß im Gegenstande, sondern auch in der Vortragsweise. Der genauere Beobachter wird außerdem mit Freuden herausfinden, daß sie nicht bloß für die Phantasie der Kleinen geschrieben sind, sondern daß alle ein ethisches Samenkörnlein enthalten, das sich ohne jedes Moralisieren fast unbewußt in das Herz senkt und seinerzeit aufgehen wird. Jede Art von Treue hat hier ihr Preislied, nicht zuletzt die echt deutsche Treue der Dienstmagd (11). So können wir denn diese „neuen Märchen" nach ihrem poetisch-pädagogischen Inhalte wie nach ihrer künstlerischen Form nur bestens empfehlen, zumal der Text durch zahlreiche, meist gelungene Illustrationen des bekannten Märchenzeichners Professor Kiener trefflich unterstützt wird.

Schloß Kunterbunt und seine Bewohner. Von Vicomtesse de Pitray, geb. Gräfin Ségur. Nach dem Französischen von Philipp Laicus. Zweite Auflage. Mit Holzschnitten. 8°. (VIII u. 282 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis brosch. *M.* 1.80; geb. *M.* 2.

Die hübsche Erzählung erschien bei der ersten Auflage unter dem Titel „Schloß de la Taudière" und wurde seinerzeit in diesen Blättern (Bd. XXVI, S. 103) bereits empfohlen. Die neue Auflage hat in ihrem äußeren Erscheinen noch gewonnen.

Das verlorene Paradies. Ein Märchen von J. Quinke. 12°. (146 S.) Regensburg, Nat. Verlagsanstalt, 1900. Preis *M.* 1.20; geb. *M.* 1.80.

Das Paradies der Kindheit, der Unschuld geht Hilarius verloren. Umsonst sucht er seinen Frieden und sein Glück im „Thale des Müßiggangs", „der Genuß-

sucht", „der Habsucht", „des Hochmutes", „der Glaubenslosigkeit", „der Freiheit und Gleichheit", bis er sich endlich, hart am Rande des Verderbens angekommen, von seinem guten Engel auf den Weg der Buße zurückführen läßt. Das Büchlein, das wir freilich eher eine Allegorie als ein Märchen nennen würden, bietet namentlich jugendlichen Lesern manches beherzigenswerte, warnende Wort.

Beim Pfarrach in Bertsham. Bilder aus Tirol von Friedrich Pesendorfer. 12°. (191 S.) Linz-Urfahr, Kath. Preßverein, 1899. Preis brosch. *fl.* 1; geb. *fl.* 1.25.

Das Büchlein ist mit hübschen Illustrationen versehen und schildert in populärer, oft urwüchsiger, mit vielen Tiroler Provinzialismen durchsetzter Sprache eine Sommerfrische hoch oben in den Tiroler Bergen beim Pfarrach (Pfarrer) von Bertsham. Manche der launig erzählten Züge aus dem Volksleben haben kulturgeschichtlichen Wert; auch für Naturschönheit zeigt der Verfasser viel Sinn und Verständnis.

Die Fremden. Ein Kulturbild von Karl Domaning. Zweite Auflage. Mit Zeichnungen von Albert Stolz. 12°. (270 S.) Stuttgart, Roth, 1900. Preis brosch. *M.* 3.80; geb. *M.* 5.

Wir freuen uns, dieses hübsche Buch, das wir bei seinem ersten Erscheinen begrüßten (Bd. LV, S. 580), so bald und mit so hübschen Bildern geziert unsern Lesern abermals anzeigen zu können.

Die Amerikanerin. Roman von Melati von Java. Autorisirte Übersetzung von J. Olandus. 12°. (288 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 3; geb. *M.* 4.

Die Titelheldin wird aus Liebe zu ihrem Kinde zur Verbrecherin, nachdem sie beim plötzlichen Tode ihres Mannes aus Trotz gegen Gott dem katholischen Glauben entsagte. In dieser Bosheit bleibt sie während des Jahrzehnts, das die Erzählung umspannt, verhärtet und endet in Wahnsinn. Versöhnend wirkt das edle Benehmen ihres Knaben, der, seiner Erziehung zum Trotz, den Weg zur Kirche findet und das von seiner Mutter verübte Unrecht, sobald er es erkennt, nach Kräften gutmacht. Vortrefflich ist „Antoinette" gezeichnet. Man sollte meinen, das Beispiel dieser beiden edeln Menschen müßte bessernd auf „die Amerikanerin" wirken; auch künstlerisch wäre eine solche Umwandlung dieses stolzen und kalten Charakters zu wünschen. Doch auch so wird man der Erzählung, trotz einiger Schwächen in der Anlage, mit Spannung folgen und das Buch nicht ohne Nutzen und Befriedigung aus der Hand legen. Die Übersetzung ist gut besorgt.

Ein Jünger Ahasvers. Roman von Carl Landsteiner. 8°. (258 S.) Regensburg, Nat. Verlagsanstalt, 1900. Preis *M.* 2.40; geb. *M.* 3.40.

Der Roman bietet das treue Spiegelbild so manches modernen Menschen, wenigstens solange der Unglückliche auf dem Wege des Verderbens wandelt. Der Held leidet frühzeitig Schiffbruch am Glauben zuerst an die Kirche, dann an jede Offenbarung überhaupt, an die Geistigkeit der Seele und schließlich sogar an einen persönlichen Gott. Er ist nun ein Träger der modernen Weltanschauung Nietzsches und fühlt sich „jenseits von gut und böse". Aber er hat auch den Frieden und die Ruhe seiner Seele verloren und ist dadurch „ein Jünger Ahasvers" geworden, der ruhelos wandern muß, weil er die Wahrheit von sich gestoßen hat.

Umsonst sucht er sein Glück in den niederen und höheren Genüssen der modernen Hauptstadt. Er kommt folgerichtig bis an den Rand des Selbstmords. Noch einmal rafft er sich auf und sucht sein Glück auf Reisen in weiter Ferne. Bis dahin ist das Buch vortrefflich; namentlich die Charaktere verdienen alles Lob. Auch die Szene bei dem Menschenfeind in den Bergen ist sehr gelungen. In der Folge aber tritt die Schilderung der Reise durch das Heilige Land, an dessen Stätten der Held wieder beten lernt und so schließlich den Glauben und mit ihm den Seelenfrieden wieder findet, wohl zu sehr in den Vordergrund, und der Roman nimmt fast den Charakter einer Reisebeschreibung an. Trotzdem glauben wir getrost dem Verfasser versichern zu können, daß es ihm, wie er in seinem Vorworte wünscht, gelungen ist, ein Werk zu schaffen, „das ernste und denkende Leser zufriedenstellt, das der katholischen Litteratur zur Ehre gereicht und das auch Gegner mit Nutzen lesen können".

Miscellen.

Über den Geburtsort des hl. Hieronymus bestanden seiner Zeit nicht weniger hitzige Streitigkeiten als im Altertum über die Heimat Homers, oder wenn dieser Vergleich dem Leser vielleicht allzu abgenutzt vorkommt, noch vor ein paar Jahrzehnten über die Nationalität des Kopernikus. Zwar nennt der heilige Kirchenlehrer ausdrücklich seinen Geburtsort mit Namen; es ist Stridon an der Grenze von Pannonien und Dalmatien. Aber wo liegt oder wo lag Stridon? Hieronymus sagt, es sei von den Goten zerstört worden und „einstens" Grenzort der genannten Provinzen gewesen. Aber das ist verzweifelt wenig für neugierige Frager, und so versetzten denn die einen Stridon nach Strigovo in Ungarn zwischen Drau und Mur, die andern gingen einige Breitegrade südlicher nach dem gleichnamigen Ort in Dalmatien, andere hielten die goldene Mitte zwischen beiden Orten inne und blieben bei Sdrinja südlich von Triest, andere wieder entschieden sich noch anders.

Über neuere Forschungen und Entdeckungen in dieser Frage berichten nach einem Aufsatz von Bulič die Analekta der Bollandisten im Heft vom 10. Oktober 1899. Danach hat der unermüdliche Eifer, mit dem man in unserer Zeit jede alte Inschrift aufsucht, abschreibt, veröffentlicht, und wäre sie scheinbar noch so unbedeutend und unverständlich, auch diese alte Streitsache der Entscheidung zum mindesten bedeutend näher gebracht. Möge der Leser, der sich für die Sache interessiert, auf einer Karte von Bosnien etwa unter dem 44. Breitegrad nahe der Westgrenze des Landes das Städtchen Glamoč (Glamotsch) aufsuchen. Im Jahre 1882 veröffentlichte der Inschriftenkenner Alačević den Rest einer Inschrift, die an der Straße von Grahovo nach dem genannten Ort aufgefunden worden war und folgendermaßen lautete:

IVOEX**AIVSAILA
VIOVAIFPIOCONS
IAVIIO**PPOELM
ΓIVIS*VIEPSALV
IAIASEISIPIDO
VEVSESOEIEPM
IVAVII.

Kopfschüttelnd wird wahrscheinlich der Leser dieses Ungetüm von einer sinnlosen Buchstabensuppe betrachten, dann aber auch dem Scharfsinn des Herausgebers alle Anerkennung zollen, der diesen scheinbar wüsten Wirrwarr entzifferte.

IVDEX dATUS A FLAVIO VALERIO CONSTANTIO [v. c.] P(raeside) P(rovinciae) DELM(atiae) FINES INTER SALVIATAS ET STRIDONENSES DETERMINAVIT.

Der Stein war von seinem ersten Entdecker nicht verstanden worden, und da die Buchstaben sehr abgegriffen waren, so las er O für D, I für T oder F, V für N u. dgl.

Die Bedeutung des Steines ist klar: es war ein Grenzstein zwischen dem Gebiet des lange gesuchten Stridon und Salviä. Aber gleich wieder eine neue Frage: Wo lag Salviä? Eine Inschrift, die zu Glamoč gefunden wurde, scheint hier wiederum zu Hilfe zu kommen. Sie lautet: Dis manibus. Aelius Capito decurio municipio Salvio, natus Starue, qui vixit annis XLV. Victor filius ipsius patri karissimo bene merenti posuit. Aller Wahrscheinlichkeit nach lag Salviä dort, wo diese Inschrift gefunden wurde, also bei Glamoč. Dann aber muß Stridon bei Grahovo liegen, denn auf der Straße zwischen den beiden Orten wurde der Grenzstein der Gemeinden Stridon und Salviä gefunden.

Völlig sicher ist die neue Lösung der alten Streitfrage nicht. Denn einmal hat man Einwürfe gegen die Echtheit des erwähnten Meilensteines erhoben, die sich indes, wie es scheint, lösen lassen, und ferner kann die Lage von Salviä einstweilen nur mit Wahrscheinlichkeit bestimmt werden. Indes der Fund eines alten Steines mit einigen Buchstaben darauf wird vielleicht die einstweilen vorläufige Entscheidung zu einer unumstößlichen machen.

Aus einem alten Predigtbuch. Aus einem Haufen von Büchern erregt eines unsere Aufmerksamkeit, und wir ziehen es hervor, um es näher anzuschauen. Es ist ein Oktavband, in Schweinsleder gebunden, mit gotischen Lettern gedruckt, laut Unterschrift aus einer Pariser Presse hervorgegangen am 4. Dezember 1523. Wen es nach dem Buch gelüstet, braucht auch nach dem Verkäufer nicht lange zu fragen: „Zu haben“, heißt es auf dem Titelblatt, „im Haus des Claudius Chevallon in der Jakobsstraße unter der Goldenen Sonne und gegenüber dem Kolleg von Cambrai beim Bild des hl. Christophorus.“ Sehen wir uns das leere Blatt vor dem Titel auch noch an, das in kräftiger Schrift ein paar Bemerkungen trägt. „Dem Sibrandus Zasius gehöre ich und seinen Freunden. Kostete 4 Schilling (?) a. 1591 am 13. März,“ heißt es auf der Vorderseite des

Blattes. Auf der Rückseite aber hat der gute Zasius nach der Lektüre des Buches ihm eine günstige Rezension geschrieben in den beiden Versen:

O Guilielme Pepin! Fereris per climata mundi;
Nemo non novit scripta probare tua.
(dat. a. 1592. 28 januarii.)

Armer Chevallon! Trotz deiner genauen Angaben sucht schon längst kein Käufer mehr das Haus unter der Goldenen Sonne beim hl. Christophorus, ebensowenig wie vom dienstfertigen Zasius ein Freund noch Bücher entleiht oder Wilhelmus Pepin noch in irgend einem der vielen Himmelsstriche gelesen wird. Alles vergangen und vergessen, des Buchhändlers emsiger Geschäftseifer wie des Schriftstellers mühsame Gedankenarbeit. Und doch war Pepin, ein Dominikaner des Klosters zu Evreux († 1533), seiner Zeit als reformeifriger Prediger und Schriftsteller sehr angesehen, wie die zahlreichen Auflagen seiner Schriften beweisen.

Doch wenn wir dachten, gar niemand mehr lese den Pepin, so sollten wir uns bald selber Lügen strafen. Aus Neugier begannen wir in dem Buche zu blättern und hatten bald einen ziemlichen Teil desselben auch gelesen. Es enthält Entwürfe zu Fastenpredigten, Erläuterungen der bezüglichen Episteln und Evangelien. Im allgemeinen sind dieselben ganz in der Art gehalten, wie zu Ausgang des Mittelalters gelehrte Theologen zum Besten minder gelehrter Geistlichen derartige Entwürfe zu gestalten pflegten. Die vorgetragene Lehre ist gründlich, die Form etwas hölzern. Jedes der kirchlichen Lesestücke wird nacheinander nach dem wörtlichen, allegorischen, moralischen Sinn genau durchgenommen, und daran knüpfen sich dann eine Menge von Fragen, Zweifeln u. s. w., die der Reihe nach behandelt werden. Alle Übersicht müßte dabei verloren gehen, wäre nicht zu Anfang jeder Predigt genau die Einteilung angegeben.

Doch in einem Punkt unterscheidet sich unser Schriftsteller von andern Zeitgenossen. Während manche derselben sich ganz auf die Erklärung der Heilslehre beschränken und sich dabei derart im Allgemeinen halten, daß man nicht sieht, in welchem Jahrhundert sie schrieben, geht Pepin oft auf zeitgenössische Verhältnisse ein, tadelt die Mißbräuche seiner Zeit, nimmt seine Vergleiche von Dingen des gewöhnlichen Lebens her und bietet uns manche recht interessante Notizen. So handelt er z. B. in einer der Predigten von den kirchlichen Zeremonien des Karfreitags und will klar machen, warum alles niederkniee, nachdem im Evangelium die Worte gesungen sind: „und er neigte sein Haupt und starb". „Führe hier", so leitet er den Prediger an, „ein Beispiel an, hergenommen vom Leichenbegängnis der französischen Könige. Wenn man daran ist, die Leiche der Erde zu überantworten, so wird von den Beamten des königlichen Hofes, die dastehen mit weißen Stäben in der Hand, dreimal ausgerufen: ‚Karl von Valois' oder ‚Ludwig' u. s. w.; nur dieser Name und weiter kein Wort. Und bei jedem dieser Ausrufe werfen sich alle insgesamt auf den Boden nieder samt ihren Stäben und Standarten. Und das macht einen Eindruck, daß bei diesen jammervollen Rufen und dem Niederfallen selbst eiserne Herzen bis zu Thränen können gerührt werden. Warum also sollten wir nicht das Andenken an den Tod und das Begräbnis des Königs der Könige, unseres Herrn Jesu Christi, mit Weinen und Klagen

feiern und dabei so weit gehen, daß wir uns auf den Boden niederwerfen?" (Evangelienerklärung fol. 245, col. 3.) Auch sonst weiß er vom französischen Hof manches zu erzählen. Wo er von der Unsicherheit der Hofgunst redet, bringt er folgendes Beispiel: „Zu unseren Zeiten, in unserem Königreich Frankreich hier haben wir unter Ludwig XI. erlebt, wie ein schlauer Mensch aus der untersten Hefe des Volkes, Daniel mit Namen, solche Gunst beim König genoß, daß er mit den ersten Großen des Landes wie mit seinesgleichen es aufnehmen konnte Fast niemand, und wäre er auch noch so hoch gestanden oder von königlichem Blut gewesen, konnte zum Zimmer des Königs Zutritt erhalten als durch ihn, so daß er beim König einführte, wen er wollte, und wen er wollte, zurückwies. Als aber der genannte König den Weg alles Fleisches gegangen war, wurde nicht lange nachher ebenderselbe Daniel zu Paris an der öffentlichen Richtstätte schmählich gehängt (affixus est)" (Epistelerklärung 36, 1). Von Ludwig XII., „der den Weg alles Fleisches betreten hat", und zwar, wie man aus dieser Bemerkung schließen möchte, wohl zu derselben Zeit, als Pepin sie niederschrieb, wird der Ausspruch berichtet: „Wenn ich wüßte, daß mein Hut mein Geheimnis kännte, so würfe ich ihn ins Feuer." Mehr als einmal habe Ludwig so geredet, und Pepin lobt den Ausspruch (Ev. 160, 2). Was er von Karl VIII. zu erzählen weiß, ist namentlich deshalb bemerkenswert, weil es zeigt, daß unser Prediger den Hofkreisen nicht fern stand. Der genannte König, heißt es, sei in jungen Jahren sehr vertraut mit dem Vicedominus von Chartres umgegangen, und die beiden hätten sich das Versprechen gegeben, wer von ihnen zuerst sterbe, solle dem andern Nachricht von seinem Schicksal in der andern Welt geben. Einige Jahre also nach diesem Versprechen sei Karl VIII. ziemlich plötzlich zu Amiens gestorben, und zwar in der Nacht vor Palmsonntag, ungefähr um 11 Uhr. Und in derselben Stunde noch habe er dem genannten Vicomte sich gezeigt, zwar ohne ein Wort zu sagen, aber mit heiterem und lächelndem Angesicht. Und doch sei der genannte Freund eine starke Tagereise weit von Amiens entfernt gewesen auf seinem Schlosse La Ferte Bernard, gelegen bei Verneuil. Sofort habe darauf der genannte Graf seine Gattin geweckt und ihr gesagt, der König sei tot; ein Bote aber, der in der Nacht noch nach Amiens gesandt wurde, habe die Wahrheit dieser Vorahnung bestätigt. „Dies alles", schließt Pepin, „habe ich vernommen aus dem Munde der edeln Frau, der Gattin des Herrn von Chartres" (Ev. 180, 4). Doch von Hofgeschichten haben wir jetzt genug erzählt; wir berichten, was wir gedruckt fanden, und stellen dem verständigen Leser das Urteil anheim.

Unter den sonstigen Notizen, die für die Bildungs- und Sittengeschichte bemerkenswert sind, betreffen die meisten natürlich das kirchliche Leben des ausgehenden Mittelalters. Die kirchliche Farbe der Fastenzeit war damals die weiße, welche in der Passionszeit der roten weichen mußte (Ep. 2, 2; 83, 1). Die österliche Kommunion empfing man am Ostertag selbst, nur aus besonderen Gründen galt es als erlaubt, sie auf Gründonnerstag oder Karsamstag zu verlegen (Ep. 119, 3). Nach der Firmung trugen die gefirmten Kinder noch drei Tage eine weiße Binde um die Stirn, ähnlich wie in der alten Kirche die

Täuflinge noch eine Woche das weiße Taufkleid nicht ablegten (Ep. 139, 3). Als am meisten verehrte Heilige werden Nikolaus, Claudius, Mathurinus, Genovefa und Barbara aufgeführt (Ep. 77, 2). Zu Paris vor dem Feste des hl. Dionys, zu Chartres vor Mariä Geburt, und, soviel Pepin weiß, auch zu Le Mans vor dem Fest des hl. Julian wird der Gottesdienst in der Nacht abgehalten, also ähnlich, wie es später noch in der Weihnachtsnacht geübt wurde. Unser Prediger wünscht indes der Mißbräuche halber diese Vigilfeierlichkeiten abgestellt zu sehen (Ep. 126, 3).

Auch über das profane Leben erfahren wir manches. Gleich zu Anfang seiner Epistelerklärung zeigt Pepin, wie man sein Gewissen reinigen könne, indem man geistigerweise alles das thue, was die Wäscherinnen an der Seine mit der schmutzigen Wäsche vornehmen, und er zählt dann die betreffenden Handgriffe auf. Wer nach Rom pilgern will, braucht nicht alles Reisegeld bar in der Tasche mitzuschleppen. Er kann es in Paris an der Bank einzahlen und gegen eine Verschreibung in Florenz oder Rom wieder in Empfang nehmen (Ev. 7, 4). Bei Gastmählern ist es Sitte, zuerst eine scharfe Speise zu reichen (Ep. 131, 1). Vieles erfahren wir über die Kleidung und Eitelkeit der Frauen. Er tadelt ihre hohen Schuhe (altas pantouflas. Ep. 115, 3), die ausgeschnittenen Kleider (vestes à la grant gorre. Ep. 99, 4). In vierfacher Weise, setzt er ihnen auseinander, kann man sündigen durch Kleiderpracht. Erstens, indem man zu kostbares Tuch zum Kleid oder auch für die Aufschlitzungen oder die Fütterung (duplicatura) des Kleides nimmt. „Denn es ist sehr ungeziemend, einen Leib, der doch verwest, mit so kostbarem Gewand zu schmücken, daß viele Arme davon leben könnten. Wende das an auf die Kleider, die mit Seide oder Samt gefüttert sind, wenigstens an den Ärmeln (wo man das Futter sieht), während im Rücken das Futter gewöhnliches Tuch ist, ein Umstand, der klar zeigt, daß all das nur des eiteln Gepränges wegen geschieht. Zweitens durch die Menge und Verschiedenheit der Kleidung, wie z. B. die eiteln Frauen thun, welche je nach den Festen die Kleider ändern, die beim Aufstehen aus dem Bett die Magd rufen und sagen: Bring mir das Kleid für den Sonntag, oder das für die niederen Feste, oder die mittleren oder die höchsten Feste, wie sie sich ausdrücken. Drittens kann man sündigen durch Sonderbarkeit in Schnitt und Form der Kleider. Die Ärmel an den Kleidern der Frauen sind z. B. bald so eng, daß kaum mit dem Arm hindurchzukommen ist, bald so weit, daß sie fast auf die Erde herabreichen. Mach auch eine Bemerkung über ihre Kopfbedeckung, die mitunter so eng ist, daß kaum die Ohren bedeckt sind. Da ist es denn kein Wunder, wenn solch eitle Frauen im Alter voll sind von Kopf- und Zahnschmerz, Katarrh u. dgl." Eine vierte Sünde endlich ist das eitle weltliche Prangen mit den Kleidern. Zu Hause tragen solche Frauen sich einfach, wollen sie aber sich öffentlich zeigen, so sind sie geschmückt wie die Kirche am Festtag (Ev. 89, 4). Ja sie erscheinen noch kostbarer geziert als der Altar selbst. „Denn oft haben sie Kleider von Scharlach, Seide und Samt, wo der Priester eine schlechte Kasel anhat, geflickt und verschossen vor Alter. Und oft tragen sie goldene und silberne Ketten, Ringe mit Edelsteinen an den Fingern, trinken kostbaren Wein aus prächtigen, mitunter vergoldeten

Gefäßen (in coupis et taceis insignibus), wo der Priester vor ihnen steht und mit einem Kelch von Zinn Messe liest" (Ep. 72, 1).

Damit sind wir nun auf die Schilderung der Mißbräuche gekommen, gegen welche sich Pepin oft und scharf ausspricht und mitunter wohl auch seine Ansprüche an die Zuhörer etwas hoch spannt. Man muß es ihm lassen, er gehört nicht zu denen, die er „stumme Hunde" nennt, weil sie im geheimen zwar sagen: Wie gut wäre es, wenn der König, Fürst, Abt, Bischof auf dieses und jenes aufmerksam gemacht würde! wenn es aber darauf ankommt, vorsichtig schweigen und deshalb an den Höfen willkommen sind (sunt beneventi in curiis talium magnatum. Ev. 192, 1). Alle Stände, vom höchsten bis zum niedrigsten, erhalten von ihm ihre Vorhaltungen. Die Fürsten, „mit Respekt zu vermelden", sind wortbrüchig (Ep. 37, 4), sie bedrücken die armen Bauern und Winzer derart mit Steuern, daß diese gezwungen sind, die Heimat zu verlassen, und ihr Brot von Thür zu Thür betteln müssen (Ep. 93, 4). Die Reichen gehen grausam mit den Dienstboten um, legen ihnen boshafter- und ungerechterweise Veruntreuungen zur Last, um ihnen den Lohn entziehen zu können, oder stoßen sie bei Erkrankungsfällen unbarmherzig aus dem Hause (Ep. 98, 3. Ev. 10, 1). Die Richter sind streng gegen arme Leute; die großen Herren aber, die grossos millordos, lassen sie durchschlüpfen (Ev. 125, 4). Und so erhalten Kaufleute und Käufer, die sich um die Wette zu betrügen suchen, Ärzte und Advokaten, Eltern und Kinder alle ihren Tadel ausgeteilt. Der Löwenanteil daran aber fällt dem Klerus zu, von dem uns Pepin ein dunkles Bild entwirft. Da tritt uns entgegen der hohe Prälat, der sich um seine Herde nicht kümmert und auch nicht im stande dazu ist, da er nichts gelernt hat und von der Heiligen Schrift nichts kennt. Höchstens beschäftigt er sich mitunter mit den Büchern der Könige, d. h. dem Kartenspiel (Ep. 112, 1). Da sind weiter die Kanoniker, die nur in den Chor kommen, wenn es reiche Spenden giebt; Pepin vergleicht sie den Fledermäusen oder Eulen, denn auch diese kämen in die Kirche nur, um das Öl aus der ewigen Lampe zu trinken (Ev. 39, 4). Die Besitzer reicher Pfründen sieht man nicht oft die heilige Messe lesen, sie seien nicht, hört man sie sagen, wie die Bauernhähne, die zu jeder Stunde der Nacht krähten (Ep. 98, 3). Gegen die vornehmen Herren sind die niederen Kleriker wie der arme Lazarus. Von ihren Pfründen müssen sie Abgaben entrichten, „daß sie kaum Brot zum Essen und als Trank oft nur Wasser haben. Von dem Zustand ihrer Kleider will ich schweigen; es sieht jeder, daß sie meist elend sind und gegen die Würde des geistlichen Standes" (Ev. 105, 1). Lange Jahre müssen sie dienen mit dem ganz geringen Gehalt, den man auf französisch le broust nennt, und endlich bekommen sie doch nicht mehr als eine schmale Pfründe (Ev. 91, 3).

Doch wir wollen diese Nachtseiten nicht noch weiter ausmalen, sie sind ohnehin oft genug grau in grau und schwarz in schwarz gezeichnet worden. Wichtiger ist es uns, das Urteil eines Mannes wie Pepin über die Ursachen des Niedergangs zu erfahren. Sie liegen nach ihm in dem Einfluß der weltlichen Fürsten auf die Besetzung der höheren Stellen. Bei der Erklärung der Lamentationen in der Karwoche sagt er, auch über die Kirche müsse man trauern

wegen ihrer Verlassenheit, wegen ihrer Gefangenschaft und Knechtschaft und wegen ihrer Beraubung. Über die „Gefangenschaft und merkwürdige Knechtschaft“ der Kirche spricht er sich folgendermaßen aus: „Während die Kirche die ‚Herrin der Provinzen‘ (Klagel. 1, 1) sein sollte, und es an ihr wäre, den Königen und Fürsten Weisungen zu erteilen, wird sie denselben heute in gewisser Weise unterwürfig und zinspflichtig gemacht, wie das offenbar ist mit Rücksicht auf die Fürsten, welche in der Kirche Christi nach ihrem Belieben Prälaten einsetzen wollen, nämlich Bischöfe, Äbte u. s. w., und das gegen die allgemeinen Bestimmungen des Rechtes. Daher kommt es, daß wir sehr viele Prälaten sehen müssen, die ohne Wissenschaft sind und mehr für das Kriegshandwerk passen als für das Hirtenamt. Man erzählt von Ludwig XI., König von Frankreich, er habe den bejahrten und wissenschaftlich bewährten Bischof von Chartres gefragt, warum doch die jetzigen Bischöfe keine Wunder thäten wie ihre Vorgänger. Da soll er zur Antwort gegeben haben: ‚Allerchristlichster König, solange der Heilige Geist die Bischöfe in der Kirche einsetzte, thaten sie Wunder, denn er erwählte nur solche, die tauglich waren. Ihr aber und solche, die wie Ihr sind, setzet jetzt zu Bischöfen ein, die euch tauglich scheinen, vor Gott aber ganz und gar unnütz für die Kirche sind. Deshalb thun sie auch keine Wunder“ (Ev. 252, 1). Von solchen Bischöfen und Äbten ist es dann nicht zu verwundern, wenn sie am liebsten an den Höfen sich herumtreiben, um eine öffentliche Anstellung, höhere Würden oder neue Pfründen zu erlangen, aber Pfründen, wie Pepin mit beabsichtigtem Doppelsinn sagt, „nicht des hl. Dominikus, sondern des hl. Benediktus“. Und um zu ihrem Ziele zu gelangen, gaben sie sich zu Diensten her, die dem Kleriker nicht anstanden. „Ich will ein Lügner heißen, wenn ich nicht am Hofe Ludwigs XII. einen Bischof gesehen habe, der den Titel eines königlichen Falkners führte. Und er erhielt auch einen bestimmten Gehalt mit Rücksicht auf dieses Amt. Und mit Recht, wenn man so sagen darf, denn er war eifriger, die Falken zu füttern, als die Bibliothek zu besuchen, wie wir es mit eigenen Augen gesehen haben, und viel eiliger und lieber ging er zu den Vögeln als zur Kirche“ (Ep. 38, 1). Wenn es unter den höheren Klerikern derartig aussah, sind die Unordnungen bei ihren Untergebenen fast selbstverständlich.

Daß übrigens auch in der damaligen Zeit nicht alles Schatten und Dunkelheit war, geht mitunter selbst aus den härtesten Tadelreden unseres Predigers hervor. „In Wahrheit,“ sagt er am Montag nach Passionssonntag, „die enormen Verbrechen und fast unzählbaren Übelthaten, welche heute überall zügellos und straflos in den großen Städten begangen werden, schreien danach, daß diese Städte völlig zerstört würden wie Sodoma und Gomorrha mit samt ihren Bewohnern. Doch woher kommt es, daß es nicht so geschieht? Gewiß daher, daß dem Zorne und der Gerechtigkeit Gottes die Verdienste weniger guter Männer und Frauen, die Gott fürchten, gleichsam Widerstand leisten. Mit Recht können also heute die weltlich Gesinnten mit Isaias sagen: Wenn nicht der Herr der Heerscharen noch einen Samen uns übriggelassen hätte, nämlich von guten Ordensleuten und Klerikern und wenigen guten Laien, so wären wir wie Sodoma geworden“ (Ep. 88, 2). Namentlich im niedrigen Volke sind die wenigen zu

suchen, welche die Gebote Gottes halten (Ep. 97, 1). „Wir sehen heute diejenigen, welche weniger besitzen und kaum satt Brot zu essen haben, bereitwilliger zu Werken der Frömmigkeit als die Reichen . . . denn sehr viele (plerique) sparen es sich am Munde ab, um den Kirchen und frommen Stiftungen etwas geben zu können“ (Ep. 46, 2).

Ein Zeichen, daß noch lebendige Religiosität im Volke zu finden war, ist auch die im ganzen strenge Beobachtung der Fastenzeit. „Was der Teufel im Laufe des ganzen Jahres gewinnt, indem er die armen Menschen zu fast unzählbaren Sünden anlockt, das verliert er fast alles wieder in der Fastenzeit. Denn in dieser heiligen Zeit pflegen auch die größten Sünder (sceleratissimi homines) von vielen Sünden sich zu enthalten und hier und da einige gute Werke zu thun, sei es, indem sie fasten oder Almosen geben oder beten oder dergleichen“ (Ep. 14, 2). Und anderswo sagt er wiederum von der Fastenzeit: „Viele thun dann aufrichtige Buße und legen eine reumütige Beichte ab. Viele fasten, viele geben Almosen an Arme und fromme Stiftungen, und so ähnlich in andern frommen Werken“ (Ep. 67, 3). Auch das Fastengebot wird im allgemeinen beobachtet. Pepin sagt zwar, wenige hielten die richtige Weise dabei inne, aber die Fehler, die er tadelt, sind so gar bedeutend nicht (Ev. 6, 2). Unbesonnene Frauen gehen sogar so weit, daß sie versuchen, von Gründonnerstag bis Ostern gar keine Speise zu sich zu nehmen. Allein dieses Fasten, das man auf französisch la triolée nennt, wird von Pepin scharf gerügt, denn es sei eine Versuchung Gottes und also sehr schwere Sünde. „Und deshalb ist diese Gewohnheit zu verwerfen und eine schwere Buße solch unvernünftigen Frauenzimmern aufzulegen, damit sie in Zukunft davon ablassen“ (Ep. 22, 4). Auch die Predigten in der Fastenzeit werden im allgemeinen stark besucht, obschon mit der Zeit der Eifer etwas nachläßt (Ep. 8, 2; 22, 3). Das beste Zeugnis dafür sind wieder die Rügen, welche unser Prediger auszuteilen hat. Er klagt nämlich über viele Advokaten und Beamte, „welche sich solche Sorgen machen mit den Geschäften dieser Welt, seien es nun ihre eigenen oder fremde, daß sie häufig in der Fastenzeit weder Predigt hören noch Messe außer am Sonntag. Deshalb wäre es gut, daß an Orten, an welchen tägliche Predigten in der Fastenzeit stattfinden, die Advokaten ins Gerichtsgebäude nicht eingelassen würden vor dem Ende der Predigt. Denn so geschieht es in den meisten (in plerisque) bedeutenden und berühmten Städten und besonders im Pariser Parlament [Obergerichtshof]“ (Ep. 8, 4). Außer den Advokaten bekommen auch noch andere einen Tadel. Einige nämlich benutzen die Zeit, welche durch den Ausfall der Abendmahlzeit gewonnen wird, um ihre Rechnungsbücher nachzuschlagen, und wenn sie dort finden, daß jemand ihnen noch etwas schuldig ist, so schicken sie am andern Morgen zu ihm und lassen ohne Barmherzigkeit die Schuld eintreiben. Das sei ein Mißbrauch, wenn die Not nicht schnelles Eintreiben der Schulden fordere. Die Zeit der wegfallenden Abendmahlzeit sollte man zum Gebet benutzen (Ep. 8, 3). Auch einige Beispiele von tüchtigen und eifrigen Priestern werden von unserem Dominikaner erwähnt. So lobt er sehr den Prior des Dominikanerklosters zu Rouen, Guido mit Namen, dessen erbaulichen Tod er ausführlich berichtet (Ev. 72, 1), und erzählt von

einem Priester in Cambrai, der eine Jugendsünde durch ein beständiges hartes Büßerleben sühnte (Ep. 137, 1). Auch unsern Pepin selbst mit seinem apostolischen Eifer dürfen wir gewiß unter die Beweise dafür rechnen, daß nicht nur Trauriges und Tadelnswertes aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters zu verzeichnen ist.

Immerhin waren die sittlichen Zustände recht beklagenswert. Wie eine Prophezeiung klingt es, wenn unser Prediger, von dem Strafgericht der Sündflut redend, einmal ausruft: „Und in Wirklichkeit ist heute nachgerade alles Fleisch verderbt, d. h. fast jeder Mensch auf Erden. Und deshalb haben wir allen Grund, sehr in Furcht zu sein vor jener schrecklichen Sündflut, d. h. vor dem Ende der Welt, welche, wie ich nicht zweifle, in Bälde über die Erde kommen wird durch das Feuer des Weltbrandes“ (Ep. 48, 4).

Das Feuer des Weltbrandes ist nun freilich nicht gekommen, wohl aber eine Sündflut anderer Art hereingebrochen, und wir werden noch lange warten, bis die Taube mit dem Ölzweig endlich erscheint.

August Reichensperger [1].

Der Name August Reichenspergers ist für immer mit dem schönsten und großartigsten Denkmal deutscher Baukunst verknüpft, dem Dom zu Köln, für dessen Fortbau, Vollendung und würdige Ausstattung er über 50 Jahre unermüdlich gewirkt hat. Nicht weniger wird sein Andenken durch eine Menge anderer Kirchen- und Profanbauten verewigt, zu deren Errichtung oder würdiger Wiederherstellung er Anregung und Rat gegeben. In nicht geringerem Maße ist sein Andenken nahezu mit allen Bestrebungen verwoben, welche seit 60 Jahren in Deutschland gemacht worden sind, um den Katholiken volle politische Freiheit zu erkämpfen. Die Gebrüder Reichensperger waren schon die hervorragendsten Vorkämpfer der Katholiken, ihres guten Rechtes und ihrer Freiheit in dem Frankfurter Parlament; in ihnen verehrt die heutige Zentrumspartei ihre Begründer und nebst Mallinckrodt und Windthorst ihre glänzendsten Vertreter in der Zeit des Kulturkampfes. August hat mit den Gaben eines glänzenden Redners auch jene eines gewandten Publizisten verbunden, und durch die Gründung des Borromäusvereins wie durch seine Schriften und seinen ausgedehnten Briefwechsel die katholische Litteratur in fruchtbarster Weise gefördert.

Fast unbegreiflich erscheint es, wie der unermüdlich thätige Mann neben den parlamentarischen Strapazen, neben den Forderungen, die sein Richteramt an ihn stellte, neben seinen unausgesetzten Kunststudien, neben einer nicht minder vielseitigen Vereinsthätigkeit noch Zeit fand, in Tagebüchern, kürzeren Aufzeichnungen und in einer überaus reichhaltigen, fast

---

[1] August Reichensperger 1808—1895. Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses dargestellt von Ludwig Pastor. Mit einer Heliogravüre und drei Lichtdrucken. 2 Bände. gr. 8°. (XLII u. 1102 S.) Freiburg, Herder. *M.* 20; geb. in Leinwand *M.* 24.

internationalen Korrespondenz, wie in ungezählten Beiträgen zur Tagespublizistik von eigener Hand ein biographisches Material zu hinterlassen, das fast allein schon einen Mann hätte vollauf beschäftigen können. Mit Freude dürfen es die deutschen Katholiken begrüßen, daß dieses Material in die Hände eines ihrer tüchtigsten Historiker gelangt ist, der, mit August Reichensperger selbst persönlich bekannt und befreundet, gewissermaßen die lebendige Überlieferung dazu besaß, es gelegentlich aus eigenen Erinnerungen und Aufzeichnungen ergänzen, vor allem aber richtig auffassen, liebevoll durchdringen, übersichtlich gruppieren und lebensvoll verbinden konnte, mit einer Kenntnis und Beherrschung der einschlägigen Zeitgeschichte, welche ebensosehr den kritischen und objektiven Forscher, als dessen festen, katholischen Standpunkt dokumentiert. Versuchen wir, das farbenreiche, lebendige Bild in einige Hauptumrisse zusammenzudrängen. Wenn sie dasselbe auch nicht zu ersetzen vermögen, so mögen sie doch manchen den hochverdienten Mann in Erinnerung bringen und dazu anregen, ihn in seinen eigenen Aufzeichnungen, Bekenntnissen und Schriften näher kennen zu lernen.

1.

August Reichensperger wurde am 20. März 1808 zu Koblenz geboren, zwei Jahre vor seinem Bruder Peter, vor seinem Freunde Montalembert und vor Papst Leo XIII., ein Jahr vor Gladstone, vier Jahre vor Windthorst, sieben vor Bismarck, mit welchem er zuerst 1850 im Erfurter „Krüppelparlament" zusammentraf, während ihn mit Windthorst erst der Reichtstag von 1870 zusammenführte.

Der Vater, Franz Joseph, ein tüchtiger Jurist, war, als August geboren wurde — merkwürdig genug —, Generalsekretär an der Präfektur des Rhein- und Moseldepartements, für alle Arbeiten die rechte Hand des in Koblenz residierenden napoleonischen Präfekten, und als ausgezeichneter Verwaltungsbeamter, selbst als Präfekt in Belgien in Aussicht genommen, und so hing es an einem Haar, daß der künftige Vorkämpfer deutscher Kunst und Volksfreiheit Franzose geworden wäre. Der frühe Tod des Vaters (schon 1812) trat dazwischen. Die bedrängte Witwe, eine geborene Knoodt, welche nur die kümmerliche Pension von 500 Frs. erhielt, zog sich zu ihren Eltern nach Boppard zurück. In dem freundlichen Familienkreis verlebte August schöne, selige Kinderjahre, deren Weihnachtserinnerungen ihn bis ins Greisenalter begleitete. Es herrschte hier echt katholische Gesinnung in gemütlichem Verein mit rheinischem

Frohsinn. Zwei Großonkel Augusts hatten noch als Jesuiten am Kollegium zu Koblenz doziert; der eine, Wilhelm Knoodt, sein Pathe, starb erst 1816 als Kanonikus zu Limburg in gesegnetem Andenken. Der Großvater, August Knoodt, früher kurtrierischer Amtsverwalter auf Schloß Daun in der Eifel, überlebte ihn noch um ein Jahr. Während der Kriegsläufte hatte das großelterliche Haus wiederholt französische Generale zu Gast, unter ihnen auch Bernadotte, den späteren König von Schweden. Mit den andern Kindern ziemlich streng gehalten, hielt sich August leidlich brav, wenn er im Springen und Rennen auch etwas wild that und sich zweimal den Arm brach. Schon damals zeigte er Sinn für deutsche Bauweise und Kunst, von der sich in Boppard viele schöne Erzeugnisse erhalten hatten. Der Rhein aber mit seinen Weinbergen und Wäldern, Hügeln und Burgen senkte sich mit unbesieglichem Zauber in sein Gemüt. Nur am Lernen fand der Wildfang wenig Geschmack, und als man ihn deshalb 1823 nach Köln that, zu Pfarrer Ditges an der Kupfergasse, geriet er völlig aus Rand und Band und brannte im Frühling 1825 sogar nach Koblenz durch. Erst in Bonn, wo er nun untergebracht wurde, gelang es einigen Lehrern, ihn ordentlich ans Studieren zu bringen, so daß er im Frühjahr 1827 das Gymnasium mit einem guten Zeugnis verlassen konnte.

Nach des Vaters Beispiel wandte er sich dem Studium der Rechte zu, erst in Bonn (1827/28), dann in Heidelberg (1828/29) und endlich in Berlin (1829/30). Ohne gerade seine Fachstudien zu vernachlässigen, teilte er mit seinem Freunde Alfred Reumont die Vorliebe für Schöngeisterei, las eifrig Goethe, Herder, Tasso, Young, Walter Scott, Rousseau, am meisten Jean Paul und Byron, welcher immer einer seiner Lieblinge blieb. Obwohl er nicht förmlich Korpsstudent ward, kam er doch zu Bonn in nähere Beziehung zur „Westphalia“ und damit, wie er sich selbst ausdrückt, in „eine schlimme Gesellschaft“; als er sich das Geld, das er einem Freunde geliehen, zurückerbat, ward er zum Duell gefordert, trug eine schwere Wunde an der Schulter davon und verdarb sich damit die ganzen Ferien. Der Freigeisterei verfiel er in solchem Grade, daß er nicht nur bei dem „Pfaffenknecht“ Walter kein Kirchenrecht hören wollte, sondern auch Sonntags keine Kirche mehr besuchte und alle religiösen Pflichten verabsäumte. Er staunte förmlich, als der protestantische Rechtslehrer Zachariä in Heidelberg von der Bedeutsamkeit der katholischen Kirche sprach und allen, die Diplomaten werden wollten, das Studium des

katholischen Kirchenrechts anempfahl. Auch hier schloß er sich aber wieder an Freunde an, die nichts weniger als religiös waren; die romantische Natur- und Kunstschwärmerei, welche sie vereinigte, entbehrte des tieferen Untergrundes. Den poetischen Reiz, welchen Heidelberg mit seinem Schloß, seinem grünen Neckar und der herrlichen Landschaft auf ihn ausübte, vermißte er in Berlin sehr. Obwohl er auch hier vor den schlimmsten Auswüchsen des Studententreibens bewahrt blieb, fand er vorläufig den Glauben seiner Kindheit nicht wieder. Da ihn das prosaisch-chaotische Stadttreiben anwiderte, ward ihm ganz abscheulich zu Mute. Übereifriges Studieren und schlechte Kost setzten seiner Gesundheit zu; krankhafte Einbildungen, besonders daß er bald an der Schwindsucht sterben werde, verschlimmerten das Übel. Ohne festen inneren Halt verfiel er einer melancholischen Selbstquälerei und drückender Schwermut, aus der ihn auch sein Lieblingsschriftsteller Jean Paul mit seinem ganzen phantastischen Witzfeuerwerk nicht zu befreien vermochte.

Er studierte indes verzweifelt weiter und konnte im Oktober 1830 seine Stelle als Auskultator am Oberlandesgericht in Münster antreten. Seine Stimmung besserte sich hier ein wenig, weit mehr indes, als er in gleicher Stellung schon im folgenden Mai nach Koblenz übersiedeln konnte, wo er sich zum Referendarexamen vorbereitete. Am 7. Dezember 1832 zum Referendar ernannt, begann er im folgenden Jahre seine Praxis. Er atmete nun einigermaßen wieder auf. Die melancholischen Grillen begannen sich zu verziehen, aber das volle Gleichgewicht der Seele, den inneren Frieden, fand er nicht.

„Was gäbe ich darum," schrieb er am Vorabend des 1. Mai 1833, „wenn ich jetzt den schönen Kinderglauben haben könnte an einen allwaltenden Vater, der das alles so in seiner unendlichen Güte geleitet und gelächelt hätte über meine trotzigen Gebärden, mein Fluchen, Stampfen und Höhnen, und ich jetzt zermalmt vor ihn hinsinken könnte und Abbitte thun und danken aus vollem, übervollem Herzen! Aber dieser Genuß ist wegphilosophiert, diese anthropomorphistischen, beglückenden Ideen halten nicht Stich vor dem Seziermesser und der Lupe des Verstandes. Es giebt ein Unendliches, Unbegreifliches; wie es ist, in welchem Verhältnis wir zu demselben stehen, ob wir eine Äußerung der Gottheit, ein abgerissenes Glied derselben, ein flüchtiger Gedanke u. s. w. sind, darüber denke ich heute so, morgen so. Aber das darf ich wohl sagen, selten oder nie mit selbstsüchtigen Absichten, es ist mir um Wahrheit zu thun, aber auch um

nichts als Wahrheit; die glänzendsten Illusionen wiegen mir die schlichteste Wahrheit nicht auf. Ich forsche, so gut es geht, und habe im ganzen ein gutes Gewissen."

Um sich noch weiter auszubilden, erwirkte sich der junge Referendar bereits im Sommer 1833 Urlaub und trat eine Reise nach Paris und Nordfrankreich an, von welcher er erst Ende Oktober über Belgien wieder heimkehrte. Das nächste Jahr hindurch bereitete er sich zum Assessorexamen vor, und ward, nachdem er dasselbe wohl bestanden, im August 1835 zum Landgerichtsassessor in Koblenz ernannt. Die französische Reise erweiterte nicht nur den Kreis seiner Kenntnisse, sondern übte auch auf seine politische Richtung einen günstigen Einfluß aus. „Paris war für mich eine zweite Universität, die Hochschule der neuen Tendenzen, der fortschreitenden Kräfte, indes ich auf der deutschen Universität besonders die gravitierenden zu erkennen hatte. Jedenfalls hat Paris einen großen Einfluß auf mich ausgeübt; ich weiß jetzt weit besser, was ich will, wohin ich will, und was ich vermag. . . . Meine politischen Meinungen haben sich sehr entschieden und konsolidiert. Ich bin ebenso entschieden für den gemäßigten, allmählich fortschreitenden Liberalismus, wie ich gegen diesen Revolutionsschwindel, diesen ewigen Drang nach Neuerung und Umwälzung eingenommen bin. Arbeit und Wissen müssen immer die Grundlage des Staates sein; aber ich glaube, daß unbedingte Preßfreiheit der Sache der Mäßigung im allgemeinen mehr nützt als schadet. Einer übertobt den andern; wenn sie nichts Neues schaffen dürfen, so gehen sie um so eifriger ans Projektieren und schreiben sich so allmählich ins Abgeschmackte und Lächerliche."

2.

In religiöser Hinsicht führte auch die Pariser Reise keine Wendung herbei. Eine solche brachte erst die Verhaftung des Kölner Erzbischofs Clemens August am 20. November 1837. Durch diesen Gewaltakt war zugleich die Sache des Rechts, der Freiheit und der Religion aufs ärgste verletzt. Das tiefe Rechtsgefühl wie die Freiheitsliebe des edeln jungen Mannes bäumte sich dawider auf. Nicht minder tief ging ihm aber das Wort des ehrwürdigen Kirchenfürsten zu Herzen: „Es geschieht Gewalt, gelobt sei Jesus Christus!" Dieser Gruß rüttelte auch sein religiöses Gefühl auf. Die hochmütigen Philosopheme, mit welchen er den Glauben seiner Kindheit eingelullt, zerstoben. Der Glaube und mit ihm Friede

und Freudigkeit kehrten in sein Herz zurück. Es liegen über diese merkwürdige Umwandlung leider keine Aufzeichnungen vor; aber besser als alle Worte spricht die Thatsache, daß Reichensperger vom Dezember an sich den kirchlich gesinnten Katholiken anschloß, religiöse und theologische Bücher las, den Umgang mit tüchtigen Geistlichen suchte und sich, auch auf die Gefahr, sich seine Beamtenlaufbahn zu verderben, in die vorderste Reihe derjenigen stellte, welche die Rechte und Freiheiten der vergewaltigten Kirche verteidigten. Von Byronschem Weltschmerz ist bei ihm fürder nicht mehr die Rede. Sein ganzes Wesen bezeugt die vollste innere Harmonie. In der Kirche hat er seine Einheit und Kraft, seine Geistesfreudigkeit und unzerstörbare Jugendfrische wieder gefunden. Begeistert verteidigte er den gefangenen Erzbischof in der „Neuen Würzburger Zeitung" und suchte auch anderwärts den Truggespinsten der antikirchlichen Presse entgegenzuwirken. Sein geistiger Führer wurde fortan Joseph Görres, mit seinem „Athanasius", seinen übrigen zündenden Schriften, aus denen er zeitlebens Anregung und Nahrung schöpfte, und deren Vernachlässigung von seiten des katholischen Publikums er aufs tiefste bedauerte. „Seine Schriften", klagt er noch in einem seiner letzten Briefe (6. Mai 1895), „läßt man im Dunkel verschwinden, obgleich unsere meisten sogen. Klassiker wahre Knirpse im Vergleich mit denselben sind."

Auf einer italienischen Reise, welche Reichensperger im Oktober 1839 antrat, im Juni des folgenden Jahres beendigte, trat er in Paris mit Guido Görres, in München mit dessen großem Vater in persönlichen Verkehr, worüber jedoch keine eingehenden Aufzeichnungen vorliegen. Dagegen liegt über die Reise selbst ein mit vielen Skizzen versehenes Tagebuch vor, das über seine Eindrücke, Beobachtungen und Urteile reichliche Auskunft giebt. Einzelne ausführlichere Stellen, besonders über Rom, den Papst, die römischen Kirchen und Paläste, den römischen Karneval, enthalten treffliche Verbesserungen zu Goethes noch immer übertrieben geschätzter Reisebeschreibung und lassen es bedauern, daß Reichensperger die meist rasch gemachten Notizen nicht zu einem eingehenderen Werke ausgestaltet hat. Ein ebenso scharfer als weiter Blick, eine geistige Unabhängigkeit, die sich von keinem alten noch neuen Heidentum blenden läßt, eine warme Begeisterung für alles wahrhaft Schöne giebt seinen Urteilen nicht geringen Wert. Er hat Vorzüge wie Schwächen der Antike wie der Renaissance besser durchschaut, als manche vielgepriesenen sogen. Autoritäten. Über Rom bemerkt er unter anderem:

„Die blendenden Hallen der Peterskirche, die feierlichen Basiliken mit ihren still erhabenen Mosaikbildern und die endlosen Räume des Vatikans mit ihrem Statuengewimmel können sich noch ganz füglich neben dem Kolosseum, Pantheon und den Thermen sehen lassen, und alles trägt noch heute wie früher den Stempel der großartigsten Universalität, die nur in einer höheren oder vielmehr der höchsten geistigen Sphäre sich bewegt. Diese Universalität, die von so wenigen, wie mir scheint, erkannt und erwogen wird, charakterisiert gerade vorzugsweise das heutige Rom und spiegelt sich fast in allen großen Anordnungen, Anlagen, Festen und Gebräuchen ab. — Auf der Treppe des Vatikans, welche zu den Gemächern des Papstes führt, steht unter einem Bilde die Inschrift: Petre, Petre, quare dubitasti? — Ich bin überzeugt, der Nachfolger Petri zweifelt nicht mehr; in unerschütterlichem Vertrauen auf die Worte des Herrn streckt er seine Hand über die seiner Obhut vertraute Erde hin, und es mag ihm wohl mehr als einmal ein Lächeln ablocken, wenn ein bellender Widersacher in irgend einem dunkeln Winkel die Faust ballt und mit einem Vernichtungskrieg droht."

„Ganz einzig ist die geräuschlose, großartige Weltregierung, die von Rom ausgeht."

„Wie oft habe ich hier an das stets schlagfertige Heer von Gemeinplätzen gedacht, die den Obskurantismus des Vatikans, die Ränke der Jesuiten, das Verderbnis, den Hohn und die Stumpfheit der niederen Klassen, das Heer von Mönchen, Bettlern und Gaunern mit der vollen Indignation eines gebildeten Nordeuropäers brandmarken. Erkundigt man sich hier nach dem Ruf der hohen Geistlichkeit, so erfährt man von allen Parteien, daß kein Makel daran klebt, — nach den Jesuiten und ihrem Treiben, so erhält man zur Antwort, daß diese ehrwürdigen Väter im Verein mit Gelehrten von europäischem Rufe das Collegium Romanum zu einer Musterschule erhoben hätten und zugleich mit den Franziskanern zur Zeit der Cholera die Schutzengel Roms gewesen seien; — was die Bettler betrifft, so ist es zwar wahr, daß man öfter als bequem ist daran erinnert wird, daß es neben dem Luxus auch noch Armut und Elend in Masse giebt; dafür begegnet man aber auch nie einem Betrunkenen oder einer entmenschten Branntweinphysiognomie, wie sie unser Norden in allen Spielarten aufzuweisen hat."

3.

Bald nach seiner Rückkehr aus Italien begann sich Reichensperger jenem Werk zu widmen, das über fünfzig Jahre den Mittelpunkt seiner

vielseitigen Studien, Bestrebungen und Arbeiten bilden sollte: der Vollendung des Kölner Domes. Trotz der vielfachen Anregungen, welche von Wallraff, Boisserée, Friedrich von Schlegel und Joseph von Görres ausgegangen, war das erhabene Bauwerk noch immer ein riesiger Torso, zu dessen Ausbau das entzweite, zerrissene Deutschland nicht mehr die erforderliche Lebenskraft zu haben schien. Traurig starrte der Krahn auf den ruinenhaften Pfeilermassen über die Rheinufer in die weiten Lande hinaus. Von Berlin aus wurde die Gründung eines Dombauvereins vorgeschlagen; aber solange der erzbischöfliche Thron im Dome leer stand, mußte vielen der Vorschlag fast wie eine Ironie erscheinen und konnte treue Katholiken nur mit Mißtrauen erfüllen. Reichensperger hatte sich schon in früheren Jugendjahren für den Dom begeistert; das Studium gotischer Kirchen in Deutschland wie in Nordfrankreich hatte diese Begeisterung genährt; auch auf der Wanderfahrt durch Italien begleitete ihn die Erinnerung an Köln, und angesichts von St. Peter in Rom rief er aus: „Hätte man doch solche Kräfte auf einen Kölner Dom verwandt! Eine katholische Kirche im Geiste des Kölner Domes wäre nie von Luther erstürmt worden.“ Tief schmerzte es ihn darum, als eine nach Köln zusammengerufene Versammlung hervorragender Katholiken sich über die Baufrage nicht einigen konnte und alle Hoffnung auf die Vollendung des Domes zu zerrinnen drohte.

Nach einer schlaflosen Nacht beschloß er, alles aufzubieten, um das Mißtrauen der katholischen Rheinländer zu beseitigen und sie für die Gründung eines Dombauvereins zu gewinnen. So schrieb er denn die kleine Abhandlung: „Einige Worte über den Dombau zu Köln, von einem Rheinländer an seine Landsleute gerichtet.“ In zündenden Worten, die an den markigen Stil Joseph v. Görres' erinnern, setzte er (auf 35 Seiten) die Bedeutung des großartigen Bauwerks auseinander, forderte zu dankbarer Annahme der preußischen Vorschläge auf, gemahnte zu begeisterter, opferwilliger Mitwirkung und legte praktische Winke vor, um die große Aufgabe zu lösen.

„So mögen denn“, schloß er, „recht viele zusammenwirken, um das erhabenste Denkmal unserer Religion und Geschichte zu erhalten und zu vollenden und dadurch zugleich auch der Kunst einen mächtigen Damm zu bauen gegen die von allen Seiten her drohende Überschwemmung der Flachheit und Gemeinheit. Und von oben werde dem Werke Gedeihen, uns aber der Wille und die Kraft zu teil, immer mehr die kühnen und idealen Tendenzen zu würdigen und die hohen Eigenschaften uns anzueignen, deren

Gepräge ihm die Vorväter aufgedrückt haben: Ausdauer, festes Zusammenhalten, Resignation, wahre Frömmigkeit, vor allem aber mutvolles Vertrauen auf Gott."

Die mit dem Feuer eines Jünglings, mit der Kraft und Besonnenheit eines Mannes geschriebenen Worte fanden weithin Widerhall, um so leichter, als der hochherzige König Friedrich Wilhelm IV. die Hand zum Frieden mit der Kirche bot und selbst für den Dombau gleich 10 000 Thaler bewilligte.

Die Rheinländer wollten nun auch nicht mehr zurückbleiben. Unter regster Bethätigung Reichenspergers bildete sich im Sommer 1841 der erste Dombauverein in Koblenz. Bald darauf ward er als Assessor am Appellhof nach Köln versetzt, schon am 2. Oktober zum Landgerichtsrat daselbst ernannt. Wenn er auch seine Verlobung und Trauung mit Fräulein Clementine, Tochter des Notars Simon zu Koblenz, in dieser seiner Vaterstadt feierte, so ward Köln doch fürder — mit Ausnahme einiger Jahre (Mai 1844 bis Juni 1848), die er in Trier zubrachte — seine bleibende Heimstätte. Noch vor seiner Hochzeit tagte am 11. Februar 1842 im großen Saale des Gürzenich die erste Generalversammlung des Dombauvereins, welche den Koadjutor Bischof von Geissel zum Ehrenpräsidenten, Heinr. v. Wittgenstein zum Präsidenten erkor und Aug. Reichensperger als Ausschußmitglied beauftragte, den ersten Aufruf an die Dombaufreunde zu richten. Im Juli ward auf seinen Vorschlag das „Domblatt" ins Leben gerufen, dem er fürder seine beste freie Zeit und eine unermüdliche Sorge widmete. Bei der feierlichen Grundsteinlegung des Südportals am 4. September hatte er die Ehre, dem König Friedrich Wilhelm IV. und den ihn umgebenden Großen die Grundsteinlegungsurkunde zur Vollziehung derselben zu unterbreiten. Der König wie die meisten Festteilnehmer waren von der großen religiösen Bedeutung dieses Aktes tief ergriffen. Das Fest leitete für die preußischen Katholiken eine bessere, freundlichere Zeit ein. Für Reichensperger blieb es eine der schönsten Erinnerungen seines Lebens.

Mit dem „Domblatt" lud er sich eine nicht geringe Arbeits- und Sorgenlast auf; denn wo die freiwillige Mitarbeiterschaft anderer nicht ausreichte, mußte er mit eigenen Aufsätzen eintreten. Das war indes nicht bloß ein Sporn zu weiteren, ausgedehnteren Kunststudien, sondern verlieh auch seinen Dombaubestrebungen einen umfassenderen Gesichtskreis, welcher der Entwicklung der deutschen Kunst zu hohem Vorteil gereichte.

„Der Hauptzweck des Dombaues", schrieb er damals schon in einem seiner Beiträge, „kann unmöglich darauf hingehen, ein vereinzeltes Kunstdenkmal, als eine Art Kuriosum, bloß für sich fertigzustellen, um demnächst alle Fäden wieder abzureißen; es würde dann das Unternehmen, soweit es die Grenzen der Restauration überschreitet, meines Erachtens nur ein Krankheitssymptom mehr in unserem Kunstorganismus sein. Vielmehr soll der Dombau vor allem einen Impuls zu einer wahrhaft lebendigen, in unserem vaterländischen Boden wurzelnden Kunstübung geben; er soll sozusagen der Krystallisationspunkt sein, an welchen alle verwandten Bestrebungen anschließen; er soll gewissermaßen alle seine andern so lange verstoßenen und verwahrlosten Geschwister unter seine Flügel nehmen, er soll, mit einem Worte, eine neue Ära in der Baukunst begründen, die frische, kräftige, einheitliche That an die Stelle der lahmen Bücherweisheit und der aufgedunsenen Vielwisserei setzen, endlich die Architektur, insonderheit die kirchliche, gegenüber den andern Künsten in den ihr gebührenden Rang wieder einsetzen helfen."

Das ist das weitausschauende, wahrhaft großartige Programm, das Reichensperger bei seiner weiteren praktischen wie schriftstellerischen Thätigkeit leitete, für das er mit jugendlicher Begeisterung wie mit zäher, unverdrossener Thatkraft Propaganda machte und dem er bis zum Tode treu geblieben ist. Er hatte auch die Freude, es in großem Umfange verwirklicht zu sehen. Durch seine Freunde V. Statz und Fr. Schmidt wurden förmliche Bauhütten ins Leben gerufen; schon nach fünfzehn Jahren hatte der erstere ein halbes Hundert gotischer Kirchen gebaut. Geschmack und Begeisterung für die gotische Baukunst verbreitete sich von Diözese zu Diözese über ganz Deutschland hin. Im Anschluß daran erwachte auch die kirchliche Malerei, Skulptur und Kleinkunst zu neuem, frischem Leben. Auch die Profankunst trat in den Kreis der Bewegung, die, trotz aller Anfechtung und Bekämpfung, sich immer weiter ausbreitete und in Frankreich wie in Holland und England eine mächtige Bundesgenossenschaft fand.

Im Mai 1844 war Reichensperger als Landgerichtsrat nach Trier versetzt. Das hinderte ihn jedoch nicht, das „Domblatt" nach wie vor mit reichlichen Beiträgen zu versehen. Der Jahrgang 1844 zählt nicht weniger als 13 Beiträge von ihm, der folgende zwar nur 4, aber 1846 wieder 6. Die „Völkerwanderung" des katholischen Deutschlands zum heiligen Rock erfüllte ihn mit neuem Eifer für das große religiöse Ziel, das seinen Kunstbestrebungen zu Grunde lag. Eingehender legte er seine Kunstansichten in

zwei Aufsätzen dar, welche für Dieringers Zeitschrift bestimmt waren und noch 1845 als eigene Schrift erschienen: „Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart."

Während seine Bestrebungen in Deutschland auf mannigfachen Widerspruch stießen, fand er das freundlichste Entgegenkommen bei den Kunstarchäologen Frankreichs, besonders bei de Caumont, dem Präsidenten der Archäologischen Gesellschaft, deren Versammlung er 1845 in Lille beiwohnte und die im folgenden Jahre in Trier tagte. Die Ferien des Jahres 1846 benutzte er zu einem Ausflug nach England. In London ward er mit dem Architekten Gilbert Scott und Barry, dem Erbauer des neuen Parlamentsgebäudes, bekannt und durch deren Leistungen zu neuem Eifer für die Gotik angespornt. Er traf hier auch mit seinem Freunde v. Reumont und dem französischen Kunstforscher Didron zusammen. Bischof Wiseman, damals noch Vorsteher des Kollegs von Oscott, empfahl ihn an Lord Shrewsbury, den damaligen Führer der englischen Katholiken. Von London aus besuchte er Windsor, Oxford, „die mittelalterlichste Stadt der Welt", Birmingham, Salisbury, Worcester, Portsmouth und die Insel Wight. Was er in Deutschland erst mühevoll erstrebte, fand er in England schon vielfach verwirklicht und kehrte darum mit den freudigsten Eindrücken nach Trier zurück.

„Meine Erwartungen", schrieb er an Steinle, „sind weit übertroffen worden. Namentlich fand ich das religiöse Leben und Streben unter den englischen Katholiken ebenso erhebend an sich als beschämend für uns Deutsche. Fast gemahnt es einen, als ob die Zeiten der ersten Blüte des Christentums wieder angebrochen seien. So energisch, so opfermutig und einmütig arbeitet die vor einigen Jahren noch unscheinbare Minorität auf das erhabene Ziel los, die britische Insel wieder zur Insel der Heiligen zu machen. Den Mittelpunkt dieses Lebens bildet wohl das Marienkollegium zu Oscott bei Birmingham, an dessen Spitze der ebenso gelehrte als fromme und umsichtige Bischof Wiseman steht. . . . Zugleich habe ich in England wieder den Satz aufs glänzendste bewahrheitet gefunden, daß die religiöse Kunst, namentlich die Architektur, der Reflex des religiösen Lebens ist. In einem Monat, vom 15. August bis 15. September dieses Jahres, sind nicht weniger als sechs neue katholische Kirchen eingeweiht worden, welche sämtlich im gotischen Stil gebaut sind, wie denn überhaupt der Afterklassizismus dort in vollem Rückzug ist. Pugin[1], gleichfalls ein Kon-

---

[1] Es ist vorher von Newman die Rede.

vertit, hat in dieser Beziehung das Unglaublichste geleistet; nicht bloß hat er zwischen vierzig und fünfzig Kirchen nebst dazugehörigen Schul-, Pfarr- und zum Teil auch Klostergebäuden aufgerichtet, sondern durch seine Schriften und Zeichnungen allerwärts das Leben angefacht und genährt, so daß fast kein Gefäß, ja keine Stickerei zum gottesdienstlichen Gebrauch angefertigt wird, wozu er nicht die Zeichnung geliefert hätte. . . . In Birmingham, Nottingham, Derby, London, an welchen Orten ich mich einige Zeit aufhielt, ist ein trefflicher Klerus, der nur von freiwilligen Gaben seine Existenz fristet, in freudigster, segensreichster Thätigkeit."

In den protestantischen Kreisen Englands fand er seine Bestrebungen für gotische Kunst in nicht geringem Maße praktisch wie schriftstellerisch durch die Ecclesiological Society vertreten. Zu seiner nicht geringen Befriedigung begann sich auch im deutschen Klerus nach und nach Interesse für die alte Kunst und ihre Leistungen zu regen. Besonders war es der damalige Generalvikar von Trier, Joh. Georg Müller (der spätere Bischof von Münster), der die noch vorhandenen älteren Kunstschätze durch praktische Maßregeln gegen geschmacklose und stillose Restaurationswut zu schützen suchte.

4.

Inzwischen hatte Reichensperger der katholischen Sache bereits andere Dienste geleistet, welche nicht geringer anzuschlagen sind, als seine Bemühungen um den Kölner Dom und um die Kunst überhaupt. Seit Friedrich Leopold v. Stolberg und Friedrich v. Schlegel zur Kirche zurückgekehrt waren, fehlte es nicht an Namen, welche die Katholiken auf dem Gebiete der Litteratur ehrenvoll vertraten. Man braucht nur an Brentano, Görres, Eichendorff zu erinnern. Im „Katholik“ und in den „Historisch-politischen Blättern“ besaßen sie zwei vortrefflich redigierte Zeitschriften. Die protestantische Übermacht drängte indes alles Katholische zurück, und schon Görres, Räß und Clemens Brentano wurden durch diesen Notstand auf verschiedene Pläne geführt, guten, katholischen Schriften eine größere Verbreitung zu sichern. Was sie planten, hat der rührige Eifer Reichenspergers verwirklicht durch die Gründung des „Vereins vom hl. Karl Borromäus zur Verbreitung guter Bücher“.

Den ersten Anstoß dazu gab ein Gespräch mit seinem Freunde Frhr. v. Thimus im Jahre 1843. Sie unterhielten sich über die damaligen Zustände auf dem Gebiete der Presse und Litteratur.

„Wir kamen überein," erzählt Reichensperger, „daß dieselben für die Katholiken sehr bedenklicher, ihren Glauben, ja überhaupt die gute Sitte bedrohender Art seien. Die katholischen Schriftsteller und Verleger bildeten eine fast verschwindende Minorität im Vergleich zu den nichtkatholischen. Angriffe aller Art der Tagespresse auf die Kirche und deren Einrichtungen blieben demnach durchweg unerwidert. Mangelte es doch sogar an katholischen Kalendern, so daß ein in Berlin von einem gewissen Glasbrenner in nichts weniger als katholischem Geist verfaßter in unserem Rheinlande auch unter den Katholiken vorzugsweise Abnehmer fand. Besonders bedenklich sah es aus um den Lesestoff, womit die Leihbibliotheken das Publikum versahen. In dem Durcheinander traten auf die Sinnlichkeit spekulierende Romane besonders hervor. Belehrendes oder gar Erbauliches, überhaupt gesunde Geistesnahrung war von da nicht oder doch nur sehr ausnahmsweise zu beziehen. Daß es dringend not thue, Wandel zu schaffen, lag auf der Hand. Auch die Frage, in welcher Art solches geschehen könne, war im allgemeinen nicht schwer zu beantworten. Es handelte sich darum, die Produktion guter Schriften zu beleben, den Verfassern und Verlegern solcher Schriften durch Förderung des Absatzes derselben zu Hilfe zu kommen, Anforderungen, welchen das nunmehr geltende Vereinsstatut in seinen Grundzügen entspricht."

Nachdem im März 1844 die ersten Besprechungen und Anwerbungen stattgefunden, konnten schon am 20. März die Statuten des neugegründeten Vereins festgestellt werden, zu dessen Patron man den hl. Karl Borromäus erkor. Gerade ein Jahr später erhielt der Verein die staatliche Genehmigung und bei der Wahl des Vorstandes, welche Erzbischof Geissel am 28. Mai 1845 vollzog, ward auch August Reichensperger zu dessen Mitglied ernannt.

Schon nach fünf Jahren zählte der Verein 12000 Mitglieder und Teilnehmer in 264 Zweigvereinen; im Todesjahr des Gründers (1895) war er auf 20380 Mitglieder, 40930 Teilnehmer in 1709 Ortsvereinen angewachsen. Während seines fünzigjährigen Bestandes hat der Verein gute Bücher im Wert von mehr als 10 Millionen Mark (zum Ladenpreis gerechnet) verbreitet.

Zu diesem großartigen Erfolge hat aber Reichensperger in nicht geringem Maße beigetragen, indem er sich pünktlich zweimal des Jahres an den Vorstandssitzungen beteiligte, das Unternehmen unermüdlich mit Rat und That unterstützte, es in den schwierigsten Zeiten aufrecht erhielt und in Förderung desselben einen feurigen, nie erlahmenden Eifer entfaltete.

Das größte Gewicht legte er aber auch auf die Tagespresse. „Was nützen uns alle die gelehrten Bücher, die die Masse des Volkes nicht liest und nicht lesen kann, wenn tagtäglich auf allen Wirtstischen und Bierbänken dem Bürgersmann die Irreligiosität, ja die Gottesleugnung tropfenweise eingetrichtert wird, wie solches die hiesige Zeitung systematisch gethan hat?" So schrieb er 1844 mit Bezug auf die „Trierer Zeitung" von Trier aus an Steinle. Seinen angestrengten Bemühungen gelang es, die Eigentümer der „Koblenzer Zeitung" zu vermögen, „von dem Baalsdienste sich loszusagen und wieder auf das wahre Evangelium zu schwören". Auf Zureden des Bischofs Arnoldi, der bitter über das Daniederliegen der katholischen Presse klagte, ward er, obwohl bereits vom „Domblatt" und andern Sorgen in Anspruch genommen, selbst Mitarbeiter der neuen „Luxemburger Zeitung" und führte in ihr einen energischen Kampf gegen die „Trierer Zeitung", deren Redakteur, ein protestantischer „Aufklärich" von der allerflachsten Sorte, die Kirche, besonders während der Trierer Wallfahrt, mit stetem „Bellen und Geifern" verfolgte.

Sein Wirken war auch hier von reichem Erfolg gekrönt. In der Trierer Bevölkerung regte sich wieder neues katholisches Leben. Es wurde eine Bruderschaft zur Unterstützung und Bildung der ärmeren Klassen gegründet. Eine Petition mit 70 Unterschriften bat den Oberpräsidenten um Aufhebung des Verbots der „Historisch-politischen Blätter". Die „atheistisch-kommunistische Trierer Zeitung" verlor in Trier selbst die Hälfte ihrer Abonnenten. Die Katholiken traten bei den Wahlen kompakt für ihre Interessen ein. „Die Rongesche Infamie und was drum und dran ist, hat nicht wenig zu alledem mitgewirkt, wie denn überhaupt das Treiben dieses Gesindels so recht dazu geeignet ist, auch dem Blödsichtigsten die Augen zu öffnen und den Schläfern das ‚Wachet und betet!' in die Ohren zu rufen."

Zwischen seinen Gerichtssitzungen, Familiengeschäften, Kunststudien und Studienreisen, Vereinssorgen aller Art, Kriminalexkursionen und Zeitungsfehden verfolgte der lebhafte Politiker mit höchstem Interesse die politischen Bewegungen der Jahre 1846 und 1847, die sich immer mehr zum allgemeinen Revolutionssturm zusammenballten: „Das Erwachen des badischen Volkes, die Vorgänge in England, das tête à tête des Kaiserpapstes mit dem Apostelpapste und gar erst das evangelisch-lutherisch-calvinische Konzil deutscher Nation in Berlin" — — dann „die neuesten Ereignisse im Kanton Bern und die Aussichten, welche durch den Sieg der Mordbrenner und der ‚Meuchelmörder des Schlafs' der ‚liberalen

Schweiz' sich eröffnen" — die Thronrede Friedrich Wilhelms IV. bei Eröffnung des vereinigten Landtags am 11. April 1847 — und nun erst der bayrische Skandal! — die Niederlage des Sonderbunds, das Auftreten Giobertis, in welchem er mit richtigem Blick alsbald einen neuen Lamennais erkannte. Tief ergriff ihn, wie seinen Freund v. Thimus der Tod des alten Görres. Und nun brach vollends die Revolution in Paris aus. „Wie ein Bergsturz ist das Pariser Ereignis in die Geschichte gefallen, und es ist noch nicht zu übersehen, was es alles verschüttet hat, geschweige denn, was auf der neuen Oberfläche wachsen wird! ‚Betet für die Völker!' sagte der alte Görres auf dem Totenbette, sein Seherauge in die Zukunft richtend. Und wahrlich, man hat Grund zu beten, wenn man nur dazu kommen könnte vor Aufregung und Staunen, vor Hoffen und Fürchten!"

So schwierig sich die Aufgabe des Publizisten in diesem Gewirre gestaltete, so setzte Reichensperger doch nicht nur seine publizistische Thätigkeit mit opferwilliger Hingebung fort; hauptsächlich auf seine Veranlassung beschloß der Borromäusverein am 11. April 1848 die Gründung eines größeren politischen Blattes, der „Rheinischen Volkshalle", das ihre Interessen eingreifender zur Geltung bringen sollte. Dabei leitete Reichensperger die Hoffnung, daß „möglicherweise das große Imbroglio der Kirche und dem Christentume Vorschub leisten könne, indem einesteils der Polizeistaat auf die Dauer der bedenklichste Vormund beider ist und anderenteils das Christentum allein noch einen inneren Halt darbietet, wenn alle andern Stützen wanken und weichen."

Durch seine Kunstbestrebungen wie durch seine publizistische Thätigkeit weithin zu Ruf und Ansehen gelangt, wurde er im Mai 1848 von dem Kreise Euskirchen-Bergheim-Köln als Abgeordneter ins Frankfurter Parlament gewählt, vom Kreis Bernkastel als Abgeordneter, vom Kreise Kochem und vom Landkreise Aachen als Stellvertreter in die preußische Nationalversammlung, während der Kreis Kempen-Geldern seinen Bruder Peter als Abgeordneten in letztere Versammlung absandte.

(Fortsetzung folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Gedanken über die Vorbildung der Priester in Seminaren und auf Universitäten.

Die Universitäten sind eine herrliche Frucht des katholischen Mittelalters. Universitas litterarum — eine erhabene Idee! Zum großartigen Dom soll sich die gesamte Wissenschaft aufbauen. Den Grundriß bildet eine gesunde Philosophie. Von ihr gehen wie Strahlen aus die übrigen natürlichen, insbesondere die Natur-Wissenschaften. Über sie erhebt sich die Offenbarung und erweitert in der Theologie unsern Gesichtskreis in Regionen, zu welchen die bloß natürliche Forschung nie hätte dringen können.

So erblicken wir das Gebäude der Wissenschaften in vollendeter Einheit. In diesen geistigen Bau soll die studierende Jugend eingeführt werden. Dem einzelnen ist es jedoch unmöglich, alle Zweige des Wissens gründlich zu durchdringen. Er muß sein eigentliches Studium auf ein oder anderes Gebiet des Wissens beschränken. Da aber zeigt sich die Gefahr der Einseitigkeit. Dieser Gefahr stellt sich schützend entgegen der Begriff unserer Universitas litterarum. Die Studierenden der verschiedenen Fakultäten treten miteinander in Verkehr und tauschen ihre Gedanken aus. Der Naturforscher zeigt dem Theologen die herrlichsten Beispiele göttlicher Weisheit in der Natur. Der Theologe hinwiederum schützt den Naturforscher und den Philosophen vor den Irrwegen einer falschen Philosophie. Der Historiker schafft dem Theologen neues Material für seine theologischen Beweise. Der Theologe hinwiederum bietet dem Historiker den gewaltigen Rahmen des weltgeschichtlichen Dramas, welchen die göttliche Vorsehung ausgespannt hat, und in welchen das Detail der einzelnen Völkergeschichten sich eingliedert. Kurz, rein ideell genommen, müßten die Vertreter der verschiedenen Fakultäten ein und derselben Hochschule vielfach anregend und fördernd auf einander einwirken. Es wäre dies jedenfalls dann in hohem Grade der Fall, wenn die Geister, welche bei dem Wettkampf der Meinungen auf den verschiedenen Gebieten des Wissens mehr zentrifugal arbeiten, doch wieder geeint würden durch ein und dieselbe christliche Weltauffassung. Aber auch so sind die Universitäten mit der immer bedeutenden Anzahl geistig hervorragender und fachmännisch gebildeter Männer, mit ihren reichen Büchereien, mit den ungeheuern materiellen Mitteln, die ihnen der Staatssäckel zur Verfügung stellt, die Zentren des wissenschaftlichen

Lebens und der großen wissenschaftlichen Unternehmungen und repräsentieren, wie man bezeichnend gesagt hat, den Großverschleiß der Wissenschaft durch den Staat, mit welchem Private die Konkurrenz um so schwerer werden aushalten können, als ihnen nicht nur keinerlei Unterstützung von seiten der Machthaber winkt, sondern kaum noch eine Spur von Freiheit verblieben ist.

Diese Erwägungen vorausgesetzt, wollen die folgenden Gedanken zu einer rein sachlichen Würdigung einer Frage beitragen, die in jüngster Zeit die Gemüter vielfach beschäftigt hat. Es ist die Frage:

Welche Bildungsstätten sind für den katholischen Klerus die geeignetsten: die staatlichen Universitäten oder die kirchlichen Seminare?

Diese Frage hat eine dreifache Beziehung: 1. eine wissenschaftliche; 2. eine soziale; 3. eine ethische.

1. Welch hohen Wert die Kirche auf eine möglichst vollkommene wissenschaftliche Ausbildung ihres Klerus zu allen Zeiten gelegt hat, dürfte so ziemlich allgemein bekannt sein und bedarf eines besondern Nachweises nicht. Es sei beispielshalber an dieser Stelle nur auf die herrlichen Rundschreiben, welche der gegenwärtig regierende Papst über diesen Gegenstand an die Christenheit gerichtet hat, hingewiesen. Noch in jüngster Zeit, am 8. September 1899, richtete der greise Oberhirte die beachtenswertesten Mahnungen an den Episkopat Frankreichs, Mahnungen, die, weil in dieser oder jener Form schon an die Bischöfe der gesamten christlichen Welt erlassen, nicht allein für die französische Kirche Gültigkeit haben. Von den höheren Studien der künftigen Priester sprechend, betont das Schreiben vor allem die absolute Notwendigkeit einer gründlichen philosophischen Durchbildung, die mindestens zwei Jahre in Anspruch nehmen solle und wobei die Normen, welche in der Encyklika Aeterni Patris vom 4. August 1879 niedergelegt seien, befolgt werden müßten. Sodann geht der Papst zu den eigentlich theologischen Studien über und wiederholt die Lobsprüche, womit schon frühere Päpste gerade die scholastische Theologie ausgezeichnet hätten. Dogmatik, Moraltheologie, Exegese, Kirchengeschichte, kanonisches Recht werden der Reihe nach auf das eindringlichste empfohlen. Wer so, wie der Heilige Vater es wünscht und vorschreibt, seine Theologie gemacht hat, kann getrost ins praktische Leben hinaustreten: er ist mit einer guten, wahrhaft soliden theologischen Bildung ausgestattet, die ihn nie und nirgends im Stiche lassen wird. Freilich ein Theologe in

des Wortes vollster Bedeutung, ein Fachmann in irgend einem Zweige der theologischen Disziplinen, ist er nicht. Die Erreichung dieses Zieles kann aber unmöglich die Aufgabe eines drei- oder vierjährigen Kursus sein, mag er nun in einem Seminar oder auf einer Universität gegeben werden. Dazu bedarf es jedenfalls noch langer, mühevoller Arbeit, sei es an einer Hochschule oder durch selbständige Weiterbildung. Nicht alle sind zu Professoren und noch weniger zu Kirchenvätern geboren. Allein darüber kann unter Katholiken nur eine Meinung sein, daß es heilige Pflicht eines jeden Priesters ist, sich eine tüchtige philosophische und theologische Bildung anzueignen, weil er sonst die Obliegenheiten seines erhabenen Berufes unmöglich wahrnehmen kann, wie es sich gebührt. Nur darüber kann man also verschiedener Ansicht sein, ob dieses Ziel sicherer und besser in einem bischöflichen Priesterseminar oder an einer der heutigen deutschen Universitäten zu erreichen ist.

Wir möchten die Frage durch folgende Unterscheidung beantworten: Kann man uns eine Universität bieten, welche ganz von christlichem, von katholischem Geiste beherrscht wird, dann wird der Einfluß der Studierenden anderer Fakultäten auf den angehenden Theologen ein günstiger sein. Kann man das nicht, ist vielmehr der vorherrschende Geist ein atheistischer, ein ungläubiger oder doch ein unkatholischer, so wird, was die Wissenschaft angeht, der junge Theologe besser von den Universitäten ferngehalten und in gesonderten Seminaren ausgebildet.

Da jedoch begegnet uns der landläufige Einwurf: Man muß auch seine Gegner kennen lernen; man darf sich nicht allzu einseitig absondern! Wir antworten: Schickt man wohl einen Rekruten in den Krieg, ehe derselbe genügend ausgebildet ist? Zuvor möge er seine Waffen gebrauchen lernen, und dann erst sende man ihn in den Kampf. So möge auch der angehende Theologe erst gründlich die scholastische Philosophie und Theologie der Kirche studiert haben, ehe man ihn in nähere Berührung kommen läßt mit den Irrwegen der modernen ungläubigen Philosophie und der materialistischen Naturforschung. Thatsache ist, daß verschiedene Häresien, welche während des 19. Jahrhunderts in Deutschland auftauchten, von Universitäten ausgingen; wir erinnern nur an den Hermesianismus und den Altkatholizismus, welcher ja an den Universitäten zu Bonn, Breslau und München seine hauptsächlichsten Vertreter besaß. Thatsache ist ferner, daß man im Kulturkampf die katholische Kirche besonders dadurch zu ruinieren glaubte, daß man die bischöflichen Seminare schloß und

die Theologen nötigen wollte, ihre Ausbildung an deutschen Universitäten zu suchen. Dort sollte ihnen namentlich sogenannte „allgemeine Bildung" eingeimpft werden, etwa durch Vorlesungen über Philosophie, Litteratur und Geschichte.

Es ist uns erinnerlich, wie damals Alban Stolz, obgleich selbst Universitätsprofessor, in seiner humoristischen Weise einen Widerruf veröffentlichte: er habe sich früher in einer seiner Schriften gegen die Seminare ausgesprochen; diese Äußerung nehme er jetzt feierlich zurück; denn nachdem er gesehen, daß die kulturkämpfende Regierung gegen die Seminare vorgehe, habe er sich überzeugt, daß dieselben etwas sehr Gutes sein müßten.

Es wurde ja damals von seiten des preußischen Kultusministeriums alles aufgeboten, um die Heranbildung des katholischen Klerus zu verstaatlichen. Die bischöflichen Knabenkonvikte sollten verwandelt werden in Gymnasialalumnate, welche dem vom Staate ernannten Gymnasialdirektor unterständen, und die spätere theologische Ausbildung hätte man nur allzugern auch dem Staate untergeordnet. Geheimräte reisten umher, um eine Diözese nach der andern für derartige Pläne zu gewinnen. Daß diese Pläne nicht zur Wirklichkeit wurden, verdanken wir hauptsächlich der bekannten Schrift von Irenäus Themistor, deren segensvolle Tragweite unseres Erachtens noch längst nicht hinreichend gewürdigt ist. Mußte doch der Kultusminister selbst öffentlich erklären, daß eine gewisse pseudonyme Broschüre (er meinte den Themistor) seine Zirkel gestört habe.

Die vorstehende Erwägung betrifft hauptsächlich die Doktrin. Indes auch hinsichtlich der Methode zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen den Seminaren und den Universitäten, wie diese gegenwärtig in Deutschland sind. Wenn ein Student die Universität bezieht, so bietet sich kein Mentor, welcher ihm den einzuschlagenden Studiengang angäbe. Wohl sieht er am schwarzen Brett eine Menge Vorlesungen angezeigt. Welche aber soll er für sich wählen? Gesetzt, mit dem Rate älterer Kommilitonen wählt er die richtigen aus. Aber wie liegen jetzt seine Vorlesungen? Eine wird etwa von 8—9 morgens gelesen, eine andere von 11—12, eine dritte von 5—6 nachmittags u. s. w. So wird die Zeit in bunter Weise zerstückelt. Das fordert ja die akademische Freiheit!

Ganz anders in den Seminaren. Ein fester Studiengang ist vorgeschrieben. Die Vorlesungen sind nach einheitlichem Plane auf den Tag verteilt. Man mag deshalb das Seminar eine „Zwangsanstalt" nennen. Die wissenschaftliche Ausbildung aber wird auf dem Wege dieses

„Zwanges" sicher mehr gefördert als durch die „akademische Freiheit" der Universitäten[1].

Anderseits läßt sich zu Gunsten der Universitäten geltend machen, daß diese Mängel in der Methode durchaus nicht wesentlich mit denselben verknüpft sind; sie würden sich beseitigen lassen. Ganz gut! Aber wir beschäftigen uns mit den Universitäten, wie sie thatsächlich sind, nicht wie sie sein könnten und sollten. Nun haben wir aber jene Mängel an den bestehenden Universitäten während eines juristischen Studiums in Heidelberg, München und Göttingen aus eigener Erfahrung sattsam kennen gelernt, und es ist unseres Wissens eine erhebliche Änderung in dieser Hinsicht seitdem nicht eingetreten.

Man sagt zu Gunsten der Universitäten ferner, daß die Theologen als ein gutes Ferment auf die Nichttheologen einwirkten, wenn beide an derselben Universität studierten. Wir entgegnen, daß die Einwirkung ebensogut und vielleicht noch mehr eine umgekehrte sein könnte. Uns aber will bedünken, es komme bei der Vorbildung der Priester mehr darauf an, daß sie selbst in der Theologie tüchtig ausgebildet werden, als daß sie auf Juristen, Mediziner u. s. w. günstig einwirkten[2].

---

[1] Vgl. des Verfassers Artikel „Die deutschen Universitäten der Gegenwart" in dieser Zeitschrift 1898, Bd. LV, S. 12 ff.

[2] In dem Briefe an die Erzbischöfe und Bischöfe Brasiliens vom 18. September 1899 verlangt Leo XIII. unter anderem, daß die Kandidaten des priesterlichen Standes in eigenen Seminaren und nicht mit andern Studierenden zusammen erzogen werden. Die Stelle lautet: Sunt quaedam tamen ad rei catholicae profectum ita necessaria, ut ea semel attigisse non satis sit: commemorari saepius et commendari velint. Huc potissimum pertinet cura in Seminariis collocanda, quorum cum statu fortuna Ecclesiae coniungitur maxime. In eorum igitur disciplina instauranda illud in primis cordi est, quod nonnulli sacrorum antistites iam feliciter praestiterunt, ut separatis aedibus suisque seorsum institutis et legibus, degant alumni, qui spem afferant sese Deo mancipandi per sacros ordines eorumque domus retineant Seminarii nomen; aliae, instituendis ad civilia munia adolescentibus, Convictus vel Collegia episcopalia nuncupentur. Cotidiano enim usu constat mixta Seminaria Ecclesiae consilio ac providentiae minus respondere; ea contubernia cum laicis causam esse quamobrem clerici plerumque a sancto proposito dimoveantur. Hos decet vel a prima aetate iugo Domini assuescere, pietati vacare plurimum, inservire sacris ministeriis, vitae sacerdotalis exemplo conformari. Arcendi ergo mature a periculis, seiungendi a profanis, instituendi iuxta propositas a sancto Carolo Borromeo leges saluberrimas, quemadmodum in Europae Seminariis praecipuis fieri videmus. — Gott sei Dank herrschen nicht überall brasilianische Zustände; allein der Papst spricht auch nicht ausschließlich von solchen; er giebt vielmehr ganz allgemein die Normen an, nach welchen die Kandidaten des Priesterstandes erzogen werden sollen und thatsächlich vielfach auch in Europa erzogen werden.

Zu Gunsten der Universitäten läßt sich endlich bemerken, daß ihre Professoren aus Staatsmitteln einen höheren Gehalt zu beziehen pflegen als die Professoren der kirchlichen Seminare; daß ferner die Bibliotheken an den Universitäten besser besorgt werden als die an den kirchlichen Anstalten. Das ist richtig! Aber auch hier ließe sich abhelfen, indem der Staat gleich gut für die kirchlichen Seminare sorgte wie für die evangelischen Fakultäten an der Universität. Einstweilen geschieht das unseres Wissens nicht. Wollte man aber diese pekuniären Vorteile dadurch erkaufen, daß man die kirchliche Freiheit opferte und dem Staat die Auswahl der theologischen Professoren überließe, so würde man vielleicht dieselben traurigen Erfahrungen machen wie zur Zeit der altkatholischen Bewegung. Nur zu leicht würde der Staat Professoren auswählen, welche bei einem Konflikt, wie wir ihn im Kulturkampf erlebt haben, auf seiten des Staates und nicht auf seiten der Kirche ständen. Und auch abgesehen von solchen Konflikten würde der, etwa protestantische, Kultusminister bei Auswahl der Professoren der katholischen Theologie schwerlich die gleiche Sachkenntnis und das gleich warme Interesse haben wie der Bischof.

Nach alledem müssen wir, was die Doktrin angeht, den kirchlichen Seminaren vor den staatlichen Universitäten, wie sie thatsächlich in Deutschland jetzt sind, entschieden den Vorzug geben.

2. Ein fernerer Gesichtspunkt betrifft die soziale Seite unserer Frage, und zwar nach einer dreifachen Richtung: erstens, so sagt man, soll die Universität bessere gesellige Formen ausbilden als das Seminar; zweitens soll sie bewirken, daß der Klerus sich nicht kastenmäßig abschließt, daß vielmehr der spätere Seelsorger Fühlung behält mit den gleichalterigen Juristen, Medizinern, u. s. w.; drittens, daß er mehr Lebenserfahrung gewinnt.

Diesen Erwägungen wollen wir eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, obgleich es uns scheinen möchte, daß man sie vielfach überschätzt.

Was zunächst die feineren geselligen Formen anlangt, so bemerken wir, daß die Studierenden der Universitäten und der Seminare die gleichen Vorbedingungen mitbringen: was der junge Mann an feinerem Schliff und geselligen Formen, sei es in der Familie, sei es am Gymnasium, erlangt hat, bringt er ebensogut mit in das Seminar wie auf die Universität. Es fragt sich also nur: wie wird jetzt weiter gebaut?

An der Universität pflegt sich der Umgang des Studenten nur zu leicht auf seine Mitstudenten zu beschränken, besonders auf den Verkehr mit

denselben im Wirtshaus. Der Verkehr mit den Professoren oder deren Familien oder auch mit andern Familien bildet eine Ausnahme. Für den „feineren Schliff" und die „feineren geselligen Formen" ist er also in der Hauptsache angewiesen auf seine Mitstudenten, welche diese Eigenschaften ebensoviel oder ebensowenig besitzen werden wie er.

Was nun die Seminare anlangt, so findet sich in ihnen dieser Verkehr mit den Altersgenossen ebensogut wie auf den Universitäten. Dagegen tritt ein anderes Bildungsmittel hinzu: der persönliche Verkehr mit den Leitern der Anstalt, welche unter dem gleichen Dache mit den jungen Leuten zu wohnen pflegen und welche die beste Gelegenheit haben, auch hinsichtlich der geselligen Formen erziehlich auf die Studierenden einzuwirken.

Das Ergebnis wird sein, daß die Zöglinge des Seminars vielleicht ein schüchterneres, eingezogeneres Wesen bewahren, daß dagegen die Zöglinge der Universität einen freieren studentischen oder gar burschikosen Ton annehmen. Was von beiden sich für den späteren katholischen Priester besser eignet, möge der Leser beurteilen. Er möge aber bei dieser Beurteilung katholische Anschauungen zu Grunde legen und nicht protestantische. Zwischen beiden ist ja ein wesentlicher Unterschied. Als es sich um die gesetzliche Regelung der Militärpflicht des Klerus handelte, ward in Berlin anerkannt, daß die wahre Parität darin bestehe, eine jede Konfession nach ihren eigenen Grundsätzen zu behandeln. Demgemäß wurden die katholischen Geistlichen von der Militärpflicht befreit, die protestantischen nicht.

Wir stellten hier einen Gegensatz auf zwischen der Universitätsbildung und der Seminarbildung der katholischen Geistlichen, und zwar hinsichtlich der Aneignung feinerer geselliger Formen. Selbstverständlich hatten wir dabei jene Universitätsbildung vor Augen, welche die Regel bildet. Diese besteht darin, daß der Student sich in der Universitätsstadt irgend eine Wohnung mietet, seinen Mittagstisch dagegen und sein Abendessen etwa in einem Wirtshause sucht. Ist aber, wie z. B. in Bonn, Innsbruck und anderswo, ein Konvikt mit einer gemeinsamen Hausordnung eingerichtet, so fällt der dortige Aufenthalt in dieser Hinsicht mehr unter den Begriff einer Seminarerziehung als unter den einer Universitätsbildung. Und wenn ein solches Konvikt gut geleitet wird, so können wir nicht absehen, weshalb die jungen Leute sich freilich nicht den Schliff eines Lieutenants oder das burschikose Auftreten eines Korpsstudenten, wohl aber das für einen katholischen Priester sich geziemende bescheidenere Auftreten aneignen

sollten, einen Priester, dessen Aufgabe es ist, die Stelle des göttlichen Heilandes am Altare zu vertreten.

Hinsichtlich der sozialen Seite der Sache behauptet man ferner: es sei ein Vorteil der Universitätsbildung, daß der spätere Geistliche Fühlung behalte mit den gleichalterigen Juristen, Medizinern u. s. w. Diese Fühlung aber gehe verloren, wenn der Klerus in Seminaren erzogen werde.

Wir fragen: Wo soll diese Fühlung an den Universitäten aufrecht erhalten werden? In den Vorlesungen? Aber der Jurist hört ja seine juristischen und der Theologe seine theologischen Vorlesungen! So wird denn für jene Fühlung wohl meist nur das Wirtshaus den gemeinsamen Boden abgeben, und ob dieses gerade der geeignete Boden ist für den angehenden katholischen Geistlichen, möchten wir bezweifeln.

Sollte übrigens die Universität in dieser Hinsicht auch einige Vorteile bieten, so fragt sich, ob dieselben nicht überwogen werden durch entgegenstehende Nachteile auf andern Gebieten. Und selbst, was unser Gebiet anlangt, so fragt sich, ob die Juristen, Mediziner u. s. w. nicht später unbefangener in den Beichtstuhl eines Priesters gehen, welcher ihnen bisher fern stand, als zu einem, mit welchem sie auf der Universität hinter dem Bierkrug saßen; ob sie nicht mit mehr Erbauung die Predigten des ersteren hören, als die des letzteren.

Verwandt mit dem Vorstehenden ist der fernere Gedanke: durch die katholischen Fakultäten bewahre der Katholizismus noch einen kleinen Rest jener öffentlichen Stellung, welche er früher einnahm. Diese Stellung dürfe nicht preisgegeben, müsse vielmehr nach Kräften zurückerobert werden.

Auch dieser Gedanke hat eine gewisse Berechtigung. Ihm steht aber ein anderer, vielleicht ebenso berechtigter Gedanke gegenüber: durch eine katholische Fakultät an einer modernen deutschen Universität gliedert man sich einer konfessionslosen Lehranstalt ein. Denn konfessionslos sind nun einmal unsere modernen Universitäten als Ganzes, mögen sie auch stiftungsgemäß katholisch sein; thatsächlich sind sie konfessionslos, sowohl was die Lehrkräfte als was die Zuhörer angeht. Und zur Förderung des katholischen Geistes dient es doch auch nicht gerade, wenn sich die katholisch-theologische Fakultät neben einer evangelischen Schwesterfakultät erblickt.

Wir kommen zu der größeren Lebenserfahrung und Menschenkenntnis, welche das Studentenleben im Gegensatz zum Leben im Seminar verleihen soll. Auch in dieser Beziehung mag die Universität einiges

voraus haben. Doch übersehe man nicht, daß sowohl Menschenkenntnis wie Lebenserfahrung dem angehenden Priester in reichster Fülle geboten werden, sobald er das Seminar verläßt und unter der Leitung eines erfahrenen Pfarrers seine Thätigkeit als Kaplan beginnt. Schwerlich giebt es einen Stand, welchem die innersten Falten der menschlichen Herzen so offen liegen wie dem Stand des katholischen Priesters. Und nicht bloß die Sünden und Tugenden werden demselben enthüllt, sondern gar oft auch die häuslichen und wirtschaftlichen Verhältnisse bis ins kleinste hinein; denn das katholische Volk weiß es zu schätzen, daß es auf den klugen Rat und die liebevollste, väterliche Teilnahme seines Seelsorgers in allen Lagen und Verhältnissen zählen kann.

Unwillkürlich drängt sich uns hier ein Vergleich auf zwischen der Vorbildung der Geistlichen in Seminaren und der Vorbildung der Offiziere in Kadettenhäusern. Man wirft den Seminaren vor, daß sie die angehenden Geistlichen zu sehr der übrigen Welt entfremden, ihnen einen spezifisch klerikalen Typus aufdrücken. Aber wird nicht den Kadetten in noch früherem Alter ein spezifisch militärischer Charakter aufgeprägt? Und weshalb soll der priesterliche Charakter nicht ebensogut sein eigentümliches Wesen ausprägen wie der militärische? Die Welterfahrung aber kann der Priester als Kaplan ebensogut erhalten wie der bisherige Kadett, wenn er Lieutenant wird.

3. Von der sozialen Seite unserer Frage wenden wir uns zur ascetischen oder ethischen.

Der entscheidende Punkt für das verschiedene Wirken der Universität und des Seminars liegt in der Frage: Welche Bildungsstätte bietet die sicherste Bürgschaft für die Heranbildung eines glaubenstreuen und sittenreinen Klerus, für Heranbildung von Priestern des Neuen Bundes, von welchen das Wort des Erlösers gilt: „Sie sind nicht von der Welt, wie auch ich nicht von der Welt bin“ (Joh. 17, 16)? Es mag jemand noch soviel Gelehrsamkeit besitzen, noch soviel weltlichen Schliff, noch soviel Welterfahrung und Menschenkenntnis; er mag noch soviel Fühlung haben mit der sogenannten ersten Gesellschaft: ein würdiger Priester Gottes ist er nicht, wenn er nicht den Geist des Gebetes besitzt, den Geist der Vereinigung mit Gott. Dieser Geist aber, das möchten wir glauben, wird sicherer und vollkommener erworben in der Stille des Seminars als in dem studentischen Treiben an unsern modernen Universitäten.

In den Seminaren ist der häufige Empfang der Sakramente selbstverständlich. Daher zeigt sich kein schroffer Übergang, wenn der neugeweihte

Priester den göttlichen Heiland täglich in der heiligen Kommunion empfangen soll. Bildet dieser häufige Empfang auch die Regel bei den Studierenden unserer Universitäten?

In den Seminaren ist der tägliche Besuch der heiligen Messe gleichfalls selbstverständlich. Ist er es auch auf den Universitäten?

In den Seminaren gewöhnt man sich, täglich vor der heiligen Messe mindestens eine halbe Stunde dem inneren Gebet, der Betrachtung zu widmen. Der Stoff der Betrachtung wird abends zuvor durch den Vortrag eines erfahrenen Seelenführers oder auch durch Lesung eines Betrachtungsbuches geboten.

Was geschieht statt dessen auf der Universität? Selbstverständlich haben wir auch hier wieder Studenten vor Augen, die nach gewöhnlicher Studentenart leben, nicht solche, welche einem Konvikt angehören; denn derartige Konvikte rechnen wir, wie gesagt, zu den Seminaren. — Wie viele Studierende also werden jeden Morgen ihre Betrachtung machen? Wie viele werden abends den Stoff zu derselben vorbereiten? Wie viele werden überhaupt den Abend in ihrer Wohnung zubringen, sich frühzeitig schlafen legen und andern Morgens früh wieder aufstehen? Manche werden sicher sich gewöhnen, den Abend beim Bierschoppen zuzubringen, spät schlafen zu gehen und andern Morgens lange im Bett zu bleiben. Nun denke man sich einen jungen Kaplan, welcher derartige Gewohnheiten von der Universität mitbringt. Würde er nicht versucht sein, die Gesellschaft eines Wirtshauses aufzusuchen? Wohl erinnert er sich der kirchlichen Bestimmung, welche Geistlichen den Besuch eines Wirtshauses untersagt, abgesehen natürlich von Reisen und sonstigen außerordentlichen Gelegenheiten. Doch der junge Herr könnte versucht sein, sich das Gewissen zurecht zu legen. Er hält diese Bestimmungen etwa für veraltet, da ja die Disziplinarbestimmungen der Kirche einen Wandel nicht ausschlössen; er könnte sich also über dieselben hinwegsetzen und seine Abendunterhaltungen, statt im Gebet oder im Studium, in der Gesellschaft des Wirtshauses suchen. Spät käme er dann heim. Aber am andern Morgen um 7 Uhr müßte er die heilige Messe lesen. Eine halbe Stunde vorher wacht er auf, kleidet sich rasch an und läuft zur Messe. Von einer Betrachtung ist natürlich keine Rede; nicht vor der Messe, aber auch nicht nach der Messe; denn bald nach derselben muß er Schule halten, empfängt Besuche u. s. w. Derart verläuft der ganze Tag, ohne daß an eine ernste Sammlung, an eine innere Vereinigung mit Gott zu denken wäre. Der Geist des Gebetes leidet voll=

ständig Schiffbruch, und es würde in einem solchen Falle noch gut gehen, wenn die Sache nicht mit einem offenen Priester-Skandal endete. Wenn derartige Fälle in Wirklichkeit, Gott sei Dank, eine große Ausnahme bilden, so ist das wohl mehr auf Rechnung des warmen Katholizismus zu schreiben, welchen manche junge Leute aus ihrer Familie mitbringen, als auf Rechnung der Universitätsbildung. Es ist ferner dem Umstande zuzuschreiben, daß es theologische Konvikte an den Universitäten giebt, so daß es bald eine Ausnahme bildet, wenn jemand zum Priester geweiht wird, welcher an Universitäten das eigentliche Studentenleben mitgemacht hat.

Man wendet endlich ein, der Priesterberuf würde besser geprüft an den Universitäten als in den Seminaren. Wir möchten entgegnen: Die körperliche Gesundheit eines Menschen wird am besten geprüft, wenn man ihm schlechte Nahrung verabreicht, ihn unter freiem Himmel kampieren läßt, ihn zu den Typhuskranken schickt u. s. w. Ja freilich! Wer alles das durchmacht, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu leiden, dessen Gesundheit muß wahrlich eine eiserne sein. Und wer einige Jahre hindurch das moderne Universitätsleben durchlebt, ohne an seinem Priesterberuf Schaden zu leiden, der muß einen eisernen Beruf haben. Aber folgt denn, falls beim Universitätsleben manche den Priesterberuf aufgeben, daß diese keinen Priesterberuf hatten? Oder folgt, falls manche ihre körperliche Gesundheit durch schlechte Nahrung oder durch Ansteckung einbüßen, daß diese zuvor keine ordentliche Gesundheit besaßen?

Man darf übrigens nicht glauben, daß die Bedenken, welche in jüngster Zeit gegen die Seminarbildung erhoben werden, völlig neu seien. Schon der hl. Karl Borromäus, welcher zuerst in Gemäßheit mit den Beschlüssen des Trienter Konzils für Knaben und Jünglinge, die sich dem Priesterstande widmen wollten, mustergültige Erziehungsanstalten eröffnete, hatte mit ähnlichen Vorurteilen einer irregeleiteten öffentlichen Meinung zu kämpfen, wie sie neuerdings gegen die wiedererrichteten tridentinischen Seminare vorgebracht wurden. Sein Biograph Dr. Dieringer, damals Professor der Theologie an der Universität Bonn, berichtet über die Schwierigkeiten, welche der heilige Erzbischof von Mailand bei diesem eminent apostolischen Werke zu überwinden hatte, und bemerkt wörtlich[1]:

„Wie das häufig zu geschehen pflegt, erfreuten sich diese Anstalten zuerst keines großen Beifalles. Die mit ihrem Urteile allzeit Fertigen

[1] Der heilige Karl Borromäus und die Kirchenverbesserung seiner Zeit (Köln 1846) S. 367 ff.

sprachen die Befürchtung aus, es möchte durch solche Erziehung die Selbständigkeit der jungen Männer zerdrückt, ein mönchisches Wesen denselben eingeimpft, sie dem wirklichen Leben zu sehr entfremdet werden. Glücklicherweise wurden sie durch den Erfolg eines Bessern belehrt, und der Zudrang wurde so bedeutend, daß angesehene und wohlhabende Eltern sich glücklich schätzten, ihre Söhne mit den Kindern der Armen unter die gleiche Leitung stellen zu dürfen. Allerdings nämlich wurde in diesen Anstalten eine gewisse Selbständigkeit zerdrückt, jene nämlich der jugendlichen Verirrungen und Ausschweifungen, welche nur zu leicht aufsproßt und gedeiht, wenn der Jüngling einer vernünftigen Aufsicht und Leitung entbehrt, dagegen die andere Selbständigkeit aus allen Kräften gepflegt und gefördert, daß der junge Mann seine Aufgabe begreifen und mit aller Entschiedenheit sich der Lösung derselben unterziehen und mit dem wissenschaftlichen Streben eine entsprechende Gesittung verbinden soll. Auch ein mönchisches Wesen wurde den Zöglingen mitgeteilt, wenn anders ein Priester dessen schuldig ist, welcher mit der Wissenschaft die Frömmigkeit verbindet und seinen Worten durch sein Beispiel Nachdruck verschafft. Viele der vortrefflichsten Zöglinge dieser Anstalten haben sich auch, nachdem sie Priester geworden, in die klösterlichen Vereine aufnehmen lassen und haben wesentlich durch ihr musterhaftes Betragen die Verbesserung derselben erleichtert. . . . Auch dem wirklichen Leben wurden die Zöglinge teilweise entfremdet, indem sie vor den Verkehrtheiten behütet, aber auch mit allen Waffen des Charakters und der Wissenschaft zur Bekämpfung und Austilgung derselben ausgerüstet wurden. Insbesondere wurde sehr darauf gesehen, daß sich die Zöglinge des großen Seminars frühzeitig zu befähigen suchten, von dem Schatze ihrer Kenntnisse durch das lebendige Wort Gebrauch zu machen. Zu diesem Behufe mußte das Erlernte in der Form von Disputationen nach allen Seiten durchgesprochen und immer über Tisch ein Vortrag gehalten werden. Der Heilige hatte sich in seiner römischen Akademie zu emsig mit schriftlichen Ausarbeitungen und mündlichen Vorträgen befaßt, als daß er die Zöglinge des Priesterstandes von diesen so wichtigen Übungen hätte entbinden wollen. Es war dem Erzbischofe, der ohnehin alljährlich zweimal volle vierzehn Tage auf die Visitation des großen Seminars verwendete und sich häufig persönlich über den Stand der Verhältnisse unterrichtete, immer ein besonderes Vergnügen, fremde Bischöfe in diese Pflanzschule zu führen und sie darin (auf eigene Rechnung) zu bewirten. Er

hoffte durch den Anblick der musterhaften Ordnung und der gesamten Einrichtung dieselben weit mehr für die Gründung ähnlicher Anstalten gewinnen zu können als durch die beredteste Auseinandersetzung der Vorteile, welche dem kirchlichen Leben daraus erwachsen. Da er über die Aufnahme in diese Bildungsanstalten sich ausschließlich die Entscheidung vorbehalten hatte, da er ferner über Aufführung und Fortschritte der Einzelnen sich gewissenhafte und sorgfältig ausgearbeitete Berichte vorlegen ließ und zudem mit den Zöglingen häufig in persönliche Berührung kam, so gewann er in kurzer Zeit eine vollständige Kenntnis der Namen und Charaktere des geistlichen Nachwuchses und konnte bei Anstellung der neu geweihten Priester für jeden den geeigneten Posten ausmitteln. Dies war namentlich für die kalten Gebirgsgegenden, welche bis daher als Straforte betrachtet und geflohen worden waren, von großer Wichtigkeit, indem sie jetzt durch kräftige eingeborne Priester den übrigen Teilen des Sprengels gleichgestellt werden konnten."

Die Vorteile einer richtig geleiteten Seminarerziehung sind in der That so groß, die etwaigen Schattenseiten derselben so geringfügig, daß sich die erleuchtetsten Kirchenfürsten bis auf unsere Tage herab mehr als einmal zu ihren Gunsten ausgesprochen haben. Hören wir nur, wie energisch noch in neuerer Zeit fast der gesamte deutsche und österreichische Episkopat für die Notwendigkeit der Priesterseminare eingetreten ist.

In einer Eingabe des österreichischen Episkopates vom 15. Januar 1849 an ein „Hohes K. K. Ministerium des Innern" heißt es: „Da Eifer und Berufstreue für die Seelsorger nicht minder notwendig sind als entsprechende Kenntnisse, so ist es eine heilige Pflicht der Bischöfe, nicht nur für den wissenschaftlichen Unterricht der Priesterstandskandidaten zu sorgen, sondern dieselben auch zu wahrer Frömmigkeit und lebendigem Eifer für das Heil der Seelen heranzubilden. Dies geschieht in den Seminarien, deren Errichtung das Konzilium von Trient angeordnet hat, und die von den Bischöfen nach Vorschrift der Kirchengesetze zu leiten sind. Soll der Zweck erreicht werden, so ist es unerläßlich, daß die Kandidaten der Theologie in der Regel ihre ganze Studienzeit im Seminarium zubringen."

In demselben Sinne hatten sich schon am 17. Dezember 1848 die versammelten Bischöfe der Kirchenprovinz von Görz ausgesprochen: die katholische Kirche könne der Klerikalseminarien nicht entbehren. „Sollen die Priesterstandskandidaten ihrem heiligen Berufe einst wirklich entsprechen, so müssen sie nicht nur durch eine gediegene wissenschaftliche Bildung in

ihrem heiligen Glauben derart befestigt werden, daß sie im stande sein werden, die ihrer geistlichen Obsorge einst Anvertrauten gegen alle Angriffe des Irr- und Unglaubens zu sichern und jeder falschen Lehre nachdrücklich zu begegnen, sondern sie müssen auch ganz vorzüglich in all jenen Tugenden erstarken, die dem geistlichen Stande eigen sein sollen. Starke Tugend findet sich aber nicht ohne lange Übung; daher müssen Jünglinge, die sich dem Priesterstande widmen wollen, durch längere Zeit der Welt, ihren bösen Beispielen und Verführungskünsten thunlichst entrückt werden, damit sie im vertrauten und ungestörten Umgange mit Gott das Glück und die Segnungen der Tugend kosten und einsehen lernen, daß ein Gott ergebenes Herz der köstlichste Schatz des Menschen auf Erden ist." Daher müsse die Kirche, heißt es weiter, darauf bestehen, daß die vorhandenen Klerikalseminarien fürder erhalten und die Priesteramtskandidaten „insgesamt während der Dauer aller theologischen Lehrkurse" daselbst erzogen würden.

Sehr lesenswert ist auch heute noch die ganze Denkschrift, welche die vom 1. bis 20. Oktober 1850 zu Freising versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns an den König richteten. Für unsern Gegenstand kommt namentlich Abschnitt III in Betracht, worin die bayrischen Kirchenfürsten die Ausführung des Art. V des Konkordates verlangen zu müssen erklärten, d. h. die Errichtung und ausreichende Dotierung der für das Wohlergehen der katholischen Kirche so notwendigen Klerikalseminare und die freie Anstellung der notwendigen Lehrkräfte. Wie die bayrischen Bischöfe, so erklärte auch der gesamte Episkopat der oberrheinischen Kirchenprovinz unter dem 5. Februar 1851 den respektiven Regierungen, daß ein einjähriger oder zweijähriger Aufenthalt in einem Priesterseminar für die ascetische Ausbildung der Priesteramtskandidaten keineswegs ausreiche und daß sie durchaus auf Errichtung von Seminaren, „wie das Tridentinum sie wolle", dringen müßten. — Wie die Kirche über die Notwendigkeit der Klerikalseminare denkt, kann überhaupt nicht zweifelhaft sein. Die Aussprüche der Päpste, die Satzungen der Konzilien, auch der Synoden der Kirchen Österreichs und Deutschlands, die immer wiederkehrenden Forderungen des Episkopates auf Errichtung von Pflanzschulen des Priesterstandes nach dem Geiste des Tridentinums, die ungeheuern Opfer, die von Priestern und Laien zur Erreichung dieses Zweckes in allen Ländern und zu allen Zeiten gebracht werden, sowie die Natur der Sache selbst bezeugen es zu laut, daß die berufensten Organe der Kirche auf die ihr ausschließlich zustehende Erziehung der künftigen Diener des Altares und

somit auf die Priesterseminare weder Verzicht leisten wollen noch dürfen. Die Pflicht der Erhaltung und Förderung der Seminare schließt aber auch die andere Pflicht in sich, die sittliche und geistige Ausbildung der künftigen Priester nur in die Hand solcher zu legen, die in jeder Hinsicht die Gewähr bieten, daß sie Priester, die ihrer hohen Aufgabe gewachsen sind, heranbilden werden. Wie dieses Ziel unter den gegebenen Verhältnissen am vollkommensten zu erreichen ist, ob mit oder ohne Beihilfe der Universitäten, darüber haben nur die kirchlichen Oberen zu entscheiden.

Wir wollen unsere Abrechnung schließen.

Seminare sind gut und Universitäten sind gut, vorausgesetzt, daß daselbst die theologischen Disziplinen im Geiste und nach den Vorschriften der Kirche gegeben werden. Wenn der Kirche die volle Garantie gewährleistet wäre, daß ihre Rechte in Bezug auf die Heranbildung des Klerus immer und überall respektiert und ihre Satzungen betreffs der theologischen Studien, wie sie Leo XIII. der Mitwelt vorzuhalten nicht müde wird, auf das gewissenhafteste beobachtet würden, könnte es ihr an sich gleichgültig sein, ob die künftigen Diener des Altars hier oder dort ihre wissenschaftliche Ausbildung erhielten. Auf diese Weise erklärt es sich, daß die Päpste beide Arten von Lehranstalten mit gleicher Liebe auszeichneten und förderten. Die konkreten Zeit-, Orts- und Personenverhältnisse waren es, welche bald die eine bald die andere empfehlenswerter erscheinen ließen. Hierüber zu entscheiden, ist in erster Linie Sache der zuständigen Bischöfe im Einverständnis mit dem Oberhaupt der Kirche. Ist dies der Standpunkt der Kirche in Bezug auf die Ausbildung des Geistes ihrer Kleriker, so scheint dagegen ihr Standpunkt ein anderer zu sein in Bezug auf die Ausbildung des Herzens. Für die ascetische Schulung sind die Seminare die Regel, während das freiere Universitätsleben höchstens als Ausnahme geduldet wird.

Noch einmal! Universitäten können gut sein und Seminare können für die Ausbildung des katholischen Klerus gut sein; denn sehr viel hängt davon ab, wie die einen oder die andern im einzelnen Falle geleitet werden. Was aber die prinzipielle Frage angeht, so scheint uns, daß über folgende Punkte unter Katholiken keine Meinungsverschiedenheit herrschen sollte:

1. Es ist wünschenswerter, daß die Lehrer der Theologie von der Kirche ausgewählt werden, wie das meist an den Seminaren geschieht, als daß die weltliche Macht sie ernennt. Denn zu den kirchlichen Oberen und nicht zum Staate hat Christus gesprochen: „Gehet und lehret alle Völker."

2. Es ist wünschenswerter, daß die Studien nach einem festen Plane geregelt werden, wie das in Seminaren zu geschehen pflegt, als daß sie mit geringerer Planmäßigkeit und Ordnung erfolgen.

3. Es ist wünschenswerter, daß die Vorbildung des katholischen Priesters in der Abgeschiedenheit eines Seminars oder Konvikts stattfindet, als daß sie in dem studentischen Treiben unserer modernen Universitäten erfolgt.

Gewiß haben die Universitäten uns viele treffliche Priester geliefert, und Fälle wie der oben geschilderte mögen, Gott sei Dank, eine seltene Ausnahme bilden. Das ist aber der Fall, nicht wegen des Universitätslebens, sondern trotz desselben. Der Schreiber dieser Zeilen darf sich wohl für kompetent halten, über diesen Punkt wie überhaupt über unsern ganzen Gegenstand zu urteilen. Denn er hat beide Teile, sowohl Universität wie Seminar, aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Er war acht Jahre Jurist, teils auf Universitäten teils in juristischer Praxis; er war zwölf Jahre in kirchlichen Seminaren, teils als Zuhörer teils als Dozent; er hat später mehr als 17 Jahre, besonders in ascetischer Hinsicht, enge Fühlung gehabt mit zahlreichen Priestern. Auf Grund dieser seiner Erfahrungen muß derselbe den Seminaren entschieden den Vorzug geben vor den deutschen Universitäten, wie sie thatsächlich sind.

Wenn im 16. Jahrhundert der katholische Klerus in Deutschland sehr verwildert war, so daß der weitgreifende Glaubensabfall durch diese Verwilderung ermöglicht wurde, so lag die Schuld großenteils an den Zuständen auf den damaligen Universitäten. Daher war es eine Hauptaufgabe des Trienter Konzils, jener Verwilderung zu steuern. Dies geschah hauptsächlich, indem das Konzil es den Bischöfen zur Pflicht machte, Seminare zu errichten, in welchen der Nachwuchs des Klerus eine bessere Vorbildung für seinen heiligen Stand erhielte als auf den Universitäten (vgl. Conc. Trid. Sess. 23, cap. 18 de ref.).

Die Gründe, welche das Konzil zu dieser Bestimmung veranlaßten, sind auch für die Gegenwart nicht gänzlich beseitigt. Daher hat auch neuerdings das letzte Kölner Provinzial-Konzil sich energisch für die Erziehung des Klerus in Seminaren ausgesprochen. Außerdem aber hat sich die Kirche wiederholt gegen konfessionslose Lehranstalten erklärt. Die staatlichen Universitäten der Gegenwart sind nun aber, wie erwähnt, sehr allgemein konfessionslos.

L. v. Hammerstein S. J.

Die Karolinen.

(Schluß.)

In den Zentral-Karolinen erscheint namentlich auf den Ruk- und Mortlock-Inseln das polynesische Element ganz ausgeprägt. Indessen ist es doch nicht das durchgreifende. Die Bewohner von Ponape und auch ihre allseitigen Nachbarn haben viele Rassenmerkmale gemein mit den Malaien der Philippinen und des Sulu-Archipels, mit den Dajaks auf Borneo und den wilden Bergstämmen von Formosa. Im Südwesten von Ponape findet man am Ufer des Palangflusses auch Negroiden, und durchweg sind einzelne Individuen zu sehen, die bei ein wenig hellerer Hautfarbe für Bewohner von Samoa oder Tahiti gelten könnten. Wahrscheinlich ist von Nordwesten her auch die Rasse der Mongolen nach den Karolinen gekommen. Es mag das geschehen sein, indem Handelsboote und Seeräuberschiffe bald von der Meeresströmung gepackt, bald vom Sturme gejagt, freiwillig und gezwungen von Japan und Südchina aus nach dem fernen Osten segelten.

Wir finden z. B. in japanischer Überlieferung den Hafen von Nagasaki als einen Handelsplatz erwähnt, von dem Expeditionen nach den Südinseln vom Jahre 800 n. Chr. an ausgegangen und auch stetig weiter unternommen sein sollen, bis der Kaiser To Kogun Sama sie um 1580 verbot. Wir können uns auch erinnern, daß 1600 Manila von chinesischen und japanischen Seeräubern angegriffen und daß auch die Holländer von Koxinga aus Formosa vertrieben worden sind. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erfolgte eine Art Massenwanderung von den Ladronen über die Inseln Uluthi, Uleai und Lamotrek nach den Zentral-Karolinen.

Spuren dieses Zuges finden wir bis heute in einem bis zu den Mortlocks-Inseln reichenden Marianendialekt. So nennen nach Christian die Bewohner der Marianen den Hund galago, die von Mortlock kolak; die Kleidung magagu, die von Mortlock mangaku; den Häuptling magas oder makau, die von Mortlock makal.

Sehr scharf ist auf Ponape und in seiner Nachbarschaft die kräftige Rasse der Melanesier ausgeprägt. Neben den Zügen des Gesichtes beweist dieses auch der Klang der Worte. Wir finden eine große Anzahl unzweifelhaft polynesischer Worte, die, von dem barschen Melanesier gesprochen, die vokalreiche, sanfte Färbung verloren haben. Hier hat, um mit Christian zu sprechen, der haarige, rauhe Esau seinen sanften Bruder und Rivalen aus dem Felde geschlagen, und der einschmeichelnde polynesische Dialekt wird von den Melanesiern auf Ponape gerade so mißhandelt, wie etwa die lateinischen oder französisch-normannischen Worte von einem echten Engländer gequetscht werden.

Bei dem angedeuteten Hin- und Herfluten der Völkerstämme in der Südsee braucht man sich also über die Vielgestaltigkeit und Vielsprachigkeit der Karoliner nicht zu verwundern. Interessant bleibt dabei, wie z. B. die Ponapeer selbst ihre Herkunft sich denken.

Zuerst, sagen sie, lebten bei uns die Zwerge. Dann kam eine Art Halbgötter, Heroen, Riesen, von denen zwei, Olosipa und Olosopa, die großen Bauten der Ostküste aufgetürmt haben. Darauf machten die Kannibalen auf einer großen Kriegsflotte von Süden her einen Überfall, erschlugen die Riesen, schafften die guten Gesetze ab und stürzten das Land zurück in einen Zustand unmenschlicher Barbarei.

Im allgemeinen zeigt der Karoliner einen guten Durchschnittscharakter. Hat er dem Europäer gegenüber erst das dem Wilden stets eigentümliche Mißtrauen zurücktreten lassen, so erweist er sich gerne als höflichen Gastfreund, ja auch als einen treuen, zuvorkommenden Kameraden. Anderseits kann er auch dem wirklichen oder vermeintlichen Feinde gegenüber ein großartiges Talent für Lüge, Betrug und auch für Grausamkeit entfalten. Fühlt er sich verletzt, so verfällt er leicht in die bei der melanesischen Rasse so fürchterlichen Anfälle einer wahnsinnigen Wut, in der ihm ein Menschenleben keinen Deut mehr wert erscheint. Erreicht er sein Opfer nicht gleich, so kann der Wilde auch warten, harrt in Geduld, bis ein günstiger Moment für die Rache kommt, und holt dann das Versäumte um so gründlicher nach.

Die vernünftige Menschennatur kann allerdings auch in den karolinischen Ehrenhändeln nicht ganz unterdrückt werden. Der Wilde ist nicht unversöhnlich. Er preist sogar Vergeben und Vergessen als eine königliche That. Freilich glaubt er gegebenen Falles, daß ihm diese königliche That seine moralischen Mittel nicht erlauben, so daß wie anderswo, so auch auf den Karolinen zwischen der besseren Einsicht und dem mannhaften Wollen oft ein tiefer Abgrund sich öffnet.

Kommt es aber zu einer Versöhnung, so geschieht dieselbe mit einer gewissen Feierlichkeit. Der Beleidiger bietet ein Geschenk an, bringt eine Entschuldigung vor oder leistet eigentliche Abbitte. Darauf nimmt der Beleidigte ein Stück Zuckerrohr freundlich entgegen, und damit ist die Sache erledigt.

Der Karoliner ist ein erfahrener Fischer und Seefahrer, ein geschickter Handwerker, namentlich im Bau des Bootes, auf seinen Wasserfahrten etwas Astronom und für Krankheitsfälle auch medizinischer Botaniker, ein minderwertiger Gärtner und Bauer, dafür aber ein um so entschiedenerer Krieger.

Die Lebenshaltung der Insulaner ist einfach und rauh. Sie kümmern sich bei ihren Ausflügen wenig um Regen, Sturm oder Sonnenschein. Die Männer tragen gewöhnlich einen langen, dichten Gürtel, die Frauen einen Rock aus Pflanzenfasern. Teilweise sieht man auch schon verirrte Bruchstücke europäischer Kleidung, welche jedoch ihrem Besitzer nicht immer gefahrlos sind. Da man die Kleider, auch wenn sie vom Regen durchweicht sind, nicht auszieht, so kommen bei durchnäßten Röcken und Westen schwere Erkältungen mit ihren Folgen leichter vor als bei den einfachen Gürteln aus Kokosnußfasern.

Die Nahrung verschaffen sich die Karoliner ohne viele Anstrengung aus der sie umgebenden Natur. Das Meer liefert Fische, Schildkröten, Muscheln, Krebsarten. In Feld und Wald finden sich Bananen, Taroknollen, Brotfrucht, Kokosnüsse. Schweine werden gerne verzehrt, und Hunde sind, namentlich auf Ponape, eine Delikatesse. Leider ist an Stelle der Kokosmilch, des Palmweins

und des bekannten Kawagetränkes mannigfach der europäische Schnaps in seiner elendesten Fuselvarietät getreten.

Die Frauen haben die Hausarbeit zu verrichten. Sie holen das Wasser herbei, richten den Ofen zurecht und unterhalten das Feuer. Sie fertigen die Gürtel, die Matten und die Büschel an, welche das Dach decken müssen. Sie wissen auch aus Fisch- und Kokosöl alle jene Pomaden herzustellen, mit denen die weibliche Jugend und auch stutzerhafte Karoliner der Mutter Natur um die Wette ein schöneres Aussehen ablocken wollen. Wenn nötig, helfen die Frauen auch beim Fischfang und begleiten furchtlos den Mann in die offene Feldschlacht.

Meistens begnügt man sich mit einer Frau. Vielweiberei erlauben sich nur die Häuptlinge. Innerhalb der engeren Blutsverwandtschaft darf nicht geheiratet werden. Der Bräutigam dient im Hause seines künftigen Schwiegervaters, wie Jakob bei Laban für seine Auserwählte gedient hat. Die Zeremonien des Ehevertrages schließen damit, daß die junge Frau im Hause der Schwiegermutter Platz nimmt, dort mit Kokosöl auf dem Rücken und an den Schultern tüchtig eingerieben und schließlich mit Blumen bekränzt wird. Leider ist das eheliche Band ziemlich locker und wird mit Zustimmung schon des einen Teiles als gelöst betrachtet. Der Kindersegen ist deshalb spärlich. Daher erklärt sich auch die große Bereitwilligkeit, Kinder anzunehmen.

Männer wie Frauen tättowieren Arme und Beine, nicht aber, wie z. B. die Bewohner der Marquesas-Inseln es thun, das Gesicht. Die jungen Leute zeigen ihre Mannhaftigkeit im Ertragen von Schmerzen, indem sie sich tiefe Messerschnitte beibringen und an Brust und Armen ordentliche Löcher in das lebendige Fleisch brennen.

Die Toten werden mit viel Zeremoniell und möglichst großem Pomp — wir wollen einmal sagen — begraben. Es bestehen nämlich in der Bestattungsweise der Mikronesier große Unterschiede, von denen sich ein Teil auf die auch im Tode festgehaltenen Rangunterschiede gründet. In Radek werden die Leichen gewöhnlicher Leute ins Meer geworfen, die der Häuptlinge aber in sitzender Stellung mit Stricken zusammengeschnürt und in Steinumwallungen begraben. Auf Yap werden die Toten nie in der Nähe des Meeres, die Leichen der Bergbewohner wo möglich hoch auf den Hügeln beigesetzt. Mannbare Leute kommen sitzend, mit angezogenen Knieen, Kinder und junge Leute liegend ins Grab. Erd- und Meerbegräbnis vereinigt sich auf Kusaie. Dort werden nach erfolgter Verwesung die Knochen ausgegraben, gereinigt und dann in ein Bündel geschnürt ins Meer versenkt. Der Name des Verstorbenen wird nicht weiter geführt, überhaupt nicht mehr gerne ausgesprochen — ein echt melanesischer Zug. Daher fehlen hier die bei den Polynesiern vielfach sorgfältig geführten und hoch hinaufreichenden Stammtafeln.

Im sozialen Leben der Karoliner begegnen uns eine Menge bei den Inselvölkern des Stillen Ozeans mehr oder weniger allgemein angenommener Gewohnheiten.

Durch das Tscharawi oder Tabu werden Grundstücke, Häuser, Gebrauchsgegenstände, manchmal auch Personen als heilig dem gewöhnlichen Tagesgebrauch

entzogen und für unverletzlich erklärt. Die Tabugesetze sind ohne Zweifel religiösen Ursprungs und sind nicht zuerst zu politischen Zwecken ersonnen, wenn auch später vielfach dazu mißbraucht worden. Die starken Fesseln, welche das Tabu auflegt, haben bei einem Leben wilder Zügellosigkeit sicher auch sehr viel Gutes zur Folge gehabt.

Zu den heiligen Gebräuchen gehört auch die Beschneidung, welche allgemein noch den Grundzug einer Art Weihe beibehalten hat.

Bei Ratsversammlungen wird unter Beobachtung eines umständlichen Zeremonielles der Kawatrank bereitet und rundgereicht.

Vereine, welche teils durch Verwandtschaft teils durch wirtschaftliche Interessen sich bilden, teils auch unsern Geheimbünden gleichen, üben im öffentlichen Leben der Karoliner einen bedeutenden Einfluß.

Da man die Übel des Krieges wohl kennt, so wird vor demselben ein großer diplomatischer Apparat, namentlich von dem schwächeren Teil, entfaltet. Botschaften eilen hin und her. Man sucht Fürsprecher und Bundesgenossen zu gewinnen, welche hinwieder der Gegner durch höhere Geschenke sich zurückzuerobern versucht. Krieg und Schlacht erinnern ganz an die homerischen Zeiten. In feierlicher Gesandtschaft wird die Kriegserklärung überbracht, der Tag und der Platz des blutigen oder vielfach unblutigen Zusammentreffens wird bekannt gegeben. Vor dem Kampfe wird durch eine großartige Prahlhanserei noch einmal die Herausforderung an den Feind gerichtet. „Siehe diese Keule; noch ist sie rein. Gleich wird dein Blut sie färben“ u. s. w. Unter gewaltigem Johlen und Heulen geht dann die Schlägerei vor sich. Pfeil und Bogen fehlen gewöhnlich. Die gebräuchlichsten Waffen sind neben Speer und Lanze die Schleuder und eine kurze Wurfkeule. Noch haben die eingeführten alten europäischen Schießwaffen nicht viel geschadet. Sind die Parteien mit Gewehren versehen, so läßt sich keiner von ihnen erblicken. Man knallt hinter Steinmauern her aufeinander los, bis irgend ein Krieger zufällig getroffen wird. Das ist dann der Augenblick, in welchem die treffende Partei hervorstürzt und die getroffene davonläuft. Der fliehende Feind wird selten nachdrücklich verfolgt und der besiegte nicht völlig vernichtet. Allerdings kam es auch vor, daß die Verwundeten und Gefangenen erschlagen oder als Opfer für den Kriegsgott geschlachtet wurden. Bei dieser Art von Kriegführung wurde an den Pflanzungen, soweit solche überhaupt vorhanden waren, wenig Schaden angerichtet.

Die Karoliner erweisen sich der Autorität gegenüber als gehorsame Unterthanen. Allgemein begegnen sie ihren Häuptlingen mit Ehrfurcht. Wie in Polynesien und im Malaiischen Archipel gebraucht man bei der Ansprache an die Häuptlinge eigens gebildete Worte. Noch genauer wird diese sprachliche Auswahl dem Könige gegenüber beobachtet, welcher mit ehrfurchtsvollem Schrecken betrachtet und nicht anders als im pluralis maiestaticus angeredet wird. Auf Kusaie werden dem Könige die Titel der Götter beigelegt.

Wie das Haupt, so die Glieder. Das kann man auch auf den Karolinen beobachten. Ist der Häuptling ein freundlicher, gastlicher, rechtlicher Mann, so folgen ihm im großen und ganzen auch hierin seine Unterthanen. Ist er ein

Grobian oder ein Schurke, so thun seine Leute ihr möglichstes, ihrem Herrn nichts nachzugeben. Der Wilde folgt gerne seinem Führer in Recht und in Unrecht. Die Häuptlinge selbst halten alle zusammen. Beleidigt man einen, so sind alle bereit, den Kampf aufzunehmen. Die Zahl der Häuptlinge ist deshalb eine sehr große, weil jede Gemeinde sich als einen kleinen Staat betrachtet. So haben wir z. B. auf der Gruppe der Ruk-Inseln 73 solcher Staaten, und auf den Mortlock-Inseln teilt sich eine Bevölkerung von 3500 Köpfen in 16 Staaten. Doch giebt es auch Dörfer, welche sich zusammengeschlossen und eine Anzahl einflußreicher Häuptlinge an ihrer Spitze haben, an welche sich dann die kleineren Dorfvorsteher in niedrigeren Diensten, als Boten, Vermittler der „flüsternden" Ratsverhandlungen und für ähnliche Sendungen, anschließen.

Verhältnismäßig gering ist unsere Kenntnis der religiösen Anschauungen und Gebräuche bei den Karolinern.

Das polynesische Wort Atua, welches im weitesten Sinne das Geistige bezeichnet, kehrt bei den Mikronesiern als Ani oder Hani, Anut und Tautup wieder und bedeutet, ohne Zusatz gebraucht, einfachhin die Gottheit. Von dem Begriff des einen höchsten Gottes, der auch dem Wilden nicht fremd geblieben ist, führt ein langer Weg der Entartung bis zu den heutigen religiösen Wahnvorstellungen. Die Machtäußerungen der einen Gottheit haben sich in den Augen des Insulaners zu selbständigen über- oder außernatürlichen Persönlichkeiten verdichtet, die ihm nützen oder schaden können, deren Gunst er sich erwerben, deren Ungnade er abwenden muß. So ist jedes Dorf, jeder Hügel, jedes Thal, jeder Bach zu seinem Schutzgeist gekommen. So sagt Kubary von den Bewohnern der Palau-Inseln: „Sie haben eine ganze Legion von Geistern und Göttern, vor denen sie in fortwährender Furcht leben." In Donner und Blitz, im Regen und Sturm, in reicher Ernte und in der Hungersnot, bei Geburt, Krankheit und Tod sind besondere Götter thätig. Das Wort Vielgötterei paßt im ausgedehntesten Sinne auf die Religionsart der Mikronesier. Die Schöpfung der Erde und namentlich die des Menschen wird in umständlicher Sage erzählt. Klar tritt hierbei die Überzeugung von dem notwendigen Eingreifen einer außernatürlichen Macht zu Tage. Sittliches Verdienst oder Mißverdienst ist nicht unbekannt. Für die Guten öffnet sich das Paradies, während die Übelthäter in einen kalten, schwarzen Sumpf hinabzusteigen haben.

Der Dienst der Götter ist nicht ausschließlich Sache der Priester, doch nehmen dieselben eine sehr bevorzugte Stellung ein. Schon ihre Namen: der Abgesplitterte, Abgesonderte, deuten auf die Ausnahmestellung hin. In vielen Fällen steht der Priester dem Häuptlinge gleich, in manchen auch im öffentlichen Leben über demselben.

Völlige Klarheit der religiösen Verhältnisse auf den Karolinen wird wohl erst eine ebenso sorgfältige wie vorurteilslose Untersuchung in der Zukunft bringen.

Es bleibt nun noch eine überaus interessante Thatsache zu besprechen.

Auf manchen Inseln des Stillen Ozeans finden wir cyklopische Mauern, welche von den jetzigen Bewohnern sicher nicht errichtet worden, deren Erbauer aber gar nicht zu erraten sind. Wer mag diese gigantischen Basaltblöcke regel-

recht aufeinander geschichtet, und wem zu Ehren mag er dieses Riesenwerk unternommen haben?

Auch die Karolinen legen uns in ihren barbarischen Baudenkmälern solche Fragen vor, geben uns aber keinerlei Winke zu einer befriedigenden Lösung.

Wir wollen nach den Forschungen des schon genannten Herrn Christian einen Überblick über die Kunstbauten der Insel Ponape zu gewinnen suchen. An der Ostküste von Ponape sehen wir zwischen dem Riff und der Küste 50 bis 60 kleine Inselchen enge zusammenliegen. Ein Netz von Kanälen, welche aber meist kaum genug Wasser haben, um ein Kanoe flott zu halten, breitet sich dazwischen aus.

Alle diese Inselchen sind künstlich angelegt. Im rechten Winkel erheben sich aus dem Wasser der Lagune die gewaltigen Basaltmauern der Ufer. Die Basaltsäulen sind aus dem Distrikte U und von Tschokatsch hergeschleppt worden. Wir können noch die Spuren der Lastschiffe verfolgen. Rund um Ponape reihen sich nämlich auf dem Boden der Lagune die Basaltblöcke, die auf dem Transporte untergegangen sind.

Gegen die tiefe See ist die Inselgruppe durch einen mächtigen Wellenbrecher abgeschlossen. Beständig donnert die Brandung gegen die massive Basaltmauer, so daß selbst bei ruhigem Wetter eine Landung gefährlich ist.

Die Namen der Inseln sind interessant. Sie geben uns Anhaltspunkte über deren frühere Bestimmung. Nan Tuatsch bedeutet etwa „Platz der Höhe“ oder auch „Platz der hohen Mauer“, Nan Molutschai „Platz der brennenden Feuer“, Pei Kap „Neuer Flur“, Lamenkau „Tiefes blaues Wasser an der Ecke“, Pan Ilel „Ort des Steuerns“, Pan Katara „Ort der Verkündigung“ oder „Ort der Aussendung von Königsboten“.

Auf all diesen Kunstbauten, deren Areal etwa 20 qkm betragen mag, leben heute nicht über 20 Menschen. Die Wilden halten die Inseln für verzaubert, und auf manches dieser Eilande, wie z. B. auf Pei Kap, namentlich aber auf Pan Katara, will niemand auch nur einen Fuß setzen.

Die mächtigsten Ruinen finden wir auf Nan Tuatsch. Eine 2 m dicke Mauer befestigt die ganze Insel gegen die Wasser der Lagune. Nicht weit davon türmen sich in einem Rechteck, dessen Seiten etwa 60 und 40 m Länge haben, riesige Basaltsäulen bis zu 10 m Höhe empor. Durch einen weiten Thorweg kommt man in den Hofraum. Überall blickt hier dem Reisenden Zerstörung und Wildnis entgegen. Früher muß die Mauer bedeutend höher gewesen sein. In wilder Unordnung liegen die gestürzten Blöcke in Masse auf- und übereinander. Mächtige Bäume haben ihre Wurzeln zwischen die Mauerfugen getrieben, und bei jedem Windstoß seufzt und ächzt das uralte Steingefüge mit, bis der stürzende Riese auch seine Fundamente mit herunterreißen wird. Mitten im Hofe erhebt sich eine Terrasse, zu welcher man über plumpe, rohe Treppen hinaufgelangt. Auf dieser Terrasse steht eine rechteckige Mauer, deren Seiten auf 30 und 25, deren Höhe auf 5 bis 6 und deren Dicke auf 2 bis 3 m bemessen wird. Im Hofraum dieses Rechteckes findet man eine gewölbeartige Gruft, wahrscheinlich das Grab eines mächtigen Herrschers der Vorzeit.

Es ist schwierig, von den mißtrauischen Eingebornen auch nur das zu erfahren, was sie selbst noch über die merkwürdigen Ruinen wissen. Sie sagen, daß in alten Zeiten Ponape viel mehr bevölkert gewesen sei als heutzutage. Zur Zeit, als diese Steinwälle aufgerichtet worden seien, wäre das Volk unter einem mächtigen Herrscherhause geeinigt gewesen. Der letzte dieser Königsreihe hätte seinen Tod gefunden, als von Pati Air, womit vielleicht Neu-Guinea oder die Neu-Hebriden gemeint sein sollen, feindliche Stämme nach Ponape vordrangen. Dieselben kamen unter dem Kommando des gewaltigen Kriegers Itscho Kalakal. Seine wilden Horden fielen erbarmungslos über die friedlichen Ansiedler her, zerstörten auch die alten, großen Mauern, töteten deren Verteidiger oder schlachteten sie ihrem Kriegsgott als angenehmes Opfer.

Das Grabgewölbe liegt im Zentrum des ganzen Baues gerade dem großen Thorweg gegenüber. Es ist etwa $2^1/_2$ m tief. Sechs gewaltige Basaltblöcke bilden die Decke und schwere Steinplatten den Fußboden. Christian hob die Platten weg und grub den Boden auf. Er fand eine große Anzahl Fischangeln aus Perlmutter, 5 feingeschnitzte und 30 flache Muschelringe. Die meisten derselben hatten einen so kleinen Durchmesser, daß sie für Arm- oder Fußschmuck nicht geeignet gewesen und wahrscheinlich zu einer Kette aneinander gereiht getragen worden sind. Ferner entdeckte der Forscher eine große Zahl rötlicher runder Muscheln, die, kunstvoll auf ein Gewebe genäht, die Häuptlingsgürtel bilden, die bis heute noch auf Ponape von außerordentlichem Werte und großer Bedeutung sind. Der Hauptpreis der Ausgrabung waren aber zwölf alte Muscheläxte, von denen einige weiß und stark wie polierter Marmor, scharf geschliffen und mit erstaunlicher Feinheit aus den Riesenmuscheln herausgearbeitet sind. Offenbar sind es seltene Prunkstücke, welche hier gefunden wurden.

An den Küsten sowie in der Nähe des königlichen Palastes der Insel Lele trifft der Reisende ebenfalls alte Riesenmauern. Vielleicht sind es Überreste eines starken Festungssystems, die Arbeit des eingebornen Volkes, welches unter dem Befehl eines intelligenten Herrschers, oder auch das Werk einer unterjochten Nation, die unter der Zuchtrute des Eroberers die Steine schleppen mußte.

Das Rechteck von Pot Falat, d. h. der „hohen Mauer", auf Lele mißt 65 zu 36 m. Die Ringmauer ist wahrscheinlich mehr als 3 m dick gewesen und erreicht noch stellenweise eine Höhe von über 10 m. Es ist staunenswert, wie die Wilden Basaltblöcke von 3 m Länge, 2 m Breite und 1 m Dicke zu einer regelrechten Mauer auftürmen konnten. Christian konnte auf Lele keine Ausgrabungen unternehmen, da ihm die Zeit mangelte. Die Insulaner selbst würden wohl nichts dagegen eingewendet haben, da sie vor dem alten Gemäuer im Gegensatz zu Ponape keine besondere Ehrfurcht oder Scheu äußern.

Im Anschluß an die Riesenmauern wollen wir noch das Riesengeld, welches namentlich auf der Insel Yap gilt, erwähnen. Dort werden nämlich bestimmte Steinsorten, die von den Palau-Inseln geholt und ähnlich wie unsere Mühlsteine hergerichtet sind, als Geld gebraucht. Der Durchmesser eines solchen Wertstückes wechselt von einigen Dezimetern bis zu etwa 4 m. Wer also eine bedeutende Summe zu zahlen hatte, mußte sich schon mit einem Dutzend Zugochsen und

einem soliden Wagen auf den Weg machen. Doch sind diese Geldsorten mehr ein Schaustück als eine wirkliche Tauschmünze. Auf den Palau-Inseln sind stets etwa 100 Steinarbeiter, welche die Häuptlinge von Yap auswählen, beschäftigt, das große Geld aus den Steinbrüchen zu gewinnen. Stücke von 60 Zentner Gewicht sind nicht so selten; ein solches Kleinod soll beinahe 4 m Durchmesser gehabt und 100 Zentner schwer gewesen sein. Es ist nun geradezu geheimnisvoll, wie solche Kolosse 400 km über das offene Meer nach Yap gebracht worden sind. Die kleinen Kanoes dürften doch solchen Lasten, auch wenn sie zahlreich zusammengekoppelt werden, kaum, namentlich nicht auf dem hohen Meere, gewachsen sein. Hatte man früher größere Schiffe? Wer hat sie erbaut, und warum weiß man davon nichts mehr? Solche und Dutzende ähnlicher Fragen kann man sich im Stillen Ozean nur zu häufig stellen, ohne daß auf eine befriedigende Antwort Aussicht vorhanden wäre. Für die gewöhnlichen Tageszwecke werden auf Yap die aufgereihten Schalen der Perlmuschel benutzt. Vielfach sind in den letzten Jahrzehnten auch getrocknete Kokosnußkerne an Zahlungsstatt angenommen worden. Wenn auch bis heute europäische Münzsorten in den Augen der Karoliner keine Gnade gefunden haben, so wird jetzt nach der deutschen Besitzergreifung der goldene und silberne Mammon ohne Zweifel bald den Sieg über die alten Mühlsteine und die Muschelstränge davontragen.

Welchen Wert haben nun die Karolinen als Produktions- und Handelsgebiet?

Zuviel dürfen wir uns wohl nicht versprechen. Zunächst ist schon die Ausdehnung des anbaufähigen Bodens eine ziemlich begrenzte. Dann sind die tropischen Erzeugnisse der Inseln auch von anderswoher und wo möglich billiger zu haben. Hat doch die flaue Nachfrage, z. B. selbst in dem fruchtbaren Kamerun, viele kleinere Unternehmungen der letzten Zeit als unrentabel erwiesen. Ferner wird die Einwohnerzahl des Archipels immer eine verhältnismäßig geringe bleiben müssen, womit dann auch dem Warenaustausch seine Grenzen gezogen sind. Bis jetzt liegt der Handel fast ausschließlich, rund 80 %, in den Händen der Jaluit-Gesellschaft in Hamburg. Diese Gesellschaft ist eine Vereinigung der Firmen „Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln“ und „Hernsheim & Co.“ für den Bereich der Karolinen, Palau-, Marschall- und Gilbert-Inseln mit der Hauptstation Jabor auf Jaluit im Marschall-Archipel. In den Rest des Handelsverkehrs teilen sich eine amerikanische Firma aus San Francisco, die von Kusaie aus arbeitet, und ein japanisches Handelshaus, das aber keine große Bedeutung hat. Die Geschäfte einer spanischen Firma sind seit Einstellung der spanischen Dampferverbindung zwischen Manila und den Karolinen so gut als aufgegeben zu betrachten.

Auf dem ganzen Gebiete finden sich 40 Handelsstationen der Jaluit-Gesellschaft, 1 amerikanische, 2 spanische und 5 japanische Niederlassungen.

Von den Marianen wird Alkohol aus Kokosnüssen nach dem Süden, Kampfer nach Japan und Hongkong verschifft.

Die Karolinen lieferten jährlich 1500 Tonnen Kopra und kleine Mengen von Elfenbeinnüssen, Perlschalen, Schildpatt und Trepang. Der Trepang, welcher wohl vielen unserer Leser unbekannt sein dürfte, ist eine, namentlich

bei den Chinesen, sehr beliebte Delikatesse. Der Trepang wird aus einem Meertiere gewonnen, welches zu den sogen. Seewalzen oder Meergurken gehört. Diese Seewalzen liegen, wie Brehm erzählt, „wie unappetitliche Würste ohne Lebenszeichen auf dem Sande und zwischen den Steinen". Mit eingezogenen Mundfühlern bleiben sie sogar während der Ebbe liegen. Ihre lederartige, rötliche oder braune Haut schützt die Tiere vor der Austrocknung. Ihre Nahrung gewinnt die Seewalze aus dem Korallensand, wovon ein etwa $^1/_3$ m langes Individuum täglich $^2/_5$ Pfund verzehrt. 15 bis 16 solcher Tiere verarbeiten während eines Jahres etwa 18 Kubikfuß Sand.

Der Fang und die Zubereitung der Seewalzen ist von dem Reisenden Semper auf den Palau-Inseln lange Zeit hindurch beobachtet worden. Die erbeuteten Exemplare werden in großen Schalen unter stetem Begießen mit heißem Wasser gedämpft, dann an der Sonne getrocknet, bis alles Seewasser verschwunden ist. Dann werden sie geräuchert und verpackt. Chinesische Kenner unterscheiden 30 verschiedene Qualitäten. Der Gewinn kann nach Umständen ein bedeutender sein. Ein Amerikaner soll bei fünf Trepang-Expeditionen, die ihm 10 337 Dollars kosteten, einen Reingewinn von beinahe 68 000 Dollars erzielt haben.

Wenn nun die Karolinen auch keinen großen Produktions- und Handelswert darstellen, so dürfte doch ihr politischer Wert von Bedeutung sein. Die Entwicklung der europäischen Kulturvölker hat es mit sich gebracht, daß beinahe die ganze Erdoberfläche verteilt ist.

Als Interessensphäre, als Pachtgebiet, als Kohlenstation hat sich jede größere Macht bei der Teilung ein Stück der fernen Weltteile schon im voraus zu sichern gesucht. Zunächst hat schon der reine Besitz des Landes politischen Wert. Es zeigt sich die erstarkte, innerlich gefestigte Großmacht, die auch über die Meere hinaus ihre Ansprüche erhebt. So sehen wir z. B. seit Jahren die Franzosen um die Herrschaft in der menschenarmen Sahara der Tuareg zwischen Algerien und der Gebirgsoase von Air ringen; wir sehen, wie Rußland durch die Wüste von Turan eine strategische Bahn gelegt hat; wir sehen, wie England sich um eine einsame, unbewohnte Klippe im Archipel von Hawaii bemüht hat, um daran sein Kabel Vancouver-Australien zu landen. Infolge der Aufteilung der fremden Erdteile durch die europäischen Großmächte hat, man möchte sagen, jeder Quadratfuß Erde als Besitz oder als Durchgangs- und Verkehrspunkt eine Bedeutung gewonnen, an die vor nicht zu vielen Jahren niemand gedacht hat.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet sind die Karolinen nicht zu unterschätzen.

Zunächst runden sie den deutschen Besitz in der Südsee zu einem gewaltigen Rechteck ab. Der Flächeninhalt der dortigen deutschen Schutzgebiete beträgt rund 253 000 qkm. Man wird sich davon leichter eine Vorstellung machen können, wenn man sich erinnert, daß z. B. das Herzogtum Sachsen-Koburg und Gotha 1958 qkm umfaßt. Der deutsche Anteil hat, wie schon bemerkt, von Süden nach Norden eine Ausdehnung, welche dem Wege von Triest nach dem Nordkap entspricht. Die gerade Linie von der Ost- nach der Westgrenze beträgt nicht ganz die doppelte Entfernung von Eydtkuhnen nach Düsseldorf. Dadurch hat

sich das Deutsche Reich inmitten des Stillen Ozeans einen gewaltig ausgedehnten Besitz, damit aber auch eine noch ausgedehntere Interessensphäre erworben.

Betrachtet man die Lage der Karolinen, so kann man den Gedanken nicht abweisen, daß bei den künftigen Verwicklungen in China und auf den Philippinen, sowie inmitten der ständig wachsenden Bedeutung der andern Pacific-Staaten dieser neuen Erwerbung des Deutschen Reiches ein großer politischer Wert innewohnt.

Joseph Schwarz S. J.

Religiöse Bilder für das katholische Volk.

Bereits im XXXIII. Bande dieser Zeitschrift wurde in einem Artikel hingewiesen auf die Bedeutung und Notwendigkeit kleiner Heiligenbilder, auf die Gefahren und Mißstände, welche bei deren Anfertigung nur zu leicht zu Tage treten. In den letzten Jahren ist in Inhalt und Ausführung solcher Bilder ein bedeutender Aufschwung zu bemerken gewesen. Daß die Stufe künstlerischer Vollkommenheit erreicht sei, wird trotzdem niemand zu behaupten wagen. Ein Rückblick auf die Entstehung dieser kleinen, unscheinbaren, für das Volk bestimmten Kunstwerke dürfte klarstellen, worauf es ankommt, und wie man am sichersten das hohe Ziel erreicht, für billigen Preis die Großen und Kleinen mit Bildchen zu beschenken, die das Auge erfreuen, den Verstand beschäftigen und das Herz veredeln, die des Gebers und des Beschenkten würdig sind.

Wenige wissen, daß wir die Entwicklung des Holzschnittes und Kupferstiches hauptsächlich dem Verlangen nach billigen Heiligenbildchen verdanken. Der erste datierte Holzschnitt ist ein kleines Bild des hl. Christophorus, das der gelehrte Heineken um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Bibliothek der Kartause Buxheim bei Memmingen fand. Das Bild war in den Deckel einer 1417 entstandenen Handschrift aufgeklebt. Es findet sich jetzt in der berühmten Spencerschen Sammlung zu Birmingham und trägt in lateinischer Sprache die Unterschrift: „An welchem Tage du des Christophorus Bild angesehen hast, an dem wirst du eines bösen Todes nicht sterben. 1423.“ [1] Wie man beim Eingange

[1] Cristofori faciem die quacunque videris †: Illa nempe die morte mala non morieris †. Millesimo CCCC° XX° tertio.

der Kirchen eine riesengroße Statue des hl. Christophorus aufstellte, damit jeder mit Andacht zu ihr aufblicken möge mit der vertrauensvollen Bitte, für diesen Tag vor einem plötzlichen, unvorbereiteten Tode bewahrt zu werden, so sollte sein Bildchen in diesem ältesten Holzschnitt an die Wand einer Wohnstube befestigt werden und zum Gebet um einen guten Tod veranlassen. Derartige Gebete gehörten im 15. Jahrhundert zu den am meisten verbreiteten. Das beweisen nicht nur die zahlreichen Bilder des hl. Christophorus, des Patrons eines guten Todes, sondern auch die damals so beliebten Sterbebüchlein und der zweite Teil des „Gegrüßet seist du, Maria" mit seiner Bitte um Hilfe „in der Stunde unseres Todes", der gegen Ende dieses Jahrhunderts allgemein zu werden begann. Veranlaßt und befördert wurden solche Bitten durch öfteres Auftreten heftiger, pestartiger Krankheiten, die ein rasches, unvorhergesehenes Ende brachten.

Der älteste deutsche Kupferstich, dessen Entstehung durch eine Jahreszahl beglaubigt ist, kam 1881 aus der Sammlung Renouvier ins Kupferstichkabinett zu Berlin. Es ist ein Blatt einer aus sieben Bildern bestehenden Darstellung der Leidensgeschichte Christi, zeigt dessen Geißelung und trägt die Jahreszahl 1446. Das kleine Bildchen entstand wohl am Niederrhein und ist gleich den andern Blättern dieser Folge für das Volk bestimmt. Darum betont es die Grausamkeit der Henker und die äußeren Leiden des Herrn in drastischer und packender Weise. Dank einem wertvollen von W. L. Schreiber veröffentlichten Buche[1] ist es leicht, zu erkennen, daß fast alle Holzschnitte und Kupferstiche des 15. Jahrhunderts das waren, was wir heute als „Heiligenbildchen" bezeichnen. Die weitaus größte Zahl dieser Erzeugnisse des 15. Jahrhunderts bietet die Gestalten Christi, seiner Mutter und seiner Heiligen in Einzelfiguren, in Thätigkeit oder in Gruppen. In verhältnismäßig wenigen finden wir die Reliquienschätze von Aachen, Trier, Augsburg u. s. w., Kalenderbilder, Mißgeburten, Karikaturen, Liebesgeschichten und dergleichen Dinge, die das Volk interessieren. Beachtenswert ist, daß manche Dinge, die uns modern erscheinen, schon damals gäng und gäbe waren. So wird auf einer Anzahl dieser Bildchen das Jesuskind dargestellt, auf einem Kissen oder auf einem Kalender sitzend, eine Blume oder einen Vogel haltend und mit der Inschrift:

---

[1] Manuel de l'amateur de la Gravure sur bois et sur métal au 15e siècle. Berlin, Cohn, 1891. Erschienen sind Bd. I—III.

„Ein gut seliges Jahr“ [1]. „Fil iar, iar un(d) e lange lebin.“ „Vil güter Jaur.“

„Ich haiß Ih(esu)s das ist war:
Un gib mich uch zu aim gute Jar.
Und wer mich Im hertzen lieb haut,
Dem gib ich mich an sin leste(n) nat.“

Auf einem Neujahrskärtchen des Jahres 1498 umgeben Engel das Jesuskind und liest man:

„Eyn nye vrolich salich iaer
Gleite und got allen gaer.“

Ein anderes zeigt ein Schiff, worin die Gottesmutter sitzt und Jesus als Kind mit der Rechten das Steuer führt, mit der Linken aber auf ein Schriftband zeigt, das sagt:

„Zuch uff den segel, wir sind am land
und bringen gut ior maniger hand.“

Ein Engel sitzt hinter dem Kinde und bläst in die Trompete, ein anderer klettert oben an dem Mast hinauf, um das Segel einzuziehen. Unten steht die Inschrift:

„Von alexandrien kom ich har gefarn
Und bringte vil gut ior, die wil ich nit sparn.
Ich will sie gebe' umb kleines gelt;
rechtu(n) und got liep han ich da mit wol v(er)gelt.“

Unter einem um 1490 in Schwaben gedruckten Veronikabilde von 130 × 122 mm Größe ist ein frommes Gebet gedruckt:

„Griest siestu hailiges antlit unsers behalters.
In de(n) da schinet die gestalt des götlichen glanczes.
Gedruket in ein schne wisses diechlin
Un gegebe(n) veronice czu ainem zaichen der liebe.
Griest siestu geczierd der welte ain spiegel der hailigen.
Den da begerend czu schowen die hymelsche(n) gaiste.
Reinige uns von alle(n) sinde(n).
Und fieg uns zu der selige(n) gesellschafft.
Griest siestu unser glori in disem hertten hinfliessenden und schwachem leben.
Fier uns czu dem vatterland o du selige figure.
Zu sehend des woneuglich antlit cristi unsers herren.
Bis uns ain sichere hilff ain siesse erkiesong trost und ain schirme.
Das uns nit schade(n) mug die beschwerong unser sünde.
Sondern das wir niessend die ewige ruo. Amen.

---

[1] Schreiber I, 219 f. Vgl. Neujahrswünsche des 15. Jahrhunderts. Herausgegeben von Paul Heitz. Mit 43 Abbildungen in Originalgröße. Straßburg, Heitz, 1891.

So fil sind gegeben tag applas und karen diesem gebet, das ich sy hie nit kund wol begriffen." [1]

In einem Bildchen steht das Jesuskind fischend am Wasser, in einem zweiten schläft es auf einem Kissen liegend, in einem dritten schlägt es mit einem Hammer an eine Glocke, indem es spricht:

„Ich ste unnd klopffe. Ich stee un(d) leut."

In der Mitte dieses Bildes sieht man Maria und Johannes neben dem Gekreuzigten, unten aber die Legende:

„Wer nit ain gantz tagzeit sprechen wöll, der sprech ein Pater noster, so die glock schlecht und gedenck an das leyden Christi und sprech: O Herr Jhesu christe mach unns tailhafftig des verdienstes deines fruchtbaren leidens, das du in diser stund gelitten hast. Amen. Gedruckt zu Augsburg bei sant Ursulen closter am Lech" (vor 1480).

Häufig sind Bilder des heiligsten Herzens [2], des Rosenkranzes und der damals am meisten verehrten Heiligen.

Noch Dürer fertigte viele seiner herrlichen Holzschnitte, Kupferstiche und Radierungen zum Vertrieb unter dem Volke. Er ließ sie auf Jahrmärkten, bei Festen und Wallfahrten durch seine Frau feilbieten. Gute Drucke seiner Blätter sind darum so selten, weil sie von ärmeren Leuten gekauft und als Zimmerschmuck verbraucht wurden [3]. Schon vor seiner Zeit hatten große Künstler ähnlich verfahren. So der oberdeutsche Kupferstecher, welcher 1466 für die Wallfahrer nach Einsiedeln ein schönes Bild der „Engelweihe" der dortigen Kirche stach. Obwohl er uns mehr als 400 verschiedene Blätter hinterlassen hat, kennen wir nur die Anfangsbuchstaben seines Namens: E. S. Seinen Ruhm überstrahlte derjenige des gegen 1450 zu Kolmar gebornen Martin Schongauer. Ihm folgten Michael Wohlgemuth mit seinem Stiefsohne Wilhelm Pleydenwurff und seinem Schüler Albrecht Dürer. Diese großen Meister vervollkommneten nun aber die Technik so sehr, daß die Farben, womit die älteren Holzschnitte und Kupferstiche versehen wurden, als unnötig, ja als nachteilig wegfallen mußten. Die minder geschickten „Briefmaler", so nannte man die Männer, die uns jene Bilder druckten, hatten fast nur Umrißzeichnungen

---

[1] Eine Auswahl ähnlicher Gebete bei Pearson, Die Fronika. Straßburg 1887.

[2] Schreiber I, 227; II, 212 f.; III, 87. 263.

[3] A. v. Eye, Leben Dürers (Nördlingen 1869) S. 325. 412 f. 479. 519. C. v. Lützow, Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes (Berlin, Grote, 1891) S. 101.

gegeben, welche erst durch die Farbe wirksam wurden. Die großen Künstler ahmten dagegen durch ihre Strichelung und Schattierung Farben und Stoffe so glücklich nach, modellierten ihre Gestalten schon durch ihre Zeichnung so sehr, daß Bemalung sie nicht mehr verschönern oder deutlicher machen konnte. Ihre Blätter wurden aber darum teurer, auch weniger kräftig, weniger einfach und populär. Sie erhoben sich zum Range von Kunstwerken und füllten mehr und mehr die Mappen der Liebhaber, statt die Behausung der Armen auszustatten. Die Reformation schadete den Heiligenbildchen dann weiter, indem sie den Markt mit Karikaturen überfüllte, an vielen Orten die Anfertigung heiliger Bilder in Verruf brachte und mit dem Wohlstand den Geschmack verringerte. Die tüchtigeren Holzschneider und Kupferstecher traten in den Dienst reicher Unternehmer und halfen diesen, zahlreiche illustrierte Bücher herauszugeben, die ihrem Talent einen weiteren Spielraum boten und besseren Gewinn in Aussicht stellten. Geringere Kräfte blieben thätig für die Händler, die nicht unterließen, nach wie vor auf Jahrmärkten dem katholischen Volk Heiligenbilder anzubieten. Leider sind nur wenige aus dem 15. bis 19. Jahrhundert erhalten geblieben. Doch ist es dem Schreiber gelungen, allmählich eine Anzahl zu sammeln, die sich in ältere Bücher verloren hatten und so gerettet wurden. Sie zeigen, daß man einerseits zähe an früheren Vorbildern festhielt, anderseits die Bilder, womit illustrierte Bücher ausgestattet wurden, auch einzeln verkaufte. Die Bemalung blieb vielfach in Anwendung, weil das Volk die Farben liebte. Selbst manche gute kleine Kupferstiche kamen nicht ohne rote oder blaue und grüne Übermalung in den Handel. Eine eigenartige Industrie entwickelte sich im vorigen Jahrhundert in Warendorf. Sie überbot alles, was französische „Spitzenbildchen" leisten, bei weitem. Das Material, womit man dort arbeitete, war feines Pergament. Es wurde in der Mitte in Wasserfarben mit dem Brustbilde eines Heiligen bemalt, dann aber rings um dies Bild in der feinsten, filigranartigen Musterung ausgeschnitten. Den Rand behandelte man häufig wie eine feine, wellenförmig endende Spitze. Die Größe dieser mühselig mit der Hand ausgeschnittenen Erzeugnisse eines bewundernswerten Fleißes beginnt mit 4 × 6 cm und steigt bis auf 15 × 25 cm. Sie sollen in einem Kloster entstanden sein und finden sich in Westfalen so zahlreich, daß sie in großen Massen gefertigt werden mußten [1].

[1] Abbildung einer Anzahl solcher Bildchen bei Nordhoff, Die Kunst- und Geschichts-Denkmäler des Kreises Warendorf (Münster, Coppenrath, 1886), Tafel zu S. 41.

An andern Orten hat man sich diese schwierige Arbeit erleichtert und die Ranken oder Muster solcher Bildchen nicht mit dem Messer ausgeschnitten, sondern nur durch Nadelstiche angedeutet, wodurch viel einfachere und billigere Ware entstand. Unsere Sammlung zeigt, daß bis in unsere Zeit in vielen Frauenklöstern die Heiligenbildchen, welche verteilt wurden, mit der Hand gemalt worden sind, und zwar im Stil der Zeit und entsprechend der ascetischen oder mystischen Richtung der betreffenden Häuser. Wahre Muster eines hochgebildeten Geschmackes und einer durch strenge Schulung zur Meisterschaft erhobenen Technik sind die bis vor einem Jahrzehnt in den Häusern der Genossenschaft vom heiligen Kinde Jesu hergestellten Bilder. Sie dürfen sich den besten Miniaturen des Mittelalters an die Seite stellen.

Die italienischen, spanischen und französischen Heiligenbildchen, die auf Spitzen verzichten und Farben verwenden, sind wie unsere deutschen Bildchen durch die Chromolithographie entstanden, jedoch einerseits reicher und energischer in der Farbe, anderseits etwas anders stilisiert, weit moderner, den Gemälden ihres Landes und ihrer Zeit enger verwandt. Es zeigt sich darin, daß der Mensch in allen seinen Erzeugnissen auch gegen seinen Willen von der Art der Lichteffekte seiner Gegend, von der Gestaltung ihrer Bewohner und ihrer Landschaft abhängt. Sie kopiert er unbewußt doch immer wieder. Sehr interessant sind die russischen Heiligenbildchen. Der Güte des Herrn Dr. Vogt verdanke ich eine Anzahl derselben in allen Formaten, von klein Oktav bis groß Folio. Sie sind wie unsere alten Holzschnitte behandelt, mit leichten Farben getönt und stehen in Stil und Zeichnungen alten byzantinischen Gemälden oder Miniaturen des 12. Jahrhunderts sehr nahe.

Bei uns sah es im Anfange dieses Jahrhunderts schlimm aus. Der kirchliche Sinn war durch die Revolution vergewaltigt. Die wenigen Bildchen jener Zeit sind armselige Erzeugnisse, ohne Kraft und Saft, in liederlicher Technik hervorgebracht. In den vierziger Jahren begann sich in Frankreich die Sache insofern zu bessern, als man besser geschulte Kräfte zur Anfertigung herbeizog. Aber die Spitzen wurden zu einer Hauptsache und der Inhalt oder Gegenstand war süßlich. Das Kölner „Organ für christliche Kunst" schrieb 1862 (XII, 129):

„Als eine wahre Kalamität ist es zu bezeichnen, daß die französischen Spitzenbildchen mit ihren sinnlich süßen Darstellungen, mit ihren geistreich sein sollenden Allegorien, mit ihren leichtfertigen Tändeleien in den höchsten Glaubensgeheimnissen

unserem deutschen Publikum so viel Vorliebe abzugewinnen wußten. Wo ist da gesunde Frömmigkeit, wo eine großartige, ernste Auffassung? Es sind Salon-Madonnen, Salon-Heilige, — ein ganzer Himmel voll Parfümerie!

„Von deutschen Fabriken bringen wohl die Gebrüder Benziger die meisten Bildchen in den Handel; in denselben herrscht zum Teil noch der üppigste Zopf des vorigen Jahrhunderts. Die Wohlfeilheit ist ihr ganzer Vorzug. Die Stahlstiche von Mayer in Nürnberg sind charakterlos, aber meist sauber gearbeitet. Die Münchener Fabriken sind in ihren Produkten durchgängig katholisch und brachten frühzeitig farbige Bilder von frömmerer Auffassung, doch fehlt es an Frische. Vieles ist lahm und breit."

Seit jene Worte geschrieben wurden, hat sich vieles zum Besseren gewendet. „Der Verein zur Verbreitung religiöser Bilder" in Düsseldorf erzielte rasch die schönsten Erfolge; seine Erzeugnisse fanden selbst in Paris Anerkennung und Absatz. Er machte nicht nur die Gemälde der neuen Schule, eines Deger, Müller, Ittenbach, Steinle u. a., sondern auch die besten, echt religiösen Werke älterer Maler zum Gemeingut fast der ganzen katholischen Welt [1]. Technik und Ausstattung waren meisterhaft. Aber ein Übelstand trat doch hindernd in den Weg. Der feine Kupferdruck konnte nur eine Farbe bieten; er entbehrte der kräftigen, ebenso einfachen als festen Sprache, an die unser Volk gewohnt ist. Bald entstanden dem Düsseldorfer Verein Mitbewerber in Frankfurt a. M. und in Köln. Der „Martin Schön-Verein" in der zuerst genannten Stadt bot nur Reproduktionen nach Werken des Meisters, dessen Namen er trug. Seine farbigen Bilder waren schön und preiswürdig. So sehr jedoch die Kraft der Zeichnung und die Farbe anzogen, diese alten Bilder wollten in ihrer für das 15. Jahrhundert geschaffenen Form dem deutschen Publikum des 19. nicht gefallen. Sie waren von Archäologen in den Vordergrund gestellt und fanden fast nur bei begeisterten Vertretern der mittelalterlichen Kunst, nicht aber im Volke Abnehmer. Auch die Versuche des Vereins vom heiligen Grabe, in kleinerer Form, die sich einem Gebetbuch anpaßt, ältere Vorbilder in freierer Form in Farbendruck nachzuahmen, hatten nicht den gewünschten Erfolg. Der Druck ließ zu wünschen übrig; die Preise blieben ziemlich hoch.

Die Belgische Gesellschaft des hl. Lukas, die in planmäßiger Schulung eine Reihe von Künstlern groß zog, welche auf allen Gebieten kirchlicher Kunst stilgerechte Meisterwerke lieferten, fand in opferwilligen Verlegern nachdrückliche Unterstützung. Die Heiligenbilder der großen Geschäfte van

[1] Vgl. Organ XII (1862), 130; XVII (1867), 40 f.

de Wyvere-Petit zu Bruges-Lille und der Société de Saint Augustin, Desclée, de Brouwer et Cie. zu Lille entsprechen den übrigen Leistungen der großen Vereinigung christlicher Maler, Bildhauer und Architekten in Belgien. Sie sind in einem einfachen gotischen Stil gehalten, der strenge Formen, klare Linien und moderne Korrektheit der Technik miteinander zu verbinden sucht, zuweilen aber etwas leer und schablonenhaft erscheint.

In Deutschland versuchte man nach dem Eingehen des Martin Schön-Vereins verschiedene andere Wege. Das Schönste hat uns unstreitig Wien geliefert. Die Miniaturen des großen Missale von Reiß und die farbigen Holzschnitte von Knöpfler sind in jeder Hinsicht tadellos, ja das sagt zu wenig, sie sind alles Lobes wert, aber für das Volk, für die Schulkinder zu schön und zu teuer. Pustet hat in Wien einige Serien farbiger Heiligenbilder herstellen lassen, die noch preiswürdiger und vornehmer sind. Sie bieten das Allerbeste, was man im Fache der Heiligenbilder sehen kann. Aber eben darum konnten sie keinen Massenabsatz im Volke finden. Sehr gute Sachen derselben Art sind die Erzeugnisse des „Verlags des katholischen Waisenhilfsvereins in Wien“, in neuester Zeit die zu Wien hergestellten, von Florenz aus vertriebenen Engel des Fra Angelico und andere Bilder derselben Art.

Für die Massenverbreitung arbeiteten dagegen besonders Benziger in Einsiedeln, Kühlen in M.-Gladbach und Poellath in Schrobenhausen. Letzterer hatte im Jahre 1887 einen Vorrat von 20 Millionen Bilder auf Lager und ließ nicht nur bei Kühlen, sondern auch bei Bauer in Höchst manches anfertigen. Während die besseren Wiener Bilder Farbenholzschnitte, darum teurer und feiner sind, liefern jene drei großen Firmen nur Farbendrucke, die mit Steinen hergestellt sind. Die klare, feste, einfache Konturzeichnung der Holzschnitte klingt freilich in den besseren Bildern noch durch, aber die koloristische Behandlung, wie sie auch in der modernen Malerei herrscht, gewann die Oberhand. Einflußreich war in dieser Hinsicht eine von Opbacher zu München begonnene Konkurrenz. Er gab auf Glanzpapier Brustbilder der Heiligen, die natürlich ausdrucksvollere Züge zeigten und modern gehalten waren. Daß man besonders in reicheren Mädchenpensionaten mit Eifer nach solchen Bildchen greifen werde, ließ sich erwarten. Von den übrigen Verlegern wurden sie nachgeahmt, ohne daß die Feinheit der Technik und die Güte der Zeichnung, die den Münchener Künstlern Ehre machten, durchgehends erreicht wurden. Sie führten einesteils einen richtigen Gedanken aus, steigerten anderseits das,

was wir als Erbfehler unserer modernen Bilderfabrikation ansehen, aufs höchste. Gut war, daß der enge Raum eines den Gebetbüchern unserer Zeit notwendigerweise angepaßten Bildchens berücksichtigt wurde. Statt ganzer Figuren und Gruppen sogar mit ornamentaler oder architektonischer Umrahmung erhalten wir nur ein Brustbild. Das Gesicht wird so groß, daß es Ausdruck erhalten kann, die Umrahmung aber stört nicht den Gesamteindruck. Wie oft ist in andern Bildchen diese Umrahmung ebenso stillos als anspruchsvoll! Das kommt zum großen Teil daher, daß unsern deutschen Bilderfabrikanten als Ideal vorschwebt, eine Miniatur oder ein kleines Gemälde zu liefern. Sie wollen mit der Maschine die Leistungen einer geschulten Künstlerhand nachahmen und ins Tausendfache vermehren. Die Lithographie ist leider bis jetzt eine reproduzierende Kunst gewesen. Wir besitzen darum noch keinen Meister, der den lithographischen Farbendruck in seiner Eigenart vollkommen begriff und künstlerisch ausbildete. Müßte denn nicht wie bei einem stilgerechten Holzschnitt oder Kupferstich auch die Natur der Platte, womit gedruckt wurde, vollkommen gewahrt bleiben, darf sie vertuscht werden? Strixner hat in seiner Herausgabe der Boisseréeschen Bilder in der Münchener Galerie freilich in vortrefflicher Weise den lithographischen Stein behandelt und die rechte Methode gelehrt. Er fand aber wenige Nachahmer.

Einen sehr wichtigen Versuch zur Reform der Heiligenbilder unternimmt soeben zu Wien die Leo-Gesellschaft. Ein Wagnis ist es, weil viel Geld, viel Kraft in das Unternehmen gesteckt werden muß, und weil neue Wege in einer seit vielen Jahren von leistungsfähigen Firmen betretenen Bahn nicht leicht zum erwünschten Ziele führen. Das wird durch zwei Umstände um so schwieriger. Erstens haben die alten bewährten Verleger ihre feste Kundschaft, die durch gewandte Reisende festgehalten wird; zweitens besitzen sie eine große Erfahrung, wodurch sie fast mit statistischer Genauigkeit berechnen können, was das liebe Publikum will, schön findet, kauft und gut bezahlt. Man muß in einem Bilderladen, einer Devotionalienhandlung zugesehen haben, wie Bilder ausgesucht und beurteilt werden. Ein großer Fabrikant mag noch so sehr für christliche Kunst, selbst für die Kunst des Mittelalters und ihre heutige Reproduktion begeistert, zu Opfern bereit sein, er bleibt aber Geschäftsmann, muß seinen Konkurrenten gegenüber und um seine Fabrik oder Kunstanstalt in Gang zu halten, für den Absatz sorgen, also dem Geschmack der Abnehmer sich wenigstens in einer Anzahl der Erzeugnisse anbequemen. Kunst geht nach Brot, und das

Kunsthandwerk hängt weit mehr als Idealisten und Schwärmer glauben vom Geschmack kauffähiger Besteller ab. Somit werden wir immer mit der Thatsache rechnen müssen, daß das, was heute gemacht und massenhaft verkauft wird, dem Geschmacke der Zeit paßt. Daß man ihn bilden, ihn veredeln soll, ist zweifellos. Je mehr er gehoben wird, desto besser werden unsere Bildchen. Geschmack und Bildchen sind eben Dinge, die sich gegenseitig beeinflussen. Je nach ihrem Geschmack kaufen die Leute, meist sind es nicht Männer, wenn man von der Geistlichkeit absieht, die angebotenen Bildchen; diese Bildchen aber sollen auch den Geschmack wenigstens allmählich heben. Ihn zu heben, einem geläuterten Geschmack entgegenzukommen mit vollkommeneren Gaben, ist das edle Bestreben der österreichischen Leo-Gesellschaft bei Herausgabe ihrer „klassischen Andachtsbilder". Ihr Programm sagt:

„Es sollen nur Bilder von hohem, allgemein anerkanntem Kunstwerte zur Veröffentlichung gelangen, welche zugleich inhaltlich geeignet sind, den religiösen Sinn des katholischen Volkes zu heben und seine Vorstellungsweise zu läutern, formell aber dem Stilgefühle unserer Zeit nicht widersprechen. Unter diesen Voraussetzungen werden (da es sich um ein Unternehmen handelt, welches den Katholiken aller Nationen zu gute kommen mag) die Kunstleistungen aller Völker und soweit thunlich aller Zeiten Berücksichtigung finden."

Hervorgehoben wird, daß im Vorrat „nur zum allergeringsten Teile allgemein bekannte Bilder enthalten sind, daß vielmehr ein Großteil überhaupt noch nie veröffentlicht worden war und endlich die weitaus größte Zahl aus solchen besteht, welche bisher dem Laien unbekannt und selbst dem Fachmanne schwer erreichbar waren".

Es „wird die Reproduktion derselben in der best erreichbaren Weise erfolgen — es sollen die modernen Errungenschaften auf dem Gebiete der vervielfältigenden Künste in ihrer Vollendung in den Dienst der Religion gestellt werden. Gemälde des k. k. Hofmuseums sind zumeist in Lichtdruck nachgebildet; andere Bilder wurden mit Zuhilfenahme der Photographie durch Steindruck vervielfältigt; auch der Kupferstich mußte herangezogen werden. Bei weitem die meisten Bilder sind jedoch durch Zinkographie oder Autotypie auf dem Wege des Buchdrucks hergestellt, mit welcher Aufgabe zwei Weltfirmen ersten Ranges: die Hof-Kunstanstalt Angerer & Göschl und die Druckerei Friedrich Jasper betraut worden sind. Alles in allem genommen, darf man behaupten, daß die vielgerühmte Kunst der Wiener Vervielfältigungsanstalten sich in unserem Werke auf der vollen Höhe ihrer Leistungsfähigkeit gezeigt hat, nicht zuletzt auch nach der Seite hin, daß wir in der Lage sein werden, die einzelnen Bilder zu mäßigen Preisen abzulassen.

Hinsichtlich der Ausstattung ist weiter zu bemerken, daß wir, um dem allgemein herrschenden Geschmack entgegenzukommen, für nötig erachtet haben, jedes Blatt ohne Ausnahme irgendwie, sei es auch nur mit einem Tone, zu illuminieren. Für das Kolorit der altdeutschen Kupferstiche und Holzschnitte haben Dürer und andere zeitgenössische Meister das Vorbild gegeben; in andern Fällen trat eine

farbige Umrahmung hinzu, die sich regelmäßig an klassische Muster, wie besonders an französische Miniaturen des 15. Jahrhunderts, anschließt."

Ein Hauptziel ist „Hebung des ästhetischen Sinnes im Volke. Wie viele Tausende mag es geben, die nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben ein wahrhaft schönes Bild ihr eigen nannten! Und nun tritt der Bilderschatz der Leo-Gesellschaft gleich einem wandernden Museum an sie heran, dringt in die tiefsten Thäler, in die entlegensten Ortschaften, und die Allerärmsten werden nun in der Lage sein, sich in den Besitz von unerreicht treuen Nachdrücken eines Rafael, eines Dürer, eines Führich zu setzen, und sie werden vielleicht gerade durch den Gegensatz dessen, was sie bisher von religiösen Darstellungen gewohnt waren, sich an dem Besitz des Schönen mehr und mehr erfreuen, ja sich allmählich an das Schöne gewöhnen, wofür sie von Hause aus empfänglich sind, das ihnen bisher nur vorenthalten worden war.

Und ist es endlich zu kühn, zu glauben, daß dieser Fortschritt — wie man einen derartigen Umschwung wohl mit dem vollsten Rechte nennen darf — selbst nicht ohne günstigen Einfluß bleiben werde auf die künftige Richtung wenigstens der religiösen Kunst? Die wahre Kunst wurzelt im Volke, und ihr wird, was zur Hebung des Schönheitssinnes im Volke geschieht, früher oder später zu gute kommen."

Das sind schöne Grundsätze, Bestrebungen und Hoffnungen. Eine Musterung der vorliegenden Bilder legt beredtes Zeugnis ab für den Eifer und die Vielseitigkeit der Förderer und Leiter des Werkes. Die Verschiedenheit der Reproduktionsarten bietet großen Wechsel, die uns vorgeführten Meisterwerke sind vortrefflich. Einige Bilder sind auf glattes Papier, andere auf gekörntes oder geripptes gedruckt. Das mit Dornen gekrönte Antlitz Christi, ein Meisterwerk Dürers, ist so gedruckt, als wenn es auf Leinwand stände, erinnert also daran, daß der große Mann viele einfache, bemalte „Tüchlein" verkaufte. Die Vorlage zum frommen Bilde der heiligsten Dreifaltigkeit (der thronende Vater hält die hinsinkende Leiche des Sohnes in den Armen, um sie der Christenheit zu zeigen) ist dem Antipendium des berühmten Burgundischen Meßornates im kunsthistorischen Museum zu Wien entnommen. Die Reproduktion macht den Eindruck einer feinen Stickerei auf gewebtem Goldgrund. Sehr beachtenswert sind manche mit leichten Farben getönte Zeichnungen. Darin ist das System befolgt, welches Seitz in einer Reihe kleiner Heiligenbilder befolgte, die bei Herder erschienen[1]. Es knüpft an die alten kolorierten Holzschnitte an, betont die Kontur, füllt und hebt sie mit Farbe. Die in Quart (215 × 165 mm) gehaltenen Bilder der Herzen Jesu und Mariä haben den großen Vorteil, wirklich gedruckte Bilder zu sein und zu scheinen, die Art ihrer Entstehung nicht zu verleugnen und als kleine Kunstwerke ihrer Art sich zu präsentieren.

[1] Vgl. diese Zeitschrift 42 (1892), 233.

Wenn unsere Kritik sich nun erlaubt, auch ein Wort beizufügen, so geschieht es, um auf Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die dem Unternehmen nicht erspart werden können. Dürers Holzschnitte und Kupferstiche mit Farbe, ja mit Gold zu versehen, ist ein gefährliches Unternehmen. Der große Meister hat durch die hohe Vollkommenheit seiner Technik, durch seine Schattierung und Modellierung die Farbe älterer Holzschnitte ja überflüssig gemacht. Wird nicht das herrliche Blatt „Der hl. Hubertus" dadurch geschädigt, daß man ihm gekörntes Papier untergelegt und für die Waffen des Ritters und das Geweih des Hirsches Gold aufgelegt hat? Gemälde nicht einfach mit Grau oder Schwarz auf Weiß wiederzugeben, sondern im Tone nachzuhelfen, ist vortrefflich. Aber nur nicht zu viel mattes, körniges Gold, nur keine Umrahmung, die zum Stil und zur Zeit des Mittelstückes kaum paßt. Dann aber kommt zuletzt die Hauptsache mit der Frage: „Ist jedes Kunstwerk, das bei Gebildeten aller Nationen und Zeiten der Bewunderung sicher ist, in einer Reproduktion auch für das Volk als Andachtsbild, für deutsche Kinder des 20. Jahrhunderts als Zeichen des Fleißes verwertbar?" Die Frage wird in ihrer Allgemeinheit ohne weiteres von jedem mit „Nein" beantwortet werden. Hinsichtlich der einzelnen Bilder aber wird je nach den Umständen Verständigung leichter oder schwerer zu erzielen sein. Ein Bild, in dem der hl. Nikolaus von Bari die Familie eines Stifters der Gottesmutter empfiehlt, dürfte doch zu individuell sein, um volkstümlich zu werden. Dürers Madonnen werden unsere Zeitgenossen vielfach zu handgreiflich erinnern an deutsche Frauen und Verhältnisse, wie sie in Nürnberg vor dreihundert Jahren waren. Jedenfalls wird das Komitee sehr interessante Beobachtungen machen können, wenn es nach einigen Jahren berechnet, wie viele tausend Exemplare von jedem einzelnen Bilde abgingen. Das wird uns einen neuen Maßstab bieten zur Beurteilung des Geschmackes, des Willens und der Bereitwilligkeit der Masse, der Käufer. Diese erste „Emission" soll gleichsam das Terrain sondieren. Sie gleicht zahlreichen, weit vorgeschobenen Posten, die Fühlung suchen mit der andern Armee. Mag auch nicht jedes einzelne Bild Erfolg erringen, es bleibt doch ein Teil des groß angelegten Planes, eines vielseitigen Unternehmens, das bis dahin in seiner Art seinesgleichen nicht hatte. Unser dringender Wunsch geht darum dahin, Geistliche und Lehrer möchten das Unternehmen unterstützen helfen, damit an diesen ersten Proben reiche Erfahrungen gesammelt und mittelst derselben der rechte Weg klar gestellt werde.

Die große Kunstanstalt von B. Kühlen in M.-Gladbach, die wohl im Fache der Heiligenbildchen obenan steht, hat durch eine Reihe von Veröffentlichungen in letzter Zeit bewiesen, mit welchem Ernst und Eifer ihr Leiter und Besitzer der echten christkatholischen Kunst zu dienen gewillt ist. Seine Rosa mystica ist eine treffliche Leistung. Ihre sechzehn von Bernhard Kraus gezeichneten Blätter schildern in richtigen, energischen Zügen nach Art der Holzschnitte des ausgehenden 16. Jahrhunderts die Geheimnisse des Rosenkranzes[1]. Wertvoll sind die beiden von Commans gezeichneten, dem Franziskanerorden gewidmeten Werke[2]. In dem ersteren hat der erfahrene Meister zwölf Heilige des Ordens in großer Gestalt gegeben. Dieselben Zeichnungen von 19 × 33 cm sind dann auf 14½ × 25 und auf 10 × 17½ cm verkleinert worden. Jedes der großen Blätter kostet 20 *Pf.*, jedes der kleineren 12 resp. 6 *Pf.* Die Mappen mit je 12 Bildern kosten *M.* 2.50, 1.50 und 75 *Pf.*, leider noch immer etwas viel, wenn eine Massenverbreitung erfolgen soll. Sehr erfreulich ist das erste Blatt: S. Bonaventura, Doctor Seraphicus. Der Heilige sitzt lehrend neben seinem Pulte. Die edle Konturzeichnung aber ist mit einigen leichten Farben reinlich und harmonisch gefüllt. Das ist ein Blatt, wie wir es für unser Volk wünschen, einfach, vornehm und doch anspruchslos. Das zweite Werk Commans' hat bedeutend gewonnen, weil Kühlen, in dessen Verlag es überging, eine zweite Tonplatte über die Blätter gehen ließ, wodurch sie nun aufgehöhte Lichter haben und weit mehr Leben zeigen. Schreiber meint seit langer Zeit, in diesem System klar gezeichneter Bilder mit wenigen lebhaften Farben lägen die Keime zu einem rechten Fortschritt. Das zur Vollendung ausgereifte, ebenso schöne als stilvolle, billige und wirksame Heiligenbildchen der Zukunft müsse durch Pflege und Weiterentwicklung dieses Systems gewonnen werden. Die beiden v. Oer-Serien mit je 6 Darstellungen (Größe 7 × 12½ pro 100 *M.* 2.40, 5½ × 19 pro 100 *M.* 1.60) reproduzieren Gemälde der bekannten Malerin. Sie betonen die Konturen, sind trotz ihrer vielen Farben und obwohl auf einzelnen Blättchen viele Figürchen sich drängen, recht rein gedruckt, ansprechend und wirklich billig. Wer sich darin ergiebt, daß in den Heiligenbildern den Miniaturen eine Konkurrenz gemacht, auf minimalem Raum ein farbiges Gemälde mit der Maschine reproduziert wird, der muß solchen

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift 56 (1899), 236.

[2] Vgl. a. a. O. 40 (1891), 487; 49 (1895), 334.

Leistungen mit voller Anerkennung entgegenkommen. Sie bieten den Käufern das, was diese heute nun einmal suchen, und zwar so, daß echte Kunst, Ernst und Belehrung in ihren wesentlichen Rechten nicht beeinträchtigt werden. In der Art belgischer Bildchen, aber tiefer und energischer hinsichtlich der Farbe, ist die neue Serie 1070 mit Darstellungen des Herrn, seiner Mutter und der lateinischen Kirchenväter. Fünf Bildchen einer neuen Serie 1003 erinnern doch sehr an Kleinsche Zeichnung und Wiener Art. Der Farbenholzschnitt ist in glücklicher Art in lithographischen Farbendruck umgewandelt und ein billiges Resultat erzielt.

Ein weiter Weg führt von den ältesten Heiligenbildchen im einfachen Holzschnitt und Kupferstich mit dünner Farbengebung bis zu solchen Leistungen auf Glanzpapier mit zehn, zwölf und noch mehr glänzenden Farben, mit Gold in den Nimben und Hintergründen. Vierhundert Jahre liegen dazwischen. Wir sind anspruchsvoller. Die Fortschritte der Technik wagen jedem Anspruch Genüge zu leisten. Lassen wir uns nur nicht zu weit hinreißen durch das, was den Sinnen schmeichelt. Vergessen wir nie, daß im christlichen Kunstwerk, besonders in dem für unser Volk bestimmten, die Idee, der Inhalt die Oberhand behalten muß, daß unsere Dogmen Ernst, daß unsere Sittenlehre unausgesetzt Enthaltsamkeit und Mäßigung predigen. Auch abgesehen vom erziehlichen Zwecke, dem Heiligenbildchen doch dienen sollen, gilt selbst vom rein künstlerischen Standpunkt die Regel, man solle besonders in Dingen, die für das Volk bestimmt sind, mit geringen Mitteln Großes erstreben. Nur wer das Sinnenfällige auf das Nötigste beschränkt, ist ein großer Künstler. Kleine Geister suchen durch Reichtum und Pracht die edeln Formen der Schönheit zu ergänzen, deren Mangel durch Nebendinge scheinbar zu ersetzen. Unserem Volk, unsern Kindern ziemt das Beste in einfacher Form, auch wenn es sich nur um kleine Heiligenbildchen handelt.

Steph. Beissel S. J.

J. K. Huysmans und seine „Kathedrale“.

„Was halten denn Sie von dem so hochgepriesenen Buch des jetzt auch in Deutschland wiederholt von Freund und Feind auf den Leuchter gehobenen Huysmans? Ich weiß wirklich nicht, was ich aus dieser ‚Kathedrale‘ machen soll — eine Kirche, ein Museum oder eine Zwingburg.“

Wie diesem Freunde wird es noch manchem Leser des Werkes ergangen sein, der es auf die Lobpreisungen der verschiedensten Blätter hin als eine epochemachende Schöpfung des modernen katholischen Genius in Frankreich genießen wollte. Wie mancher wird über die ersten 50—100 Seiten überhaupt nicht hinausgekommen sein und das Buch schließend gedacht haben: Nun, wenn das die moderne Litteratur sein soll — ich danke, kurzweilig ist sie jedenfalls nicht.

Das Befremden des nicht eingeweihten Lesers dieser eigentümlichen Schöpfung hat einen Hauptgrund darin, daß er sie mit dem Erwarten öffnet, einen Roman oder wenigstens so etwas wie eine Erzählung im hergebrachten Sinne in Händen zu haben. So liest er denn Seite um Seite, kämpft sich durch Sturm und Regen und Finsternis vor bis in die Kathedrale, kniet erschöpft mit dem Helden vor dem alten Gnadenbild nieder, und in Erwartung, daß „die Mutter aufwache“, studiert er mit ihm die Lichteffekte der ersten Dämmerung in den hohen bunten Fenstern und ruft sich mit ihm die Geschichte der Erscheinungen von La Salette und Lourdes sowie die späteren Schicksale dieser Gnadenorte ins Gedächtnis; er vergleicht Lasserres minderwertige Prosa mit dem glänzenden, fürchterlich auflagereichen Stil Zolas und merkt unterdessen, daß das Lichtspiel in den Fenstern lebhafter und der Zuzug frommer Beterinnen lebendiger wird. Durch 40 Seiten hat er sich so glücklich hindurchgelesen und lebt der Hoffnung, nun müsse sich endlich doch irgend etwas anspinnen, was dem Faden einer Erzählung gleichen könnte. Natürlich sieht er sich immer und immer wieder in dieser Hoffnung getäuscht; denn die Reflexionen über Archäologie und vieles andere heben auch in der Krypta wieder an, in die der Held sich nach dem ersten Kapitel hinabbegiebt. Eine tief religiöse Beschreibung oder vielmehr Betrachtung der Zeremonien der heiligen Messe (92—99) wird den Leser erbauen, aber er wird es Erbauung zur Unzeit nennen.

Für den Eingeweihten giebt es solche Enttäuschungen nicht. Denn wer Huysmans und seine letzten Werke kennt, weiß, daß der Dichter eben keine Romane oder Erzählungen schreiben will, daß er bereits seit seinem A rebours (1884) aufgehört hat, so ausgetretene Pfade zu wandeln, wie dies auch der allermodernste Roman doch thut, wenn er irgend eine Handlung zum Gegenstand hat. In A rebours heißt es zur Charakteristik der Art, es sei eine Schilderung „ohne Hinblick auf Reform oder Satire, ohne Bedürfnis eines künstlich hergerichteten Schlusses, eine Geschichte ohne Intrigue und Handlung“. Es sind lose aneinandergereihte, meist durch eine Persönlichkeit wohl oder übel zusammengehaltene Blätter,

in denen der Verfasser bald den Künstler bald den Gelehrten bald den Moralisten u. s. w. hervorkehrt, wie es ihm eben paßt. Das „ohne Hinblick auf Reform“ darf nicht zu sehr gepreßt werden; Huysmans mag wollen oder nicht, er sagt doch seine Meinung nur deshalb so entschieden, daß man sie höre und in Betracht ziehe. Außerdem muß bei der „Kathedrale“ berücksichtigt werden, daß sie kein für sich allein dastehendes Buch ist. Sie bildet den dritten Teil eines noch nicht fertigen Ganzen; sie übernimmt aus den vorhergehenden Bänden den Helden in einer gewissen Geistesverfassung und entläßt ihn nach einigen inneren, nicht abgeschlossenen Kämpfen zu einer neuen Lebensstation, auf der er vielleicht endlich den Frieden findet. 1891 erschien der erste Teil dieses großartig angelegten autobiographischen Seelengemäldes unter dem Titel Là-bas, der uns einen Modernen im letzten Stadium der Verirrung und dem ersten noch irrenden Tasten zum Ausgang schildert. Der Held ist Durtal, „der Typus einer Geistesstimmung des modernen Frankreichs, die nicht wenige und nicht die Schlechtesten der Nation ergriffen hat.

„In Là-bas, wo er uns zuerst entgegentritt, ist er noch nicht viel mehr, als ein begabter junger Schriftsteller, der, im ganzen genommen, das sittenlose Leben seiner Genossen gelebt hat. Wenn er sich davon abgewendet hat, so ist das weniger ein positiver Willensakt denn eine Erschlaffung aus Übersättigung. Dennoch ist er nicht am Ende seines Lebensinteresses angekommen. Er schreibt die Biographie eines gewissen Gilles de Rais, und stückweise, wie es entsteht, wird das Manuskript dem Leser mitgeteilt. Als Motto vor dieser Biographie könnte das Platensche Wort stehen: ‚Abgründe giebt es im Gemüte', die tiefer als die Hölle sind.‘ In diese Abgründe — daher Là-bas — versenkt sich Durtal und zwar nicht nur, soweit er sich über sie aus den Dokumenten über seinen unheimlichen Ritter aus der Zeit Karls VII. unterrichten kann, sondern auch im wirklichen Leben. Denn im modernen Paris giebt es Anhänger des Katholizismus à rebours, des Satanismus, jener seltsamen Geistesrichtung, die Gott und alles Heilige in der furchtbarsten Weise lästert, aber nicht aus Unglauben, sondern weil sie eben an einen Gott glaubt. Was man in diesem Buche über den Satanismus und seinen Dienst, die schwarze Messe, lesen kann, geht weit über alles hinaus, was sich die Phantasie eines Durchschnittsmenschen zu ersinnen vermag, und trägt schon darum den Stempel der Wahrscheinlichkeit. [?] Durtal geht in diesem grausigen Hexensabbat nicht unter. Er bewahrt stets die kühle Ruhe des unbeteiligten Beobachters. Nachdem er aber so die Erde und die Hölle durchwandert hat, ist man nicht erstaunt, in dem nächsten Buch ihn nach dem Himmel ‚unterwegs‘ zu finden.“ [1]

Dieses Buch trägt darum den Titel En route. Durtal sucht den Frieden in der Kirche und zwar in erster Linie dort, wo er nach poetischen Ideen am ehesten zu finden ist. Er zieht sich aus dem litterarischen Getriebe der Weltstadt zurück und bringt einige Zeit in einem Trappistenkloster zu, wo er mit großem Trost das Leben der Mönche teilt. Aber er ist trotz seines Hanges zur Betrachtung und Absonderung keine Natur für La Trappe, und so findet er auf die Dauer nicht das Gesuchte. Er kehrt nach Paris zu seinem Freund und

---

[1] Vgl. „Liter. Echo“ I, 1208.

Seelenführer zurück und lebt in der Nähe eines stillen Gnadenbildes, N. D. de l'âtre, nur seinen Studien und seiner Seele. Zu Anfang der „Kathedrale“, dem dritten Bande dieser religiösen Entdeckungsreise, finden wir Durtal schon seit einigen Wochen in Chartres.

„Seit er von La Trappe nach Paris zurückgekehrt war, lebte er in einem schrecklichen Zustand geistlicher Anämie. Die Seele hütete das Zimmer, stand kaum auf, dehnte sich auf einer Chaiselongue, schläferte hin in der Lauheit einer Entkräftung, welche das Geplapper des ganz mündlichen Gebetes noch mehr einlullte, eines Gebetes, das sich abwickelte wie eine aus dem Geschick gebrachte Maschine, deren Feder von selbst läuft und sich, ohne daß man daran rührt, im Leeren bewegt. Einigemal freilich gelangte er aus Empörung dazu, sich zusammenzunehmen, das in Unordnung geratene Uhrwerk seiner Bitten anzuhalten, und er versuchte dann sich zu erforschen, sich aus einiger Höhe selbstzubeschauen, mit einem Blicke die verschwommenen Perspektiven seines Wesens zu umfassen. Und vor den im Nebel verlorenen Wohnungen seiner Seele dachte er an eine seltsame Verschmelzung der Offenbarungen der hl. Theresia und der Erzählungen Edgar Poës“ (40).

Und wie er so sein innerliches Elend überdenkt, kommt er zum Schluß:

„La Trappe hat mich gebrochen. Es hat mich von der Begierlichkeit befreit, aber nur um mich mit Krankheiten zu überhäufen, die ich nicht kannte, bevor ich bei ihm in Behandlung war. Es, das so demütig ist, hat mir die Eitelkeit vermehrt und den Stolz verzehnfacht; dann hat es mich ziehen lassen so schwach und müde als je; seitdem habe ich diese Schwäche nicht mehr überwinden können, noch nie habe ich der mystischen Stärkung [der heiligen Kommunion], die mir so nötig ist, wenn ich Gott nicht absterben soll, Geschmack abgewinnen können. Und zum hundertsten Male fragte er sich: Bin ich wirklich glücklicher als vor meiner Bekehrung? und mußte trotz allem — wollte er nicht lügen — diese Frage bejahen“ (44).

Um aus sich selbst klar zu werden, suchte Durtal wieder den Abbé Gevrésin auf, den er vor seiner Reise nach La Trappe kennen gelernt hatte. Dieser übernahm dann auf seine Bitte vollständig seine Seelenleitung und befahl ihm trotz seines „Unverlangens“ zu kommunizieren. Dieser Abbé Gevrésin ist eine ungemein sympathische Figur, in gewissem Sinne ein Musterpriester und Seelenführer, sanft, fest, mitleidig, voll Welt- und Menschenkenntnis und auch so gebildet, daß er dem schwer zu befriedigenden Durtal imponiert. Seine Grundsätze sind trefflich, in der Anwendung hält er sich frei von jeder Übertreibung und Übereilung; er steht dem Gebaren seines Beichtkindes mit einer geduldigen Ruhe gegenüber, sucht mehr in der alten Richtung zu erhalten, als in eine neue zu drängen, ehe er die Zeit gekommen sieht. Aus der ganzen Schilderung dieses Charakters ersieht man, daß Huysmans hier mit dankbarem Herzen porträtiert hat. Neben der Leitung dieses Geistlichen nimmt bei Durtal aber noch eine andere Leitung eine nicht unwesentliche Stelle ein: die der Köchin des Pfarrers, Madame Céleste Bavoil. Ist Gevrésin in gewissem Sinn der offizielle Fachmann in der Führung, der nach bewährten allgemein gültigen Vorschriften gleichsam spekulativ-praktisch vorangeht, so ist die Köchin die subjektive, nach eigenen Er-

fahrungen handelnde, mit ihrem aus außerordentlich hoher Mystik und dabei einem seltenen gesunden Menschenverstand eigentümlich gemischten Wesen, ihrer entschieden kurz angebundenen und doch gütigen Art für den mystisch grüblerisch angelegten Durtal wie eigens geschaffene Seelenmutter. Ob Durtal wirklich jemals ein solches Exemplar von Frau gekannt hat, mag füglich bezweifelt werden; jedenfalls aber hat er es verstanden, sie uns, bis auf einzelne Kleinigkeiten vielleicht, recht glaubhaft zu machen. Außer dem bis auf das durchscheinende Fischbein des Korsetts genau beschriebenen Äußeren der Dame, giebt uns Durtal auch die Geschichte ihrer Seele. Die Jahre ihrer Jugend hat sie auf Wallfahrten durch ganz Europa zugebracht.

„Wo immer die Jungfrau ein Heiligtum hatte, dorthin begab sie sich, ein Päckchen mit Wäsche in der einen Hand, einen Regenschirm in der andern, ein Kreuz von Weißblech auf der Brust, einen Rosenkranz am Gürtel. Laut einem Taschenbuch, in das sie jeden Morgen schrieb, hatte sie auf diese Weise 10 000 und 500 Meilen zu Fuß zurückgelegt“ (47).

Auch jetzt, wo sie durch eine wunderbare Fügung des Himmels den Haushalt des Herrn Gevrésin übernommen hat, lebt sie streng wie eine Nonne von Milch, Brot und Honig. Sie ist eine große Mystikerin, steht mit Christus und den Heiligen im innigsten Verkehr und weiß aus dem Leben der der Mystik ergebenen Heiligen und ihren Werken die schönsten Züge und Betrachtungen zu erzählen. Besonders hat sie einen Liebling, dessen Aussprüche und Beispiele sie bei jeder Gelegenheit anführt: und das ist die ehrwürdige Jeanne de Mantel, deren eigentümliches Leben uns später von Durtal, den sie ebenfalls für diese Heilige begeistert hat, ausführlich erzählt wird.

Pfarrer und Köchin wollten eines Tages nach La Salette pilgern und drängten Durtal, sich dieser Wallfahrt anzuschließen. Er that es, und seit jener Zeit war das geistige Band, das sich um diese drei Personen schlang, noch viel fester geworden. Da drohte plötzlich die Trennung. Der neue Bischof von Chartres war einer der ältesten Freunde des Abbé Gevrésin und ließ diesem keine Ruhe, ihm als Domherr in seine neue Diözese zu folgen. Nur ungern riß sich der Pfarrer von seiner stillen aber segensreichen Pariser Thätigkeit los, und er sowohl als die Haushälterin lassen nun nicht nach, auch Durtal zur Übersiedlung in die Provinzstadt zu bewegen. Madame Bavoil weiß die geistlichen Vorteile eines Aufenthaltes in der Nähe des großen Gnadenbildes U. L. Frau von Chartres auf das entschiedenste geltend zu machen. Und was Durtals Kunststudien angehe, meint Gevrésin, so könne die Stille der Provinz diesen nur günstig sein. Durtal freilich sträubt sich gegen einen solchen Wechsel — er fürchtet die Provinz, aber schließlich giebt er nach, und so ist er in Chartres, wo er einen kleinen Haushalt einrichtet, den ihm eine von Madame Bavoil ausgesuchte, geschwätzige, ungebildete Person führt, an der er ein schweres Kreuz zu tragen hat. So lebt er hier wie in Paris bald wieder ausschließlich seinem inneren Menschen und seinen Studien, die die Kunst und die Hagiographie zum Hauptgegenstand haben. Sein Verkehr beschränkt sich auf seinen geistlichen Vater, dessen Köchin und einen

jungen Kaplan, den Abbé Plomb, der ihm in seinen Forschungen über die Kathedrale behilflich ist. Auch Abbé Plomb ist eine, wie es scheint, dem Leben entnommene, sehr sympathische Figur. Schön ist er nicht mit seiner schweren Brille, und in seinen Bewegungen ist er ebenso eckig wie in seinem Benehmen befangen. Aber er braucht nur den Mund zu öffnen, um merken zu lassen, daß er ein fein gebildeter Geist ist. Was ihn für Durtal unersetzlich macht, ist sein ausgedehntes Wissen über die Kathedrale von Chartres. Was Gevrésin und Madame Bavoil ihm für die Mystik der Seele, das ist ihm Plomb für die Mystik der Kunst. Denn das muß hier ein für allemal gesagt werden: Durtals erstes und letztes Wort ist Mystik. Vom Standpunkt der Mystik wird Welt und Leben, Kunst und Wissenschaft beurteilt. Die mystischen Heiligen sind seine Heiligen, die mystischen Künstler sind seine Künstler, und wenn Paul Verlaine ihm als Dichter so hoch steht, geschieht es, weil dieser seit dem Mittelalter die ersten mystischen Verse gemacht hat. Nur einigemal und aus ganz besondern Gründen tritt einmal ein anderer Maßstab als die Mystik in Thätigkeit. Als eine Universitas artium, ein monumentaler Abriß der ganzen kirchlichen Kunst tritt für Durtal die Kathedrale von Chartres immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses; sie könnte man füglich die eigentliche Heldin des Buches nennen, in deren Betrachtung, Deutung und Lobpreisung der ganze Durtal aufzugehen scheint. Auf die Dauer aber werden die Kunstphantasien immer mehr von den bittern Wogen seiner innerlichen Schwermut und Unentschlossenheit durchbrochen. Sein Verkehr mit dem Himmel ist kein befriedigender, das Gebet ist voller Zerstreuung, ohne Andacht und ohne Trost; die Arbeit ist Stückwerk; er kommt zu nichts Ordentlichem. Alles scheint ihm etwas Provisorisches, ein ruheloses und zielloses Wandern. Nein, sagt er sich schließlich, so kann er nicht weiterleben. Er muß etwas anderes versuchen, Ort, Verkehr und Beschäftigung wechseln, und so entscheidet er sich denn, wie einst mit dem ganz beschaulichen La Trappe, so jetzt einen Versuch mit dem beschaulich-thätigen Solesmes zu machen. Mit der Abreise dorthin schließt der Band. Wir haben also wiederum auch hier bloß eine Etappe auf dem Weg zum inneren Frieden des Neubekehrten vor uns. Im Grunde sind wir auch jetzt noch immer en route, und es sollte uns wundern, wenn der neue Versuch im Benediktinerkloster wirklich der letzte wäre. Wir können uns nach der Charakteranlage Durtals ganz gut denken, wie nach dem beschaulich-thätigen Solesmes noch ein vorwiegend thätiges Erziehungshaus oder eine Missionsreise an die Reihe kommen könnte. Wir würden so aus allen religiösen Lebenskreisen und Berufsarten Stimmungsbilder und kritische An- und Aussichten empfangen. In der That, Stimmungsbilder und Kritik sind Kette und Einschlag des Huysmansschen Gewebes, auf das er dann seine Kathedrale zeichnet, welche ihm doch schließlich die Hauptsache zu sein scheint. Wenigstens füllen die Abhandlungen über sie und über noch allerlei, was mit ihr mehr oder minder zusammenhängt, den größten Teil des Buches. Wer dieses Buch selbst nicht gelesen hat, kann unmöglich auch nur ahnen, was er in demselben finden wird. Man sollte eigentlich zu leichterem Gebrauch wie bei wissenschaftlichen Werken am Schluß ein Verzeichnis der behandelten Gegenstände beifügen. Die

Stichwörter dieses Verzeichnisses würden eine kleine Encyklopädie bilden. In die eigentliche Handlung verwoben ist das Wenigste, das Meiste nur sehr lose eingeschoben und höchstens durch die Persönlichkeit des „Helden" verbunden. Man vergißt oft förmlich, daß man ein belletristisches Buch vor sich hat, und vermeint mit einer Monographie im gelehrtesten Abhandlungsstil beschäftigt zu sein. Auf einmal wird man dann aus allen Illusionen gerissen, indem man plötzlich liest: se disait Durtal oder se remémorait Durtal oder pensa Durtal oder rumina Durtal u. s. w., wodurch man dann inne wird, der Verfasser gebe uns all sein Wissen durch die Hand eines fingierten Dritten. Hier nur einige Andeutungen über die Menge und Art der behandelten Gegenstände. Wir übergehen natürlich die Hauptteile, d. h. alles was die Kathedrale von Chartres, ihre Geschichte, Architektur, Symbolik, ihre Vorzüge vor andern Kathedralen u. s. w. betrifft. Nur auf zufällig Erwähntes sei hingedeutet.

Wollen Sie über die Stellung der Kanoniker in Frankreich Aufklärung? Lesen Sie, bitte S. 56—60; interessiert es Sie, über die falsche Art der Hagiographie aufgeklärt zu werden? Sie finden Aufschluß S. 113 f., 135 ff., 139 ff.; Sie kennen nicht die Symbolik des Weihrauchfasses? S. 131 können Sie durch Honorius von Autun belehrt werden; Sie möchten gerne das Nähere über Farbensymbolik erfahren? Schlagen Sie nach S. 187 ff. Ein Abriß der mittelalterlichen deutschen Malerei gefällig? Bitte bemühen Sie sich auf S. 361 ff. Vielleicht ziehen Sie ein Charakterbild Salomos vor? S. 340 werden Sie bedient; Sie möchten einen Küchengarten mit mystischen Pflanzen anlegen? Gut, S. 273 ff. wird Ihnen ein ausführlicher Katalog aufgestellt. Wahre und falsche Frömmigkeit möchten Sie unterscheiden lernen? Das Buch lehrt Sie S. 171 ff. wenigstens die letztere kennen. Moderne Andachtsstatuen sind Ihnen ein Greuel? Sie werden sich freuen, S. 154 eine Meinungsäußerung Durtals über denselben Gegenstand zu finden. Auch in der Kirchenmusik ist er bewandert, wie S. 155 f. zeigt. Wissen Sie, warum Katharina Emmerich eine primitive ist? Antwort S. 294 ff. Natürlich ist Fiesole Ihr Liebling und seine Krönung Marias Ihr Herzblatt; um so mehr wird die Mitteilung eines förmlichen Artikels über diesen Gegenstand nebst nachfolgendem Gespräch über den Artikel (S. 175—205) Sie entzücken. War Ihnen bisher schon der symbolische Unterschied zwischen dem romanischen und gotischen Stil klar? Nun, dann lesen Sie S. 65—70, 167 f., Sie werden finden, daß der eine das Alte, der andere das Neue Testament bedeutet; über den Ursprung des Gotischen können Sie vielleicht S. 60 ff. etwas erfahren. Die Schule von Beuron und ihr Kreuzweg ist Ihnen nicht unbekannt, und so werden Sie erfreut sein, ihnen auch hier S. 377 f. zu begegnen. Was S. 376 gegen den Maler Tissot und das Mamesche Bildwerk gesagt wird, wird Ihnen je nachdem gefallen oder zu schroff scheinen, wie Sie auch sonstige Urteile mit einigem Kopfschütteln anhören werden. Über das Meiste freilich steht mir und auch Ihnen kein Urteil zu, es sei denn, Sie wären ein Archäologe, Mystiker, Architekt und Kunsthistoriker und noch einiges andere von Fach.

Was immer indes man gegen dieses Buch von der „Kathedrale" sagen kann, eines darf nicht gesagt werden: es fehle ihm an eingehender Kenntnis der Fachlitteratur. Sowohl über Gotik im allgemeinen als über die französischen gotischen Kirchen im besondern ist Durtal auf dem Laufenden, wie nur wenige;

die Kathedrale von Chartres und was über sie in alter und neuer Zeit geschrieben wurde, ist mit schwärmerischer Liebe durchforscht, so daß schon Stimmen laut wurden, als sei etwas zu viel fremde Wissenschaft in diese Partie des Buches geraten. Aber nicht bloß Architektur, Malerei und Bildhauerei scheinen das Fachstudium Durtals zu sein, sondern vor allem auch das mit der mittelalterlichen Kunst so eng verbundene Geistesleben der Mystiker, Symboliker und Asceten. Da finden wir neben St. Theresia und Maria Agreda die Lebensbeschreiber gottbegnadeter Jungfrauen angeführt, deren Namen kaum bekannt sind; wir hören was Durandus meint und St. Meliton sagt, was der Anonymus von Clairvaux und St. Ambrosius denken, was Katharina Emmerich behauptet und die hl. Hildegard lehrt; wir lesen die Ansicht der hl. Mechtild und die Gebete des Gaston Phoebus u. s. w. Über irgend eine symbolische Bedeutung zählten wir nicht weniger als 14 verschiedene Meinungen uns meist unbekannter mittelalterlicher Schriftsteller.

So ist denn dieses Buch vielleicht ganz lehrreich für jene, die sich für die behandelten Gegenstände interessieren; es setzt aber bereits eine gewisse Bekanntschaft mit den verschiedenen Stoffen voraus, und so engt sich doch wieder der Kreis jener ein, welche das Ganze mit der nötigen Aufmerksamkeit durchlesen werden. Daß die Lesung auch dann noch eine nicht gerade leichte und fesselnde ist, wird wohl von allen zugegeben werden, welche den Versuch gemacht haben. Selbst die autobiographischen Intermezzi sind nicht danach angethan, den Geist von den wissenschaftlichen Ausflügen zur Ruhe und Frische kommen zu lassen. Sie führen immer wieder in eine ungemütliche, schwankende, zweifelnde, drückende Geistesstimmung, wie sie Leuten eigen ist, die noch nicht die große zwingende Lebensaufgabe für sich gefunden haben und die wie Mühlsteine, die kein Getreide zu zermalmen finden, sich selbst zerreiben. Durtal selbst bezeichnet die Stimmung und den Ausdruck derselben sehr treffend als manie raisonneuse de son verbiage, qui mâche à vide (231), bis Abbé Gevrésin durch den Hinweis auf das Benediktinerkloster ihm eine substantielle pâture giebt. Manie raisonneuse und verbiage sind glückliche Ausdrücke.

Etwas lebhafteres Interesse durchblitzt die trübe Atmosphäre, wenn Durtal seinem kritischen Hange folgt und mit Unbefangenheit seiner Meinung Ausdruck giebt. Dabei wird er oft heftig, scharf — oder auch bisweilen massiv. Wenn wir an Stelle des Abbé Gevrésin oder seiner Beraterin, Madame Bavoil, gewesen wären, so hätten wir jedenfalls die Aufmerksamkeit des geistlichen Neulings Durtal auf diesen kritischen Pruritus gelenkt und ihm dessen energische Bekämpfung als vorläufige ascetische Aufgabe gestellt. Und was unterliegt nicht alles seinem kritischen — doch bleiben wir höflich und sagen: seiner kritischen Zuchtrute?

Es wird gebeten, einen Artikel über die Primitives de l'Allemagne zu schreiben. Er öffnet sein Reisetagebuch, worin er über die Bilder der verschiedenen Museen seine Eindrücke an Ort und Stelle eingetragen hat. Da ist z. B. das zusammenfassende Urteil über die Kölnische Schule. Man muß solche Stellen wie überhaupt das ganze Buch im Original lesen. Die einzelnen Ausdrücke be-

dingen nicht in letzter Linie dessen Eigentümlichkeit: A chaque page du carnet, sa surprise s'attestait en des termes plus véhéments, de la fausseté des idées acquises, des rengaines débitées depuis tant d'années sur ces peintures.

Da hat ein Schriftsteller den andern zu überbieten gesucht im Lobe dieser Schule. Auch Durtal war voreingenommen an die Bilder herangetreten ... aber jetzt noch erinnerte er sich an sein ahurissement, als er nun wirklich in dem Museum stand. Schon beim Verlassen des Zuges hatte seine Enttäuschung begonnen. In einer Nacht war er von Paris nach Köln gekommen und hatte unbedeutende Straßen durchwandert, deren Kellerlöcher Gerüche von Sauerkraut ausströmten, und war nun auf den großen Platz gelangt, der durch die Firmenschilder der Farina geschmückt ist, — er stand vor cette fameuse cathédrale; et il avait bien dû s'avouer que cette façade, que cet extérieur était un ressemelage et un leurre. Tout était retapé, tout était neuf; et cette basilique n'arborait aucune sculpture sous ses évents; elle était symétrique et bâtie au cordeau; elle offensait par ses contours secs, par ses lignes dures. Das Innere gefällt ihm etwas besser. Dort in einer Kapelle in der Nähe des Chores wurde gegen Eintrittsgeld le tableau célèbre de l'école allemande, le dombild de Stéphan Lochner ... gezeigt. Et l'ahurissement de Durtal avait alors dépassé le possible. Die auf diesen Ton gestimmte Beschreibung lese man im Buche selbst nach. Il était tout ce que l'on voulait, ce tableau, de l'art lisse et ciré, froid sous sa couleur vive; il était une oeuvre méticuleuse, adroite, mais nullement religieuse; il sentait la Décadence, le travail fignolé, le compliqué, le joli, et non le Primitif. Und nun neue Beschreibung des Hauptbildes. Von den Flügeln heißt es, es sei besser, sie nicht zu beschreiben.... Que penser d'ailleurs de cette sainte Ursule, au front renflé tel qu'un verre de ventouse ... flanquée d'autres créatures, déhanchées comme elles et trouant, avec des nez en pied de marmite, les vessies de graisse blanche qui leur servaient de face? Schlußurteil: insens mystique (361 ff.).

Nachdem Durtal auch das städtische Museum mit dem bewußten ahurissement gesehen, kommt er zu dem Schluß: que l'école de Cologne n'avait acquis le sentiment mystique qu'après avoir subi l'influence des Flandres (364). Cette école colonaise, on peut la résumer ainsi, fit Durtal: elle est l'incontinence du capiton et du satiné l'apothéose du roublard et du bouffi; et cela n'a rien à voir avec l'art mystique, proprement dit. Etwas später heißt es noch einmal les saindoux sucrés de Cologne (365), le sirop de flor des premiers peintres de Cologne! (367.)

Von der Gothaer „Messe des hl. Gregorius" meint Durtal, „aus ihren Gesichtern gehe ein Accent des Glaubens, wild und eigensinnig, hervor; c'était âpre au goût, c'était le vin bleu de la mystique. Ah! le souffle mystique ... combien le possédèrent? ruminait Durtal. En Allemagne il a surgi chez les bandits de la peinture. Und damit schließt er sein Carnet de voyage.

Aber er denkt und ruminiert weiter über die Italiener und Vlamen. Roger van der Weyden ist das Höchste. Er und Angelico sind die wirklichen Mystiker. Und Seite um Seite erhalten wir nun einen Abriß der Geschichte der Malerei bis zu dem Franziskusbilde von Zurbaran im Lyoner Museum: c'était de l'art de tortionnaire, le delirium tremens de l'ivresse divine, ici-bas (375). Über das 18. Jahrhundert gleitet er fort, ce fut une époque

de bedon et de bidet et, dès qu'il voulut toucher au culte, il fit d'un bénitier une cuvette (ibid.).

In der Jetztzeit — il n'y a plus rien à chercher; les Overbeck, les Ingres, les Flandrin furent de blèmes haridelles attelées à des sujets de commande pieux (ibid.).

Außer diesen dreien kennt Durtal noch Delacroix, dann scheint für ihn der Kunstkatalog des 19. Jahrhunderts, sofern religiöse Malerei in Betracht kommt, erschöpft. Dazu wird mancher, besonders in Deutschland, den Kopf schütteln. Es hat doch noch einige andere Leute gegeben, die hier hätten in Betracht kommen dürfen. Dann folgt jener Ausfall gegen James Tissot und sein bei Mame erschienenes Leben Christi. Man kann ja mit Durtal einverstanden sein über den religiösen Wert dieses mit unbeschreiblichem Tamtam eingeführten Werkes, aber man braucht doch nicht so mit allerlei dicken Wörtern um sich zu werfen wie: ces planches sont d'une platitude, d'une veulerie, d'une indigence de talent, que rien n'égale; elles sont dessinées par n'importe qui, peintes avec de la fiente, de la sauce madère du macadam!

Il n'y a donc rien, plus rien à l'actif de l'Eglise! se cria Durtal (377).

Aber doch, es giebt seit einigen Jahren einzelne Versuche malerischer Ascese — bei den Benediktinern in Beuron. Zuerst hatten sich die Mönche dem Assyrischen und Ägyptischen angeschlossen, dann das Hieratische, „in welchem sie sich als mittelmäßig erwiesen", aufgegeben und in einem „Kreuzweg" eine befremdliche Mischung anderer Stile angenommen.

„Die römischen Soldaten auf diesen Bildern waren traurigstimmende Feuerwehrleute aus der Schule Guérins und Davids; aber plötzlich taucht auf einigen Blättern, wo Magdalena und die heiligen Frauen erscheinen, eine jüngere Formel auf, die den steifen Gruppen Typen griechischer Frauen aus der Renaissance beimischt, die, elegant und hübsch (élégantes et jolies), ersichtlich aus den Werken der Präraphaeliten stammen und besonders den Stempel Walter Cranes tragen. Das Ideal Beurons war also eine Verkoppelung der französischen Kunst unter dem ersten Kaiserreich mit der modernen englischen Richtung. Einige dieser Blätter waren einfach lächerlich, z. B. das der IX. Station . . ., aber neben diesen schwachen und banalen Partien, neben diesen linkischen und vorausberechneten Einzelheiten, welche interessante Teile treten plötzlich aus dem Ganzen heraus! Die Veronika z. B. . . . und selbst auf den zu wenigst originalen Bildern begann diese patschige und ungefällige Zeichnung der Mönche eine fast beredte Sprache zu führen, denn es redete aus diesen Werken ein begeisterter Glaube und eine innige Andacht. . . . Dieser Kreuzweg war nach dieser Richtung ohnegleichen; die klösterliche Frömmigkeit brachte ein unerwartetes Element, behauptete die geheimnisvolle Macht, worüber sie verfügt, indem sie mit einem persönlichen Wohlgeschmack, mit einem besondern Duft ein Werk erfüllte, das ohne sie nicht einmal existiert hätte. Leider ist der Versuch ohne Ausgang geblieben: zur gegenwärtigen Stunde ist die Schule beinahe tot und bringt nur mehr schwächliche Bilder der Andächtelei (pieusarderie) hervor, die Laienbrüder fabrizieren" (379).

Wie über die Malerei könnte über Architektur u. s. w. manche harte Kritik angeführt werden, die den temperamentvollen Kunstkenner in seiner galligsten

Laune zeigen. Kein Erfahrener wird leugnen, daß zuweilen ein Kern von Wahrheit in den Ausfällen Durtals enthalten ist. Aber bei der Unverhältnismäßigkeit der bittern Schale zu diesem süßen Kern, werden viele das Ganze von sich werfen, die Ochsen und Esel, die ganzen Banausen und halben Ketzer nur so wie Mücken lustig hin und her fliegen! Im einzelnen können wir Durtal teilweise in der Sache zustimmen; die Form scheint uns aber meistens doppelt verfehlt wegen ihrer Übertreibung und wegen ihrer Schärfe. So redet man nicht zu Freunden.

Man nehme z. B. die Stellen, in denen Durtal sich über moderne Litteratur ausläßt, Stellen, die zum Teil auch in einer bekannten Streitfrage in Deutschland angezogen wurden, wenn sie nicht sogar zur Entstehung dieser Frage das ihrige beigetragen haben.

Wie mit den Haaren herbeigezogen tritt diese litterarische Kritik gleich zu Anfang des Buches auf. Denn daß Durtal auf Drängen des Pfarrers und seiner Haushälterin nach La Salette gereist war, hat eigentlich mit dem Stoff dieses Buches, d. h. der inneren Entwicklung Durtals und dem Studium mittelalterlicher Kunst in Chartres kaum etwas zu thun. Wenn er nun doch von S. 10—25 auf Lourdes und La Salette zu reden kommt, so hat er dabei seine guten Gründe. Über die Untersuchung, warum die Madonna La Salette so bald verlassen und ihre Hauptgnadenstätte in Lourdes aufgeschlagen habe, können wir füglich hinweggehen.

In La Salette hatte „der Heiland nicht seine Zuflucht zu den Mitteln weltlicher Publizistik genommen. Nun ändert er seine Taktik, und mit Lourdes tritt die Reklame in Scene. Das ist demütigend. Jesus entschließt sich, die erbärmlichen Kunstgriffe des menschlichen Handels zu benutzen, die abstoßenden Kniffe anzuwenden, deren wir uns beim Lancieren einer Ware oder Unternehmung bedienen. Und man fragt sich, ob das nicht die härteste Lektion der Demut ist, die dem Menschen gegeben, der schärfste Vorwurf, der dem schmutzigen Amerikanertum unserer Tage ins Antlitz geworfen wurde. . . . In der That, die Art, wie der Erlöser es fertig bringt, die in Lourdes aufgespeicherten Gnaden bekannt zu machen, ist verblüffend. . . . Er erweckt einen Mann, dessen in alle Sprachen übersetztes Buch in die entlegensten Gegenden die Kunde von der Erscheinung bringt und die Wahrheit der in Lourdes gewirkten Wunder bekräftigt. Und damit dieses Werk die Massen aufwühle, mußte der für diese Unternehmung ausgewählte Schriftsteller ein geschickter Macher und zugleich ein Mensch ohne jeglichen persönlichen Stil, ohne irgend eine neue Idee sein. Es bedurfte mit einem Worte eines Menschen ohne Talent; und das begreift sich, denn hinsichtlich des Kunstverständnisses (compréhension de l'art) steht das katholische Publikum noch hundert Fuß unter dem profanen Publikum. Und unser Herr machte die Sache gut; er wählte Heinrich Lasserre."

Im Laufe der Jahre aber nahm der durchdringende Lärm (le bruit déterminé) um die Grotte ab. Er ward schwächer, wenn auch nicht in der religiösen Welt, so doch in jener viel bedeutenderen Welt der Gleichgültigen oder der Unsichern, die es zu überzeugen gilt.

Und unser Heiland denkt, es sei gut, die Aufmerksamkeit auf die Wohlthaten zurückzulenken, welche seine Mutter verteilt. Lasserre war nicht mehr das Werkzeug

um die schlecht erschöpfte Beliebtheit (vogue) von Lourdes zu verjüngen. Das Publikum war übersättigt von seinem Buch, es hatte dieses Buch unter allen Formen, in allen Mischungen eingenommen; der Zweck war erfüllt; das unumgänglich notwendige Handwerkszeug, das dieser Wunder-Registrator gewesen war, mußte zum alten Eisen wandern. Es bedurfte jetzt eines Buches, das vollständig von dem seinigen verschieden war, eines Buches, das wirken konnte auf jenes unermeßliche Publikum, das des andern Sakristanprosa nicht zu erreichen vermochte. Lourdes mußte in jene weniger leicht zu bearbeitenden aber dichteren Schichten, in ein weniger plattes und schwieriger zu befriedigendes Publikum einbringen. Es war also notwendig, daß das neue Buch von einem talentvollen Manne geschrieben werde, dessen Stil aber noch nicht hinreichend ätherisch (aërien) sei, die Leute zu verwirren. Es war auch nützlich, daß dieser Schriftsteller sehr bekannt sei und seine furchtbaren Auflagen (formidables tirages) jenen Lasserres das Gleichgewicht hielten. Nun aber gab es bloß einen Menschen in der ganzen Literatur, der diese unumgänglichen Bedingungen erfüllen konnte: Emile Zola. Man würde vergebens einen andern suchen. Er allein war geignet, mit seinem großen Ansehen (large encolure), seinem enormen Absatz und seiner mächtigen Reklame Lourdes wieder von neuem zu lancieren. Dabei lag wenig daran, daß er das Übernatürliche leugnete und sich abmühte, durch die schäbigsten Unterstellungen unerklärliche Heilungen zu erklären. Es lag wenig daran, daß er den Charcotschen medizinischen Mist knetete, um ihn bei seiner armen These als Mörtel zu verwenden. Die Hauptsache war, daß sich weithin bemerkbare Kämpfe um sein Werk erhoben, dessen 150 000 Exemplare den Namen Lourdes im ganzen Lande ausriefen ... Kurz, man kann sagen, daß Lasserre und Zola zwei nützliche Werkzeuge waren; der eine talentlos und ebendeshalb die tiefsten Schichten der Sakristane (mômiers) aufrüttelnd; der andere im Gegenteil sich Leser schaffend bei einem gebildeteren und litterarisch fähigeren Publikum ... (19 ff.).

Daß Huysmans vor Jahren mit Recht oder Unrecht einmal im Rufe stand, ein Schüler Zolas zu sein, kann doch wahrhaftig nicht erklären, daß sich Durtal zu diesen wirklich erstaunlich seltsamen Geschichtsanschauungen und zu dem für Heinrich Lasserre ungerechten Urteil erschwingt. Aber die Sache liegt tiefer. Lasserre ist nicht eigentlich der Schuldige, sondern das katholische Publikum der ganzen Welt! Nur weil dies so wenig geistreich ist, hat man im Himmel die Rücksicht gebraucht und einen talentlosen Menschen gewählt. ... Das hier angeschlagene Thema kommt später erst zur ausführlichen Behandlung. Es geschieht dies bei Gelegenheit der „Gebete des Gaston Phoebus", aus denen einige kühne — vielleicht wird mancher sagen: geschmacklose — Stellen mitgeteilt werden. Dann fährt Durtal fort:

„Herr, wenn man sich heute so materieller Vergleiche, so realistischer Ausdrücke bedienen wollte, um von deinem überanbetungswürdigen Leib zu reden, was würde das für ein Gekeife im Clan der Krämer des Tempels und in dem heiligen Bataillon der frommen Seelen geben, die im Hause aller ihre Luxusgebetstühle, ihre reservierten Plätze nahe beim Altar — wie im Theater nahe an der Rampe haben? Und Durtal dachte wieder nach über die Gedanken, die ihn überwältigten, so oft er ein klerikales Blatt oder eines jener Werke sah, die ähnlich wie mit einem Passierschein mit dem Gesundheitsattest eines Prälaten versehen sind.

„Und seine Überraschung nahm nicht ab vor dieser den Katholiken so eigentümlichen unerhörten Unwissenheit, vor ihrem instinktiven Haß gegen die Kunst, vor ihrer Furcht vor Ideen, vor ihrem Schrecken vor den treffenden Ausdrücken . . .

„Warum? Denn schließlich gab es doch keine Gründe, weshalb die Gläubigen unwissender und dümmer seien als die andern. Gerade das Gegenteil sollte statthaben. . . .

„Woher dieser Zustand der Inferiorität? Und Durtal gab sich die Antwort: Es liegt am System der Erziehung, den Lehrgängen geistiger Furchtsamkeit, den Vorlesungen der Furcht, die man ihnen in einem Keller, fern der frischen Luft und dem Tageslicht hält; es hatte in der That den Anschein, als ob man die Absicht habe, die Seelen zu schwächen, indem man sie nur mit saftloser Kasernenkost (ratatouilles sans suc) und litterarischem Hühnerfleische nährte, als ob man entschlossen sei, bei den Zöglingen alle Unabhängigkeit, alle Geistesinitiative zu zerstören, indem man sie zusammenpreßte, unter derselben Walze ebnete, den Kreis der Gedanken einengte, sie in einer freiwilligen Unkenntnis der Litteratur und Kunst hielt. Alles natürlich, um die Versuchungen der verbotenen Frucht hintanzuhalten. . . .

„Jedenfalls hatte diese fromme Ausbildung dahin geführt, daß einerseits der größte Teil der so erzogenen jungen Leute im späteren Weltleben dem Fleisch verfielen, anderseits eine Vollblüte der Dummheit und des Schreckens, ein Verlassen des geistigen Arbeitsfeldes, ein Aufgeben aller katholischen Kräfte, ein kampfloses Zurückweichen vor der Profanlitteratur sich bemerklich machte, die sich nun in Stellungen festsetzte, die sie nicht einmal die Mühe gehabt hatte zu erobern. Das war närrisch! Die Kirche, welche während so vieler Jahrhunderte die Kunst geschaffen und großgezogen hatte, war jetzt durch die Feigheit ihrer Söhne in eine Ecke gedrückt; die großen Bewegungen, die sich während dieses Zeitalters folgten, die Romantik, der Naturalismus, sie waren entstanden ohne sie oder gegen sie. Es hatte genügt, daß irgend ein Werk sich nicht mehr damit zufrieden gab, einfache Geschichtchen oder liebenswürdige Lügen zu erzählen, die mit dem Lohn der Tugend und der Strafe des Lasters endeten, um sofort das Schamgefühl der Kirchenschweizerei zum Schreien zu bringen. An dem Tag, wo diese so breite und geschmeidige Form der modernen Kunst, der Roman, sich an Scenen des wirklichen Lebens wagte, das Spiel der Leidenschaften bloßlegte, ein Studium der Psychologie, eine Schule der Analyse wurde, da gab's eine Retirade der Frömmlingsarmee auf der ganzen Linie. Die katholische Partei, die anscheinend besser als irgend jemand vorbereitet war, auf diesem von der Theologie lange ausgekundschafteten Felde zu kämpfen, zog sich in Unordnung zurück und begnügte sich zur Sicherung der Flucht, aus den alten mit Rädern versehenen Hakenbüchsen ihrer Truppen auf die Werke, die sie weder inspiriert noch empfangen hatte, loszuknallen.

„Um mehrere Jahrhunderte zurück, hatte sie die Entwicklung des Stils die Jahrhunderte hindurch nicht verfolgt, sie wurde zum Bauern, der kaum lesen kann, sie verstand nicht mehr die Hälfte der Worte, deren die Schriftsteller sich bedienten, sie wurde, um es mit einem Wort zu sagen, zu einem Lager von Ungebildeten; unfähig das Schlechte vom Guten zu scheiden, ballte sie in einem einzigen Verwerfungsurteil den Schmutz der Pornographen und die Werke der Kunst zusammen; kurz, sie endete damit, solche Bootshaken auszuwerfen, solche monstruösen Dummheiten zu sagen, daß sie in vollständigsten Mißkredit fiel und nicht mehr mitzählte“ (303 ff.).

Offenbar redet Durtal sich hier etwas gar stark in seinen Eifer hinein. Er verliert förmlich den Überblick. „Die katholische Partei“ soll in Frankreich auf litterarischem Gebiete um mehrere (also doch wenigstens drei) Jahrhunderte im Rückstand sein. Wir wissen nicht, ob Durtal die sogen. Klassiker zu den Katholiken zählt; ob er Bossuet, Fenelon, und den großen Schöpfer des französischen Prosastiles, Pascal, zu den „Profanen“ rechnet; jedenfalls sollte er wissen, daß im 19. Jahrhundert von Chateaubriand angefangen bis auf Louis Veuillot (um neuere nicht zu nennen) doch einige Schriftsteller waren, die sich zur katholischen Partei rechneten und von manchen Leuten zu den besten französischen Litteraten gerechnet wurden. Man wird von de Maistre und Montalembert noch sprechen, wenn die „Modernen“ längst namenlos geworden sind; Predigten sind freilich keine Romane, aber in der Litteratur zählt doch wohl auch die Beredsamkeit eines Pie, Dupanloup, Lacordaire, Ravignan, Félix, Monsabré u. s. w. mit, und kommt es auf echt französischen Stil an, so dürfte doch L. Veuillot um Haupteslänge aus der ganzen Schar seiner „profanen“ Mitjournalisten hervorragen. Freilich, wenn das Ideal einer modern französischen Sprache in der „Kathedrale“ zu suchen wäre, müßten alle jene Autoren beschämt zurücktreten. Sie waren noch der naiven Ansicht, daß ihr angestammter Sprachschatz reich genug sei, klar und scharf und bezeichnend das zu sagen, was sie dachten. Wir haben ein kleines Verzeichnis der ungewöhnlichen Wörter bei Durtal angefertigt und dabei nicht bloß gefunden, daß das „katholische“ Französisch für all diese Wörter einen ganz genügenden Ersatz hat, sondern auch, daß sich in den weitaus meisten Fällen die rückständige „katholische Partei“ in der gewiß nicht anrüchigen Gesellschaft der französischen Akademie befindet. Daß veraltete oder veralteten nachgebildete Wörter dem Stil eine neue Färbung geben, das wußten auch die katholischen Schriftsteller, sonst hätte L. Veuillot nicht gesagt: Il n'y a rien pour rajeunir les idées que de vieillir les mots. Aber alles zu seiner Zeit; echte Stilisten waren der Ansicht, das sei der litterarisch beste Stil, der am wenigsten die Aufmerksamkeit von der Sache auf sich lenke. Es sei gegen den guten Geschmack, daß der Leser alle Augenblicke vom Verfasser mit dem Ellenbogen auf ein gesuchtes Wort, eine seltene Wendung aufmerksam gemacht werde mit der Aufforderung diese Raritäten zu bewundern. Bei Durtal aber zeigt der Stil nach der rein sprachlichen Seite in sehr vielen Fällen die schillernden Farbenflecken des Dekadententums. Man hat ihm französischerseits nicht mit Unrecht vorgeworfen, da er nun einmal der französischen Litteratur angehöre, möge er auch französisch schreiben. Aber auch von der grammatischen Seite abgesehen hat die Sprache nicht immer jene künstlerische Einfachheit und Ungesuchtheit, wie sie klassischen Werken eigen ist. Es macht sich eine Scheu vor dem natürlichen Worte geltend, alles muß in Bildern und Tropen gesagt werden. Die Vergleiche sind gesucht, abgehetzt. So realistisch die Scene auf dem Vorplatz der Kathedrale gehalten ist, so gemacht ist das folgende „Interieur“. Der Vergleich eines Flusses mit einer Schlange ist alt. Durtal versucht, es in seiner Weise zu verjüngen:

„Le Drac! rief Abbé Gevrésin und zeigte am Grunde des Abhangs eine flüssige Schlange, die zwischen den Felsen wie zwischen den Zacken (crocs) eines Schlundes kolossal kroch und sich wand. Mit Augenblicken erhob sich das Reptil, warf sich auf die Felsstücke, die es im Vorübergehen bissen, und vergiftet von diesem Zahnbiß änderten sich die Wasser; sie verloren ihre Stahlfarbe, wurden im Schäumen weiß und häuteten sich in einem Kleienbad (oder soll es heißen: Tonbad? bain de son kann absolut beides bedeuten, obgleich man im letzteren Falle doch wohl sons schreiben würde). Dann beschleunigte der Drac seine Flucht, stürzte sich in die Schatten der Schluchten, verlangsamte an der Sonne auf den Kiesbetten seinen Gang und wälzte sich darauf herum; er sammelte noch seine zerstreuten Rinnchen, nahm seinen Lauf wieder auf, schuppte kleine Häutchen, die dem irisierenden Schaum kochenden Bleies glichen, ab; und noch weiter rollte er seine Ringe auseinander und verschwand, indem er eine Haut von weißem Sande abschälte und hinter sich auf dem Boden eine weiße, von Kieselsteinen narbig gemachte Epidermis zurückließ" (13).

Ob durch diese Ausführungen das Bild eines zwischen Felsen in der Tiefe dahinschießenden, in der Ebene sich verlierenden Bergstroms anschaulicher und einheitlicher, d. h. künstlerischer wird? Wir machen auf diese und ähnliche, dem Verfall einer Litteratur eigentümliche Geschmacksverirrungen nur deshalb aufmerksam, weil wir der Ansicht sind, daß eine Schule, der solche Werke — litterarisch — angehören, nicht das unbestrittene Recht hat, jemand der Rückständigkeit zu zeihen, weil er eine solche Entwicklung nicht mitmachen will. Es könnte eher ein Zeichen von Geschmack als das Gegenteil sein, so einer die guten Alten diesen Neueren vorzöge. Auch darin erblicken wir keine Todsünde „der katholischen Partei", daß sie Paul Verlaine nicht als denjenigen begrüßten, „der ihnen die einzigen mystischen Verse brachte, die seit dem Mittelalter erblüht waren" (253). Ihn wegen dieser Vergessenheit bei „der katholischen Partei" mit dem Apostel Judas (Thaddäus) in Vergleich zu bringen, ist wieder eine Durtalsche Laune. Daß Verlaine nun auch noch gerade der Statue dieses Apostels am Dom zu Chartres gleichen muß! — Wo es sich darum handelt, den Versuch zu machen, in einem Benediktinerkloster zu wohnen, möchte Durtal wohl wissen, was der Obere dazu sagen würde, wenn er auf Durtals Tisch Hugo, Baudelaire, Flaubert fände? Würde der Hochwürdige wohl einsehen, daß es vom Kunststandpunkt aus unumgänglich nötig wäre, sich in der Prosa dieser Bücher zu stählen? (360.) Wenn der P. Abt diese Notwendigkeit nun wirklich nicht einsähe? — wenn er im Gegenteil der Ansicht wäre, daß es bessere Muster des Prosastiles, sogar unter den katholischen Autoren Frankreichs gäbe? — Auf den tieferen Grund, die lächerliche Prüderie des angeblichen „katholischen Systems", welches allem Rückständigkeitselend zu Grunde liege, gehen wir nicht ein. Hier ist Halbwahres mit Ganzfalschem so gemischt und greift die Frage in so viele Verhältnisse ein, daß ein ganzes Buch nötig wäre, das Goldkörnchen aus diesem Felsmulm herauszusuchen. Den Beweis, daß „die Kirche" des Mittelalters es hierin anders hielt, daß sie der Ansicht war, man müsse die Laster vorführen und sie beschreiben, um den Ekel davor wachzurufen und Schrecken davor einzuflößen, erachten wir als von Durtal nicht erbracht. Was er aus einzelnen Ungezogenheiten von Steinmetzen herausliest, kann unmöglich als Lehre der Kirche aufgestellt werden; daß

es auch im Punkte der Derbheit und Unverhülltheit Zeitunterschiede giebt, daß auch kirchliche Schriftsteller und Künstler solchen Unterschieden unterworfen sind, darf füglich als selbstverständlich gelten. Durch das alleinige Abstreifen dessen, was Durtal als Prüderie bezeichnet, würde gewiß das vielausgeschrieene Übel der Rückständigkeit „der katholischen Partei“ nicht gehoben. Wie urteilt überhaupt Durtal selbst über das Pariser Litteratentum (ce monde des lettres)?

„Durtal lachte. Die litterarische Welt, Herr Vikar, ist es am wenigsten, was ich (hier in der Provinz) vermisse; denn ich habe sie verlassen, lange bevor ich hierher kam. Sodann, sehen Sie, ist es unmöglich, rein zu bleiben im Verkehr mit diesen Trabanten der Schreiberei. Man muß wählen zwischen ihnen und den braven Leuten; verleumden oder schweigen; denn ihre Spezialität ist's, Ihnen jede liebevolle Idee zu rauben, Sie besonders von der Freundschaft in einem Augenblicke zu heilen. ‚Bah!‘ Ja, wie die homöopathische Pharmakopöe immer noch unsaubere Stoffe braucht, wie Brühe von Asseln, Schlangengift, Maikäfersaft, Iltisabsonderung, Blatterneiter, und das alles in Milchzucker hüllt, um Anblick und Geschmack zu verbergen, so zerreibt die litterarische Welt ihrerseits, mit der Absicht sie ohne Erbrechen einnehmen zu lassen, die ekelhaftesten Dinge; das ist eine unaufhörliche Handhabung der Eifersucht des Viertels und der Logenhäuptlinge, alles aber eingekugelt in eine Falschheit des guten Tones, um den Geruch und Geschmack zu verdecken. In richtigen Gaben verabreicht, wirken diese Schmutzkörner wie Abführmittel auf die Seele, die sie fast augenblicklich von jedem Vertrauen frei machen; ich hatte diese Behandlung satt, die bei mir nur allzu guten Erfolg hatte, und ich habe mich ihr entzogen“ (115).

So könnte noch manche Stelle angeführt werden, die für den rückständigen katholischen „Sakristeilitteraten“ nicht gerade ein zwingendes Beispiel ist, sich besonders für den modernen Stil zu begeistern. Aber seien wir nicht ungerecht. Wo es Durtal einmal wirklich ans Herz greift, wo ihn die Lebensfrage mehr packt als die Geschmacksschrulle, da entstehen unter seiner Feder Seiten wirklich fesselnder Anschaulichkeit und gefühlter Wahrhaftigkeit. So wird seine Überlegung, ob er den Versuch mit einem Leben in einem Benediktinerkloster machen soll oder nicht, wohl immerdar eine Musterleistung künstlerischer Wiedergabe eines seelischen Kampfes bleiben (S. 342—352 und Fortsetzung S. 358 f.). Wie gewinnen die Schwierigkeiten Gestalt und Leben, wie werden sie dann von den Vorteilen in den Hintergrund gedrängt, wie erfindet der niedere Teil plötzlich wieder Bedenken und Gründe gegen das gefürchtete, im höheren Teil der Seele bang auftauchende Ja! Da erheben die Hemmnisse Einsprache, die ihn als Schriftsteller, als freien, ernstgebildeten, nach Lust und Liebe handelnden Mann in dem Abhängigkeitsverhältnis von einem vielleicht unlitterarischen Obern, in dem Zusammenleben mit „zu alten Jungfern gewordenen“, für jede moderne Frage abgestumpften Mitbrüdern erwarten! Aber dagegen locken wieder die Vorzüge und Schönheiten, die der Benediktinerorden gerade für ihn, den Mystiker, den glühenden Verehrer der Liturgie und der symbolischen Kunstsprache, hat! — Und so schwankt der Streit im Herzen Durtals — und im Herzen des Lesers von Seite zu Seite. Auch hier spricht schließlich die Haushälterin wieder das befreiende Wort. Sie wirft „unserem Freunde“ vor, er handle mit Gott, betrachte

die ganze Frage als ein Geschäft; das sei kein offenes ehrliches Spiel — man müsse in solchen Fällen großmütig sein: „Ich würde zu Gott sagen: Hier bin ich; brauche mich nach deinem Willen; ich gebe mich dir ohne Bedingungen, ich bitte nur um eines, hilf mir dich lieben!“

Andere Male begegnen wir litterarischen Studien nach der Natur, die in sich und für sich ebenfalls kleine Meisterwerke beschreibender Kunst, genau in der Beobachtung und glücklich in der Wiedergabe sind. Dahin rechnen wir z. B. die realistische Scene des windig-regnerischen Frühmorgens vor der Kathedrale; die Wirkung der allmählichen Dämmerung in den bunten Fenstern; die Lichtwirkungen und Stimmungsatmosphäre der Krypta und so noch so manches andere. Das ist wirklich echte und klassische moderne Kunst. Und doch müssen wir gestehen, an der Stelle, wo Durtal sie einschiebt, scheinen manche derselben störend und darum im höheren Sinne unkünstlerisch. Sie treten zu sehr selbständig hervor und lenken ab. Wenn man das Buch fertig gelesen hat, wird man sie vielleicht näher studieren und genießen wollen, solange uns aber in erster Linie der Held und seine Schicksale oder der einmal angesponnene Gedanke beschäftigen, möchte man sie am liebsten überschlagen. Sie spannen nicht künstlerisch, sondern sie reizen zur Ungeduld.

Doch genug. Nach allem vorhergehenden wird es keinem Zweifel begegnen, wenn wir „die Kathedrale“ ein vom litterarischen Standpunkt aus merkwürdiges Buch nennen, das vom Roman im gewöhnlichen Sinne nichts hat, sondern die Autobiographie eines neubekehrten, noch nicht zur inneren Seelenruhe gelangten Kunstforschers darstellt, in der die Darlegung persönlicher Erlebnisse, innerer Zustände und Kämpfe nur gleichsam den bindenden Mörtel abgiebt für die eigentlichen Bausteine, d. h. die wissenschaftlichen Ausführungen und Abhandlungen, welche weitaus den breitesten Raum einnehmen. Über den größten Teil des Buches hat also die Wissenschaft ihr entscheidendes Wort zu sprechen. Ein anderes ist freilich die Frage, die sich auch der gewöhnliche Leser stellen wird: Ist das, was Durtal in seiner Begeisterung für die Mystik in Leben und Kunst beibringt, auch wirklich geeignet, den Nichtmystiker zu gewinnen? Es will uns bedünken, als könne das Leben der zwei Jungfrauen, Jeanne Matel und Mère van Valkenissen, bei Ungläubigen nur Kopfschütteln und bei Gläubigen nicht gerade Bewunderung erregen. Solche außerordentliche Zustände und Lebensführungen mögen ja für einzelne Seelen in der Absicht Gottes liegen, in ihnen aber etwas für das christliche Leben Normales suchen, halten wir für verfehlt; und was die Mystik der Kunst, richtiger den Symbolismus angeht, so kommt uns doch manches wirklich komisch vor. Von einer solchen ausspintisierten, gesuchten, widerspruchsvollen Symbolik eine Vertiefung christlichen Lebens und eine Erneuerung religiöser Kunst erwarten, könnte eben nur ein Durtal. Wir vermögen uns indes nicht zu helfen — sowohl die zwei Biographien als die Ausführungen über mittelalterliche Symbolik machten uns hie und da thatsächlich den Eindruck einer Satire. . . .

Soviel über den sachlichen Inhalt der gelehrten Ausführungen des Buches, die wir, wie gesagt, der Fachwissenschaft zur Kritik überlassen müssen. Die Ästhetik könnte höchstens über die Form dieser Teile urteilen. Diese Form scheint

nicht immer glücklich. Wo die Abhandlung sich zum Dialog gestaltet, reden die Personen meistens wie gedruckte Bücher und sind von einer Belesenheit und Gedächtnisstärke, daß das Ganze mehr akademischen Übungen als modern realistischen Gesprächen ähnlich sieht. Natürlicher ist schon der Kunstgriff, wenn Durtal, um sich und den Leser zu belehren, sein Taschenbuch herauszieht und Reisenotizen und Büchercitate nachliest. Für das Einfügen ganzer Artikel aus einer Kunstzeitschrift möchte sich Durtal sogar auf berühmte Muster berufen dürfen, wie denn überhaupt die ganze Anlage des Buches an Vorbilder aus der deutschen klassischen Litteratur erinnert.

Der autobiographische Teil, d. h. die Weiterführung des Seelenlebens, die Versuche zu innerer Ruhe und freudigem Gleichgewicht zwischen Umgebung, Beschäftigung und Herzensbedürfnis zu gelangen, enthält manche außerordentlich glückliche Partieen. Das Nachlassen der ersten Süßigkeiten und Tröstungen, das Auftauchen von geistlichem Ekel und Kaltsinn, das Durtal persönlich eigentümliche Grübeln und Herumtasten, ohne bei einer Sache energisch zu verbleiben — plötzliches Aufwallen tiefster Gebetsquelle, der Kampf zwischen Großmut und Furcht — alles das ist sehr oft meisterhaft — und man fühlt es förmlich — nach der Natur geschildert. Besonders gilt dies von dem großen letzten Kampf, dessen wir oben bereits gedachten.

Es ist überflüssig, nachträglich zu untersuchen, wie Huysmans aus seinem jetzigen Buche eine rein künstlerisch abgerundete Arbeit hätte machen können. Er hat offenbar eine solche nicht machen *wollen*. Es lag ihm nun einmal ebensoviel daran, daß wir über die Symbolik des Mittelalters auf allen Gebieten kirchlicher Kunst auf das genaueste unterrichtet würden, als daß wir uns für seinen Helden und seine Schicksale erwärmten. Was für Durtal ein Lebensinteresse hat, soll es auch für den Leser haben, ohne daß vom rein ästhetischen Standpunkt aus das Objekt dieses Interesses in die nötige psychologische Wirkungssphäre auf das Subjekt gebracht sei. Und wäre es dieses auch, so würde doch die Ausführlichkeit der Behandlung in einem rein litterarischen Werk störend bleiben. Die Episode würde immer die eigentliche Geschichte erdrücken. Selbst eine eigentliche Biographie hat uns nur zu sagen, was der Held erlebt, fühlt und meint, nicht aber darzulegen, was er *weiß*. Das fällt der wissenschaftlichen Abhandlung der Gef. W. W. zu.

Huysmans' Buch von der Kathedrale ist ein Tendenzbuch nach verschiedenen Richtungen; als ein solches will es aufgefaßt und gelesen sein. Wir fürchten nur, die Gelehrten werden den Poeten ebenso überflüssig finden als die gewöhnlichen Leser sich an dem Archäologen vorbeidrücken, es sei denn, seine Manie raisonneuse mache sich in Ausdrücken Luft, die die menschliche Schwäche fast immer heimlich gern hört, solange sie auf jene gehen, die man selbst — nicht ausstehen kann.

Als ein Muster des katholischen Zukunftsromans wird Huysmans seine Kathedrale nicht ausgeben wollen. Auf den ernsten Leser, der dessen Übertreibungen aus eigenem Wissen und Erleben auf das richtige Maß zurückzuführen vermag, für den Menschenforscher und Litterarhistoriker wird das Buch immer anregend,

wenn auch nicht immer befreiend wirken. Auch sie würden statt der drückenden Kryptaluft ein paar frische Windstöße aus der Beauce, statt der kleinlich ängstlichen Detailschilderei und des wissenschaftlichen Kleinkrams einen großen mitreißenden Zug — wünschen. Für den gewöhnlichen Leser aber wird diese Kathedrale verschlossen bleiben; einzelne Ausfälle wird er vielleicht nachlesen, um mitsprechen zu können, das Ganze aber auf sich beruhen lassen.

Hoffen wir, daß im nächsten Bande Durtal mit dem gesuchten Geistesgleichgewicht auch das feine Gefühl für Kunstschönheit gefunden hat, so daß er „der katholischen Partei“ nicht mehr bloß durch übertriebene Vorwürfe, sondern mittelst einer einwurfsfreien Musterschöpfung die Bekehrung zur „Moderne“ ans Herz legt.

W. Kreiten S. J.

Rezensionen.

Die außerordentlichen Heilswege für die gefallene Menschheit. Von Dr. **Franz Schmid**, Domcapitular und Professor der Theologie. 8°. (IV u. 299 S.) Brixen, kath.-polit. Preßverein, 1899. Preis *M.* 3.60.

Eine dogmatische Arbeit, welche nachweist, daß dem allgemeinen Heilswillen Gottes auch wirklich Heilswege entsprechen, welche es selbst dem entlegensten Heiden vor und nach Christus ermöglichen, zur Seligkeit zu gelangen, eine solche Arbeit ist gewiß anregend und gegenüber modernen falschen Lösungsversuchen auch sehr zeitgemäß. Die früheren Arbeiten des Herrn Verfassers bürgen dafür, daß er in dieser Frage vollkommen zu Hause ist. Wir werden denn auch nicht enttäuscht.

Die Lehre der Väter und Theologen wird mit großer Belesenheit herbeigezogen und mit peinlicher Vorsicht verwertet, um die katholische Lehre festzustellen und zu erhärten, ob der oder jener Ansicht nach ein Schein von Wahrscheinlichkeit zuzuerkennen ist. Dogmengeschichtlich besonders wertvoll ist der Abschnitt über Glaubenspredigt und Glaube im Jenseits. Dr. Schmid verhält sich gegen jede Möglichkeit einer Bekehrung in der andern Welt vollkommen ablehnend; er urteilt aber mit Suarez, es sei nicht de fide, daß das allgemeine Gesetz, nach welchem es keine Rechtfertigung im Jenseits giebt, bei der Höllenfahrt Christi keine Ausnahme erfahren habe. Er wagt es auch nicht, eine etwas weiter gehende Sentenz als förmliche Ketzerei zu erklären. Danach gäbe es eine Möglichkeit der Rechtfertigung im Jenseits für jene, welche einerseits im sterblichen Leben mit der übernatürlichen Heilsoffenbarung niemals in Berührung kämen und anderseits bis ans Lebensende von jeder Todsünde sich frei gehalten hätten. Wie zu erwarten stand, weist der Herr Verfasser auch die unhaltbare Annahme eines ewig fortdauernden Mittelortes für Erwachsene ab. Aus seinen Ausführungen erhellt, daß er, seinem früheren Standpunkt getreu, selbst den ungetauften Kindern eine vollständige natürliche Glückseligkeit nicht ohne weiteres zuerkennen möchte. Sehr gründlich wird die Lehre von der Notwendigkeit des übernatürlichen Glaubens zur Rechtfertigung gegen Gutberlet verteidigt. Mit Recht unterwirft aber Dr. Schmid die inneren Gründe für diese Notwendigkeit einer eingehenden Kritik, welche mit diesen Gründen ziemlich aufräumt. Was nun den Inhalt des Glaubens anbetrifft, so verteidigt er mit vielen großen Theologen, daß der ausdrückliche Glaube an die Geheimnisse der Menschwerdung und der heiligen Dreifaltigkeit

nicht absolut notwendig ist. Hier bieten aber unseres Erachtens die großen Paulinischen Briefe weit größere Schwierigkeiten, als der Herr Verfasser annimmt; Schwierigkeiten, welche indes vielleicht nicht unlösbar sind.

Zum Teil noch interessanter ist der zweite Teil des Buches über die Heilswege Gottes vor und nach Christus. Anregend ist der Gedanke, daß der notwendige Heilsglaube bei allen Völkern bis auf den heutigen Tag in der Uroffenbarung eine genügende Stütze haben kann. Wenn man festhält, daß es doch verhältnismäßig ein Minimum ist, was von dieser Uroffenbarung gerettet werden mußte, nämlich der Glaube an ein höchstes Wesen und einen belohnenden und strafenden Gott, so wird die historische Wahrscheinlichkeit der Existenz einer solchen Tradition immerhin wachsen. Ein wirklich wissenschaftliches Werk aber, welches die Thatsächlichkeit des Fortlebens eines solchen Wissens und Glaubens bewiese, wäre erst zu schreiben. Vorläufig ist die Frage, wie Dr. Schmid zugiebt, unlösbar. Die dogmatische Schwierigkeit, ob denn solche Trümmer einer Uroffenbarung genügen, um ein sicheres Wissen vom factum revelationis zu begründen, läßt sich überwinden. Mit Recht verweist Dr. Schmid auf die Thatsache, daß der übernatürliche Glaubensakt bei Kindern und Irrgläubigen gewöhnlich eine höchst mangelhafte und doch relativ genügende Unterlage hat. Gewißheit über die Thatsache der Offenbarung muß freilich stets da sein.

Auch was weiterhin über die außerordentlichen Heilswege Gottes gesagt wird, ist recht ansprechend. Es wird der Versuch gemacht, nachzuweisen, daß Gott auch jenen Heiden, welche durch eigene Schuld in schwere Verirrungen gefallen sind, den übernatürlichen Glauben zu gelegener Zeit und namentlich in der Todesstunde, selbst, soweit es nötig ist, durch außerordentliche Mittel, z. B. wunderbare innere Erleuchtung, zugänglich werden läßt. Geschähe das nicht, so wäre, meint der Verfasser, Gott in Austeilung der durch Christus erworbenen Heilsgnade in einer keineswegs zu übersehenden Richtung recht zurückhaltend.

Indes beweisen unseres Erachtens die Ausführungen nur, daß diese Kargheit in den Gnadenspendungen einträte, wenn Gott wegen einer schweren Verschuldung eines Heiden ihm die Bekehrungsgnade nicht mehr anböte; sie beweisen aber nicht, daß diese Gnade zunächst die Gnade des Glaubens sein müsse. Nehmen wir an, Gott habe einem Heiden Jahr um Jahr lange Zeit eine Reihe Gnaden zur Beobachtung des Naturgesetzes angeboten und der Heide habe sie nie benützt; können wir da von einer Kargheit sprechen, wenn Gott ihm nun in der Todesstunde nicht auf wunderbare Weise die Thatsache der Offenbarung bekannt giebt?

Von noch größerer Bedeutung ist ein weiterer Schluß, den Dr. Schmid so formuliert: „Weil Gott will, daß der Mensch gleich bei Erlangung des Vernunftgebrauches für das Jenseits . . . zu wirken beginne, so muß Gott dem Menschen auch alsbald nach Erlangung des Vernunftgebrauches, und zwar im Notfalle selbst durch außerordentliche Mittel und am zweckmäßigsten durch innere Erleuchtung, die Setzung eines heilskräftigen Glaubensaktes ermöglichen." Damit aber „den äußeren Veranstaltungen der geoffenbarten Religion und ihren Gnadenmitteln nicht ungebührlich vorgegriffen werde, muß die letztgedachte Glaubenserleuchtung auf die zwei allernotwendigsten Glaubenspunkte beschränkt bleiben". Mit dem

zweiten Satz ... hat der Verfasser die bedeutendste dogmatische Schwierigkeit, welche man machen könnte, geschickt pariert. Referent gesteht, daß er mit dieser Ansicht sympathisiert, und wünscht, daß es so wäre. Darüber liegt freilich der geheimnisvolle Schleier, welcher die göttliche Gnadenwahl unsern Augen entzieht, ausgebreitet. Eines kann man jedenfalls aus Dr. Schmids Auffassung lernen: von Gott in Güte denken. Das Werk läßt gewiß manche Schwierigkeit ungelöst, aber es trägt viel zur Klärung der Frage bei und befriedigt Geist und Herz.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Zur Codification des canonischen Rechts. Von Dr. **Hugo Laemmer.** 8°. (XIV u. 223 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 5.

Schon wiederholt ist der Wunsch geäußert worden, die Kirche möchte ein neues Rechtsbuch schaffen. Versuche zur Verwirklichung dieses Wunsches gingen zu verschiedenen Zeiten von Rechtskennern auf eigene Verantwortung aus und wurden auch von der zuständigen kirchlichen Stelle begonnen. Bis heute sind jedoch keine derselben zum Abschluß gelangt. Eine Besprechung dieser verschiedenen Arbeiten für eine Kodifikation bildet den Gegenstand der Denkschrift. Jedoch beschränkt sich ihr Inhalt keineswegs auf Vorschläge und Ansätze, welche behufs einer neuen Zusammenfassung des vorhandenen Rechtes gemacht wurden. Auch die Entwicklung des nachtridentinischen Kirchenrechts wird behandelt, und namentlich wird in sechs Abschnitten eine ausführliche Übersicht der Vorarbeiten geboten, welche dem Vatikanum vorangingen. Haben die disziplinaren Entwürfe auf dem vatikanischen Konzil auch nicht eine endgültige Erledigung finden können, so zeigen sie doch Richtung und Streben des modernen kirchlichen Lebens an. Zudem sind die bei Gelegenheit des Konzils gestellten Anträge die Grundlage für manche gesetzgeberische Verfügung des Apostolischen Stuhles geworden.

Was nun die engere Frage über die Kodifikation des Kirchenrechtes anlangt, so giebt Laemmer eine relative Notwendigkeit und einen relativen Nutzen eines neuen kirchlichen Rechtsbuches zu, glaubt aber, daß die Schwierigkeiten einer neuen Kodifikation vielfach nicht genügend gewürdigt werden. Zwei Vorbedingungen seien vorerst zu erfüllen, nämlich zunächst eine gründliche Durcharbeitung und Sichtung des alten kirchlichen Rechtsbuches als der Unterlage des Kirchenrechts; sodann Durchforschung des späteren Rechtes, um die jetzt geltenden Satzungen von den veralteten zu scheiden und dem Rechtsbuche einzugliedern. Wann eine Kodifikation des kirchlichen Rechtes unternommen werden wird und wie weit dieselbe sich der überkommenen Form anpassen wird, liegt in der Zukunft und nach Laemmers Urteil nicht in der nächsten. Mit R. v. Scherer glaubt er nämlich den Beruf der Zeit zu einer so großartigen legislatorischen Arbeit bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge bezweifeln zu sollen. Mag nun das bevorstehende Jahrhundert in Lösung der Aufgabe glücklicher sein als das scheidende, auf jeden Fall darf das große Ziel nicht in Vergessenheit geraten. Das Interesse für dasselbe neu angeregt zu haben, ist ein Verdienst des Verfassers.

Jos. Laurentius S. J.

Der Bonifatius-Verein. Seine Geschichte, seine Arbeit und sein Arbeitsfeld 1849—1899. Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des Vereins. Von Dr. theol. **Ant. Ign. Kleffner**, Professor der Theologie, und Dr. theol. **Fr. Wilh. Woker**, Domkapitular und Geistl. Rath, Mitgliedern des General-Vorstandes des Bonifatius-Vereins. Mit den Bildnissen der beiden ersten Präsidenten des Bonifatius-Vereins. 4°. (IV, 160 u. 336 S.) Paderborn, Bonifatius-Druckerei, 1899. Preis brosch. *M.* 7.60; geb. *M.* 10.

Glaube und Liebe wirken zusammen, jedem echten deutschen Katholiken vor allen andern Werken der Gemeinnützigkeit den Bonifatiusverein teuer und heilig zu machen. Am 24. August 1899 hat man in der Bonifatiusstadt das fünfzigjährige Bestehen dieses Vereins feierlich begangen. Deutschland hatte Ursache zu Feier und Dank gegen Gott. Die Gaben, welche in dieser Zeit durch die Organe des Vereins zur Verwendung gekommen, beliefen sich auf 33 Millionen Mark; der Orte, an welchen Kirchen und Kapellen, Pfarr-, Schul- und Waisenhäuser durch den Verein errichtet oder unterstützt wurden, waren über 3000. Gegenwärtig sind 26 Diözesanverbände in Verbindung mit dem Zentralvorstande thätig; andere Diözesen senden wenigstens großmütig ihre Gaben. Über 1000 Missionsanstalten genießen augenblicklich die Unterstützung des Vereins, und immer weiter noch öffnen sich die Arme der Bedürftigkeit für die Zukunft. Das Arbeitsfeld des Vereins umfaßt nicht nur Gesamtdeutschland, wo immer Katholiken unter einer Mehrheit Andersgläubiger zerstreut leben, sondern auch die verlassenen Katholiken jener Länder, welche zur Zeit der Gründung des Vereins als mit Deutschland in näherer Verbindung erachtet wurden: die nordischen Missionen mit Dänemark, die ganze Schweiz, Österreich mit Böhmen, Ungarn, Bosnien, endlich das Großherzogtum Luxemburg. Besser als im „Alldeutschen Verbande" ist hier zur That geworden, was im deutschnationalen Gedanken das Berechtigte ist. Der Bonifatiusverein ist unter allen Verbrüderungen, die es in Deutschland giebt, die deutscheste, wie unter allen religiösen Vereinen der katholischste, unter allen katholisch-deutschen Organisationen heute die großartigste.

Den Abschluß der ersten 50 Jahre der Thätigkeit eines solchen Vereines auch schriftstellerisch durch einen Denkstein zu bezeichnen, war ein Gedanke, der sich von selbst darbieten mußte. Es geschah in dem Umfange und mit dem Aufwande der Ausstattung, wie es der Sache würdig war. Es ist ein glänzender Rechenschaftsbericht geworden über die Vergangenheit und zugleich eine Art Programm für die Zukunft. Als „Festschrift" bezeichnet sich das Werk, und will zunächst an die hochwürdige Geistlichkeit sich wenden, um deren treue Mithilfe sich auch fernerhin zu sichern. Doch ist es deshalb keineswegs bloße Gelegenheitsschrift, sondern nimmt mit Recht den Wert eines wissenschaftlichen Beitrages in Anspruch zu einer wichtigen Seite der Kirchengeschichte Deuschlands im 19. Jahrhundert.

Nach Inhalt wie durch gesonderte Pagination zerfällt die Schrift in zwei voneinander völlig unabhängige Teile; der erste befaßt sich mit der historischen,

der umfangreichere zweite mit der geographischen und statistischen Seite der Vereinsthätigkeit.

Bereits in den Jahren 1870—1871 brachten die „Historisch-politischen Blätter“ (Bd. LXVI—LXVIII) in einer Reihe von Artikeln „Streiflichter auf die Verhältnisse der Katholiken in Norddeutschland“; sie waren aus der Feder eines hochverdienten und hochangesehenen katholischen Mannes geflossen. Mit authentischen Zahlen und auf Grund sichern Einblickes wiesen sie die Größe des Notstandes nach und die Höhe der von der katholischen Kirche bereits erlittenen Verluste. Sie deuteten auch die Quellen und Ursachen der katholischen Hilflosigkeit an und zeichneten die Aufgaben, die dem Bonifatiusverein zur Lösung vorgesteckt. Die unregelmäßige Aufeinanderfolge und die Anonymität dieser inhaltreichen Artikel einerseits, die großen Weltereignisse, die in jenen Jahren alle Aufmerksamkeit gefesselt hielten, anderseits haben jenen erschütternden Darlegungen damals viel von der wirksamen Kraft genommen, die sie sonst sicherlich auf die Katholiken Deutschlands ausgeübt haben würden.

Was damals in diesen zersprengten Artikeln nur für die Länder Norddeutschlands geschah, hat jetzt Domkapitular Woker für das ganze Arbeitsfeld des Bonifatiusvereins und bis hinauf zum Jahre 1898 geleistet. Er zeigt, wo es noch fehlt und wie vieles fehlt, aber er bietet auch Einblicke in alles, was bereits vorhanden und was durch den Bonifatiusverein bis 1898 zu stande gebracht worden ist. Das hält nicht nur ein thätiges Mitgefühl wach, es weckt auch Freude und verleiht Zuversicht, es schafft freudige Geber. Der gelehrte Domherr hat die ihm gestellte Aufgabe in höchst dankenswerter und völlig befriedigender Weise gelöst. Dieser Teil des Werkes wird eines mächtigen Eindruckes auf sein Publikum nicht entbehren und wird auf lange Zeit hinaus ein wertvolles Hilfsmittel der Orientierung bieten. Für fast jede Diözese Deutschlands finden sich Urteile und Einzelangaben von größtem Interesse. Die Diözese Rottenburg hat es erst Ende 1896 zu einem eigenen Diözesankomitee gebracht, und doch war sie eine der ersten, die hochherzig für die Sache des Vereins ihre Opfer darbrachte (Kleffner S. 106), und kann Woker (S. 234) von ihr rühmen, daß sie „diejenige Diaspora Deutschlands hat, in der den kirchlichen Bedürfnissen am besten Rechnung getragen ist“. Dahingegen weist „die Diözese Bamberg das schlimmste und größte Diasporagebiet Bayerns“ auf. „Die Diasporaverhältnisse des Landbezirksamtes Nürnberg sind geradezu himmelschreiend,“ schreibt Woker S. 275, „hier liegen die Verhältnisse wie in den Landgemeinden um Berlin, nur ist hier (in Bezug auf Vorkehrungen der Abhilfe) noch alles in den Anfängen.“ Über so manche schreiende Notstände in der bayerischen Pfalz, wo an nicht weniger als 27 Orten das Bedürfnis nach Kirchenbauten als „dringend“ bezeichnet wird, beruhigt der Verfasser mit dem schlechten Troste des P. Pius Gams: „Ein Menschenalter wird nicht im stande sein, dasjenige wieder aufzurichten, was verschiedene Menschenalter niedergerissen haben.“ Luxemburg gehört vom ersten Anfang an zu den treuesten Bonifatiusdiözesen. Das dortige Klerikalseminar bringt seit 1849, da Graf Stolberg persönlich die Seminaristen für das Werk zu erwärmen wußte, alljährlich seine Beiträge; seit 1851 werden

jährlich zwei Kirchenkollekten für den Verein gehalten, und dabei bedarf es für eigene Diaspora fast nichts. Bis zum Abschluß des Geschäftsjahres 1898 hatte die kleine Diözese 182 506,59 Mark an Gaben dargebracht, und nur 10 840 Mark hatte der Verein für arme luxemburgische Gemeinden zu verausgaben gebraucht. „Das Diözesankomitee zu Luxemburg", rühmt Woker, „hat in uneigennützigster Weise, wie kein anderes, fast nur für fremde Diaspora gearbeitet." Es ist hier gerade das umgekehrte Verhältnis von der Diözese Speier, die bis dahin 12 000 Mark gezahlt und 352 000 Mark vom Verein an Unterstützung erhalten hat.

Auch im ersten Teile des Werkes wird vieles geboten, was des Gedächtnisses wert und was zu wissen willkommen ist. Die Vorgänge bei der Gründung des Vereins werden erzählt, die verschiedenen Stadien der Vorbereitung und die ersten Prüfungen, welche das Werk durchmachen mußte, auch die hohen persönlichen Verdienste der ersten drei Präsidenten und ihrer Helfer. Das Werk der „Einigungen" wird vorgeführt, die Gründung und Erfolge der „Akademischen Bonifatiusvereine" und des „Bonifatius-Sammelvereins für Waisenhäuser und Kommunikantenanstalten", die Entstehung von Bonifatius-Blatt und Bonifatius-Broschüren, Bonifatius-Druckerei und Bonifatius-Antiquariat, endlich die Zunahme der Diözesankomitees bis auf unsere Tage. Die Teilnehmer am Generalvorstand und den Diözesankomitees werden nach Stellung und Verdienst namentlich aufgeführt. Zuletzt wird über die vom Verein während der abgelaufenen 50 Jahre entwickelte Gesamtthätigkeit ein Überblick geboten. Ein Festbericht über die Jubelfeier in Fulda mit dem dort vom Generalvorstand erlassenen Aufrufe bildet den Schluß.

Was der Verfasser bringt, werden die Freunde der großen Sache in Deutschland ihm aufrichtig Dank wissen. Es ist wohl nicht im vollen Sinne eine „Geschichte" des Bonifatiusvereins, aber es ist ein wertvoller Beitrag, eine Materialiensammlung zur Geschichte desselben, soweit der Archivbestand des Vereins eine solche zu liefern im stande war. Wenn über Bemühungen und Verdienste einzelner namhafter Persönlichkeiten, von welchen reichliche Spuren vorhanden sein müssen, trotzdem nichts mitgeteilt wird, so beruht dies wohl auf grundsätzlichen Bedenken. Das, was hierüber die gedruckte Litteratur bereits enthält, hätte jedoch zur Illustrierung wie zur Aneiferung mit Vorteil herbeigezogen werden können. Überhaupt würde, wenn es sich einmal um eine wirkliche Geschichte des Bonifatiusvereins handeln sollte, das hier gesammelte Material noch mancher Ergänzung fähig sein.

Gewiß entspricht es z. B. der Gerechtigkeit, wenn der Verdienste Döllingers und Baltzers um das erste Zustandekommen des Vereins besonders gedacht wird. Indes darf nicht übersehen werden, daß wenigstens seit Frühling 1844 dieser Gedanke in der Luft lag und auf allen Lippen war. Seitdem der König von Preußen sich als Protektor des Gustav-Adolf-Vereins erklärt hatte, stand die Gründung eines solchen Vereins in ganz Deutschland auf der Tagesordnung und wurde von einsichtigen Freunden der Kirche eifrig hin und her debattiert. Erzbischof v. Geissel schrieb damals, 15. April 1844, an den Nuntius (Pfülf, Kardinal v. Geissel I, 315): „Der Franz-Xaver-Verein zu Aachen hat schon an mich die

Bitte gerichtet, mich als Präsident an seine Spitze zu stellen, und hat das Statut aufgenommen, den verlassenen Katholiken der nördlichen Provinzen zu Hilfe zu kommen, um ihnen Pfarreien, Kirchen und Schulen zu verschaffen. Ich werde mit Beobachtung der nötigen Vorsicht die Sache in die Hand nehmen." Infolgedessen hoben sich die Jahresbeiträge zu diesem Verein in der Kölner Erzdiözese fast mit einem Schlage von 12 000 auf 18 000 Thaler. Dieselbe mächtige Erregung des katholischen Gefühls rief dann im Jahre 1845 den Borromäus-Verein ins Leben. Es war nur ein natürliches Sich-weiter-auswirken dieser Erregung, wenn nach den Märzstürmen von 1848 beim mächtigen Aufwallen des deutschen Nationalbewußtseins und im Hochgefühl neu errungener kirchlicher Freiheit die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zur Gründung eines besondern Vereins für die deutsche Diaspora sich erschwang. Döllinger hat nur das Verdienst, einen Gedanken, der viele der besten Geister ergriffen und lange beschäftigt hatte, klar und fest vertreten zu haben, aber nicht er war es, der den Gedanken als einen ihm eigentümlichen unter die Katholiken Deutschlands erst hineingeworfen hat.

Die Art, wie der vom Weihbischof Brinkmann in Münster gegründete Priesterverein besprochen wird, erscheint von Voreingenommenheit nicht frei. Es ist ja begreiflich, daß der Zentral-Vorstand des eben aufkeimenden Bonifatiusvereins die Entstehung eines solchen parallel laufenden Unternehmens nicht gern sah und Kollisionen und mannigfachen Schaden von demselben fürchtete. Allein nachdem jetzt 50 Jahre darüber hingegangen, sollte man freier und ruhiger darüber urteilen können. Brinkmann hatte als Propst von St. Hedwig in Berlin die himmelschreiende Not der Katholiken im Delegatur-Bezirk jahrelang vor Augen gesehen und hatte mit der Schwierigkeit und Mittellosigkeit seiner Stellung fast bis zur Verzweiflung gerungen. Mit gebrochener Gesundheit ins Kapitel von Münster berufen und zum Weihbischof erhoben, denkt er seiner verlassenen Herde und ihrer Seelennot und wirbt nun in Priesterkreisen um Almosen und Jahresbeiträge. Im Eifer der guten That, vielleicht auch in der Absicht, sich von jedem fremden Einspruch frei zu halten, verabsäumt er es, mit dem bereits zu ähnlichem Zwecke bestehenden jungen Vereine sich ins Einvernehmen zu setzen. Die Not war groß genug, um auch für zwei getrennte Vereine Spielraum zu gewähren, aber es war von seiner Seite ein Mangel an Courtoisie, vielleicht auch an Klugheit. Hätte man Brinkmann ruhig gewähren lassen, so hätte er wahrscheinlich Namhafteres zu stande gebracht und eine Vereinigung mit dem Bonifatiusverein wäre nach seinem Tode doch früher oder später unfehlbar erfolgt. Gewiß ist jedoch, daß trotz der Schritte, die geschahen, Brinkmanns Werk von Rom aus nicht mißbilligt wurde. Kardinal v. Geissel war ein großer Gönner des Bonifatiusvereins und pflegte über die Stimmungen in Rom sehr gut unterrichtet zu sein, und er hat noch unter dem 7. Dezember 1854 neben dem Bonifatiusverein auch Brinkmanns Priesterverein seiner Geistlichkeit aufs wärmste und nachdrücklichste ans Herz legen lassen (vgl. Dumont, Sammlung kirchlicher Erlasse für die Erzdiözese Köln). Wenn bei der Gründung von „Einigungen" zur Unterhaltung und Dotierung von Missionsstellen in der Diaspora während der fünfziger und sechziger Jahre gerade die Geistlichkeit von Köln und Münster so glänzend an der Spitze steht, so könnte dies zum Teil mit einer Nachwirkung von Brinkmanns Priesterverein in Zusammenhang zu bringen sein. Auch war das Dasein dieses Priestervereins keineswegs ein so ganz ephemeres. Bei der zweiten Diözesankonferenz unter Bischof v. Ketteler im April 1856 wurde noch über die Einführung dieses Vereins in der Diözese Mainz verhandelt, wo derselbe bereits einige Unterstützung

gefunden hatte (Pfülf, Ketteler I, 188). „Reverendissimus rät," heißt es im Protokoll (XXIV.), „den Priesterverein vorderhand auf sich beruhen und die bereits eingelaufenen Gelder dafür nach ihrer Bestimmung laufen zu lassen."

In der Erzdiözese Köln bestand der Verein noch 1869 und wies den schönen Jahresbeitrag von 3338 Thalern auf. In Breslau wurde er zu Beginn 1855 eingeführt und bestand daselbst wenigstens dreizehn Jahre lang; der Jahresertrag ergab durchschnittlich 825 Thaler. (Vgl. Marx, General-Statistik der kathol. Vereine Deutschlands [1871] S. 23. 36.)

Eine wirkliche Geschichte des Bonifatiusvereins dürfte auch der außerordentlichen Verdienste nicht vergessen, welche seit 1848 die geistlichen Mitglieder des Abgeordnetenhauses in Berlin, Männer wie Eberhard, Thissen, Krabbe, Trost u. s. w., um die Diaspora sich erworben haben. Alljährlich, solange die Session dauerte, übten diese Männer an Sonn- und Feiertagen in der näheren und weiteren Umgebung der Hauptstadt, oft unter den größten persönlichen Opfern, die Seelsorge für die verlassenen Katholiken. Hier gewannen sie Einblick in die furchtbare Seelennot, in die krasse Intoleranz, unter welcher die Katholiken seufzten, und in die Größe des Verlustes, welchen hier die Kirche fortwährend erlitt. Auch nach der Heimkehr wirkten sie dann für die verlassenen Glaubensbrüder. Es ist dies, wenn auch leider viel vergessen, eines der schönsten Ruhmesblätter in der Geschichte der einstigen „katholischen Fraktion", und es hat nicht wenig dazu beigetragen, dem Bonifatiusverein die Herzen des katholischen Volkes zu öffnen.

Überhaupt möchte es auffallen, daß als „Bonifatius-Männer" fast nur solche rühmend Erwähnung finden, welche dem Generalvorstand oder einem Diözesankomitee als Mitglieder angehört haben. Und doch gab es ganze und wahre Bonifatiusmänner, die mitten im Leben stehend dem Verein gedient haben, ohne offizielle Vereinsorgane zu sein. Der Geistliche Rat Eduard Müller in der besten Zeit seines Berliner Wirkens, Wilhelm Emmanuel v. Ketteler als Propst zu Berlin wie als Bischof von Mainz, Laien wie Graf Cajus Stolberg zu Brauna, oder Graf Stillfried-Alcantara, der Erbauer der Kirche von Buchwald, oder ein Hermann von Mallinckrodt dürften in einer Geschichte des Bonifatiusvereins nicht so leicht vergessen werden. Statt dessen wird sogar hier Mallinckrodt das unbestreitbare Verdienst abgesprochen, der Gründer der ersten „Einigung" gewesen zu sein. Bischof Ketteler wird S. 11 irrtümlich genannt statt seines Bruders Wilderich; dagegen wird S. 134 die Einführung des Vereins in die Mainzer Diözese einer Periode der Sedisvakanz zugeschrieben in einem Zeitpunkte (12. Dezember 1850), da Ketteler seit sechs Monaten Bischof war. Seiner außergewöhnlichen Thätigkeit für den Verein und des Feuereifers, mit dem er alle Schichten der Gläubigen in seiner Diözese für denselben zu entflammen wußte, wird weiter nicht gedacht. So finden auch die unermüdlichen persönlichen Bemühungen eines Bischofs Wedekin von Hildesheim, eines Melchers von Osnabrück für ihre arme Diaspora nicht weiter Erwähnung. Selbst von Konrad Martin hätte schon auf Grund seiner Biographie manches mehr gesagt werden können, und so noch über vieles andere.

Wenigstens hinsichtlich des Grafen Stolberg aber, als des ersten Präsidenten, hätte die Anerkennung nicht übergangen werden dürfen, welche seinen Bemühungen von Papst Pius IX. zu teil geworden ist. Konrad Martin selbst erzählt (Stamm 221), wie er bei seiner Anwesenheit in Rom eine höhere Ordensauszeichnung für den verdienten Leiter des Vereines erwirkte. Am Tage, da er dem Papst seinen Dank für die Bewilligung aussprechen wollte, kam die Nachricht von dem Tode des Grafen.

Übrigens hatte bereits zwei Jahre früher Kardinal v. Geissel in Rom das Komturkreuz des Gregoriusordens für den Grafen beantragt. Das Gesuch wurde vom Kardinal eigenhändig geschrieben und 8. Mai 1857 von ihm persönlich überreicht. Die Motivierung des Gesuches lautete:

„Der erlauchte Graf Joseph v. Stolberg zu Westheim (Diözese Paderborn) ist ein Sohn jenes jetzt verstorbenen, im ganzen katholischen Deutschland hochgefeierten Konvertiten, Grafen Leopold Stolberg. Wie der Vater, von dem er mit dem edeln Namen auch die Tugenden geerbt hat, so hat bis zur Stunde auch Graf Joseph, der Sohn, bei jeder Gelegenheit durch echt katholischen Sinn und Liebe zur Kirche sich ausgezeichnet. Insbesondere aber verdanken wir es vorzüglich seiner Bemühung, daß der sogenannte Bonifatiusverein ins Leben trat, dessen Aufgabe es ist, die in den protestantischen Gegenden Deutschlands lebenden und der priesterlichen Seelsorge entbehrenden katholischen Glaubensbrüder durch Sammlung von Geldbeiträgen in der Errichtung von Missionsstellen zu unterstützen. Schon vor einer Reihe von Jahren als Präsident an die Spitze dieses Vereins gestellt, hat er für dieses Werk seine ganze Kraft eingesetzt, und zwar mit sehr gesegnetem Erfolg. Sowohl unter dem Adel wie in den bürgerlichen Kreisen ist er aufs höchste geachtet und erfreut sich des besten Rufes als ein echter Edelmann und ein echter, der Kirche und dem heiligen Apostolischen Stuhle aufrichtig ergebener Katholik."

Daß im Hinblick auf eine künftige Geschichte des Bonifatiusvereins solche kleine Ergänzungen hier angedeutet wurden, möge dem Herrn Verfasser nur den Beweis liefern, wie sehr seine fleißige Arbeit das Interesse wachzurufen im stande ist, und welch lohnende That es war, beizeiten schon zu einer wirklichen Geschichte dieses herrlichen katholischen Liebeswerkes einen kräftigen Unterbau zu schaffen. Nach 50 weiteren Jahren wird man aus dem, was er geleistet, gute Früchte gereift haben und die Mühe seiner Arbeit ihm danken.

Otto Pfülf S. J.

Matthias Eberhard, Bischof von Trier, im Kulturkampf. Von Dr. **Ägidius Ditscheid**, Domkapitular zu Trier. 8°. (VII u. 144 S.) Trier, Paulinusdruckerei, 1900. Preis *M.* 1.20, geb. *M.* 2.

Nur allzusehr gerät bei der jüngeren Generation der Kulturkampf in Vergessenheit, obgleich noch gegenwärtig die Trümmer und Überreste desselben uns umgeben. In der monopolisierten Schule des Staates hütet man sich natürlich, der Jugend von dieser Religionsverfolgung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts viel zu reden. Hätten wir nicht die katholische Presse, so würde man vielleicht bald in den offiziellen Schulbüchern lesen, der Kulturkampf sei durch eine revolutionäre Auflehnung der Bischöfe gegen die Regierung hervorgerufen! Liest man doch auch in einem solchen Schulbuche, daß im 16. Jahrhundert die katholische Kirche von der evangelischen sich losgesagt habe!

Wie viele sind es von der jüngeren Bevölkerung, denen es noch lebendig vor der Seele schwebt, wie man die katholischen Bischöfe und Priester, gemeinen Verbrechern gleich, in den Kerker führte; wie man wehrlose, unschuldige Nonnen zwang, um ihres Gewissens willen ins Ausland zu gehen und Not und Elend zu dulden; wie man Sterbenden es unmöglich machte, die letzten Tröstungen

der Religion zu empfangen, und wie die verwaisten Pfarreien ihre Toten an die Grenze brachten, damit ein benachbarter Pfarrer, ohne straffällig zu werden, über die Grenze hinüber den Segen spendete! Und dennoch ist es von der größten Wichtigkeit, daß die Erinnerung an den Kulturkampf bei uns Katholiken lebendig fortlebt, damit die Leiden und der Bekennermut unserer Altvordern uns in der Treue gegen die heilige Kirche bestärken, und damit wir gerüstet bleiben, um ähnlichen Kämpfen, falls sie wiederkehren sollten, mit gleicher Umsicht, Mäßigung und Entschiedenheit zu begegnen.

Mit Freuden begrüßen wir daher das vorliegende Schriftchen, welches uns eine der vielen Episoden des Kulturkampfes ins Gedächtnis ruft, nämlich jene, welche den Trierer Bischof betrifft, einen Bischof, der in den ersten Reihen des Vordertreffens stand bei Verteidigung unserer heiligen Religion. Zur Behandlung der Sache ist unser Verfasser in hohem Grade berufen; denn er kann von sich erklären: „Ich habe dem Verstorbenen während des ganzen Kampfes als Kaplan zur Seite gestanden, und was ich gesehen und gehört, steht mir noch lebendig vor der Seele, als ob es erst gestern geschehen wäre. Außerdem liegen mir nicht nur meine eigenen Aufzeichnungen aus jener Zeit vor, sondern auch das sorgfältig geführte Tagebuch des hochseligen Bischofs."

Nach der Niederwerfung der beiden katholischen Großmächte Österreich und Frankreich ward also der unselige Kulturkampf vom preußischen Staate und dem Deutschen Reiche begonnen. Der katholischen Kirche sollten, wie man sich ausdrückte, die Adern unterbunden werden, damit sie allmählich dahinsieche und sterbe. An die Stelle der christlichen Weltordnung, des Doppelgestirns von Kirche und Staat, sollte einseitig der „omnipotente" Staat treten, der „präsente" Gott eines Hegel. Alles dieses sollte auf „gesetzlichem" Wege geschehen.

Als die neuen Gesetzentwürfe bekannt wurden, äußerte Bischof Matthias: „Wenn diese Entwürfe Gesetzeskraft erhalten, dann ist es um die katholische Kirche in Preußen geschehen; es ist dann nur eine Frage der Zeit, daß sie von selber zu Grunde geht; einzelne Bestimmungen treffen das innerste Leben der Kirche."

Zu Fulda versammelten sich nun Anfang 1873 die sämtlichen preußischen Bischöfe und protestierten feierlich gegen diese rechtswidrigen Entwürfe und deren verderbenschwangern Inhalt. Einmütig gaben sie sich das Wort, treu zusammenzustehen im Kampfe gegen die kirchliche Freiheit.

Zu den Bischöfen stand in treuer Begeisterung der katholische Klerus und die katholische Laienwelt.

„Alle Dekanate," so konnte Bischof Eberhard schreiben, „alle Dekanate der großen Diözese, keines ausgenommen, die Priester in meiner nächsten Nähe und von den entlegensten Orten her, haben frei und freudig ihre Antwort wiederholt", die bei der Weihe gegebene Antwort, daß sie ihrem Bischof den Gehorsam beteuerten. So konnte dieser unterm 19. März 1873 in einem Ausschreiben an seine Geistlichkeit erklären. Er schloß mit den Worten: „Miteinander und füreinander, der Bischof, sein treuer Klerus, das gläubige Volk, durch die heiligsten Bande enge und unauflöslich verbunden, werden wir, komme was da wolle, für die Kirche einstehen, wachen und beten, wirken und leiden. Mit uns ist Gott und

sein Himmel, mit uns die ganze streitende Kirche Gottes auf Erden. Freudig teilen wir jetzt miteinander die Kämpfe, dereinst die Siegeskrone."

Die Regierung versuchte nun, die Bischöfe zur Unterwerfung unter die sogen. Gesetze zu vermögen. Der Regierungspräsident v. Wolff erschien beim Trierer Bischof, um zu vermitteln. Der Bischof erklärte:

„Persönlich suche ich gern, wenn es möglich ist, einen friedlichen Austrag; aber den Prinzipien werde ich nichts vergeben. Ich weiche zurück, bis ich an eine Mauer komme; eine solche Mauer ist mein Gewissen. Wider mein Gewissen werde ich nichts thun. Mit Prinzipien läßt sich nicht markten."

Am Gewissen des Bischofs also scheiterten die Versuche zur Anerkennung der Maigesetze. Man schritt zur Gewalt. Am 29. Dezember 1873 langte ein Schreiben der Regierung an, in welchem die Schließung des Priesterseminars verfügt wurde. Dr. Ditscheid erzählt:

„Da ich bestimmt wußte, daß der Bischof dem Gesuch nicht nachkommen werde, so ließ ich das Schreiben bis zum nächsten Morgen liegen, um dem Bischof die Nachtruhe nicht unnötigerweise zu stören. Am andern Morgen legte ich es mit den übrigen eingegangenen Schreiben vor. Es war mir selber äußerst schwer, dem Bischof diese Trauerbotschaft bringen zu müssen. Als das Schreiben an die Reihe kam, sagte ich mit scheinbarer Ruhe: ‚Was wir lange befürchtet haben, tritt nun ein. Das Seminar wird geschlossen!' Kaum hatte ich das gesagt, da änderte der Bischof die Farbe. Krampfhaft faßte er mit beiden Händen das Pult an. Ich sah, wie er mit Gewalt seine innere Bewegung niederkämpfen mußte. Es dauerte mehrere Minuten, bis er sich wieder gefaßt hatte. Dann sagte er: ‚Das Seminar ist die Lebensquelle des Bistums.'

„Es war das einzige Mal im ganzen Kulturkampf, daß der Bischof äußerlich so bewegt und erregt wurde. Bei allen ihn persönlich treffenden Schlägen (Verurteilungen, Plünderungen, Verhaftung u. s. w.) blieb er äußerlich vollständig ruhig."

Es folgten sich nun Schlag auf Schlag die weiteren Ereignisse. Der Bischof stellte seiner Pflicht gemäß und kraft seines guten Rechtes Geistliche an. Die Geistlichen folgten, obgleich sie wußten, daß sie durch ihren Gehorsam schweren Leiden entgegengingen. Die Pfarrgemeinden erklärten einmütig: „Der Priester, welcher vom Bischof geschickt wird, ist unser rechtmäßiger Seelsorger und kein anderer." Der Bischof wurde für diese Anstellungen von den Richtern des Staates in Strafe genommen. Da er nicht freiwillig zahlte, schritt man zur Pfändung. Als der Verkauf der gepfändeten Sachen zur Zahlung der hohen Strafsumme nicht ausreichte, ward eine zweijährige Gefängnisstrafe gegen den Bischof verfügt. Die Diener des Staates erschienen und verhafteten den Bischof. Man wollte denselben zur Vermeidung des Aufsehens durch den Garten führen. Der Bischof aber erklärte: „Ich gehe über die Straße, ich habe die Straße nicht zu fürchten und schäme mich auch des Ganges nicht." Man bot einen Wagen an, der Bischof schlug ihn aus.

„Auf der Straße angekommen," so berichtet der Verfasser, „entstand eine Scene, die nur derjenige vollständig würdigt, der sie mit angesehen hat. Der Ausdruck, mit welchem die Volksmenge ihre Teilnahme kundgab, überstieg alles, was man sich an öffentlichen Kundgebungen der Liebe und des Schmerzes vorstellen kann.

Laut auf ertönte das Jammern der vielen Hunderte von Menschen, sobald der Bischof mit seiner Begleitung sich ihnen nahte. Vor dem Konvikte und der Strafanstalt war die Scene wahrhaft herzerschütternd. Die Leute warfen sich auf den Boden, rauften sich in den Haaren, und man hörte ein die Seele durchschneidendes Wehklagen. Der Bischof schritt durch die Scharen, sie segnend und tröstend. ‚Seid ruhig,' sprach er, ‚es wird auch wieder besser.' Der Andrang der Menge war so stark, die Massen schwollen so an, daß der Landrat mit seinem Gefangenen kaum zur Gefängnispforte gelangen konnte. Dort wandte der Bischof sich noch einmal um und erteilte der niederknieenden Menge den Segen. Dann öffnete sich das Gefängnis, und der Gefängnisinspektor nahm den Bischof in Empfang."

Anderthalb Jahrtausende früher war ein anderer Bischof von Trier, der hl. Paulinus, nach Kleinasien in die Verbannung gesandt, weil er dem arianischen Kaiser Konstantius Widerstand geleistet. Bischof Matthias ging ins Gefängnis, weil er die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche Jesu Christi nicht opfern wollte auf dem Götzenaltar des modernen omnipotenten Staates.

Die weiteren Ereignisse möge der Leser in dem hochinteressanten, mit aktenmäßiger Sorgfalt geschriebenen Buche selbst verfolgen. Wir fügen den Wunsch bei, daß auch andere, welche die unerhörten Drangsale des Kulturkampfes mit durchlebt haben, ein möglichst konkretes Bild ihrer Leiden und Kämpfe für die Nachwelt fixieren, damit diese der heiligen Pflichten gegen die Kirche sich lebendig bewußt bleibe, für deren Erfüllung im Kulturkampf Bischöfe, Priester und Laien vielfach Geld und Gut, Freiheit und Gesundheit und selbst das Leben hingeopfert haben!

L. v. Hammerstein S. J.

Dr. **M. Bachs Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur.** Für jeden Gebildeten, zunächst für die reifere Jugend und ihre Lehrer. Gänzlich umgearbeitet und bedeutend vermehrt von **Ludwig Borgas**, Oberlehrer am K. Gymnasium zu Meppen. Erster Band. Neunte Auflage. 8°. (306 S.) Mit 61 Abbildungen. Zweiter Band. Achte Auflage. 8°. (325 S.) Mit 106 Abbildungen. Köln, Bachem, 1899. Preis jedes Bandes *M.* 3.50; geb. *M.* 5.

Fünfunddreißig Jahre sind nun verflossen seit dem Erscheinen der ersten Auflage des ersten Bandes der „Studien und Lesefrüchte" von Michael Bach. Ein Hauptverdienst dieses Werkes und seines Verfassers dürfte es gewesen sein, das Interesse für naturgeschichtliche Studien in den katholischen Leserkreisen Deutschlands geweckt und ihnen zugleich die hohe Bedeutung derselben für die christliche Weltauffassung gezeigt zu haben. Die „Studien und Lesefrüchte" enthalten eine Fülle interessanter und lehrreicher Abhandlungen aus den verschiedensten Zweigen der Zoologie und der Botanik und tragen dadurch wesentlich bei zur Vermehrung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse ihrer Leser. Sie sind zugleich in durchaus christlichem Geiste gehalten und weisen ihre Leser bei der Zweckmäßigkeit der Natureinrichtungen auf die Weisheit, Macht und Güte des Schöpfers hin. In einer Zeit, wo die ungläubige Weltanschauung des Darwinismus ihre verheerenden Wirkungen in immer weitere Kreise ausdehnte, mußte ein solches

Werk doppelt segensreich sein. Wir können daher ohne Übertreibung behaupten, daß Michael Bachs „Studien und Lesefrüchte“ sich hohe Verdienste um das Christentum und die katholische Kirche in Deutschland erworben haben.

Der Zweck dieses Werkes ist in der That erreicht worden; dies beweisen die zahlreichen Auflagen desselben, die auch nach des Verfassers Tode tüchtige Bearbeiter gefunden haben. Die beiden vorliegenden Bände, die neunte Auflage des ersten und die achte des zweiten Bandes, stehen ihrem Inhalte nach auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung; auch die Verlagshandlung verdient besondere Anerkennung für die Ausstattung derselben mit zahlreichen vortrefflichen Abbildungen, sowie für den sehr mäßigen Ladenpreis.

Wir wollen hier keine ausführliche Inhaltsangabe der beiden Bände geben, da wir voraussetzen, daß die meisten unserer Leser sich dieselben selbst anschaffen werden. Nur einige Bemerkungen seien hier beigefügt. Die Biologie des Maikäfers, der Abschnitt über die Feinde der Kartoffel, das Leuchten der Johanniswürmchen und die Biologie der Honigbiene haben uns besonders gut gefallen. In letzterem sind auch bereits die neueren Forschungen von Dickel über die Fortpflanzung der Honigbiene berücksichtigt. Besonderes Lob verdient ferner der Abschnitt über die einheimischen Ameisen. Er bietet weit Besseres als z. B. die neueste (dritte) Auflage der großen Ausgabe von „Brehms Tierleben“, welche sich in dem neunten Bande (Insekten), besonders aber in dem Abschnitte über die Ameisen, als wirklich „inferior“ erwiesen hat [1].

Der Abschnitt des ersten Bandes über die ausländischen Ameisen dürfte wohl für eine künftige neue Auflage eine wesentliche Änderung und Bereicherung erfahren müssen. Allerdings ist die betreffende fachwissenschaftliche Litteratur in zahlreichen Werken und Zeitschriften zerstreut und daher nicht leicht zu übersehen. Wir möchten dem Bearbeiter deshalb folgende Werke besonders empfehlen: Bates, Der Naturforscher am Amazonenstrom; Belt, Der Naturforscher in Nicaragua; Fr. Schimper, Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Ameisen im tropischen Amerika; A. Möller, Die Pilzgärten einiger südamerikanischer Ameisen; H. v. Jhering, Die Ameisen von Rio Grande do Sul. Für die Beziehungen der brasilianischen Ameisen zu ihren Gästen könnte der erste Teil unserer „Ameisen- und Termitengäste von Brasilien“ (Wien und Leipzig 1895) einigen Stoff bieten.

Kleinere Notizen, die nicht so sehr für die Leser als vielmehr für den Bearbeiter von Nutzen sind, übergehen wir. Es muß nur noch bemerkt werden, daß (auf S. 149) eine Verwechslung zwischen dem älteren und dem jüngeren der beiden schweizerischen Naturforscher Huber vorliegt. Der blinde Bienenforscher ist Franz Huber; Peter Huber, der Ameisenforscher, war sein Sohn. Der Abschnitt über den Instinkt (S. 266 ff.) dürfte für eine neue Auflage wohl einiger Klärung benötigen.

Für den zweiten Band wären bei der Biologie der Hummeln die vortrefflichen Beobachtungen E. Hoffers (Graz) über die Hummeln Steiermarks zu berücksichtigen, z. B. über den „Trompeter“, der in den Nestern gewisser Hummelarten

[1] Vgl. die Besprechung desselben im „Biologischen Centralblatt“ 1893, Nr. 6, S. 190 ff.

morgens „zur Reveille bläst“. Daß der Maulwurf, wie S. 170 angegeben wird, keine Wintervorräte in seinem Bau sammle, ist irrtümlich, wie die Beobachtungen von Fr. Dahl und Ritsema Bos gezeigt haben.

Wir wünschen den beiden Bänden eine baldige neue Auflage, in welcher einige kleine Mängel, die in derartigen, so mannigfaltige Gebiete behandelnden Werken nie ganz zu vermeiden sind, ihre Verbesserung finden werden. Übrigens brauchen wir uns der vorliegenden neuen Auflage der ersten beiden Bände der „Studien und Lesefrüchte“ keineswegs zu schämen. Sie sind im Gegenteil ein sprechender Beweis gegen die jüngst so oft behauptete „wissenschaftliche Inferiorität der Katholiken“. Ihr Inhalt entspricht völlig den Anforderungen, die man an ein populärwissenschaftliches Werk dieser Art zu stellen berechtigt ist. Was die Ausstattung anlangt, kann die neue Auflage ebenfalls den Vergleich mit irgendwelchen ähnlichen Werken von gegnerischer Seite getrost aushalten. Die Abbildungen im Texte sind nicht bloß sehr zahlreich, sondern meist auch vortrefflich gelungen. Bessere Figuren wie z. B. jene des Totenkopfschwärmers (I. Bd., S. 253) wird man auch in der neuesten Auflage von „Brehms Tierleben“ nicht finden. Daß man ferner in den katholischen Leserkreisen Interesse für Naturstudien hat, dürfte allein schon aus der Thatsache hervorgehen, daß die ersten beiden Bände es bereits bis zur neunten bezw. achten Auflage gebracht haben. Es ist uns nicht bekannt, daß ein seinem Gegenstande nach ähnliches, aber im Geiste der ungläubigen modernen Naturanschauung gehaltenes populärwissenschaftliches Werk in derselben Zeit eine ebenso große Zahl von Auflagen zu verzeichnen gehabt hätte. Zur Beleuchtung der vorgeblichen Inferiorität der Katholiken sei hier auch darauf aufmerksam gemacht, daß Fr. Schödlers „Buch der Natur“, welches einen katholischen Realschullehrer zum Verfasser hatte, in 54 Jahren (seit 1846) bereits 23 Auflagen erlebt hat, deren neueste soeben in verschiedenen naturwissenschaftlichen Zeitschriften, auch von keineswegs katholisch gesinnten Rezensenten, sehr günstig besprochen worden ist. Wir erinnern ferner an die von einem katholischen Priester, Dr. Johannes Leunis, verfaßte „Synopsis der drei Naturreiche“, speziell an die „Synopsis der Tierkunde“. Die dritte Auflage dieses vortrefflichen zoologischen Handbuches ist von Geheimrat Dr. Hubert Ludwig, Professor der Zoologie an der Universität Bonn, gegenwärtig zweitem Vorsitzenden der Deutschen Zoologischen Gesellschaft, der ebenfalls ein Katholik ist, bearbeitet. Was die zoologische Systematik anlangt, besitzen wir nach dem Zeugnis der Professoren kein besseres und gründlicheres Handbuch für Universitätsstudenten als dieses. Warum sollen wir also fortwährend über die „Inferiorität der Katholiken“ jammern, da wir doch auch so viel Erfreuliches zu berücksichtigen haben? Übertriebene Selbsterniedrigung ist ebenso verfehlt und ebenso nachteilig, wie übertriebene Selbstüberhebung es wäre. Was endlich die fachwissenschaftliche Forschung anlangt, könnten wir den Beweis dafür erbringen, daß gegenwärtig auf verschiedenen naturwissenschaftlichen Gebieten gerade katholische Autoren an der Spitze oder in den ersten Reihen der betreffenden Forscher stehen. Daß man hiervon in jenen Kreisen, welche über die Inferiorität der Katholiken so betrübt sind, gar nichts zu wissen scheint, ist allerdings beschämend; denn es

zeigt, daß man sich in jenen Kreisen nicht einmal die Mühe giebt, die wissenschaftlichen Arbeiten der eigenen Leute kennen zu lernen, während man in den gegnerischen — oder sagen wir lieber, in den wissenschaftlichen — Kreisen davon viel besser unterrichtet ist.

E. **Wasmann** S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Biblia sacra vulgatae editionis. . . . Die heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes. Mit dem Urtexte der Vulgata. Als zehnte Auflage des Allioliſchen Bibelwerkes herausgegeben von Augustin Arndt S. J. Mit Approbation des heiligen Apostolischen Stuhles. Erster Band. gr. Lex.-8°. (XX u. 1332 S.) Regensburg, Rom und New York, Fr. Pustet, 1899. Preis *M.* 5; geb. *M.* 6.50.

Dieser erste Band umfaßt nach der Ordnung der Vulgata die Bücher Genesis bis Job einschließlich. Schon dessen äußere Erscheinung hebt sich vorteilhaft ab von der neunten Auflage des Allioliſchen Werkes; das Format ist etwas größer, Druck und Papier viel besser und gefälliger. Dem lateinischen Texte der Vulgata (warum im Titel: Urtext der Vulgata?) gegenüber steht die deutsche Übersetzung. Diese ist sorgfältig revidiert und in vielen Fällen wirklich verbessert. Sie folgt treu und deutlich dem Sinne der richtig verstandenen Vulgata und ist im Ausdrucke gefälliger und mehr dem deutschen Sprachgeiste angepaßt als ihre Vorgängerin. Der Herausgeber hat, wie er im Vorworte sagt, zur Umarbeitung des Textes zahlreiche Übersetzungen zu Rate gezogen. Was viele unangenehm überraschen wird, ist, daß die alten, öfters dürftigen Anmerkungen von Allioli einfach abgedruckt sind. „Die Anmerkungen blieben einstweilen unverändert, bis Zeit und Umstände deren Umarbeitung gestatten" (Vorwort). Diese Umstände zu ändern lag nicht im Machtbereich des Herausgebers. Wir schließen uns dem Wunsche Seiner Eminenz, des Kardinals Kopp, an, mit dem er die Empfehlung dieser neuen Ausgabe schließt: „Möge das verdienstvolle Werk recht weiten Kreisen den unerschöpflichen Born des geschriebenen Wortes Gottes immer vollkommener erschließen."

Compendium theologiae dogmaticae specialis a P. Gottfried Noggler a Graun, Ord. Capuc. Provinc. Tyrol. Septentr. S. Theologiae Lectore exaratum. 8°. (XXVI et 884 p.) Oeniponte, Libraria catholicae Marianae societatis, 1899. Preis *M.* 12.

Eine Dogmatik in einem Bande zu schreiben, ist keine leichte Aufgabe. P. Gottfried Noggler a Graun hat sie gut gelöst. Ein fleißiger Student kann das Buch in einem Jahr bewältigen. Der Umfang wäre leicht zu vermindern gewesen durch eine knappere Form und die Auslassung mancher Abschnitte; zu letzteren möchten wir den Artikel über den Polytheismus und Dualismus (S. 12—14) und

über den Tritheismus (S. 97—99) rechnen; anderes hätte im Verhältnis zum Ganzen kürzer ausfallen dürfen, so zumal der Abschnitt über die Teufel (S. 175 bis 190), über die Heiligenverehrung (S. 362—376), über das Fegfeuer (S. 763 bis 779). Diese Änderungen hätten auch eine ausführlichere Behandlung wichtiger Fragen oder doch die Aufnahme eines Traktates über die göttlichen Tugenden ermöglicht. Die Doktrin des Herrn Verfassers ist klar und solid. Bei Kontroversfragen wählte er die für ein solches Kompendium richtigste Form; er legt die bedeutenderen Sentenzen mit Gründen und Gegengründen dar. Für jemand, der die Fragen nicht genau kennt, werden freilich manchmal die kurzen Andeutungen nicht genügen: wir denken z. B. an die Freiheit Christi (S. 314 ff.) und an die Sündlosigkeit Christi (S. 299). Da in einem kurz gefaßten Unterrichtsbuch jede Ungenauigkeit mehr auffällt, wird uns der Herr Verfasser im Interesse seines Werkes die Bitte gestatten, er möge die positiven Teile einer nochmaligen Durchsicht unterwerfen. So lassen einen z. B. die Schrift- und Väterbeweise für die Unendlichkeit Gottes recht unbefriedigt; dasselbe gilt von den patristischen Zeugnissen für die Trinität. Im Traktat über das Sechstagewerk begegnet man der Bemerkung, die Visionstheorie scheine vorauszusetzen, daß die Offenbarung im Widerspruch zur Wissenschaft stehen könne (S. 147 e). Die Note über die Spracheneinheit (S. 199 c) ist ungenau. In der These, der Episkopat sei ein Sakrament, liest man einen Ignatianischen Text ohne Beweiskraft (S. 685 b) und findet das Tridentinum als Autorität für die Siebenzahl der ordines angeführt. Dem gelehrten Herrn Verfasser wird es leicht sein, alle Traktate gleich gründlich und vollkommen zu gestalten.

Petri Cardinalis Pázmány, Archiepiscopi Strigoniensis et Primatis regni Hungariae, Theologia scholastica seu commentarii et disputationes quae supersunt in secundam Theologicae S. Thomae Aquinatis Summae et tertiam partem. Series latina. Tomus IV. E codice bibliothecae universitatis Budapestinensis, partim auctoris propria manu exarato, partim aliena manu scripto, sed ab ipso auctore multis in locis correcto et aucto ea quae spectant ad 1 et 2 II. partis recensuit et praefatus est Adalbertus Breznay, Archidioecesis Strigoniensis presbyter, Suae Sanctitatis Summi Pontificis a Cameris secretis SS. Theologiae Doctor collegiatus, regiae scientiarum universitatis Budapestinensis Rector emeritus etc. etc. gr. 4°. (XV et 815 p.) Budapestini, typis regiae scientiarum univ., 1899. Subskriptionspreis (durch das Dekanat der theol. Fakultät in Budapest) *fl.* 5; (im Buchhandel) ungefähr *fl.* 10.

Die glänzend ausgestattete Ausgabe der Werke des Kardinal Pázmány schreitet rüstig voran. In der Einleitung dieses Bandes, des vierten der lateinischen Serie, wird nochmals auf Ursachen und Wert der Edition aufmerksam gemacht. Der Kommentar behandelt das Ziel des Menschen, die Fragen über die menschlichen Akte, die Sünde, die theologischen Tugenden. Pázmány zeigt in seinen Auseinandersetzungen mit scholastischen Theologen außerordentliche Belesenheit, in seiner eigenen Lehre Schärfe und Klarheit. Trefflich ist unter anderem der Abschnitt über die Erbsünde mit Ausnahme des Kapitels über das Schicksal der ohne Taufe sterbenden Kinder, lehrreich, wenn auch nicht recht befriedigend, die Analyse des Glaubens-

aktes. Überall erscheint der Verfasser als ein fein geschulter Kopf. In einer Geschichte der Scholastik darf jetzt sein Werk nicht mehr fehlen. Von kirchenrechtlichem und geschichtlichem Interesse ist auch das Parergon am Schluß: De ecclesiastica libertate circa causam Veneti interdicti anno 1606.

Christus und die Kranken. Nach den heiligen Evangelien zum Troste der Kranken zusammengestellt und erklärt von Dr. S. Waitz. Mit zwei Holzschnitt-Abbildungen aus Führichs Psalter. 8°. (295 S.) Brixen, Kathol.-polit. Preßverein, 1900. Preis brosch. *M.* 3.20; geb. *M.* 4.40.

Der Verfasser wurde sowohl durch fast zweimonatliche eigene Krankheit als durch den Anblick vieler Erkrankten in einem großen Krankenhause zu dieser trostreichen Arbeit gebracht. Die Barmherzigkeit, welche den Herrn vom Himmel führte und auf Erden leitete, die er uns anempfiehlt und deren Übung im jüngsten Gericht uns ein gnadenvolles Urteil erlangen soll, schildert er in den einzelnen Ereignissen des öffentlichen und glorreichen Lebens unseres Heilandes. Immer wieder werden Christi Wunder und Lehren benutzt zum Erweis der Liebe, Menschenfreundlichkeit und Güte unseres Heilandes. So ist das verständlich und fromm geschriebene Buch recht geeignet, seinen Zweck zu erfüllen und manche leidende Seele aufzurichten.

Grundriß der christlichen Sittenlehre mit besonderer Berücksichtigung der socialen Frage und der wichtigsten Rechtsgrundsätze über Kirche und Staat. Bearbeitet für die oberen Klassen der höheren Lehranstalten von J. Jung, Religionslehrer an der Kantonsschule St. Gallen. Mit oberhirtlicher Empfehlung. 8°. (96 S.) Freiburg (Schweiz), Universitätsbuchhandlung, 1900. Preis geb. *M.* 1.

Dieser kurz, klar und belehrend abgefaßte Grundriß, eine reife Frucht vieljähriger, erfolgreicher Thätigkeit im Lehrfache, wird nicht nur Schülern, sondern auch andern, „welche sich ohne viel Zeit und Mühe die Kenntnis über die wichtigsten Grundsätze der christlichen Sittenlehre verschaffen wollen“, dann auch Leitern von Arbeitsvereinen als übersichtliche Stoffsammlung zu populären Vorträgen die trefflichsten Dienste leisten. Es ist ein Leitfaden, der die bekannteren Kapitel der christlichen Moral kurz abmacht, um desto mehr Zeit zu gewinnen zur Besprechung der zeitgemäßen Fragen, auf die er die richtigen Antworten giebt mit eingehender Begründung.

La femme d'après Saint Ambroise. Par Henriette Dacier. 8°. (339 p.) Paris, Amat; Bruxelles, Schepens, 1900. Preis *Fr.* 3.50.

Im ersten Teile behandelt das Buch Zeitgenossinnen des großen Bischofs von Mailand: seine Verwandten Sotheris und Marcellina sowie Ambrosia, seine Pflegbefohlene, dann die arianische Kaiserin Justina, seine Gegnerin. Der zweite Teil hebt aus den Schriften des Kirchenlehrers die Vorschriften aus, die er gab für die Erziehung der Mädchen, für die Lebensart gottgeweihter Jungfrauen, Frauen, Mütter und Witwen. Der dritte Teil stellt zusammen, was er über biblische Frauen äußere, sowie über die heiligen Märtyrinnen Thekla, Agnes und Pelagia. Fast immer werden die eigenen Worte des hl. Ambrosius angeführt und durch geschickte Übergänge verbunden. Einige Male, wo der Heilige über die Liebe der Mutter und über Witwen redet, erhebt das weibliche Gefühl der Verfasserin sich zu einer

leisen und natürlicherweise sehr erklärlichen Verwahrung gegen die strengen, ganz übernatürlichen Anschauungen des Kirchenvaters. Ihre Arbeit gewährt einen zuverlässigen, gründlichen Einblick in die Lebensauffassung des welterfahrenen Heiligen und stellt sie in einer auch für unser Jahrhundert sehr brauchbaren Weise vor Augen.

Der Genius der Werke des hl. Thomas und die Gottesidee. Von Martin Grabmann, Priester der Diözese Eichstätt. 8°. (43 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis 80 *Pf.*

Die kleine Broschüre, ein Separatabdruck aus dem Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie (XIII. Band), zeigt in ansprechender Weise, wie die Gottesidee beim hl. Thomas den Mittelpunkt bildet, von dem aus sein Lehrsystem und seine Weltanschauung alles Licht empfängt.

Das Herz Jesu, die Gnadensonne an der Wende des Jahrhunderts. Eine Jubiläumsschrift zur Beförderung der Herz-Jesu-Andacht von Martin Hagen S. J. Mit Erlaubnis der Ordensobern und des hochw. Hrn. Generalvikars von Münster. 8°. (169 S. einschl. Titelbild.) Kevelaer, Butzon und Bercker, 1899. Preis *M.* 2.

Der Verfasser geht in seinen Belehrungen — es sind deren 21 — von den Offenbarungen aus, welche der seligen Margareta Maria Alacoque geworden, und welche der kirchlichen Herz-Jesu-Andacht den nächsten Anstoß gegeben, zeigt darauf, wie tief die Andacht in den Lehren des Glaubens begründet, und führt sodann aus, was das leibliche Herz des Heilandes sinnbildet, lehrt, verheißt, fordert. Sehr sinnig werden dabei die Bilder und Zeichen verwendet, welche in den Offenbarungen der seligen Margareta das Herz des Herrn begleiteten: Flammen, Strahlen, Dornenkrone, Kreuz, geöffnete Seitenwunde. So kommen Gnadenleben, Tugendstreben, Pflege des Gebetes zur Sprache, besonders aber des Heilandes Liebesreiz und Liebesreichtum, alles ohne schwärmerische Überschwänglichkeit, in edler Sprache, geistvoller Auffassung und einer Wärme, die aus innerer Erfahrung quillt. S. 116 heißt es, das heilige Meßopfer sei „eine zweite, sakramentale Menschwerdung"; hier sähe man wohl gern „gewissermaßen" oder ein ähnliches Wort eingeschaltet. Bei den Ablässen ist nicht vermerkt, wie deren Gewinnung während der Jubiläumszeit sich gestaltet. Wer in frommer Lesung und Erwägung dem Herzen des Erlösers näher treten will, wer über dasselbe zu predigen oder Betrachtungspunkte vorzulegen hat, wird im Kevelaerer Herz-Jesu-Buche einen sehr willkommenen Wegweiser und Berater finden.

Christliche Standesunterweisungen, beleuchtet durch heilige Vorbilder. Von P. Otto Bitschnau O. S. B. in Einsiedeln. Mit 18 Kunstbeilagen in xylogr. Farbendruck. Mit Approbation der hochw. Bischöfe von St. Gallen, Freiburg, München und Rottenburg a. N. gr. 4°. (VIII u. 604 S.) Stuttgart, Kathol. Süddeutsche Verlagshandlung (Ochs), 1898 u. 1899. In 18 Lieferungen à 50 *Pf.*

„Christliche Standesunterweisungen beleuchtet durch heilige Vorbilder", betitelt sich das Volksbuch, welches nunmehr vollständig in 18 Lieferungen in der Katholischen Süddeutschen Verlagshandlung zu Stuttgart erschienen ist. Verfasser ist der durch sein „Heiligenleben" rühmlichst bekannte P. Otto Bitschnau O. S. B. zu Einsiedeln. Auch das vorliegende Werk ist im Grunde genommen ein Leben der Heiligen, wenngleich eigener Art. Der Verfasser giebt einen christlichen Standesunterricht an der Hand von Beispielen aus dem Garten der lieben Heiligen Gottes. Um seine Unter-

weisungen anschaulicher und interessanter, anregender und belehrender, eindringlicher und wirkungsvoller zu gestalten, hat er sie an Heiligenleben angeknüpft, die ihm zur Erreichung seiner Absichten geeignet erschienen. P. Bitschnau faßt das Wort „Stand" in etwas weiterem Sinne, als man das gewöhnlich thut. Denn er behandelt nicht nur den Ehestand, den jungfräulichen Stand, den Ordensstand, Priesterstand, Militärstand u. s. w., sondern auch den Stand der Armen, der Reichen, der Zufriedenen, der Leidenden und der Sterbenden. Indessen macht eben das das Buch zu einem wirklichen Hausbuch für die christliche Familie und zu einem treuen Freund und Berater für die so mannigfaltigen Lebensverhältnisse. Die Ausstattung des Werkes, das 18 prächtige Farbendrucke zieren, ist sehr gut; sein Preis ermöglicht auch Minderbemittelten seine Anschaffung. Wir wünschen dem Buch, im Interesse des christlichen Hauses, in welchem ja in der Gegenwart mehr als je der Geist des Glaubens und des Christentums gepflegt werden muß, eine weite Verbreitung. Recht und fleißig benutzt, wird es durch die Fülle heilsamer Belehrung bei Eltern und Kindern, Verheirateten und Ledigen, Vorgesetzten und Untergebenen, in frohen und gesunden wie in trüben und kranken Tagen eine Quelle des Segens sein.

An Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. Von Konrad Kümmel. 6 Bändchen.

IV. Bd.: **Osterbilder.** 12°. (VIII u. 300 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis brosch. *M.* 1.80; geb. *M.* 2.20.

Wir haben über die Vorzüglichkeit dieser Erzählungen bereits früher (Jahrgang 1899, 9. Heft, S. 433) uns ausgiebig geäußert. Die ausnahmlos günstige, ja freudige Aufnahme, die sie allenthalben gefunden, beweist, daß wir dieses wahrhaft „goldene Schatzkästlein" für das Volk richtig gewertet haben. Was ist wohl das Geheimnis, das diesen scheinbar so schlichten, einfachen Erzählungen ihre tief ergreifende Wirkung, ihren dem Herzen so wohlthuenden Einfluß verleiht? Es dürfte darin liegen, daß Kümmel es wie wenige versteht, die katholische Volksseele mit ihrem reichen inneren Leben, ihrem tiefen religiösen Empfinden, ihrer rührenden Einfalt und Glaubenstreue in konkreten Einzelzügen sichtbar und greifbar zu enthüllen. Wieviel ist nicht in jüngster Zeit über die Inferiorität des Katholizismus geredet worden! Der Vorwurf ist unverdient selbst mit Rücksicht auf jene kulturellen Leistungen, die mit Wage und Zollstab gemessen werden können. Neben diesen äußeren Großthaten und Prunkschätzen der Menschen und Völker giebt es aber noch etwas anderes, was sich freilich dem Auge des oberflächlichen Beobachters entzieht, in Wirklichkeit aber als die schönste, reifste Frucht wahrer Kultur erkannt werden muß: das unwandelbare Festhalten an den höchsten sittlichen und religiösen Gütern der Menschheit, das Leben in und aus dem Glauben an einen persönlichen Gott, der liebend sich zum Menschen herabläßt und an dessen Hand die Seele hoffend und vertrauend durch alle Kämpfe und Enttäuschungen des Lebens hindurch hinstrebt zu ihrem höchsten, einzig wahren Ziele. Welch reichen Schatz von Seelengröße und Seelenfrieden, von wahrem, sittlichem Adel erschließen uns nicht diese zumeist auf Thatsachen beruhenden Erzählungen aus dem katholischen Volksleben! Steht nicht so mancher dieser einfältig gläubigen katholischen Bauersleute, dieser demütigen, pflichttreuen, selbstlosen Dienstmägde an wahrer Kultur und Bildung turmhoch über dem „aufgeklärten", frivolen, egoistischen Weltkinde, wie der religionslose, materialistische Zeitgeist sie großzieht? So bringen diese Erzählungen zugleich einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Kulturgeschichte im besten und edelsten Sinne des Wortes.

Geschichte des deutschen Volkes vom dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Emil Michael S. J., Doctor der Theologie und der Philosophie, ordentlichem Professor der Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck. Zweiter Band. Religiös-sittliche Zustände, Erziehung und Unterricht während des dreizehnten Jahrhunderts. Erste bis dritte Auflage. 8°. (XXXII u. 450 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 6; geb. *M.* 8.

Das groß angelegte Werk des P. Michael (vgl. diese Zeitschrift Bd. LII, S. 573) hat mit diesem Bande eine prompte, aber auch hochwillkommene Fortsetzung erfahren. Daß dieselbe sogleich in der Stärke von drei Auflagen erscheinen mußte, ist das günstigste Vorzeichen. Der Gegenstand ist diesmal mit Vorzug dem Gebiete des kirchlichen Lebens entnommen. Der Verfasser durchgeht die verschiedenen Stufen der Hierarchie, zählt die religiösen Genossenschaften auf und weilt dann mit Liebe und Verständnis bei der Ausübung des Predigtamtes, um so dem rechten Pulsschlag des mittelalterlichen Glaubenslebens zu lauschen. Ein näheres Eingehen auf die Werke der Charitas, bei welcher die Krankenpflege die Hauptaufmerksamkeit in Anspruch nimmt, giebt Anlaß, die Lichtgestalten einer hl. Elisabeth und einer hl. Hedwig recht liebenswürdig zu schildern. An die Werke der Buße knüpfen sich auf Grund eines gewissen psychologischen Zusammenhangs auch die Ausschreitungen krankhafter Gemütserregung bei ganzen Massen. Sektenwesen, Inquisition und Schule werden in besondern Abschnitten mit monographischer Gründlichkeit abgehandelt. Im übrigen wird man, wo so unermeßliche Gebiete zu überblicken sind, eine erschöpfende Darstellung nicht erwarten dürfen. Es werden stets noch einzelne Züge vermißt, einzelne Fragen aufgeworfen werden können; das liegt in der Natur der Sache. Die große und verdienstvolle Leistung besteht darin, daß überall klar und fest die Grundlinien gezeichnet und nach dem heutigen Stande der Wissenschaft, auf Grund eines erdrückenden Materials, das Facit gezogen wird. Dabei fehlt es nicht an einer reichen Fülle wertvoller Einzelangaben und Forschungsresultate im einzelnen. Der Band gewährt eine recht angenehme, lehrreiche und bildende Lektüre für denkende Laien jeder Richtung; dem Historiker kann er als sehr bequemes Hilfsmittel die besten Dienste thun und mannigfache Anregung geben. Die Anmerkung S. 73 wäre besser an anderer Stelle verwertet worden, wo der Verhältnisse der öffentlichen Sittlichkeit ohnehin ausdrücklich hätte gedacht werden sollen.

Der Einfluß der deutschen protestantischen Regierungen auf die Bischofswahlen. Von A. Rösch, Doktor der Rechte. [Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br. IV. Band.] 8°. (268 S.) Freiburg, Kommission der Geschäftsstelle des Charitasverbandes, 1900. Preis *M.* 3.

Nachdem aus Anlaß der Kölner und Freiburger Wahlstreitigkeiten zu Ausgang der sechziger Jahre über die Bischofswahlen so außerordentlich viel, und teilweise von hervorragenden Kämpfern auf beiden Seiten, war gestritten worden, ist es dem Verfasser gelungen, durch sorgfältige Nachprüfung namentlich der durch Friedberg 1874 veröffentlichten Dokumente neue Gesichtspunkte aufzufinden und die Streitfrage in ein ganz neues Licht zu rücken. Mit voller Sicherheit zeigt er aus dem Wortlaut der Abmachungen wie aus dem Gang der Verhandlungen, daß ein unbeschränktes Ausschließungsrecht der Regierung weder für Preußen noch für die

oberrheinischen Staaten jemals ist zugestanden worden. Der klaren, sicher voranschreitenden Untersuchung muß man das größte Lob spenden; für den Unbefangenen läßt sie in den Hauptpunkten keinen Zweifel übrig. Die Freiheit der Bischofswahl bleibt eine der ersten Lebensfragen für die Kirche Deutschlands. Jeder deutsche Katholik und jeder unabhängig denkende Mann müßte dafür eintreten, unsern Domkapiteln das Wahlrecht ungeschmälert zu erhalten. Um so mehr empfiehlt sich die vortreffliche Schrift der allgemeinen Beachtung. Über den preußischen Wahlmodus hätte der Verfasser einen bedeutsamen Ausspruch Kardinal Viale-Prelàs finden können bei Pfülf, Geissel II, 269 aus Anlaß der Paderborner Wahl. Die gesprächsweise hingeworfenen Äußerungen Brunellis und Viales, welche S. 154/55 Schwierigkeiten bereiten, können doch wohl nicht ins Gewicht fallen, da es sich nicht um amtliche Erklärungen, sondern um im Gespräch aufgefangene Worte handelt, die ungenau und außerhalb des Zusammenhangs von deutschen Diplomaten berichtet werden. Die geringschätzige Bemerkung über Brunelli ist ungerechtfertigt, um so mehr, wenn sie zugleich auch auf Viale ausgedehnt werden sollte.

Die Silva's in Oesterreich. Ein Beitrag zur Geschichte dieses Hauses von Franz Graf von Silva-Tarouca. Lex.-8°. (62 S. mit 12 Bildern und einer Wappentafel.) Wien, Frick, 1899. Preis *M.* 10.

Ein echt aristokratisches Buch, nicht nur dem Gegenstande, sondern auch der Behandlung und Auffassung nach; die Ausstattung von fürstlicher Vornehmheit. Es handelt sich um eines der hohen spanischen Granden-Geschlechter, rein an Abstammung und Blut, ungewöhnlich interessant in seinen Schicksalen und den Trägern seines Namens, eines der wenigen, die ihre Verpflanzung auf österreichischen Boden bis heute überdauert haben. Für die vorösterreichische Zeit wird nach Salazar das Stammesregister und die Entwicklung des Wappens gegeben, aber mit reicher Zuthat bunt wechselnder historischer Notizen nicht ohne weiterreichenden Wert. Dann aber verweilt die Feder mit gerechter Vorliebe bei den beiden hervorragenden Gestalten des in Österreich heimisch gewordenen Hauses, zunächst bei Don Manuel, dem Liebling Prinz Eugens und dem Freunde Maria Theresias. Der ganz einzigartigen Beziehungen dieses edeln und uneigennützigen Unterthans zu seiner Souveränin ist schon früher in dieser Zeitschrift (Bd. XXXIX, S. 322) eingehender gedacht worden. Eine andere anziehende Erscheinung der Familie ist dessen jüngstes Enkelkind, der 1872 verstorbene Graf August Alexander, bis 1846 kaiserlicher Offizier, von da ab als der gastfreie Herr auf Čech in Mähren ein Hort idealer Auffassung des Adelstandes, ein Mittelpunkt angeregter Geselligkeit und liebenswürdiger Familienbeziehungen unter den erlauchtesten Häusern Österreichs wie Deutschlands. Von Deutschen sind es namentlich die Stolberg und die Plettenberg, die zu ihm in näheren Beziehungen stehen. Die jetzt lebenden Träger des Namens Silva-Tarouca, Graf Franz, das Haupt der Familie, zugleich der Verfasser dieser Schrift, und Graf Ernst, der dank seiner regen Interessennahme an den großen sozialen Fragen der Gegenwart und infolge seines wiederholten Auftretens auf großen katholischen Versammlungen auch in Deutschland viel genannt worden ist, werden mit einer stattlichen Schar blühender Kinder nur einfach aufgezählt. Manches ernste, zum Nachdenken anregende Wort über die historische Berechtigung, über die Ursachen des Niedergangs und über die noch immer bleibenden Aufgaben des Adels ist eingeflochten.

Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg. Herausgegeben von Karl Willoh, Seelsorger an der Strafanstalt in Vechta. B. Dekanat Cloppenburg. V. (letzter) Band: Die Pfarren Garrel, Lastrup, Lindern, Löningen, Markhausen, Molbergen, Neuscharrel, Ramsloh, Scharrel, Strücklingen. 8°. (556 S.) Vechta, Commissionsverlag von J. P. Bachem in Köln, 1900. Preis *M.* 5; geb. *M.* 6.50.

Ein ungemein fleißiges, nach vielen Seiten hin wertvolles Werk ist mit diesem Bande glücklich zum Abschluß gebracht. Auf seine Bedeutung ist in diesen Blättern (Bd. LVII, S. 82 f.) bereits aufmerksam gemacht. Ein Register über alle fünf Bände ist beigegeben, das zwar leider (!) solche Namen und Sachen übergeht, welche nach dem augenblicklichen Dafürhalten des Verfassers „kein allgemeines Interesse beanspruchen", das aber immerhin gute Dienste leistet. Was als Beitrag zur Bevölkerungsstatistik vor und nach dem 30jährigen Krieg im Anhang beigefügt wird, ist beachtenswert. Weniger noch als die früheren Bände hat dieser letzte den Vorteil, auf eine reiche Entwicklung des kirchlichen Lebens in früher Vergangenheit hinweisen zu können. Spärlich bevölkert und dürftig von alten Zeiten her, sahen diese armen Gegenden durch die Brandfackel des 30jährigen Krieges die letzten Spuren einstiger besserer Tage ausgetilgt. Einige alte Glocken aus dem 14. und 15. Jahrhundert zeugen von der Verehrung der heiligen Jungfrau; die Andacht zum heiligen Fronleichnam hat die eine oder andere Erinnerung zurückgelassen (vgl. S. 172. 409). Nicht ganz vereinzelt finden sich hübsche Spuren christlicher Armenpflege, freilich der Einfachheit der gesamten Lebensverhältnisse angepaßt. In Bunnen z. B. wird für die Armen alljährlich im Gemeindewald ein Schwein gemästet. Am Sonntag bevor es geschlachtet werden soll, macht der Pastor von der Kanzel das Ereignis für die Armen bekannt. Am meisten Anziehung gewähren diesem Bande die eingehenden Mitteilungen über das so ganz eigenartige, durch seinen Menschenschlag wie seine einst autonome bürgerliche Verfassung so überaus merkwürdige Saterland, welches die drei letzten der behandelten Pfarreien in seiner Gesamtheit umfassen. Die Einzelheiten über die im heutigen Oldenburg gelegenen einstigen Kommendengüter der Johanniter gewähren gleichfalls ein mehr als lokales Interesse.

Sainte Françoise Romaine 1384—1440. Par la Comtesse de Rambuteau. 12°. (XII et 308 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 3.

Nicht eine Biographie im modernen Sinne wird hier geboten, sondern ein echtes, rechtes Heiligenleben. Aus der Absicht, zu erbauen, wird kein Hehl gemacht; es herrscht nicht Scheu vor der Welt des Übernatürlichen, die gerade in das Leben der heiligen Römerin so mächtig hineinragt; gegen die frommen Aussagen gläubiger Zeitgenossen der Heiligen wird nirgends Verachtung gezeigt. Dabei herrscht aber ein anerkennenswerter historischer Sinn für Erfassung der Zeitlage und Kulturverhältnisse. Die Belege werden aus den Quellenschriften gewissenhaft angeführt. Die Größe der Schrift ist mäßig — nur 12, in viele Unterabteilungen klar disponierte Kapitel —, die Ausstattung glänzend, die Darstellung von feinem Geschmack, künstlerisch vollendet. Den Gegenstand aber bildet die bekannte treue Liebhaberin der Kirche und des Papsttums, die zugleich als Gattin, Hausfrau und Mutter den christlichen Frauen voranleuchtet. Kardinal Perraud von Autun hat durch ein schönes Empfehlungsschreiben das Buch eingeführt; die Empfehlung ist in der That verdient.

Consuetudines Monasticae. Vol. I. Consuetudines Farfenses. Ex archetypo Vaticano nunc primum recensuit Bruno Albers, Congregationis Beuronensis O. S. B. presbyter et monachus. Lex.-8°. (LXXII et 206 p.) Stuttgardiae-Vindobonae, Roth, 1900. Preis *M.* 6.20.

Mit der Kenntnis der in einem Kloster zur Herrschaft gelangten festen Gebräuche ist das ganze innere Leben der Genossenschaft, meist auch die Art ihrer Bethätigung nach außen in Kunst und Wissenschaft, Seelsorge und Güterbestellung, gegeben. Eine kritische Ausgabe oder gar eine erste Veröffentlichung der Klostergebräuche einer historisch so bedeutenden Abtei wie Farfa hätte sich daher schon an und für sich gelohnt. Dazu kommt jedoch, daß gerade diese Consuetudines nur in einer einzigen Handschrift noch erhalten sind, und dasjenige, was bisher unter ihrem Namen bekannt war, nicht die wirklichen Gebräuche von Farfa, sondern die von St. Paul in Rom sind. Die Klostergebräuche anderer berühmten Abteien sollen in derselben Weise und von der Hand desselben fleißigen Gelehrten der Reihe nach ans Licht gegeben werden, so daß der vorliegende schöne Band den Anfang eines vielverheißenden Monumentalwerkes darstellt. Der Annahme, daß diese Consuetudines nicht vor der Amtsentsagung des Abtes Hugo 1009 niedergeschrieben seien, wird man beistimmen; die Erwähnung des Totengedächtnisses memoria cari nostri imperatoris Heinrici (p. 134) und seiner depositio (p. 204) und der depositio domni Chonradi regis, möge sie selbst auch nur formelhaft angewendet sein, bietet für genauere Zeitbestimmung eine Handhabe. Es möchte scheinen, als sei der gelehrte Verfasser in der Beifügung von Fingerzeigen und Erklärungen doch etwas allzu sparsam verfahren.

Papst Johann XXI. Eine Monographie von Richard Stapper, Doktor der Theologie, Bischöflicher Kaplan in Münster i. W. [Kirchengeschichtliche Studien. Herausgegeben von Dr. Knöpfler, Dr. Schrörs, Dr. Sdralek, o. ö. Professoren der Kirchengeschichte in München, Bonn und Breslau. IV. Band. 4. Heft.] 8°. (VIII u. 128 S.) Münster, H. Schöningh, 1898. Preis *M.* 3.

Auf bescheidenem Raum eine inhaltreiche Arbeit, rein sachlich gehalten, aber ansprechend, voll Wissen und Verständnis. Es war bekannt, daß in Johann XXI. ein merkwürdig vielseitiger, für seine Zeit hochgebildeter Gelehrter auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, dem ein rasches und tragisches Ende nicht Zeit ließ zu zeigen, was er als Oberhaupt der Christenheit zu leisten vermöge. Seitdem haben Sagen in ihm den Zauberer, Ordenschroniken den „Feind der Mönche" gesehen; nur das Eine hat die Geschichte ihm einmütig nachgerühmt, daß er ein Schützer der gelehrten Studien und ein großer Wohlthäter der armen Studenten war. Aber gar manches andere, was des Wissens wert, sowohl über die Vorgeschichte des seltsamen Mannes wie über die Akte seines Pontifikates, hat der Verfasser jetzt gesammelt und neu ans Licht gestellt. Er hat ein Bild von der Persönlichkeit und der Verwaltungsthätigkeit dieses Papstes entworfen, welches demselben — mögen immer die alten Chronisten ihn als unpraktischen Stubengelehrten belächeln — Hochachtung und Sympathie sichern muß. Jedenfalls wird durch diese glücklich gewählte und tüchtig durchgeführte Studie Petrus Hispanus wieder aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorgerückt in die Reihe historisch bedeutender Menschen, denen merkwürdige Art, außergewöhnliches Schicksal und eigentümlich getrübter Nachruf einen Anspruch auf besonderes Interesse des Geschichtsfreundes geben.

Der Stifter des Carthäuser-Ordens, der heilige Bruno aus Köln. Eine Monographie von Hermann Löbbel. [Kirchengeschichtliche Studien. Herausgegeben von Dr. Knöpfler, Dr. Schrörs, Dr. Sdralek, o. ö. Professoren der Kirchengeschichte in München, Bonn und Breslau. V. Band. 1. Heft.] 8°. (X u. 246 S.) Münster, H. Schöningh, 1899. Preis *M.* 5.60.

Diese wohlgemeinte und fleißige, wenn auch keineswegs ganz befriedigende Schrift will die Quellen zum Leben des hl. Bruno nachprüfen und daraus zusammenstellen, was nach dem Stande der heutigen Forschung über die Schicksale wie über die Schriften des Heiligen sich festhalten lasse. Es ist recht schade, daß die Jugendlichkeit, welche den Argumentationen, den Auffassungen und Einzelurteilen dieser Monographie vielerorts noch anhaftet, das Vertrauen zu den Resultaten beeinträchtigt. Unter den mancherlei entbehrlichen Deklamationen und zahlreichen Wiederholungen findet sich doch zuweilen etwas Brauchbares. Die Untersuchungen über die beiden Bibelkommentare Brunos sind dankenswert, und der „Rückblick" enthält einige hübsche Gedanken.

„Les Saints". Sainte Geneviève. Par Henri Lesêtre, curé de Saint-Étienne du mont. 12°. (VIII et 200 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 2.

Die Geschichte der Schutzheiligen von Paris stützt sich ausschließlich auf die älteste lateinische Lebensbeschreibung, deren wesentliche Echtheit und ursprüngliche Abfassung um 530 gegen Krusch aufrecht erhalten wird. Die Angaben der alten vita werden durch Einverflechtung in die Zustände und Ereignisse ihrer Zeit näher beleuchtet. Jedenfalls ist auch in solch einfachen Umrissen Genovefa eine ganz eigentümliche Heiligengestalt. Die lokalgeschichtlichen Ausführungen über Kirche und Abtei der Heiligen in Paris und die merkwürdige Geschichte ihres Kultus geben der Schrift besondern Wert. Die Existenz der Genovefa-Kirchen in Deutschland und ihre irrtümliche Verknüpfung mit der jedes historischen Untergrundes entbehrenden Genovefa-Volkssage wird nur eben gestreift. Die Schrift ist mit jener Wärme geschrieben, die man religiösen Enthusiasmus nennen könnte, die sich aber wohl erklärt bei der Verherrlichung einer Nationalheiligen, von deren Kultus die größten Erinnerungen des christlichen Frankreich unzertrennlich sind.

„Les Saints". Saint Nicolas Ier. Par Jules Roy. 12.° (XL et 176 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 2.

Die Schrift ist nicht ein „Heiligenleben", noch auch ein „Lebensbild", noch eine Unterhaltungslektüre, sondern eine ernst gemeinte Studie über das bedeutsame Pontifikat Nikolaus' I. Deshalb sind auch die Fundorte der Briefe dieses Papstes, die Quellen zu seiner Geschichte und ein ganzes Litteraturverzeichnis im zweiten Anhang beigegeben. Voraus geht der Arbeit eine 40 Seiten lange Einleitung, welche mit Auszügen aus den Lehrbüchern von Funk, Kraus und Alzog den Zustand der damaligen Kirche und nach Abbé Duchesne die vorausgegangene Entfaltung des Papsttums zeichnet. Die 70 nächsten Seiten berichten die wichtigeren Vorgänge im Pontifikate Nikolaus' I. und weitere 70 Seiten die „Ideen" desselben, d. h. die Auffassung von Recht und Stellung des Papsttums. Der I. Appendix (10 S.) führt endlich den Nachweis, daß Nikolaus das pseudo-isidorische Machwerk nie benutzt und von demselben in gar keiner Weise beeinflußt war. In der Einleitung wie im Werke selbst werden auf kurzem Raum viele große Probleme

gestreift oder abgeurteilt, manches recht fraglich, manches wenigstens im Ausdruck ungenau, manches weiterer Ausführung bedürftig. Daß vor Nikolaus die höchste doktrinelle Autorität des Papstes weniger allgemein anerkannt gewesen sei (p. 75), wird nicht bewiesen und ist unrichtig; ebenso daß er „das Scepter des Königtums" für das Papsttum in Anspruch genommen habe (p. 80. 81. 121). Mit kritischem Auge gelesen, ist jedoch die Schrift recht anregend und enthält nicht weniges, was brauchbar ist. Es ist dies auch nicht anders zu erwarten, da die von Dom Coustant vorbereitete und mit Kommentaren versehene Ausgabe der Briefe Nikolaus' I., die Manuskript geblieben, dem Verfasser zur Benutzung vorlag.

Der heilige Augustinus. Von Ad. Hatzfeld. Nach der 2. Auflage aus dem Französischen übersetzt von Franz Xav. Kerer, Pfarrer. 12°. (XVI u. 182 S.) Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (vorm. G. J. Manz), 1900. Preis *M.* 2.40.

Die französische Vorlage ist schon 1897 in diesen Blättern (Bd. LIII, S. 100) empfohlen worden als vorzüglich geeignet zu „leichter und angenehmer Orientierung über Leben und Lehre Augustins". Von keinem andern der zahlreichen Werke über den großen Kirchenlehrer dürfte die Schrift in diesem Vorzug übertroffen werden. Auf bescheidenem Raum, aber mit viel Umsicht und Klarheit giebt sie für alle wichtigeren Fragen die notwendigen Anhaltspunkte und Fingerzeige. Besitzt die Übersetzung nicht die Glätte und Eleganz der Vorlage, so kann sie doch sachlich die gleichen Dienste thun.

Prof. P. A. Achille's Theoretische und praktische Methodik. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Einleitung und Erläuterungen versehen von Dr. Jos. Ant. Keller. [Bibliothek der katholischen Pädagogik. XII.] gr. 8°. (LXIV u. 308 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 3.80; geb. *M.* 5.60.

Es ist ein großes Verdienst des Übersetzers, dieses ausgezeichnete Werk in den Bereich unserer deutschen Lehrer gebracht zu haben. Wenn es die Aufmerksamkeit findet, die es verdient, so wird es aufs neue offenbar machen, wie thöricht wir Katholiken handeln, wenn wir bewundernd fremder Afterweisheit nachlaufen, während wir das Treffliche im eigenen Lager übersehen. Die Würdigung, welche der Übersetzer selbst dem Werke gegeben hat, ist durchaus zutreffend: „Es ist ein aus reicher Erfahrung herausgewachsener, auf Psychologie und Logik gegründeter Wegweiser, welcher dem Lehrer zeigt, wie im Unterrichte vorgegangen werden kann, und der ihn vor zwecklosen Kreuz- und Querzügen und vor Kraft- und Zeitvergeudung bewahrt.... Was die sogen. ‚wissenschaftliche Pädagogik' in Deutschland anstrebt, ... das hat Bruder Achille schon vor 20 Jahren für die Methodik des Volksschulunterrichtes thatsächlich ausgeführt." S. 57 wäre statt „Gewissen" besser „Bewußtsein" gesagt worden; sonst ist die Übersetzung recht gut.

Johann Michael Sailer, Über Erziehung für Erzieher. Mit Anhang. Neu herausgegeben und mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. theol. Johannes Baier, Kgl. Seminarlehrer und Präfekt. [Bibliothek der katholischen Pädagogik. Begründet unter Mitwirkung von Geh. Rat Dr. L. Kellner, Weihbischof Dr. Knecht und Geistl. Rat Dr. Herm. Rolfus und herausgegeben von F. X. Kunz, Direktor des luzernischen

Lehrerseminars in Hitzkirch. XIII.] gr. 8°. (X u. 310 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 3.20; geb. *M.* 5.

Mag auch der Kenner der katholischen Schulgeschichte etwas betroffen werden von dem S. 4 der Einleitung erhobenen Vorwurfe gegen „die kalte, nüchterne, polemische Richtung [der Jugenderziehung] im Reformationsjahrhundert“, bei welcher Vernunft und Herz nicht zu ihrem Rechte gekommen seien, so wird er doch mit Freuden anerkennen, daß bei Sailer wenigstens Vernunft und Herz gleichmäßig und in hohem Grade alle ihre Forderungen befriedigt finden. In einer Zeit, welche mehr noch als die Sailers gekennzeichnet ist durch „die endlosen Schreibereien über die Erziehung und die geistlosen Menschen ohne alle Erziehung“, ist es eine wahre Erquickung, ein so geistvolles Werk über Erziehung neu aufgelegt und mit so viel Liebe und Sorgfalt eingeführt zu sehen. Wohl hat Sailer seine Eigentümlichkeit, die Darstellung seiner Gedanken erscheint oft faltenreicher, als notwendig wäre, aber die altmodischen Falten bergen die edelsten Umrisse. Hier liegt eine Goldmine für alle, welche für Jugenderziehung offenen Sinn haben. Namentlich aber wäre die Schrift als Betrachtungsbuch jenen zu empfehlen, welche „die ganze Welt in ein Treibhaus verwandeln möchten, worin die göttliche Pflanze der ‚Gemeinnützigkeit‘ in lauter künstlichen Mistbeeten zum frühen Gedeihen gesteigert werden sollte, gerade als wenn der Mensch lauter Hand, als wenn die Vergänglichkeit unsere ganze Heimat, als wenn das Ende der Welt eine ‚Frankfurter Messe‘ wäre“. Gegenüber Zeitirrtümern sei besonders aufmerksam gemacht auf die Bemerkungen über Autorität S. 76 f., über „spielendes Lernen“ S. 79 und die so weise wie zarte Behandlung einer der schwierigsten Fragen der Erziehungspraxis S. 122 f. Als Frucht der Erfahrung, Erleuchtung und Liebe zur Jugend kann diese Schrift auch heute noch vielen geistigen Gewinn bringen.

Neuestes aus Frankreich. Christliche Demokratie. Von Alois Steinhauser, Dr. iur. 8°. (72 S.) Einsiedeln, Benziger, 1899. Preis *M.* 1.20.

Um ein richtiges, unparteiisches Urteil über die christliche Demokratie in Frankreich zu fällen, muß man ohne Zweifel neben diesem Büchlein eines ausgesprochenen Freundes der Bewegung, welcher übrigens die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt, auch die Ansichten ruhiger, besonnener Gegner berücksichtigen. Jedenfalls hätte der Herr Verfasser selbst unter den S. 18 genannten Werken auch Pierre Monicat erwähnen sollen: Contribution à l'étude du mouvement social chrétien en France au XIX siècle (1898). Es ist ferner nicht abzusehen, warum weder die Artikel von Paul Renaudin (Quinzaine 1 et 15 juin 1896) noch Toniolos La démocratie chrétienne citiert werden. Die Broschüre giebt uns dankenswerte Beiträge zur Geschichte und zum Programm der christlichen Demokratie. Bei der Genesis der Bewegung durfte aber der Kongreß von Mecheln 1892 nicht fehlen. Um Mißverständnisse zu verhüten, hätte betont werden müssen, wie sich die Schule des Grafen de Mun von den christlichen Demokraten unterscheidet. Auch bei Schilderung der besondern Elemente der Partei ist manches aufgenommen, was Fernerstehende zu irrigen Anschauungen verleiten könnte: so ist es nichts für die christlichen Demokraten Charakteristisches, wenn sie das Wohl der Arbeiter nicht bloß par charité, sondern auch par justice verlangen. Leider sind auch in dieser Broschüre die bekannten Worte des Heiligen Vaters über die Demokratie vom 8. Oktober 1898 zu stark ausgebeutet. Leser, welche die Bewegung aus andern Berichten kennen, werden sich auch bei dieser Beleuchtung zurecht finden.

Der Friedensengel. Schauspiel von P. Maurus Carnot O. S. B. 8°. (144 S.) Einsiedeln, Benziger, 1899. Preis *M.* 2.

Das Schauspiel ist offensichtlich auf eine Kollegienbühne berechnet. Knaben spielen darin die Hauptrolle; Erbauung ist der Hauptzweck. Auf den jugendlichen Zuschauer ist denn auch die ganze Erfindung und Ausgestaltung der Motive zugeschnitten, selbst die Wahrscheinlichkeit manchmal etwas stark mit jugendlicher Phantasie bemessen. Die Sprache ist mit sichtlicher Sorgfalt behandelt und erhebt sich oft zu wirklich litterarischer Höhe, wie denn überhaupt das ganze Stück darauf angelegt ist, strengeren Anforderungen zu genügen, als leider sonst an derlei Dilettantendramen gestellt zu werden pflegen. Indem wir deshalb seine Dichtung für die von ihm ins Auge gefaßten Kreise bestens empfehlen, möchten wir doch dem Dichter, der offenkundig Talent und Liebe zur Kunst hat, den Wunsch aussprechen, er möge einen Schritt weiter gehen und sich an einem nach Inhalt und streng-dramatischer Form auch für die große Bühne geeigneten Stück versuchen. Nur wenn wirklich tüchtige Leistungen auf diesem Gebiete vorliegen, haben wir das Recht, über Vernachlässigung zu klagen. Und jetzt, wo sich überall eine Rückkehr zum Religiösen — wenn auch vorläufig noch sehr gemischter Art — kundgiebt, sollten wir bestrebt sein, den Anschluß nicht zu verfehlen.

Bertho von Leipolz. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. J. Krieg. 8°. (72 S.) Fulda, Nehrkorn, 1899. Preis 50 *Pf.*

Der bisher durch drei epische Gedichte bekannte Verfasser versucht sich hier auf dem Gebiete des Dramas. Daß das vorliegende Ergebnis eines solchen Versuches uns viele Hoffnung einflöße, können wir nicht sagen. Aus dem Stücke spricht eine edle Gesinnung und eine große Liebe zur Heimat, weniger aber der dramatische Dichter. Der erste Akt setzt nicht übel ein, wenngleich der Abt etwas temperamentvoller gezeichnet sein müßte, um dramatisch zu sein. Es müßte auch in seinem Herzen ein letzter Kampf sich entspinnen. Dieser Fehler geht übrigens durch das ganze Stück. Es fehlt der innere Konflikt und das Äußere ist zu rhetorisch. Was aus dem Stück zu Tage tritt, ist der Jammer, den die Stegreifritter in der kaiserlosen Zeit anrichteten, und die Bemühungen des Fürstabtes von Fulda zu deren Unterdrückung. Das alles kommt aber mehr episch als dramatisch zur Geltung; nur der Moralkodex der Raubritter erhebt sich durch seine Satire wohlthuend etwas über das sonstige Maß. Die Sprache läßt an Kraft und Kürze, hie und da sogar an Korrektheit zu wünschen übrig.

M. Herbert. Eine Dichterstudie von E. M. Hamann. Mit dem Porträt der Dichterin. kl. 8°. (112 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1899. Preis brosch. *M.* 1; geb. *M.* 1.60.

Wie auch über die einzelnen Schöpfungen M. Herberts die Meinungen der Kritiker auseinandergehen mögen: eines steht fest, daß sie zu den bedeutendsten lebenden Dichterinnen Deutschlands zählt. Und ihre Eigenart ist gerade so beschaffen, daß sie bei allen psychologisch genießenden Lesern den Wunsch erweckt, etwas Näheres über den Lebens- und Entwicklungsgang der Schriftstellerin selbst zu erfahren, um im Lichte dieser Kenntnis wieder einzelnes in den Büchern besser zu verstehen. In der Hoffnung, diesen Wunsch erfüllt zu sehen, öffnet man das vorliegende, fein ausgestattete Büchlein und wird in derselben bestärkt, wenn man gleich zu Anfang von dem „Entwicklungsgang“ liest, mit dem sich die folgenden Blätter beschäftigen.

Man empfindet es daher als eine Enttäuschung, wenn man im Verlaufe inne wird, daß man es nahezu ausschließlich mit der litterarischen Entwicklung und mit den Werken und nur äußerst nebensächlich mit der Dichterin selbst zu thun hat. So lobenswert das eine ist, so gut hätte es mit dem andern verbunden werden können und sollen. Indiskretionen wird ja kein vernünftiger Mensch verlangen, aber was die Amerikaner wissen dürfen, sollte den Deutschen nicht vorenthalten bleiben. Hier also möge die Verfasserin bei einer zweiten Auflage sich freigebiger zeigen; es wird gewiß dem Zweck ihres Büchleins, für die Dichtungen Herberts zu werben, am allerwenigsten schaden. Was nun die Hauptsache der „Dichterstudie" anbelangt, so erklärt E. M. Hamann gleich von vornherein, sie wolle die Dichterin „vom Ganzen zum Ganzen empfinden, dem Gottbegnadeten sei nichts willkommener, als daß die Reklame — wie die Skeptik — vor ihm verstumme". „Meine Aufgabe zielt dahin, ein schlicht verständiges Wort über eine Dichterpersönlichkeit zu sprechen, deren Bedeutung bislang mehr unklar gemutmaßt als zureichend anerkannt worden ist. Damit ich mich nicht selbst überhebe: meine eigene ‚Kenntnis' M. Herberts wird schwerlich über ein im besten Falle intuitives Ahnen hinausgehen." Wer diese Worte aufmerksam liest, weiß, was er zu erwarten hat. Jedenfalls ist auch der leiseste Anflug von Skeptik in dieser Studie fern. Es geht nicht ein warmer, sondern ein glühender Hauch der Begeisterung für die Schöpfungen und die Persönlichkeit M. Herberts durch diese Blätter, und wir wünschten aufrichtig, daß sich viele Leser davon entzünden ließen. Die Litteraturgeschichte wird freilich diese Urteile nur sehr sub beneficio inventarii aufnehmen, die Kritik schon jetzt bei manchem ihr Fragezeichen machen, aber was schadet's? Es bleibt nach Abzug allen Zuviels noch immer so viel Wahres übrig, daß es hinreicht, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die thatsächlich noch immer zu wenig gekannte und verstandene Dichterin zu lenken. Und ein Anwachsen der „Herbertgemeinde" könnte für unser Lesepublikum nur ein gutes Zeichen sein. Wenn wir also auch nicht mit allem in dem Hamannschen Büchlein einverstanden sind, so hat uns doch die echte und uninteressierte Begeisterung wohlgethan, womit hier am Ende des kritisch-skeptisch nörgelnden 19. Jahrhunderts eine Schriftstellerin ihrer Bewunderung für eine andere Ausdruck giebt. Wir empfehlen das Büchlein bestens.

Familien-Almanach. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftstellerinnen herausgegeben von E. M. Hamann. kl. 8°. (290 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis eleg. geb. *M.* 4.50.

Mit Freuden begrüßen wir diesen „Almanach" auf seinem zweiten Rundgange durch die deutschen Gaue. Sein elegantes Äußere hat er beibehalten — freilich auch seinen minder zutreffenden Namen —; im Innern hat er an Vollkommenheit und Gediegenheit gewonnen. Die Zahl der Mitarbeiterinnen ist nennenswert gestiegen (von 29 auf 41), und unter den hinzugekommenen Namen sind einzelne von bestem Klang. Erfreulich ist auch die Beteiligung der Damen höchster Kreise an dem gemeinsamen Werke; unter den 41 Schriftstellerinnen finden sich nicht weniger als 9 adelige. Die Beiträge umfassen wieder Poesie und Prosa, in beiden Arten einzelnes Wertvolle, vieles Gute, mitunter auch Alltägliches. Die Auswahl könnte unserer Ansicht nach strenger sein und dürfte sich auch durch die mehr oder minder große Berühmtheit eines Namens nicht einschüchtern lassen. Im übrigen herrscht eine große Abwechslung unter den einzelnen Stücken: die historische Anekdote und die historische Novelle, die Dorfgeschichte und das Stimmungsbild, die psycho-

logische und die kulturgeschichtliche Erzählung; Landschaftsschilderung und Geschichtsbild, Biographie und Abhandlung, Lied und Ballade, Spruch und Betrachtung, — alles ist vertreten. Unter den Prosabeiträgen hat uns am besten die Tiroler Dorfgeschichte von Everilda von Pütz gefallen, von den poetischen Stücken scheint uns Raphaels Monodie „In der Arena" besonders erwähnenswert. Am schwächsten sind eigentlich die didaktischen Prosastücke; sie verraten zu sehr die Frauenfeder und dringen nicht in den eigentlichen Kern der Sache. Auch unter den lyrischen Beiträgen finden sich einzelne Nieten. Im ganzen aber glauben wir, daß der Almanach auf einer ansehnlichen Höhe steht und sich kühn mit ähnlichen Unternehmungen auf der andern Seite messen kann. Er verdient unbedingt das regste Interesse der katholischen Damenwelt, damit Herausgeberin und Mitarbeiterinnen, durch den Erfolg ermutigt, uns im nächsten Jahre noch Vollkommeneres zu bieten sich verpflichtet fühlen.

Miscellen.

Neueres über Schutzfärbung und Mimikry. Es ist eine schon lange bekannte Erscheinung, daß bei jenen höheren Tieren, die durch eine besondere Schutzfärbung ihrem natürlichen Aufenthaltsorte täuschend gleichen, der Rücken viel dunkler gefärbt ist als der Bauch, während das Kolorit der Seiten allmählich von oben nach unten überleitet. Die Frage, welchem Zwecke diese Farbenverteilung diene, glaubte man dadurch genügend beantworten zu können, daß man sagte, nur die Oberseite des Tieres, z. B. eines auf seinem Lager ruhenden Hasen oder einer im Heidekraut stehenden Birkhenne, bedürfe der Schutzfärbung, weil sie allein den Blicken der Feinde ausgesetzt sei; deshalb wäre es zwecklos, wenn die Unterseite an der protektiven Färbung teilnähme. Neuerdings hat jedoch ein Amerikaner, Abbott H. Thayer, den eingehenden Nachweis dafür erbracht, daß die Schutzfärbung der Oberseite überhaupt erst optisch wirksam werde durch das hellere Kolorit der Unterseite (Smithson. Report for 1897, Washington 1898, p. 477 ff.). Letztere ist nämlich schwächer beleuchtet und erscheint daher aus einiger Entfernung ohnehin dunkler als die vollbeleuchtete Oberseite; die Färbung muß daher von oben nach unten an Helligkeit zunehmen, wenn die Schutzfärbung des Rückens zur Geltung kommen soll. Thayer färbte einem Schneehuhn (dessen Sommerkleid oben graubraun mit schwarzen Strichen ist) die Seiten und die Unterseite ebenso dunkel wie die schutzfarbige Rückseite des Körpers; dann photographierte er dasselbe in seiner natürlichen Umgebung. Das Bild zeigte sofort, daß das Tier jetzt viel schärfer sichtbar war als vorher; es hatte die Vollkommenheit seiner Schutzfärbung verloren. Dasselbe Resultat ergaben auch die Photographien zweier auf dem Neste ruhenden Schnepfen, von denen die eine ihre natürliche Farbenverteilung,

oben dunkel und unten hell, besaß, während die andere ganz mit demselben schutzfarbigen Kolorite bemalt worden war, das sonst nur ihr Rücken zeigte. Das erstere Tier war auf der Photographie so gut wie unsichtbar, das letztere hob sich deutlich von seiner Umgebung ab, hatte also seine schützende Färbung eingebüßt.

Um seinen Beweis noch zu vervollständigen, verfertigte Thayer einige Holzeier von der Größe eines Schnepfenleibes und stellte sie auf sechs Zoll hohen Drahtbeinen auf völlig kahlem Erdboden auf. Sodann färbte er die meisten dieser Holzeier in der natürlichen Farbenabstufung der schutzfarbigen Vögel, indem er der Oberseite das graubraune Kolorit des Bodens gab, während die Seiten allmählich durch Grau in das Weiß der Unterseite übergingen. Nur zwei derselben versah er gleichmäßig ringsum mit der graubraunen Bodenfarbe. Dann rief er einen Naturforscher und ließ ihn auf eine Entfernung von 40 bis 50 Yards diese künstlich nachgemachten Schnepfen suchen. Sofort bemerkte dieser die zwei einfarbig bemalten, die übrigen aber konnte er erst mit großer Mühe in einer Entfernung von 6 bis 7 Yards allmählich entdecken. Die natürliche Farbenverteilung der schutzfarbigen Tiere mit ihrer Helligkeitsabnahme von der Oberseite nach der Unterseite ist somit in sinnreicher Weise auf die optische Täuschung eines sie beobachtenden Auges berechnet, wie Abbott Thayer durch obige Versuche nachgewiesen.

Ähnliche, zum Teil noch viel kunstreichere Mittel zur optischen Täuschung finden wir bei manchen Insekten angewandt, insbesondere bei solchen, welche zum Zwecke des Schutzes Ameisen gleichen (Ameisenmimikry). Hier muß, damit die Ameisenähnlichkeit zu stande komme, vielfach die Farbenverteilung und Zeichnung des Tieres dem Auge die Gestalt einer Ameise vortäuschen, weil es in Wirklichkeit gar keine Ameisengestalt besitzt. Dies wird besonders gut erreicht durch weiße Striche oder Flecke, welche die ameisenähnlich gefärbten Körperteile des Insekts voneinander abgrenzen und dadurch die Einschnitte des Ameisenkörpers künstlich wiedergeben. Diese Zeichnungstäuschung ist es, die z. B. unsern Ameisenbuntkäfer für das Auge in eine rot und schwarze Waldameise verwandelt, indem die weißen Binden der Flügeldecken einen schwarzen Fleck umgrenzen, der an den roten Vorderkörper des Käfers als idealer Hinterleib der Ameise sich anschließt. Noch weit vollkommener sind ähnliche Zeichnungstäuschungen bei manchen fremdländischen Insekten aus den verschiedensten Ordnungen, insbesondere bei den Gattungen Myrmecomoea, Myrmoplasta und Myrmecophana, die von ihrer raffinierten, durch weiße oder gelbe Pinselstriche unterstützten Ameisenmimikry ihren Namen erhalten haben.

Während diese Kunststücke der Insektenmalerei auf die optische Täuschung eines feindlichen Wirbeltierauges berechnet sind, giebt es wiederum andere, welche auf Kunststücken der Insektenplastik beruhen und durch Lichtreflexe, die von bestimmten Körperteilen eines Käfers ausgehen, den Käferleib für das Netzauge der Ameisen künstlich in einen Ameisenleib verwandeln. Die schönsten Beispiele hierfür bieten die Ameisengäste der Gattungen Atemeles und Lomechusa. Wer diese Käfer auf weißem Untergrunde neben einer Ameise sieht, wird sie trotz der großen Ähnlichkeit ihrer Färbung mit derjenigen ihrer normalen Wirte doch

schwerlich für täuschend ameisenähnlich erklären; denn ihre breite Körpergestalt steht in schroffem Gegensatze zu der schlanken Ameisentaille. Sitzen jene Käfer aber in Gesellschaft der Ameisen, so geht ihre Körpergestalt so sehr in jene der Ameisen über, daß auch das geübteste Auge sie kaum mehr zu finden vermag, wenn auch keiner ihrer Körperteile von den Ameisen verdeckt wird. Sie sind dann vollkommen ameisenähnlich geworden; das geschieht durch die folgende optische Täuschung. Durch die Lichtstrahlen, welche aus den tiefen Gruben auf beiden Seiten des Halsschildes reflektiert werden, verschwindet die breite Halsschildfläche, während die Mitte desselben in Gestalt eines schmalen, gewölbten Ameisenrückens sich erhebt. Zudem reflektiert der hoch aufgerollte Hinterleib des Käfers die Lichtstrahlen gerade so wie der kugelförmige Hinterleib einer dicken Ameise. Hiermit ist der Käfer durch ein optisches Kunststück seiner Körperplastik nicht bloß für das menschliche Auge in eine Ameise verwandelt, sondern weit mehr noch für das zusammengesetzte Netzauge seiner Wirte, das kein so scharfes Unterscheidungsvermögen für Gestalten besitzt wie das Wirbeltierauge. E. W.

Das älteste Dokument über die bürgerliche Feier des Josephs-Festes. Es ist bekannt, daß eine kirchliche Festfeier zu Ehren des Nährvaters Jesu am 19. März durch Dekret des Franziskanerpapstes Sixtus IV. im Jahre 1481 offiziell eingeführt worden ist. Wenn auch viele Heiligenkalender schon von alters her den Namen des Heiligen für diesen Tag verzeichneten, hat er doch in römischen Brevieren nicht vor 1474 nachgewiesen werden können. Rasch stieg seitdem in Rom der Rang des neu eingeführten Festes, aber nur langsam und ungleichmäßig vermochte es sich über die übrigen Kirchen zu verbreiten. Der gelehrte Dominikaner Isidor de Isolanis überreichte 1522 Papst Hadrian VI., zugleich mit seiner (die Gesamtheit der theologischen Fragen über den heiligen Nährvater umfassenden) Summa de donis S. Josephi, auch die Bitte, das Fest des 19. März zum gebotenen Feiertage zu erheben. Aber es währte noch lange, ehe 1621 Gregor XV. und 1642 abermals Urban VIII. dieser Bitte durch die That entsprachen. Auch dann blieb es noch auf viele Jahrzehnte hinaus dem guten Willen großer und kleiner Landesfürsten überlassen, ob und inwieweit sie der päpstlichen Anordnung Folge geben wollten. In Frankreich z. B. bedurfte es noch der glänzenden Beredsamkeit eines Bossuet, um den jugendlichen König Ludwig XIV. zum Erlaß der auf das Fest bezüglichen Ordonnanzen zu begeistern (vgl. diese Zeitschr. Bd. XXXVIII, S. 284—297). Um so merkwürdiger ist es, daß schon mehr als 150 Jahre früher, lange bevor selbst in Rom eine solche Maßregel auch nur in Erwägung gezogen wurde, ein französischer König das Josephsfest am 19. März zum bürgerlichen Feiertag erhob.

In Anbetracht des mächtigen Aufschwungs, welchen Gerson und d'Ailly durch Wort und Schrift der Josephsverehrung in Frankreich gegeben, und bei den eigentümlichen zwischen Kirche und Königtum daselbst obwaltenden Verhältnissen kann es nicht wundernehmen, wenn schon 1497 die Dominikaner der Stadt Grenoble an König Karl VIII. sich wenden, um zu Gunsten der von ihnen geleiteten „Bruderschaft vom hl. Joseph“ gewisse Privilegien zu erwirken.

Mehr dürfte es in Erstaunen setzen, daß die kurze Zeit der Franzosenherrschaft in Mailand 1500—1512, dem dort herrschenden kirchlichen Ultra-Konservatismus zum Trotz, benutzt worden ist, um die gottesdienstliche Ehrung des Nährvaters Christi mit öffentlichem Ansehen zu umkleiden. Dies geschah noch, bevor der Dominikanerorden mit seinem Kajetan und Isolani, seinem Bernard von Lützelburg und Cornelius de Sneckis der Josephsverehrung einen neuen mächtigen Impuls gegeben hatten.

Das königliche Dekret Ludwigs XII., das in dieser Sache erfloß, gehört jedenfalls zu den ältesten Monumenten der Josephsverehrung überhaupt und ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der vielfach verschlungenen Geschichte des Festes vom 19. März. Das Original befindet sich noch jetzt in der Ambrosiana in Mailand; die Abschrift ist von dem Facsimile genommen in Documenti circa la vita et le gesta di San Carlo Borromeo del Sacerdote Aristide Sala, Milano 1857. Es folgt hier die Übersetzung zugleich mit dem lateinischen Wortlaute:

„Ludwig von Gottes Gnaden, König der Franzosen und Herzog von Mailand ꝛc. Unserem geliebten Statthalter und Pfleger Mailands Gruß zuvor! Nachdem Wir beigeschlossenes Bittgesuch Unserer Getreuen, des Propstes und der Scholaren der Schule zum glorreichen Patriarchen dem hl. Joseph hier in Unserer Stadt Mailand, eingehend erwogen, halten Wir es für ganz geziemend und ersprießlich, daß diesem Gesuche entsprochen werde. Wir befehlen Euch daher und wollen, daß Ihr in dieser Unserer Stadt Mailand und dem ganzen Herzogtum für die Zukunft Anordnung treffet, in Übereinstimmung mit dem Ritus unserer heiligen Mutter der Kirche den Tag des Festes, d. i. der kirchlichen Begehung, des genannten glorreichen Heiligen am 19. März sowohl bürgerlich wie kirchlich und auch hinsichtlich der Gerichtsverhandlungen als Feiertag zu begehen, und deshalb in Zukunft den 20. des gleichen Monats als Gerichtstag anberaumet: wie Wir solches jetzt durch Gegenwärtiges beschließen und befehlen, unbeschadet alles dessen, was dem Bittgesuche zufolge entgegenstehen könnte. Über Vorbesagtes lasset an den hergebrachten Plätzen die notwendige Verkündigung machen, so daß es zur Kenntnis aller komme, und dieses Unser Schreiben lasset in das Buch Unserer übrigen Verordnungen und Befehle eintragen.

„Gegeben zu Mailand am 18. Tage des Juni im Jahre eintausend fünfhundert und neun (1509), Unserer Regierung im zwölften."

Ludovicus dei gratiâ Francorum rex et M̃li dux etc.

Dilecto nostro vicario provisionum m̃li salutem. Consideratis diligenter annexis precibus dilectorum nostrorum prioris et scholarium schole gloriosissimi patriarce sancti Joseph inclyte hujus urbis nostre, satis honestum et conveniens existimantes, ut concedatur quod petitur: vobis mandamus et volumus, ut in futurum in hac urbe nostra mediolanensi ejusque ducatu, insequendo ritum sancte matris ecclesie, diem festi seu celebrationis ipsius gloriosissimi sancti in quocunque foro pro die feriata etiam quoad acta judicialia die decima nona martii observari faciatis et diem vigesimam ejusdem mensis pro juridica deinceps haberi mandetis:

prout et nos per praesentes servari decrevimus ac jubemus his omnibus quorum supplicatio meminit nequaquam attis fierique faciatis de praedictis debitas proclamationes in locis consuetis, ut ad omnium notitiam perveniat: et has nostras in volumine aliorum statutorum et decretorum nostrorum inscribi.

Datum Mediolani die XVIII. junii milesimo quingentesimo nono, regnique nostri anno duo decimo.

Eine Auferstehungsfeier des 14. Jahrhunderts. Seit etwa dem Beginn dieses Jahrtausends gewann die Osterfeier vielfach eine Art von dramatischem Charakter. Was die Evangelisten von dem Besuche der Frauen und der Apostel am Grabe des Auferstandenen erzählen, wurde in lebendige Handlung, in Rede und Gegenrede übersetzt. Die Feier schloß sich unmittelbar der Lesung der Lektionen der Ostermatutin an, und wurde erst nach ihrer Beendigung das Te Deum des Offiziums gebetet. Seinen Höhepunkt erreichte dieser Osterritus etwa im 14. Jahrhundert. Die Grundzüge der Feier, welche namentlich in Deutschland und Frankreich üblich gewesen zu sein scheint, waren, wie das auch kaum anders sein konnte, allenthalben dieselben. Im einzelnen war dieselbe dagegen an den verschiedenen Orten recht verschieden. Bisweilen wurde sie zu einem förmlichen liturgischen Osterspiel. Das war z. B. in dem adeligen Essener Damenstifte der Fall, wo allerdings die Umstände von Personen und Ort einer solchen Entwicklung des Brauches besonders günstig waren.

Im ehemaligen Stifts- und jetzigen Pfarrarchive der Essener Münsterkirche befindet sich ein noch unedierter Liber Ordinarius, eine Gottesdienstordnung aus dem 14. Jahrhundert, auf den vor etwa zwei Jahren ein um die Geschichte Essens verdienter Essener Forscher, Herr Fr. Arens, aufmerksam gemacht hat. Eine Abschrift desselben aus dem Jahre 1513 wird in der Landesbibliothek zu Düsseldorf aufbewahrt.

Das Ordinarium giebt Aufschluß über eine Reihe höchst interessanter gottesdienstlicher Bräuche der Essener Münsterkirche. Auch über die Osterfeier enthält es eingehende Anweisungen.

Der Gottesdienst in der Stiftskirche wurde durch Kanoniker versehen. Denselben lag auch die Besorgung der Stiftsschule ob. Zur Zeit da der Liber Ordinarius geschrieben wurde, hatte die Münsterkirche schon im wesentlichen ihre jetzige Gestalt. Sie ist in der Hauptsache ein gotischer Hallenbau und mit doppeltem Chore ausgestattet, dem gotischen Ostchor aus dem 14. und dem durch seine Architektur an die Pfalzkapelle Karls d. Gr., das Aachener Münster, erinnernden Westchor aus dem 10. Jahrhundert. Außer durch das Schiff der Kirche, wie natürlich, sind beide Chöre auch noch durch zwei Laufgänge verbunden, von denen sich der eine entlang der ganzen Nord-, der andere entlang der ganzen Südseite des Langhauses hart unterhalb der Fenster hinzieht. An der Nordseite mußte man ehedem, um zu dem dortigen Laufgange zu kommen, das an das Hochchor anstoßende sogen. Gräfinnenchor, das Chor der Stiftsdamen, passieren, welches nunmehr leider teilweise beseitigt, teilweise in eine Orgelbühne umgewandelt ist.

Der Ostergottesdienst begann um Mitternacht. Wenn sich dann die Stiftsdamen, die Kanoniker und die Scholaren in dem Münster versammelt hatten, wurde zuerst das heiligste Sakrament aus dem heiligen Grabe in Prozession zum Sakramentshäuschen auf dem Hochchore zurückgetragen. Errichtet war das heilige Grab in Form eines Zeltes in der Michaelskapelle auf der Empore des Westchores. Eigentümlicherweise hatte man am Karfreitag in demselben auch das Stiftskreuz, das Evangeliar und die Reliquien geborgen, die sonst im Hochaltar aufgestellt waren.

Die Prozession dauerte eine geraume Weile. Sie beschränkte sich nämlich nicht bloß auf die Kirche, sondern trat auch in deren Umgebung hinaus. Im ganzen wurden sieben Stationen gemacht, bei denen jedesmal ein Bußpsalm gebetet wurde.

Der Prozession schloß sich auf dem Hochchor eine der gleichen Feierlichkeit des Karfreitags ähnliche Verehrung des heiligen Kreuzes an. Dann folgte die Matutin des Osteroffiziums.

War man in derselben bis zum Te Deum gekommen, so begaben sich der conventus (die Stiftsdamen), die Kanoniker, zwei ausgenommen, welche die Engel im Grabe darzustellen hatten, und deren Scholaren in das Schiff der Kirche, wo in der Mitte desselben vor dem siebenarmigen Leuchter Sitze hergerichtet waren. Der Konvent nahm, wie bei ähnlichen Gelegenheiten, seinen Platz nach Norden, also an der Evangelienseite. Die Kanoniker, welche alle mit der Kappa bekleidet sein mußten, setzten sich mit den Scholaren den Stiftsdamen gegenüber nach Süden. Währenddessen bekleideten sich die beiden Kanoniker, welche als Engel fungieren sollten, auf dem Hochchor, mit Superpelliceum und weißer Dalmatik, worauf sie über den Gräfinnenchor durch den Laufgang an der Nordseite zur Empore des Westchores zogen, um daselbst im heiligen Grabe in der Michaelskapelle Platz zu nehmen.

Im Grabeszelt angekommen, zündeten sie ein Licht an, falls dort ein solches nicht schon brannte, nahmen, wenn sie ihren Part nicht auswendig wußten, ein Buch mit den betreffenden Gesängen zur Hand und ließen sich dann auf den Schrein nieder, in welchem vorher das heiligste Sakrament eingeschlossen gewesen war.

Während sie so die drei Marien, d. i. drei der Stiftsdamen, erwarteten, welchen die Rolle der frommen Frauen am Grabe anvertraut worden war, hub der Konvent, d. i. der Chor der übrigen Stiftsdamen, die Antiphon an:

„Maria Magdalena und die andere Maria kamen zur Morgendämmerung mit Spezereien und suchten den Herrn im Grabe“ (Maria Magdalena et alia Maria ferebant diluculo aromata, dominum quaerentes in monumento).

Noch war dieselbe nicht ganz verklungen, als schon die drei Marien im Laufgange der Südseite, den sie vom Hochchor aus betreten hatten, erschienen. Sobald sie sich dem Westchore näherten, noch ehe sie sich anschickten, zum heiligen Grabe zu treten, begannen sie:

„Wer wird den Stein uns von der Öffnung wälzen, den wir das heilige Grab hier decken sehen?“ (Quis revolvet nobis ab hostio (sic) lapidem, quem tegere sanctum cernimus sepulcrum?)

Als Antwort erscholl aus dem Grabe, bei dem sie inzwischen angelangt waren: „Wen sucht ihr, o Frauen, in diesem Grabeshügel unter Zittern und Weinen?“ (Quem quaeritis, o tremulae mulieres, in hoc tumulo plorantes?)

„Jesum von Nazareth, der gekreuzigt ward, den suchen wir“ (Iesum Nazarenum crucifixum quaerimus), lautete als Entgegnung der Sang der Marien.

„Nicht hier ist, welchen ihr sucht,“ ertönte es aus dem Grabeszelt; „geht hurtig und kündet den Jüngern und zumal dem Petrus, daß Jesus auferstanden“ (Non est hic, quem quaeritis, sed cito euntes nuntiate discipulis eius et Petro, quia resurrexit Iesus).

Nun traten die Marien einzeln zum Grabe hin, schauten in dasselbe hinein und fragten dabei die Engel: „Wo ist Jesus?“ (Ubi est Iesus?) oder ähnlich. Als Antwort wurde einer um der andern etwa: „Er ist erstanden, er ist nicht hier“ (Surrexit, non est hic).

Dann stiegen die Marien hinauf zur Orgel über der Empore des Westchores, währenddessen sie die Antiphon sangen: „Wir kamen zum Grabmal voll Zagen; doch da haben wir des Herrn Engel sitzen sehen, der uns verkündet, daß Jesus erstanden sei“ (Ad monumentum venimus trementes. Angelum Domini sedentem vidimus et dicentem, quia surrexit Iesus).

War die Antiphon beendigt, so begaben sich alsbald zwei der im Schiffe weilenden Kanoniker über das Chor der Stiftsdamen durch den Laufgang der Nordwand eilenden Schrittes zum Westchore. Sie stellten die beiden Apostel Petrus und Johannes dar, und darum mußte zu ihnen allemal ein älterer und ein jüngerer Stiftsherr genommen werden. Voran schritt Johannes, Petrus folgte etwas langsamer, so daß jener etwas früher beim Grabeszelt eintraf.

Die übrigen Kanoniker aber sangen währenddessen mit den Scholaren den Vers des Evangeliums:

„Es liefen beide zugleich, doch jener andere Jünger eilte behender voraus und kam zuerst zum Grabe“ (Currebant duo simul et ille alius discipulus praecucurrit citius Petro et venit prior ad monumentum).

Hatten sich beide Kanoniker beim Grabeszelt eingefunden, so traten sie, voran gemäß der Erzählung des Evangelisten der ältere, dem die Rolle des Petrus zugefallen war, hinter ihm der jüngere, der Johannes, in dasselbe hinein. Dort hatten die Engel inzwischen ein Leintuch (pallam seu sudarium) zur Hand genommen. Dieses streckten sie nun den Eintretenden entgegen, indem sie dabei jubelnd sangen:

„Ihr schaut, o Jünger, da die Leintücher und das Schweißtuch; den Leichnam jedoch findet ihr nicht“ (Cernitis, o socii, ecce linteamina et sudarium, et corpus non est inventum).

Alsbald stieg einer der beiden Apostel zur Orgelbühne hinauf und rief frohlockend dreimal den unten Versammelten zu: „Christus, der Herr, ist erstanden“ (Christus Dominus surrexit), erst mit tiefer Stimme, dann höher und zuletzt ganz hoch. Der Konvent aber antwortete jedesmal in gleicher Tonlage: „Gott sei Dank“ (Deo gratias).

War das letzte Deo gratias im Munde der Stiftsdamen verklungen, so kam das anwesende Volk an die Reihe, seiner Osterfreude Ausdruck zu leihen, und „Christ ist erstanden" oder sonst eines der kräftigen alten deutschen Auferstehungslieder brauste alsbald mächtig durch die weiten Hallen des Münsters.

Es folgte, vom Kantor angestimmt, das Te Deum der Matutin. Während dasselbe im Wechselgesange von den Stiftsdamen und der Stiftsgeistlichkeit zu Ende geführt wurde, kehrten die Engel, die Marien und die Apostel zu den übrigen zurück, wie sie gekommen, d. i. durch den Laufgang. Doch mußten diesmal die Engel und die Apostel, letztere voraus, die Engel hinter ihnen drein, den Laufgang der Südseite, die Marien denjenigen der Nordseite benutzen. Kamen die Marien zum Konvent, so begaben sie sich ohne weiteres an ihren Platz. Die Apostel und Engel mußten sich jedoch, wenn sie im Schiff angekommen waren, ehe sie ihre Stellen einnahmen, nach Osten, d. i. dem Hochaltar zugewandt, in einer Reihe zwischen den Stiftsdamen und der Geistlichkeit aufstellen, die Engel in der Mitte, die Apostel rechts und links, und eine Verbeugung nach Osten machen.

Dem Te Deum schlossen sich zwei Osterorationen an, die der Konvent mit Amen beantwortete. Dann erhoben sich alle und zogen zum Kreuzaltar am Eingange des Chores unter der Vierung, um dort noch eine kurze Station zu machen. Einst befand sich hinter dem Altar auf der noch vorhandenen im Westchor aufgestellten Marmorsäule das Prachtkreuz, welches die Äbtissin Itha (ca. 1120) gestiftet. Die Geistlichkeit stand nach Norden, die Stiftsdamen aber teils nach Süden teils vor dem Kreuze.

„Christus", intonierte eine der Stiftsdamen, der das Amt der cantrix oblag, und alle fielen in heiligem Osterjubel ein: „der von den Toten auferstand, stirbt nicht mehr; nicht wird fürder der Tod über ihn herrschen. Denn was lebt, lebt Gott; Alleluja, Alleluja" (Christus, resurgens ex mortuis, iam non moritur, mors illi ultra non dominabitur. Quod enim vivit, vivit Deo. Alleluja, Alleluja).

Die Kollekte: „Wir bitten dich, o Jesu, guter Hirt, schau voll Milde deine Herde an und laß nicht zu, daß der Teufel die Schäflein, die du durch dein kostbares Blut am Kreuze erlöst hast, angreife und zerreiße; der du lebst" u. s. w. beschloß die Station. Die Feier war zu Ende. Konvent und Kanoniker begannen die Laudes des Offiziums.

Das die Auferstehungsfeier, wie sie in der Stiftskirche zu Essen im 14. Jahrhundert in Brauch war.

Neuere Publikationen über den marxistischen Sozialismus.

I.

1. Daß Kautsky, der Bannerträger des „wissenschaftlichen Sozialismus“ in Deutschland, die scharfen Angriffe Eduard Bernsteins auf die marxistische Lehre nicht ruhig hinnehmen würde, stand zu erwarten. Ziemlich allgemein jedoch ist heute die Enttäuschung über Kautskys Antikritik[1]. Ohne Zweifel war einem solchen Angreifer gegenüber die Parade nicht gerade leicht. Allein es bekundet zu offen die große Verlegenheit Kautskys, wenn dieser einem Manne wie Bernstein Mangel an Verständnis des Marxismus vorwirft und dann doch wieder eingestehen muß, daß Bernstein sonst „als einer der besten und verständnisvollsten Kenner der marxistischen Litteratur gelte“[2]. In der That kannte Bernstein die marxistische Theorie schon lange sehr wohl, und es war der rechte Stoß ins Herz dieser Lehre, daß er gerade die materialistische Geschichtsauffassung, die dialektische Methode angriff. Das ist leicht einzusehen. Es kommt dem wissenschaftlichen Sozialismus darauf an, die Ziele der sozialistischen Bewegung nicht bloß „als aus den Bedürfnissen der Gegenwart entspringende fromme Wünsche“[3] erscheinen zu lassen, sondern als das Ende einer mit Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit sich vollziehenden Entwicklung. Eben darum kann der moderne Sozialismus, ohne sich selbst aufzugeben, der „materialistischen“ Geschichtsauffassung nicht entbehren, insofern diese es ist, welche ihm die Lehre von der Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit der historischen Entwicklung liefert. Allein Bernstein will mit Recht von einer derartigen Notwendigkeit für das in Frage stehende Gebiet der geschicht-

---

[1] Bernstein und das sozialdemokratische Programm. Eine Antikritik von Karl Kautsky. (VIII u. 195 S.) Stuttgart 1899.

[2] Ebd. S. 15. 45. [3] Ebd. S. 18.

lichen Entwicklung der Menschheit nichts wissen. Er zeigt, wie der Marxismus mit sich selbst in offenen Widerspruch gerät dadurch, daß einerseits die Menschen als lebende Agenten geschichtlicher Mächte, deren Werk sie geradezu wider Wissen und Willen ausführen, hingestellt werden, anderseits aber der menschliche Wille hinwiederum in der Lehre vom Klassenkampf als die eigentliche Triebkraft der Revolution erscheint. Auch die Ausführungen Kautskys vermögen diesen Widerspruch nicht zu beseitigen. Der materialistische Standpunkt konnte und kann eben im Marxismus keineswegs konsequent festgehalten werden, wie ja auch der neuerliche Streit um die Taktik eine Freiheit des Urteilens und Handelns in die Erscheinung treten ließ, welche schwerlich mit der theoretisch vorausgesetzten rebellierenden und für die Richtung auf das kommunistische Endziel determinierenden Wirkung der technischen Produktivkräfte vereinbart werden kann.

Es ist ein Geständnis, welches fast einem Rückzuge gleichkommt, wenn Kautsky[1] unter Berufung auf ähnliche Äußerungen Antonio Labriolas zugiebt, daß die materialistische Geschichtsauffassung bis zur Stunde noch nicht ihre theoretische Vollendung erlangt habe: „Sie ist darauf angewiesen, von den Sozialisten allein weitergefördert zu werden, den Angehörigen einer armen, kämpfenden Partei, die meist in der Erwerbsarbeit aufgehen und ihr bißchen Muße für praktische Kämpfe hingeben müssen.“ Nun, Karl Marx und Friedrich Engels gingen nicht in der Erwerbsarbeit auf; sie hatten Muße, ihre Theorie zu bilden, und waren durchaus nicht gesonnen, die eigentliche Vollendung der Lehre den kämpfenden Proletariern zu überlassen.

Was die Aufrichtung des Sozialismus als der ersehnten neuen Gesellschaftsform betrifft, so äußert sich Kautsky[2] darüber in folgender Weise: „Die Konzentration des Kapitals stellt die historische Aufgabe: die Einführung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung. Sie produziert die Kräfte zur Lösung der Aufgabe, die Proletarier, und sie schafft die Mittel zur Lösung: die gesellschaftliche Produktion — aber sie bringt nicht selbst ohne weiteres die Lösung der Aufgabe. Diese kann nur aus dem Bewußtsein, dem Willen, dem Kampfe des Proletariats entspringen.“ Nun aber hat Bernstein bezüglich aller dieser Punkte überzeugend nachgewiesen, daß der marxistische Sozialismus Illusionen verfallen ist und völlig trügerischen Hoffnungen sich hingiebt. Was Kautsky an statistischem Material dieserhalb

---

[1] A. a. O. S. 10. [2] Ebd. S. 54.

gegen Bernstein ins Feld führt, scheint in manchen Punkten eher die Angaben des Gegners zu bestätigen als zu widerlegen. Wenn aber Kautsky meint, es sei kindisch, festsetzen zu wollen, welche Höhe die Konzentration der Kapitalien erreicht haben müsse, damit der Sieg für den Sozialismus möglich werde, so scheint es uns nicht weniger kindisch, einen solchen Sieg zu erhoffen, wo erwiesenermaßen von einer naturnotwendig fortschreitenden Konzentration als einer allgemeinen gesellschaftlichen Thatsache überhaupt nicht gesprochen werden kann.

Kautsky bestreitet nicht einmal, daß Marx' persönliche Stellung zu den Klassenkämpfen ihm in etwa die wissenschaftliche Unbefangenheit benommen habe [1]. Das genügt uns. Bernstein hatte diesen Gedanken schroffer, aber richtiger ausgedrückt, indem er das „Kapital" ein Tendenzwerk nannte, das eine These beweisen sollte, die lange fertig war, bevor Marx an die Untersuchung herantrat.

2. Sehr eingehend beschäftigt sich mit der Lehre des wissenschaftlichen Sozialismus Th. G. Masaryk, Professor an der böhmischen Universität Prag, in seinem Werke: „Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus" [2].

Masaryk verfügt über eine ausgebreitete und genaue Kenntnis der einschlägigen Litteratur. Seine Darlegung des marxistischen Systems ist eingehend, umfassend, gründlich, die Kritik oft überzeugend und mit Geschick durchgeführt. Aber die Darstellung ist nicht angenehm, reich an ganz unnützen Erörterungen, Versicherungen und Wiederholungen, oft konfus durch zwecklose Aufhäufung verschiedener Ansichten und Meinungen. Eine Disposition des zu behandelnden Stoffes tritt nicht immer deutlich hervor. Vieles ist unklar gedacht und unklar ausgedrückt, manches gar nicht oder nur ungenügend bewiesen. Es fehlt Masaryk offenbar an einer festen, haltbaren, philosophisch begründeten Weltanschauung und darum an dem sicheren Standpunkte für seine Kritik. Trotz allem bleibt das reichhaltige Werk jedem, dem es Ernst ist mit dem Studium des modernen Sozialismus, unentbehrlich.

„Ich habe mir in dieser Arbeit die Aufgabe gestellt, die Bedeutung des Marxismus als philosophisches und soziologisches System darzulegen," sagt Masaryk in der Vorrede. „Bisher wird fast immer nur seine nationalökonomische Seite behandelt und speziell werden einzelne Lehren und Schlag-

[1] Kautsky a. a. O. S. 28. [2] Wien 1899. XV u. 600 S.

worte geprüft; so z. B. wird untersucht, ob der Kommunismus möglich ist oder nicht. . . . Für Parteischriften ist das ganz begreiflich; mir kommt es darauf an, die Lehre Marx' und Engels' ganz und in ihrem Zusammenhang vorzuführen." Wir halten doch auch die Untersuchung der Frage, ob eine sozialistische Gesellschaftsordnung überhaupt oder wenigstens auf die Dauer möglich sei, für ein der wissenschaftlichen Untersuchung fähiges und bedürftiges Problem. Allerdings ist mit der Bestreitung dieser Möglichkeit der Marxismus nur indirekt widerlegt. Es erübrigt dann noch, die marxistische Lehre selbst direkt einer Prüfung zu unterziehen, um deren innere Unhaltbarkeit wissenschaftlich darzuthun. Allein damit begnügt sich Masaryk nicht. Es entspricht den Anforderungen, welche die moderne Wissenschaft an ein gelehrtes Werk stellt, wenn Masaryk versichert: „Soweit es mir möglich war, habe ich auch die Entwicklung der wichtigsten Probleme in der marxistischen Litteratur verfolgt; der Leser soll eben ein Bild der wissenschaftlichen Situation des ganzen Marxismus bekommen." Vielleicht würde aber dem Leser durch größere Einschränkung des zu behandelnden Stoffes besser gedient worden sein. Das Wesentliche tritt oft weniger klar hervor in der Überfülle des aufgeschichteten Materials. So klingt es auch etwas merkwürdig, wenn Masaryk schreibt: „Die Mehrwerttheorie ist gewiß eine der wichtigsten (Lehren?); deshalb ist es aber z. B. nicht unwichtig, zu erfahren, daß und wie sich Marx gegen die Sedanfeier ausgesprochen hat."[1] Nun, darüber ließe sich streiten, nicht aber über den Satz, daß im weisen Maßhalten sich gerade der Meister zeigt.

Der deutsche Sozialismus ist nicht bloß ein nationalökonomisches, sondern auch ein philosophisches System. „Vor allem ein philosophisches — füge ich hinzu," sagt Masaryk, „und der Leser wird sich bald überzeugen, daß Marx' Sozialismus vorwiegend aus der deutschen Philosophie hervorgewachsen ist."[2] Hauptsächlich kommen dabei Hegel und Feuerbach in Betracht. Daß sich Marx und Engels im Laufe der Zeit „entwickelt" und daß sich ihre Ansichten keineswegs in nebensächlichen Punkten geändert haben, schadet einem „System" im modernen Sinne nicht viel. Dennoch war und blieb der historische Materialismus mit seiner dialektischen Methode immer der eigentliche Kernpunkt des Marxismus trotz aller Modifikationen, die im Laufe der Zeit an der begrifflichen Fassung des Systems vollzogen wurden[3].

---

[1] Grundlagen des Marxismus S. 5. [2] Ebd. S. 21. [3] Ebd. S. 98.

Den wesentlichen Inhalt des historischen Materialismus giebt Masaryk kurz in folgenden Sätzen wieder: „Die Geschichte ist ein dialektischer Prozeß, der sich unabhängig vom Willen der Menschen abspielt. Dieser dialektische Geschichtsprozeß ist ein Klassenkampf. Diese Kämpfe sind ihrem Wesen nach ökonomische Revolutionen. Überhaupt haben nur ökonomische, präziser gesagt, die Produktionsverhältnisse für den Menschen und für die Gesellschaft eine reale Bedeutung. Die Ideologie — Staat, Religion, Moral, Philosophie, Kunst — sind unreal, illusorisch und haben nur eine symptomatische Bedeutung."[1] Die ökonomischen Verhältnisse wirken nicht automatisch, heißt es dann wiederum später; die Geschichte wird von den Menschen selbst gemacht, aber in einem gegebenen, sie bedingenden Milieu, auf Grundlage gegebener wirklicher Verhältnisse, unter denen die ökonomischen, so sehr sie von den übrigen politischen und ideologischen beeinflußt werden mögen, doch in letzter Instanz die entscheidenden sind. Bewegt also auch der Geist die Gesellschaft, so bewegt er sie doch nicht als Herr der ökonomischen Verhältnisse, sondern als der Diener derselben[2]. Diese Bedeutung bewahrt der historische Materialismus den ökonomischen Verhältnissen selbst in der milderen Form und Gestalt, wie Kautsky ihn auffaßt. Richtig hat aber Bernstein dem gegenüber betont, aller historische Materialismus helfe über die Thatsache nicht hinweg, daß es die Menschen sind, die ihre Geschichte machen, daß die Menschen Köpfe haben und daß die Disposition der Köpfe keine so mechanische Sache ist, um lediglich durch die Wirtschaftslage regiert zu werden. Das bleibt wahr, mag man nun die älteren Marxschen Formulierungen des historischen Materialismus vor Augen haben oder die späteren Einschränkungen und Abschwächungen der ursprünglichen Lehre. Denn auch die gemäßigteren Marxisten gehen, wie gesagt, in der Bestimmung des Einflusses der ökonomischen Verhältnisse auf die Gestaltung der Geschichte und die Entwicklung der Menschheit viel zu weit. „Sie nehmen", wie Masaryk mit Recht hervorhebt[3], „von ihrem materialistischen Standpunkte in den sozialen und historischen Erscheinungen viel zu rasch und leichten Herzens kausale Verknüpfungen an. Sieht man genauer zu und prüft man die Beweise, so entpuppt sich auch die materialistische Geschichtserklärung in den allermeisten Fällen als eine unkritische Behauptung angeblicher Kausal-

---

[1] Grundlagen des Marxismus S. 100. [2] Ebd. S. 111.
[3] Ebd. S. 130.

verbände und als unberechtigte Bevorzugung des Materialismus, dem die ökonomischen Verhältnisse als einzige und reale Basis alles Kulturlebens erscheinen."

Die historische Bewegung vollzieht sich Marx zufolge unter dem letztlich bestimmenden Einflusse der ökonomischen Verhältnisse unmittelbar durch den Klassenkampf. Daß diese Auffassung eine durchaus einseitige und falsche sei, zeigt Masaryk an einem Beispiele. „Wenn wir die wirtschaftliche Entwicklung selbst sorgfältiger analysieren," sagt er[1], „so erscheint sie uns in einem andern Licht als Marx. So z. B. erfolgte die Befreiung der Bauern in Österreich und bei uns in Böhmen nicht bloß durch den Kampf der Bauern gegen die Herren, im Gegenteil, manche der letzteren, und ganz besonders die Krone, waren der Sache günstig gestimmt. Die bisherige Bearbeitung des Bodens und der erzielte Ertrag genügte den Eigentümern und dem Fiskus nicht; auch brauchte man mehr Getreide für die Ausfuhr, . . . und deshalb mußte der Bauer befreit werden. Das erkannte der absolutistische Staat, und deshalb verlangte er die Befreiung der Bauern auch gegen den Willen vieler Grundbesitzer — die Bauernbefreiung ist also nicht bloß das Ergebnis des Kampfes. Die Industrie half dadurch mit, daß sie für sich die Arbeitskräfte heranzog, die Fabrikanten mit ihrem Reichtum der Aristokratie ein Dorn im Auge wurden, ebenso wie der industrielle Arbeiter viele Bauern zur Nachahmung aneifert. Einen bedeutenden Einfluß hatten auch die humanitären Ideen 2c., d. h. die Bauernbefreiung ist nicht nur durch den Klassenkampf zu stande gekommen, sondern sie ist das Ergebnis vieler und lange wirkender sozial-historischer Kräfte, Kräfte antagonistischer, aber auch nicht-antagonistischer Art."

Die einseitige Betonung des Klassenkampfes für den gesellschaftlichen Fortschritt wird aber um so mehr auffallen müssen in einem System, das für die Zukunft das völlige Aufhören des Klassenkampfes in Aussicht stellt, ohne doch wohl dann auf jeden weiteren Fortschritt verzichten zu wollen. Es muß also jedenfalls auch friedlich wirkende Triebkräfte, sei es ökonomischer oder nicht-ökonomischer, sozialer oder individueller Art, geben können. Sollten diese aber in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge absolut wirkungslos sein? Das müßte schon a priori als unwahrscheinlich gelten, selbst wenn auch nicht positiv die Thatsächlichkeit ihrer Wirksamkeit aus der Geschichte sich erweisen ließe.

---

[1] Grundlagen des Marxismus S. 179 f.

Wir möchten aber an dieser Stelle auf einen Punkt aufmerksam machen, den Masaryk vielleicht mit Absicht übergangen hat. Der marxistische Sozialismus operiert durchgängig mit Ideen, welche auf dem Boden der „denkenden“ liberalen, antichristlichen und atheistischen Bourgeoisie gewachsen sind. Selbst die Ausgestaltung der Lehre vom Klassenkampf läßt die innere geistige Verwandtschaft des modernen Sozialismus mit seinem Todfeinde, dem liberalen Ökonomismus, unschwer erkennen. Hatte man dort für den Konkurrenzkampf den einzelnen Menschen lediglich unter der Herrschaft des instinktiven Selbstinteresses betrachtet, so erscheinen im Sozialismus die Massen im Kampf, angeblich durch die ökonomischen Mächte getrieben, im Grunde einzig und allein für das eigene Interesse streitend und durch das eigene Interesse geleitet, als ob es für den Menschen kein anderes Motiv geben könnte als den Egoismus, kein anderes Mittel zum Ausgleich widerstrebender Interessen als den Kampf. Und wie der Liberalismus trotz aller Freiheitsphrasen stets in den Absolutismus überging und zur Unterdrückung führte, so bedeutet auch für den Sozialismus das „einzelne lumpige Individuum“ nicht gerade viel. In der Erklärung der historischen Bewegung tritt das Individuum als aktive Potenz, die vom Individuum ausgehende That nahezu völlig zurück. Alles wird durch die Masse erklärt und vollführt, um schließlich die absolute Herrschaft der Masse im „Endziele“ dauernd zu begründen. Gewiß erfordert das gesellschaftliche Leben jeder Art und jeder Form Opfer auf seiten des Individuums; aber in keiner Gesellschaft sind diese Opfer so groß und umfassend wie in der kommunistischen Gesellschaft. Der Sozialismus sucht das freilich zu verdecken, indem er allen die Befriedigung jeglicher Wünsche in Aussicht stellt. Das ist eitle Täuschung! In dem kommunistisch zugestutzten Individuum wird niemand sich selbst wiederfinden, so wie er sich zu finden wünscht. Der Einzelne verschwindet da völlig mit dem Eigenen und Eigenartigen in dem Gemeinsamen. Auch die Abweisung einer Personifikation der gesellschaftlichen Gesamtheit vermag nur geringen Trost zu bieten; denn von der nicht personifizierten „Masse“ zertreten zu werden, ist für das Individuum kaum anziehender als die Aussicht, der personifizierten „Gesellschaft“ zum Opfer zu fallen. „Die Auflösung aller alten Verbindungen innerhalb der natürlichen Klassen der Bevölkerung“, sagt Wilhelm Emmanuel v. Ketteler[1], „hat von da an begonnen, wo der Staat

[1] Vgl. Otto Pfülf, Bischof von Ketteler. Eine geschichtliche Darstellung III (Mainz 1899), 296.

die einzige Verbindung sein wollte und mit Eifersucht auf alle andern innerhalb seines Gebietes hinblickte. Diese absolutistische Richtung des Staates hat mit dem absolutistischen Königtum begonnen und hat sich seitdem in der französischen Revolution und in allen andern Regierungen bis auf den heutigen Tag fortgesetzt. Die Formen waren verschieden, die Grundsätze immer dieselben: der Staat alles. Der moderne Sozialismus ist ein echtes Kind derselben Mutter. . . . Sein Arbeiterstaat kennt auch keine natürliche Gliederung der Volksklassen, sondern nur eine Verbindung in der Form des Arbeiterstaates. Er ist daher im Grunde genommen nicht sozial, sondern antisozial, d. h. er verbindet die Menschen nicht untereinander, wie ihre Natur es fordert, in einer großen Mannigfaltigkeit von Verbindungen, sondern in der einen allgemeinen Staatsverbindung. Das ist aber eine Verbindung, die nicht verbindet; ebensowenig wie man die Erzeugnisse der Natur verbinden würde, wenn man ihre natürliche Individualität zerstören würde, um sie alle in eine Form zu stecken. Man würde sie nicht verbinden, sondern ihre Verbindung zerstören. So geht es auch mit dem Menschengeschlechte. Es bedarf eben einer Individualisierung, um wahrhaft und gesund zu leben wie die Natur, und so wenig wie alle Naturerzeugnisse sich eine Natur gefallen ließen, so wenig kann das Menschengeschlecht die eine Uniform der staatlichen Verbindung ertragen. Die Individualitäten im Menschengeschlecht bedeuten aber die verschiedenen Klassen."

Aber nicht nur das in Aussicht gestellte kommunistische „Endziel" der historischen Bewegung, sondern auch die Bewegung selbst zeigt die gleiche Monotonie und widernatürliche Einerleiheit. Wir stimmen in dieser Hinsicht dem Urteile Masaryks völlig bei, wenn er sagt: „Marx' Philosophie des Fortschrittes wird der thatsächlichen Entwicklung in ihrer Fülle nicht gerecht; die Einfachheit seines Entwicklungsschemas ist nicht die Einfachheit einer großen Verallgemeinerung, sondern die Abstraktheit eines Materialismus, der die Fülle des Lebens nicht zu begreifen vermag."[1] Man darf hinzufügen, daß der historische Materialismus überhaupt kaum als Philosophie des „Fortschrittes" bezeichnet werden kann. Was da in der bisherigen Menschheitsgeschichte sich „entwickelte" und voranschritt, das waren und sind immer von neuem die Widersprüche, die Konflikte, die Krankheitsstoffe, welche die Gesellschaft ihrem Untergange entgegenführen. Dann

---

[1] Masaryk a. a. O. S. 215 f.

kommt die „Negation der Negation", der Hegelsche Hopsa, und alles Elend ist vorderhand wieder vorüber. Ein die ganze Menschheitsgeschichte einheitlich beherrschendes, kontinuierlich wirkendes Prinzip ist der Fortschritt in der materialistisch-dialektischen Geschichtsphilosophie nicht. Echten, reinen, absoluten, kontinuierlichen sozialen Fortschritt soll uns erst die graue Zukunft bringen. Vorläufig gleicht er in etwa der Eidechse, die von Zeit zu Zeit aus dem zerbröckelnden und zusammenstürzenden Gestein von Ruinen herausguckt.

Unter dem vielen Guten, was Masaryk sowohl in der Exposition des sozialistischen Systems als bei der kritischen Wertung desselben vorträgt, findet sich aber doch auch nicht wenig Unklares, Halbwahres und Unwahres. Greifen wir nur ein Beispiel heraus. Ganz richtig sagt Masaryk[1]: „Dem ethischen Urteile unterliegt alle praktische und theoretische Thätigkeit, auch die politische und wirtschaftliche. Ich sage nicht, daß wirtschaftliche Erscheinungen nach ethischen Normen zu erklären seien, ich meine nicht, daß durch bloßes Predigen der Nächstenliebe das Feld sich pflügen und das Brot sich backen ließe — aber so viel ist sicher: Alles, inclusive das wirtschaftliche, Handeln muß sittlich sein, wenn das Handeln überhaupt sittlich sein soll." Ganz schön und zum Teil sehr weise bemerkt! Dann aber fährt Masaryk fort: „Das bedeutet nicht, daß die Ethik der Ökonomik vorzuschreiben hätte; nein, die Ethik verlangt nur von allen Menschen, also auch von den Wert schaffenden und arbeitenden, daß sie menschlich und sittlich seien. Ähnlich schreibt die Logik der Physik und der Soziologie nicht vor, aber der Physiker und der Soziologe müssen logisch arbeiten, mögen sie die Logik (in abstracto, als Wissenschaft) studiert haben oder nicht." Nun, woher dann dieses „Müssen", wenn die Logik dem Physiker und Soziologen nichts vorzuschreiben hat? Gelten die Denkgesetze als solche nicht für ihn? Und was soll es heißen, wenn Masaryk einerseits alle praktische und theoretische Thätigkeit dem „ethischen Urteil" unterwirft, anderseits für die Unabhängigkeit der Ökonomik von der Ethik plädiert? Masaryk fühlt die Wahrheit, aber er findet nicht den richtigen Begriff und Ausdruck. Die Ökonomik ist eine selbständige Wissenschaft, d. h. sie hat ihr besonderes Formalobjekt. Wenn sie sich mit dem wirtschaftlichen Leben beschäftigt, so ist dieser Gegenstand auch in dem Materialobjekt der Ethik eingeschlossen. Allein sie untersucht die

---

[1] A. a. O. S. 268.

wirtschaftlichen Thatsachen, Erscheinungen, Probleme unter einer andern Rücksicht wie die Moral, nach ökonomischem und nationalökonomischem, nicht nach sittlichem Gesichtspunkt. Daraus aber folgt keineswegs, daß die Ethik der Volkswirtschaftslehre nichts vorzuschreiben habe. Im Gegenteil, da das wirtschaftliche Handeln menschliches Handeln ist, und alles menschliche Handeln dem Moralgesetze unterliegt, so wird nur derjenige Nationalökonom das Richtige treffen können, welcher auch bei seinen wissenschaftlichen Forschungen und Behauptungen dem Moralgesetze sich unterwirft und keine Lehre aufstellt, die dem Sittengesetze widerstreitet. Der einsichtsvolle Nationalökonom wird aber auch die positive Bedeutung des Sittengesetzes für den Volkswohlstand anerkennen. „Man denkt bei den christlichen Tugenden", schrieb Bischof v. Ketteler im Jahre 1876, „mit Recht vor allem daran, daß sie der Weg zum Himmel sind; man erkennt aber oft zu wenig, daß sie auch der rechte Weg zu unserem irdischen Glücke, ja daß sie sogar für die meisten Menschen die notwendige Bedingung des irdischen Wohlstandes sind, . . . daß der Wohlstand im Volke vor allem von Sittlichkeit und Tugend abhänge, diese aber von der Religion, so daß Volkswohlstand und Religion unzertrennbar verbunden seien." [1]

Auch dem, was Masaryk über die Methode vorträgt, können wir nicht völlig beipflichten. „Marx ist kein Realist, trotz seines Positivismus", sagt er durchaus zutreffend[2]. „Marx versteht alles zu sehr und erklärt alles, wie die französischen und deutschen Romanciers ihre Helden in den unmöglichsten Situationen verstehen — weil sie dieselben konstruieren. Ich würde mir einen ökonomischen Realisten wünschen à la Tolstoj, Dostojewsky — die verstehen ihre Helden (eigentlich haben sie gar keine Helden!) oft gar nicht, und zwar deshalb, weil sie dieselben wirklich beobachten. Ähnlich würde ich mir ein möglichst treues Bild des jetzigen Wirtschaftens, des wirklichen wirtschaftlichen Gebarens wünschen." Wir teilen diesen Wunsch schon darum nicht, weil wir wirkliches Beobachten, aber ohne Verständnis des Beobachteten, nicht für fähig halten, ein treues Bild zu liefern. Das ist ebenfalls eine unmögliche Position — allen Romanciers zum Trotz, die keine Helden haben, sie aber doch beobachten und eben deshalb nicht verstehen! Übrigens ist, was die religiöse Frage[3] wenigstens betrifft, der gekennzeichnete „Realist" bereits gefunden,

[1] Pfülf a. a. O. III, 292. [2] Masaryk a. a. O. S. 269.
[3] Ebd. S. 455 ff.

und zwar in Masaryk selbst. Er bewegt sich hier auf einem Gebiete, für welches ihm offenbar jedes Verständnis fehlt! — Ohne die Vorzüge der Masarykschen Schrift zu verkennen, finden wir uns durch die Lektüre derselben weniger befriedigt, als wir hofften und wünschten. Das Werk ist die Frucht vieler Arbeit, aber leider keine völlig ausgereifte Frucht.

3. Ein anderer Autor, Dr. Paul Weisengrün, früher Freund des wissenschaftlichen Sozialismus, betitelt jetzt seine Schrift: „Das Ende des Marxismus."[1]

„Ich habe nie auf die Buchstaben der marxistischen Lehre geschworen," sagt Weisengrün[2], „aber ich gestehe frei, daß es mir überaus schwer gewesen ist, mich von dem geistigen Banne loszureißen, den sie vor Jahren auf mich ausgeübt. Jetzt noch, wo diese geistigen Kämpfe längst hinter mir liegen, schmerzt es mich, die kritische Sonde an die tiefen Wunden, die der mechanische und metaphysische Sozialismus dem sozialen Denken geschlagen hat, legen zu müssen. Aber die strenge Wissenschaft spottet solch sentimentaler Regungen. Sie erheischt von jedem ernst Denkenden, das in sich zu überwinden, was nun einmal überwunden werden muß. In diesem Sinne möchte ich, ohne hoffentlich in dieser Beziehung mißverstanden zu werden, ausrufen: Karl Marx, der größte soziale Denker des Jahrhunderts, ist nunmehr das schwerste Hindernis für die Lösung der sozialen Frage geworden!"

Weisengrün ist eigentlich mit allem bisher Dagewesenen unzufrieden. Anzuerkennen ist seine schroffe Abweisung jeglicher Gewaltspolitik gegenüber der Sozialdemokratie[3]. Aber auch die Sozialpolitik ist, ihm zufolge, bisher nur „allzu kleinlich"[4] geblieben. Marx kann ebenfalls nicht helfen[5], und Eduard Bernstein[6], „der erste Neomarxist", ist zwar „ein überaus intelligenter und kenntnisreicher Mann", aber er hat einen großen Fehler: er kann nicht zu Ende denken. „... Könnte Bernstein zu Ende denken, er würde offen erklären, der Marxismus ist falsch, der mechanische Sozialismus kann durch keine kritische Revision gerettet werden; er würde dann aber auch den Tenor seiner Ausführungen nicht auf die technische Konzentrationstheorie gelegt und sich nicht zur Demokratie als dem hauptsächlichsten sozialen Heilmittel bekannt haben." Daß die Demokratie für sich allein nicht helfen könne, sucht Weisengrün an dem Beispiel der Schweiz

[1] Leipzig 1899. 80 S. [2] Das Ende des Marxismus S. 79.
[3] Ebd. S. 4 ff. [4] Ebd. S. 4. 7. [5] Ebd. S. 8 ff.
[6] Ebd. S. 73 ff.

zu erhärten: „In der Schweiz ist die Demokratie eine gereifte Frucht. Und doch ist hier kein sichtbares Zeichen zur Sozialisierung. Das Beispiel der Schweizer beweist, daß die demokratischen Einrichtungen nur eine formal-politische Bedeutung haben. Die Demokratie kann also nur die Form sein, in die erst ein sozialer Inhalt gegossen werden muß.“ [1] Was Weisengrün seinerseits unter jenem „sozialen Inhalt“ sich vorstellt, darüber macht er vorläufig nur wenige Andeutungen, indem er auf ein später erscheinendes größeres Werk: „Der Marxismus und das Wesen der sozialen Frage“, vertröstet [2]. Er erstrebt darin, wie er sich ausdrückt, eine Synthese zwischen marxistischem und rein genossenschaftlichem Sozialismus. Diese Synthese soll bewirken, daß „der Revolutionsbegriff aus der sozialwissenschaftlichen Praxis verschwinde; daß eine Sozialpolitik als Verlängerung der Armenpflege unmöglich gemacht werde; daß die Arbeiterschaft vom bloßen Demokratismus keinen trügerischen Sieg mehr erwarte“. Mehr konkret sind die Forderungen nach internationaler Regelung der Koalitionsfreiheit von Arbeiterorganisationen, nach einer neuen Art von Einigungsämtern, die regulierend selbst in den Produktionsprozeß eingreifen werden und dazu beitragen dürften, von selbst einen höheren Lohn und eine Sicherstellung des Proletariers im industriellen Betrieb zu erreichen. Die Stärkung der Konsumvereine und Gewerkschaften sowie endlich auch die politische Thätigkeit des Proletariats kommen nach Weisengrün nur als sekundäres Element in Betracht. Wir müssen eine Prüfung dieser Vorschläge natürlich vorläufig ablehnen, bis Weisengrün in dem angekündigten größeren Werke seine Stellung klarer präzisiert und begründet haben wird.

Was nun die Kritik der marxistischen Lehre betrifft, so hat Weisengrün seiner Zeit den Marxismus ganz richtig eine Synthese zwischen der modernen Entwicklungstheorie und dem Revolutionsbegriff genannt [3]. Auch geben wir zu, daß den eigentlichen Kernpunkt innerhalb der marxistischen Lehre die Behauptung darstellt: die Entwicklung zum Sozialismus vollziehe sich in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung mit Naturnotwendigkeit, nach unabänderlichen, immanenten Gesetzen. Weniger glücklich scheint uns jedoch das Bestreben zu sein, die Bedeutung der Wert- und Mehrwertlehre sowie der Verelendungstheorie für das marxistische System herabzudrücken [4]. Wir können in jenen Lehren keineswegs nur eine an und

[1] Das Ende des Marxismus S. 74. [2] Ebd. S. 77 ff.

[3] Vgl. „Zukunft“, 6. Jahrgang, 1898.

[4] Das Ende des Marxismus S. 11 ff.

für sich entbehrliche Kritik der bestehenden Verhältnisse erblicken. Für das marxistische System, wie es thatsächlich vorliegt, sind die Wertlehre und die Verelendungstheorie durchaus wesentlich. Mögen hierbei auch keine direkten Fingerzeige über Entwicklungsmöglichkeiten geboten, keine sozialen Ansätze einer sozialistischen Zukunftsgesellschaft nachgewiesen werden, es handelt sich doch auch da um wichtige immanente Gesetze der kapitalistischen Epoche, und zwar um solche, durch welche das ausgebeutete Proletariat empört und zum Handeln determiniert wird. Daß aber der Klassenkampf des Proletariates im marxistischen System echte soziale Dynamik darstellt, wird wohl kaum bestritten werden können.

(Schluß folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Zur Frage der Gleichberechtigung der Frau.

Bis vor kurzem ging es mit der Frauenfrage wie früher mit der sozialen Frage überhaupt. Manche sprachen ihr jede Berechtigung ab. Nur ungeregelte Neuerungssucht sollte ihr zu Grunde liegen.

Heute ist eine solche Auffassung nicht mehr möglich. Gewiß haben unbefriedigter weiblicher Ehrgeiz, die Sucht, sich bemerklich zu machen und über einer zerstreuenden Beschäftigung die trostlose Öde eines entchristlichten Familienlebens zu vergessen, auch ihren Anteil an dem Treiben mancher Frauenrechtlerin. Aber eine so weitverbreitete, tiefgehende und nachhaltige Bewegung läßt sich durch künstliche Agitation nicht genügend erklären. Die Ursachen müssen tiefer liegen.

In Wahrheit ist die Frauenfrage die Hälfte der sozialen Frage. Die Hälfte der Menschen sind Frauen, die Hälfte der menschlichen Arbeit ist Frauenarbeit, die Hälfte der menschlichen Leiden und Schmerzen wird von den Frauen getragen. Das Schicksal des Mannes ist nun einmal unzertrennlich mit dem der Frau verbunden, und es ist unmöglich, die menschliche Gesellschaft glücklich zu machen, ohne den Frauen zu gewähren, was ihnen gebührt.

Aber welche Wünsche und Forderungen der Frauen und ihrer Anwälte sind berechtigt und welche nicht? Auf diese Frage giebt es gerade so viele Antworten als sozialpolitische Parteien. Jede Partei hat ihr eigenes Frauenprogramm. Und je nach der religiösen Weltanschauung sind auch innerhalb dieser Parteien die Ansichten sehr geteilt. So herrscht in der Frauenfrage eine wahrhaft babylonische Verwirrung. Die einen drängen stürmisch voran und wollen die Lage der Frau von Grund aus umgestalten. Die andern betrachten jede Neuerung auf diesem Gebiete mit Mißtrauen und fürchten für den Bestand der christlichen Familie. Wo sind hier die Grenzen zwischen Wahrheit und Irrtum, zwischen Recht und Unrecht?

Diese wichtige Frage will vor allem vom christlichen Standpunkte beleuchtet werden. Freilich kann hier nicht von einer erschöpfenden Behandlung dieser Frage die Rede sein; dazu wäre ein ganzes Buch notwendig. Es kann sich nur darum handeln, die allgemeinen Grundsätze festzustellen, die uns als Leitsterne dienen sollen in den verschiedenen Problemen, aus denen sich die Frauenfrage zusammensetzt.

Für heute wollen wir bloß einen Teil der Frauenfrage betrachten, nämlich die Frage der Frauenemanzipation im absoluten Sinn oder im Sinn der unbeschränkten Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne. Diese Betrachtung wird uns die sichere Grundlage für weitere Erörterungen zur Frauenfrage bieten.

1. Frauenemanzipation! Was soll das heißen? Im Sinne derjenigen, die dieses Wort in Umlauf gebracht, soll es Befreiung der Frau aus einer ungerechten Unterdrückung und Zurücksetzung bedeuten. Man geht von der stillschweigenden Voraussetzung aus, die Frau befinde sich auch heute noch, und zwar nicht bloß bei den unzivilisierten, heidnischen Nationen, sondern auch bei den christlichen Kulturvölkern in einer entwürdigenden Knechtschaft und Sklaverei. Auch bei den christlichen Völkern steht die Frau noch in mancher Beziehung unter der Herrschaft des Mannes, nicht wenige öffentliche Rechte und Ämter sind ihr verschlossen, und darüber hinaus hat die Sitte und die öffentliche Meinung noch andere Schranken gezogen, welche die Bewegungsfreiheit der Frau hemmen. Alle diese Zurücksetzungen werden von vielen als unwürdige und ungerechte Fesseln empfunden, die gesprengt werden müssen. Die Frau soll in jeder Beziehung rechtlich dem Manne gleichgestellt werden. Volle und allseitige Gleichberechtigung der Frau, das ist das Losungswort der Anhänger der unbeschränkten Frauenemanzipation.

Diese Gleichheitsforderung ist ein Erbstück aus der französischen Revolution oder vielmehr die konsequente Durchführung des revolutionären Losungswortes: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Kaum waren die Vertreter des dritten Standes zu Macht und Ansehen gelangt, so proklamierten sie die Heiligkeit des Privateigentums. Aber bald erhob sich der vierte Stand der „Enterbten" und verlangte, daß endlich mit der Gleichheit auch in sozialer Beziehung Ernst gemacht werde. In feiner Witterung der Zeitströmungen erkannten die Sozialisten bald die Wichtigkeit der Mitarbeit der Frauen an der Emanzipationsbewegung und schrieben deshalb die volle Gleichberechtigung der Frauen auf ihre Fahne. In dem Programm der deutschen Sozialdemokratie (Erfurter 1891) heißt es: „Die sozialdemokratische Partei kämpft . . . für die Abschaffung der Klassenherrschaft und der Klassen selbst und für gleiche Rechte und gleiche Pflichten aller ohne Unterschied des Geschlechts und der Abstammung." Sie bekämpft jede Unterdrückung, „richte sie sich gegen eine Klasse, eine Partei, ein Geschlecht oder eine Rasse". Sie fordert „Abschaffung aller Gesetze, welche die Frau in öffentlichrechtlicher und privatrechtlicher Beziehung dem Manne gegenüber benachteiligen."

Wie das zu verstehen ist, haben die jetzigen Häupter der deutschen Sozialdemokratie oft genug erklärt. Nach Liebknecht herrscht in der sozialistischen Zukunftsgesellschaft „absolute Gleichberechtigung", „Gleichheit in jeder Richtung, sowohl unter den Männern als unter den Frauen" [1].

Am offensten hat sich Bebel in seinem bedauernswerten Buche „Die Frau und der Sozialismus" ausgesprochen. „In der Liebe ist sie (die Frau) frei so gut wie der Mann; sie freit und läßt sich freien und schließt den Bund aus keiner andern Rücksicht, als auf ihre Neigung. Dieser Bund ist ein Privatvertrag ohne Dazwischenkunft irgend eines Funktionärs. Der Mensch soll in der Lage sein, über seinen stärksten Trieb ebenso frei verfügen zu können als über jeden andern Naturtrieb. Er hat niemand darüber Rechenschaft abzulegen. Stellt sich Unverträglichkeit, Enttäuschung, Abneigung heraus, so gebietet die Moral (!), das unnatürliche und darum unsittlich gewordene Verhältnis zu lösen." [2]

Das heißt ganz unverblümt die „freie Liebe" predigen. Die Ehe soll reine Privatsache sein, in die sich kein Beamter einzumischen hat.

---

[1] S. unsere Schrift: Der Sozialismus (7. Aufl.) S. 121.

[2] Bebel, Die Frau (18. Aufl.) S. 342.

Erkaltet die Liebe, so knüpft man ein neues Verhältnis an. Auch die Kinder bilden kein dauerndes Band für die Gatten. Denn sobald das Kind der Mutterbrust entwöhnt ist, übernimmt die Gesamtheit seine Erziehung, die für alle Kinder gleich sein soll[1].

Daß auch die sozialdemokratischen „Genossinnen“ mit der ihrem Geschlecht eigenen Lebhaftigkeit für die unbedingte Gleichheit der Frauen eintreten, darf uns nicht befremden. Namentlich sind es die Genossinnen Rosa Luxemburg und Klara Zetkin, die auf den sozialdemokratischen Versammlungen die Revolutionsfahne schwingen und für die volle Emanzipation der Frau agitieren. Letztere ist auch die Herausgeberin der Zeitschrift „Die Gleichheit“, welche ihre Tendenz schon durch den Namen verrät.

Vom naturalistischen Standpunkt läßt sich allerdings gegen diese Gleichheitsbestrebungen wenig einwenden. Wenn es wahr ist, was die ungläubige Wissenschaft, insbesondere der extreme Darwinismus, von den Kathedern predigt, daß der Unterschied von Mann und Frau nicht auf göttlicher Anordnung beruht und einem weisen Zweck dienen soll, sondern bloß eine Folge der blinden Zuchtwahl, des rohen Kampfs ums Dasein ist: dann sieht man nicht ein, warum die Frauen nicht recht daran thäten, sich aus ihrer Unterordnung zu befreien und dem Kampf ums Dasein eine andere Wendung zu geben. Ihre untergeordnete Stellung ist nur die Folge roher Gewalt; warum sollten sie nicht alle Hebel in Bewegung setzen dürfen, um ihre Fesseln zu brechen?

2. Anders aber lautet die Antwort auf die absolute Gleichheitsforderung vom christlichen Standpunkt. Wir haben, um diese Antwort zu finden, eine ganz sichere Grundlage an einigen jedem gebildeten Katholiken wohlbekannten Katechismuswahrheiten. Leider vergißt man dieselben zu oft, und deshalb müssen wir hier daran erinnern, selbst auf die Gefahr hin, Allbekanntes zu sagen.

Welches ist nach der Lehre der Vernunft und des Glaubens die Aufgabe und Bestimmung der Frau? Diese Bestimmung ist eine doppelte.

a) Die eine ist ihr gemeinsam mit allen Menschen: es ist die allgemeinmenschliche Bestimmung, die nicht dem Manne oder der Frau, sondern dem Menschen als solchem gegeben ist. Ob Mann oder Frau, soll der Mensch hienieden in der kurzen Zeit seiner irdischen Wanderschaft

[1] Bebel a. a. O. S. 328.

Gott dienen und dadurch sein ewiges Heil wirken. Deshalb sagt der Katechismus: Der Mensch, nicht der Mann oder die Frau, der Greis oder der Jüngling, sondern der Mensch, ist geschaffen, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch ewig selig zu werden. Und der Welterlöser spricht dieselbe Wahrheit in dem inhaltsschweren Satze aus: „Willst du in das Leben eingehen, so halte die Gebote.“ [1]

Diese erste Aufgabe des Menschen ist, wie die allgemeinste, so auch die oberste und höchste, der sich jede andere unterzuordnen hat. In ihrer Lösung ist die Frau dem Manne vollkommen gleichgestellt. Beide haben dieselben Pflichten und auch dieselben Mittel zu dieser Lösung. Dem wäre schon vom rein natürlichen Standpunkte so. Aber das Heidentum hat diese Sachlage vielfach mißkannt und das Weib auch in religiöser Beziehung zurückgesetzt. Bei manchen Naturvölkern durfte das Weib an vielen Kulthandlungen nicht teilnehmen. So ist z. B. bei den Ainos auf Japan bis heute den Frauen das Beten untersagt, weil sie dessen nicht würdig seien; nur stöhnen und seufzen dürfen sie, während die Männer beten. Nicht viel besser steht es bei den heidnischen Kulturvölkern. Die Hindufrauen dürfen die heiligen Bücher, die Mohammedanerinnen den Koran nicht lesen.

Das Christentum hat die volle Gleichheit zwischen Mann und Frau wiederhergestellt. „Alle, die ihr in Christo getauft seid, habt Christum angezogen; hier ist nicht Mann noch Weib, denn ihr seid alle eins in Christo.“ [2] Zwar ist auch im Christentum die Frau von der Priesterwürde und den von ihr bedingten Funktionen ausgeschlossen, aber in Bezug auf alle Sakramente und Gnadenmittel, die unmittelbar die Vervollkommnung und Heiligung des Empfängers bezwecken, ist sie dem Manne völlig gleichgestellt. Sie hat es ebensoleicht als der Mann, sich zur höchsten Stufe christlicher Vollkommenheit emporzuschwingen, und es darf uns deshalb nicht wundern, daß die Kirche von Anfang ebensoviele Frauen als Männer unter die Zahl der Heiligen aufgenommen und auf die Altäre erhoben hat. Schon in der ersten Zeit begegnen uns die hll. Flavia, Domitilla, Priscilla, Pudentiana und Praxedis, ihnen folgen die hll. Perpetua und Felizitas, die hll. Agatha, Luzia, Agnes, Cäcilia, Anastasia, und an sie reiht sich von Jahrhundert zu Jahrhundert eine unabsehbare Schar weiblicher Heiligen aus allen

[1] Matth. 19, 17. [2] Gal. 3, 8. Vgl. 1 Kor. 11, 11.

Altern und Ständen. Da finden wir neben der heiligen Kaiserin Kunigunde und der heiligen Königin Margaretha die armen Dienstmägde Christina, Blandina und Zitta, neben der heiligen Herzogin Hedwig und der Landgräfin Elisabeth die arme Hirtin Germana Cousin, neben der reichen Patrizierin Franziska Romana die arme Klosterfrau Margaretha Alacoque, neben der Büßerin Margaretha von Cortona die jungfräuliche Gertrud, Klara, Katharina von Siena und unzählige andere. Wir fühlen uns im Christentum im Vergleich zum Heidentum gleichsam in eine ganz andere, himmlische Atmosphäre versetzt.

Gewiß, auch im Heidentum finden wir manche große, bewunderungswürdige Frauen, hochsinnige Frauen, ausgezeichnet durch edlen Charakter, feurige Vaterlands- und zarte Mutterliebe, blendendes Talent und seltene Schönheit, mächtige Eroberinnen und Regentinnen. Wie könnte dem auch anders sein? Sollten denn nicht auch im Heidentum die Keime des Guten zur Geltung kommen, die der Schöpfer untilgbar in die menschliche Natur gelegt hat? Aber Heilige suchen wir im Heidentum umsonst. Diese weiblichen Größen des Heidentums lassen uns kalt. Hochmut und Selbstsucht ist die Atmosphäre, in der sie sich bewegen, und wie oft gereichen diese Größen ihren Nebenmenschen und sich selbst zum Fall!

Wie ganz anders im Christentum! Welch herrliche, himmlische Frauengestalten treten uns da in ungezählter Menge entgegen! Da ist kein Stolz und Hochmut, kein Pochen auf eigene Größe, keine Verachtung der Tieferstehenden; da ist engelgleiche Reinheit, demütige Herablassung, himmlische Sanftmut und Geduld, innige Liebe zu Gott, erbarmende, opferwillige Liebe zu den Mitmenschen, auch zu den Ärmsten und Verlassensten, ja zu diesen gerade am meisten. Wo hat das Heidentum Frauen hervorgebracht, die aus den stolzen Palästen der Reichen herabstiegen in die Hütten der Armen, um mit diesen Not und Entbehrung zu teilen und durch liebende Teilnahme ihre Thränen zu trocknen? Das Leben einer einzigen barmherzigen Schwester, die vielleicht glänzenden Aussichten in der Welt entsagt, um aus Liebe zu Gott als Engel der Barmherzigkeit am Bette der Kranken ein demütiges Opferleben zu führen, ist mehr wert als das glanzvolle, selbstsüchtige Treiben noch so vieler heidnischen Weltdamen alter und neuer Zeit.

Daß diese wesentlich verschiedene religiöse Stellung der christlichen Frau auch auf allen andern Gebieten umgestaltend wirken mußte, liegt auf der Hand.

b) Die zweite Bestimmung ist der Frau eigentümlich. Sie soll die Gefährtin und Gehilfin des Mannes sein. Ich gehe hier von der Voraussetzung aus, daß die Frau durchschnittlich für den Ehestand bestimmt ist und diesen Stand auch in den weitaus meisten Fällen ergreifen wird, wofern nicht äußere Hindernisse entgegenstehen. Das lehrt uns auch die Erfahrung. Im Deutschen Reich gab es zur Zeit der Berufszählung vom 14. Juni 1895 26361123 weibliche Reichsangehörige, davon waren 8784508 verheiratet und 2208579 verwitwet oder geschieden; von den Ledigen waren 9482359 Mädchen unter 16 Jahren. Berücksichtigen wir nur die Frauen im heiratsfähigen Alter, so tritt also die übergroße Mehrheit derselben in den Ehestand. Ähnliche Verhältnisse wie in Deutschland bestehen in den andern Staaten.

Was lehrt uns nun zunächst die bloße Vernunft über die Bestimmung und Stellung der Frau im Ehestande? Man kann diese Frage kaum besser beantworten, als es schon Aristoteles vor mehr als 22 Jahrhunderten gethan hat. Es ist erstaunlich, wie tief dieser feine Beobachter und scharfsinnige Denker mit dem bloßen Lichte der Vernunft in das Wesen der Ehe eingedrungen. Wir wollen zuerst seine Anschauungen wiedergeben und dieselben dann vom christlichen Standpunkt ergänzen und vervollständigen.

Die Natur, so führt er aus, sucht das Leben auf Erden nach Möglichkeit zu verewigen, und da sie das individuelle Leben nicht dauernd zu erhalten vermag, so trachtet sie stets neue Individuen derselben Art hervorzubringen. Das gilt auch in Bezug auf den Menschen. Doch ist diese Erhaltung des Geschlechts nicht der einzige Zweck der menschlichen Ehe. Diese zielt auch auf das Wohlergehen der Ehegatten. Dann heißt es wörtlich:

„Nach göttlicher Anordnung ist die Natur beider, sowohl des Mannes als des Weibes, zur Gemeinschaft bestimmt; denn beider Wesen ist dadurch geschieden, daß ihre Kraft nicht für dieselben Dinge nützlich ist, sondern zum Teil für die entgegengesetzten, jedoch mit Unterordnung unter das gemeinsame Ziel. Denn die Natur hat den Mann stärker, das Weib schwächer gebildet, damit diese durch Furcht behutsamer, jener durch Mut wehrhafter werde, der eine das Äußere erwerbe, die andere die Dinge im Hause erhalte, die eine zu den häuslichen Geschäften emsig, aber zu dem Leben draußen zu schwach, der andere zur Ruhe wenig geeignet, aber zu rastloser Thätigkeit gesund sei. Der Ursprung der Kinder ist für beide gesondert, aber der Nutzen gemeinsam; die Mutter pflegt, der Vater er-

zieht.“[1] Der Mann soll die Frau vor jeder Verletzung „wie eine um Hilfe Flehende und vom Herde her ins Haus Aufgenommene bewahren“[2] und zwar besonders vor dem Unrecht nebenhergehender außerehelicher Gemeinschaft. „Zwischen Mann und Frau besteht eine von der Natur geforderte Freundschaft. Denn der Mann ist von Natur mehr zur Ehe als zur bürgerlichen Gesellschaft bestimmt, weil die Familie früher und notwendiger ist als der Staat und die Erzeugung der Nachkommenschaft allen Arten von sinnlichen Lebewesen gemeinsam ist. Die andern Lebewesen vereinigen sich bloß der Fortpflanzung wegen, die Menschen aber nicht bloß zu diesem Zweck, sondern zur vollen Lebensgemeinschaft. Die Beschäftigungen sind nicht für beide dieselben, andere Aufgaben hat der Mann, andere die Frau. Sie ergänzen einander, indem jeder das seinige zum Gemeinsamen beiträgt. So verbinden sich in dieser Freundschaft das Nützliche und Angenehme. Sind beide tugendhaft, so vereinigt sich damit auch das sittliche Gute; denn die Tugend beider ist nicht dieselbe . . ., die Kinder bilden ein gemeinsames Band zwischen beiden, und darin liegt der Grund, warum kinderlose Ehen leichter gelöst werden; denn die Kinder sind das gemeinsame Gut beider.“[3] In der Politik verlangt Aristoteles strenges Verbot aller Nebenverbindungen neben der Ehe; solche Verbindungen seien höchst schimpflich[4].

Mit Recht bemerkt Trendelenburg[5] zu diesen Ausführungen: „So hatte Aristoteles die im Gegensatz sich vollendende Einheit als eine göttliche Bestimmung und den darin für das ganze Leben liegenden Beruf und das dauernde und ausschließliche Band der Ehe erkannt.“

Obwohl der Stagirite nachdrücklich die Freundschaft betont, die zwischen den Ehegatten bestehen soll, so ist er doch weit entfernt davon, zu verkennen, daß es wie in jeder geordneten Gemeinschaft, so auch in der Ehe und Familie eine Autorität geben muß, der die letzte Entscheidung zusteht. Der Mann ist nach ihm der geborene Leiter der Familie. Da es nämlich eine Autorität in der Familie geben muß, so kann die Frage nur die sein, wer der Träger derselben sei. Darauf antwortet Aristoteles: Der Mann. Denn „der Mann ist von Natur mehr zum Regieren tauglich, wenn nicht irgendwo zufällig sich das Verhältnis anders

[1] *Aristoteles,* Oeconom. I, 3. [2] Ibid. I, 4.

[3] *Aristoteles,* Ethic. Nic. VIII, 14.

[4] *Aristoteles,* Polit. VII, 16. 1335 b 38 sqq.

[5] Naturrecht auf dem Grunde der Ethik (2. Aufl.) § 123 Anm.

gestaltet". Er macht darauf aufmerksam, daß selbst im Tierreich das männliche Geschlecht eine Art Herrschaft über das weibliche ausübt.

Doch soll die Herrschaft des Mannes über die Frau eine milde und schonende sein, eine geringere als die des Vaters über seine Kinder. Über die Frau herrscht der Mann wie über freie Bürger (πολιτικῶς), über die Kinder aber wie ein König (βασιλικῶς)[1].

3. Noch reichlicheres Licht als die Vernunft hat die christliche Offenbarung über die Bestimmung der Frau und ihre Stellung zum Manne ausgegossen. „Es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein sei. Lasset uns ihm eine Gehilfin machen, die ihm ähnlich sei." Mit diesen Worten wird die Erschaffung des Weibes im ersten Buche Moses eingeleitet. Und weil das Weib vom Manne gebildet, Bein von seinem Bein, Fleisch von seinem Fleisch ist, „darum wird der Mensch seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und es werden zwei in einem Fleische sein"[2].

In diesen Worten ist deutlich genug die Einheit und Unauflöslichkeit ausgesprochen, deren die Ehe von Natur aus bedarf, um vollkommen ihren Zweck zu erreichen. Die Frau soll die Gefährtin, Freundin und Gehilfin des Mannes, sozusagen eins mit ihm sein. Das ist aber nur möglich unter Voraussetzung der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe. Wo die Vielweiberei herrscht, hört die Frau auf, ebenbürtig dem Manne zur Seite zu stehen, sie wird ein untergeordnetes Wesen, das der Mann sich zu seiner Lust und zur Kindererzeugung hält. Die gegenseitige Eifersucht unter mehreren Frauen läßt auch ein inniges Familienleben nicht aufkommen. Der Vater gehört gewissermaßen mehreren Familien an. Kommt dazu noch die Trennbarkeit der Ehe, so ist die Sklaverei des Weibes besiegelt.

In dieser erniedrigenden Sklaverei finden wir die Frau fast überall außerhalb des Christentums. Bei den Naturvölkern ist das Weib das Lasttier des Mannes. Dieser bürdet ihm alle harten und niedrigen Arbeiten auf, kauft und verkauft es wie ein Tier und jagt es aus dem Hause, wenn er seiner überdrüssig ist. Hier nur einige Zeugnisse, die wir dem Werke Grosses „Die Formen der Familie"[3] entnehmen. „Der australische Ehemann ist der unumschränkte Eigentümer seines Weibes

---

[1] *Aristoteles*, Polit. I, 12. [2] 1 Mos. 2, 18. 23. 24.
[3] (Freiburg 1896) S. 46 ff.

oder seiner Weiber. Die Frau ist nicht die Verwandte, sondern das Eigentum des Mannes. Dieser kann sie behandeln und mißhandeln, wie es ihm beliebt. Er kann sie gegen eine andere vertauschen, er kann sie verschenken ... jede beschwerliche und verächtliche Arbeit wird dem Weibe aufgebürdet. ... Mit einem Wort, der Australier betrachtet und behandelt seine Ehegefährtin ungefähr wie ein Haustier." Ähnliches gilt von den Frauen der Buschmänner: „Das Weib ist ein Lasttier. Dabei hat sie oft noch Mißhandlungen zu erdulden, welche nicht selten den Tod zur Folge haben." „Auch das Los der Feuerländerinnen ist nicht beneidenswert. Die Weiber erwerben einen großen Teil der Nahrung, erhalten aber selbst weniger davon als die Männer. Mit welcher Roheit die Botokuden ihre Frauen gelegentlich mißhandeln, haben wir bereits gehört. Daß sie ihnen daneben alle harte Arbeit aufbürden, braucht kaum besonders hinzugefügt zu werden. Die niedern Jäger Kaliforniens betrachten die Weiber mit tiefer Verachtung und zwingen sie zu allen unangenehmen Verrichtungen; man erlaubt ihnen nicht einmal an demselben Feuer oder an demselben Mahle mit ihren Gebietern zu sitzen."

So ist es fast bei allen Naturvölkern. Bei den allermeisten kann die Frau nicht einmal Eigentum besitzen, weil sie selbst fremdes Eigentum ist. Bei sehr vielen Völkern ist der Ehebruch des Mannes völlig straflos; der des Weibes wird mit dem Tode bestraft.

Begreiflich deshalb, daß manche Naturvölker, wie die Jakuten, nur bei der Geburt eines Knaben sich freuen und ein Fest geben[1].

Bei den Kulturvölkern war zwar in den ältesten Zeiten die Frau noch ziemlich geachtet: so bei den Ägyptern, bei den Römern in den ersten Jahrhunderten des Königtums und der Republik. Aber bei allen diesen Völkern begegnet uns dieselbe Erscheinung: je mehr die äußere Macht und Kultur voranschreitet, um so größer wird der sittliche Verfall, um so niedriger die Stellung der Frau. Schon der Umstand, daß bei vielen dieser Kulturvölker, z. B. den Phöniziern, Assyriern und Babyloniern, die Frauen ihre Ehre preisgeben mußten, um die unzüchtigen Gottheiten zu ehren, beweist, wie niedrig man von der weiblichen Ehre und dem Weibe überhaupt dachte. Die Frau galt nur als Werkzeug der Lust und der Kindererzeugung. Bei den Babyloniern fand an jedem Ort jährlich eine Art von Markt statt, auf dem die heiratsfähigen Mädchen

[1] Grosse a. a. O. S. 110.

zum Kaufe ausgeboten wurden. Bei den Römern und Griechen der klassischen Zeit waren die Ehescheidungen an der Tagesordnung und die schöngeistigen Hetären geachteter als die verheirateten Frauen, die Kinder hatten. Noch der hl. Hieronymus sah, wie eine Frau von ihrem 23. Gemahle, der selbst 21mal verheiratet gewesen, begraben wurde[1]. Zur Zeit des Kaisers Augustus hatte die Sittenlosigkeit derart um sich gegriffen, daß die meisten die Ehe als eine lästige und überflüssige Sache ansahen und mit Kindern gesegnete Ehen zu den Seltenheiten gehörten. Umsonst suchte Augustus diesem trostlosen Zustand durch seine Gesetze (Leges Iulia et Papia) zu steuern, welche den Ehe- und Kinderlosen Strafen auferlegten und den Verheirateten und Eltern Belohnungen aussetzten.

Auch bei den Hindus in Indien ist die Stellung der Frau eine sehr niedrige. Polygamie und Ehescheidung ist erlaubt. Die Kinder haben keine Wahl in Bezug auf die Ehe. Sie werden schon im Kindesalter von den Eltern miteinander verlobt. Stirbt der künftige Mann im Alter von fünf oder sechs Jahren, so kann ein Mädchen schon vom Alter von zwei Jahren an Witwe sein und muß es für ihr ganzes Leben bleiben. Solche Kinderwitwen giebt es fast in jeder Hausgemeinschaft; sie sind Aschenbrödel, die von allen Vergnügungen ferngehalten und schlecht gekleidet werden, nur eine Mahlzeit täglich erhalten und oft ein schlechtes Leben führen. Auch die verheiratete Hindufrau ist unfähig, einen Vertrag zu schließen, und bleibt in beständiger Vormundschaft; sie wird völlig vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen; sie lebt in einem getrennten Teile des Hauses und nimmt die Mahlzeit nicht mit dem Manne, sondern nach demselben[2].

Nirgends aber ist die Frau verachteter als bei den Mohammedanern, ganz entsprechend der bei ihnen herrschenden Vielweiberei und Ehescheidung. Hören wir darüber einen zuverlässigen Erforscher des Familienlebens bei den verschiedenen Völkern. „In Wahrheit werden,“ sagt Devas[3], „entsprechend der Theorie und Praxis des Mohammedanismus, Frauen als eine untergeordnete Klasse von Wesen, zwar höher wie die Tierwelt, aber unter den Männern stehend, angesehen, die nur existieren, um den Bedürfnissen und dem Vergnügen der Männer zu dienen ... sie

[1] *Hieronymus*, Epist. 123, ad Ageruch. *Migne*, PP. LL. t. XXII, col. 1052.
[2] Devas, Das Familienleben und seine Entwicklung (Paderborn 1896) S. 70.
[3] Ebd. S. 171.

werden nicht als vernünftige Genossinnen des Mannes angesehen, da sie urteilslos sind und nur darum um Rat gefragt werden, um das Gegenteil von dem zu thun, was sie sagen; auch sind sie viel verworfener als die Männer, so daß der Teufel voll Freude war, als sie geschaffen wurden. Eine Frau hat kein Recht, mit ihrem Manne bei Tische zu sitzen; er vermeidet sie auf der Straße; sie wird in der Religion unter die unreinen Sachen gezählt, wird von der Moskeh ausgeschlossen, und die den Männern obliegenden Gebete sind ihnen erlassen."

Das Christentum allein hat der Frau ihre volle Würde wiedergegeben und sie zur ebenbürtigen Gefährtin und Freundin des Mannes erhoben, und zwar vor allem durch die Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe. Die Proklamierung der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe durch das Christentum ist gleichbedeutend mit Emanzipierung der Frau aus der Knechtschaft des Mannes. Wenn es jemals eine weltumwälzende That in der Geschichte gegeben hat, so ist es die Proklamierung der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe. Hätte das Christentum nichts anderes geleistet, schon um dieser einen That willen wäre ihm das Menschengeschlecht, ganz besonders die Frau, zu ewigem Danke verpflichtet. Und welche Kämpfe hat die Kirche zu bestehen gehabt, um die Frauenehre zu verteidigen, nicht nur gegen die Kleinen und Schwachen, sondern auch gegen die Wollust und den Ehrgeiz der Mächtigen auf dem Throne! Wir erinnern nur an Philipp August von Frankreich, an Heinrich VIII. von England, an Napoleon I. und andere!

Christus hat aber nicht bloß die Ehe in ihrer natürlichen Reinheit wiederhergestellt; er hat mehr gethan. Er hat sie übernatürlich veredelt und geheiligt, indem er sie zum Sakramente erhob, das die Ehegatten mit übernatürlichen Gnaden zu ihrem Berufe ausrüstet und zugleich ein Symbol der Vereinigung Christi mit der Kirche ist. Deshalb nennt der hl. Paulus die Ehe ein großes Geheimnis in Christo. Und den Männern ruft er zu: „Liebet eure Weiber, wie auch Christus die Kirche geliebt und sich selbst für sie dahingegeben hat, um sie zu heiligen. . . . So sollen auch die Männer ihre Weiber lieben wie ihre eigenen Leiber."[1] In gleicher Weise ermahnt er die Frauen: „Die Weiber seien ihren Männern unterthänig wie dem Herrn, denn der Mann ist das Haupt des Weibes, wie Christus ist das Haupt der Kirche: Er, der Retter seines Leibes.

---

[1] Eph. 5, 25. 28.

So wie die Kirche Christo unterworfen ist, so seien es die Weiber ihren Männern in allem."[1]

Also die Verbindung zwischen Mann und Frau soll ein Abbild der Verbindung Christi mit der Kirche sein, ebenso innig, zart, liebevoll, heilig, unzertrennlich wie diese! Fürwahr, eine erhabene und großartige Auffassung der Ehe! Mit ihr war das Heiligtum der Familie gegründet, das wir im Christentum und nur in ihm besitzen. Geknüpft war das Band jener zarten, übernatürlichen Liebe, das die wahrhaft christlichen Ehegatten unter sich und mit ihren Kindern verbindet, das Band jener starken, ausdauernden und geduldigen Liebe, die zu allen Opfern befähigt, weil sie am Kreuze ihr Vorbild und ihren Beweggrund, die Wurzel ihrer Kraft und die Quelle ihres Trostes hat. Diese übernatürliche, aus dem Herzen des gekreuzigten Erlösers stammende Liebe hat das Familienleben wunderbar verklärt und auf eine ideale Höhe gehoben, von der das Heidentum nicht einmal eine Ahnung hatte.

4. Von diesem Standpunkte ist nun leicht die Aufgabe der Frau näher zu bestimmen, mögen wir sie nun als Mutter oder als Gattin betrachten.

Der Hauptpunkt der christlichen Ehe ist nicht bloß die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, sondern auch die Fortpflanzung der Kirche. Es sollen neue Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes herangebildet werden, wie dies Leo XIII.[2] in seinem Rundschreiben über die Ehe so nachdrücklich hervorhebt. In ihrer Eigenschaft als Mutter liegt der Frau die unmittelbare Besorgung der leiblichen Erziehung fast ausschließlich und auch die der geistigen und sittlich religiösen, besonders in den früheren Jahren der Kindheit, zum großen Teile ob. Die Natur hat hier allen Völkern in unzweideutiger Weise den richtigen Weg gezeigt.

In den ersten Jahren der Kindheit ist das kleine, hilflose Wesen noch sozusagen, um uns eines Ausdrucks des hl. Thomas[3] zu bedienen, im geistigen Schoße seiner Mutter. Aber auch über diese Zeit hinaus bis zu den reiferen Jahren ist die unmittelbare Sorge der Kinder vorzugsweise in die Hand der Mutter gelegt.

Sie ist zu diesem Amte in besonderer Weise befähigt. Die Natur hat ihr reichlich alle dazu erforderlichen Eigenschaften verliehen. Dasselbe erheischt eine zärtliche, ausdauernde, zu den größten Opfern bei Tag und

---

[1] Eph. 5, 22. 24.

[2] Arcanum divinae sapientiae vom 10. Februar 1880.

[3] In quodam spirituali utero parentum 2, 2, q. 10, a. 12.

bei Nacht fähige Liebe, wie sie nur im Mutterherzen wohnt; es erfordert eine lebhafte Einbildungskraft, Sinn für das Nächstliegende und Konkrete, Innigkeit und Zartheit des Gemütes, welche dem Kindesalter entsprechen und es ermöglichen, sich ganz in den Kreis seines Denkens und Fühlens, seiner kleinen Leiden und Freuden hineinzuleben; es erfordert ein mitleidiges, empfindsames Herz für die zahlreichen tagtäglichen Nöten des Kindes, Geschicklichkeit in den kleinen Dienstleistungen, die dem Hilflosen und Kranken so notwendig und so wohlthuend sind; es verlangt Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, ein scharfes, wachsames Auge für Äußerlichkeiten in Kleidung und Haltung, überhaupt nie ermüdendes Interesse für die kleinsten Kleinigkeiten, um die sich des Kindes Sinnen und Trachten dreht. Alle diese Eigenschaften zeichnen die Frau ebenso aus, als sie dem rauher geformten Manne abgehen. Für ihren Umgang mit den Kindern kommt der Frau auch trefflich zu statten ihre Neigung zu Scherz und heiterem Spiel, ihre Lust an unwichtigem Geplauder und — warum sollten wir es nicht sagen? — selbst die gute Dosis Neugierde, welche alle Evastöchter von ihrer Stammmutter geerbt haben.

Die Frau ist deshalb in vorzüglichem Sinn, wie sie Dr. Windthorst einst genannt, die unabsetzbare Erzieherin und Lehrerin des heranwachsenden Geschlechts. Darin liegt ihre Würde und die Wurzel des nachhaltigen und tiefgehenden Einflusses, den sie auf die Entwicklung der Menschheit, wenigstens innerhalb des Christentums, ausübt. Ihr liegt es ob, das Kind von frühester Jugend zur Erkenntnis und Liebe Gottes anzuleiten, und es ist gewiß nicht zufällig, daß der Schöpfer einen tiefen Zug zur Frömmigkeit in das Frauenherz gelegt hat. In der Hand der Mutter ruht auch vorzugsweise die sittliche Erziehung und die Charakterbildung des Kindes. Beim Menschen ist nicht alles durch blinde Triebe und Instinkte geregelt. Dafür ist ihm die Vernunft und der Glaube gegeben, nach denen er sein Leben ordnen soll. Das Kind muß von frühester Jugend an zu dieser Aufgabe sozusagen eingeschult und einexerziert werden. An der Hand der sorgsamen Mutter muß es angehalten und angeleitet werden, nicht seinen blinden Trieben und Launen, sondern der Vernunft und dem Glauben zu folgen. Gerade die frühesten Jahre entscheiden am meisten über den Charakter und die ganze Lebensführung des Menschen. Daher der nachhaltige Einfluß der Frau auf die ganze Gesellschaft.

5. Die Frau ist aber nicht bloß Mutter, sondern auch Gattin, die Gefährtin und Stütze des Mannes. Zwar ist der Hauptzweck der

Ehe die Fortpflanzung und Erziehung des Menschengeschlechts, aber untergeordnet bezweckt dieselbe auch das Wohl der Ehegatten. Die Frau soll die Helferin des Mannes sein in geistiger und leiblicher Beziehung. Der hl. Paulus sagt geradezu, die Frau sei für den Mann da. Der „Mann ist Gottes Bild und Ehre, das Weib aber ist des Mannes Ehre. Denn der Mann ist nicht vom Weibe, sondern das Weib vom Manne; auch ist der Mann nicht des Weibes wegen geschaffen, sondern das Weib des Mannes wegen“ [1].

Die Frau soll also die treue Freundin, Helferin und Trösterin des Mannes sein. In inniger Liebe und unerschütterlicher Treue soll sie ihm anhangen, gewissermaßen nur eine Person mit ihm ausmachen, ihm in allen Lagen helfend, ratend und tröstend zur Seite stehen, Freud und Leid mit ihm teilen. Bei den meisten Völkern giebt die Frau bei der Hochzeit den eigenen Namen auf und nimmt den des Mannes an. Sie soll fortan sozusagen kein vom Manne gesondertes Dasein mehr haben und dessen Interessen ganz zu den ihrigen machen. Der Dichter nennt seinen Freund die Hälfte seiner Seele. Eine solche Sprache geziemt sich erst recht für Ehegatten, unter denen nach dem Ausdruck der Gottesgelehrten die zarteste und größte Freundschaft herrschen soll [2]. Deshalb bedient sich die Heilige Schrift des Bildes der bräutlichen Verbindung, um die innige geheimnisvolle Vereinigung Gottes mit der Seele darzustellen, und Christus selbst hat das Sakrament der Ehe zum Symbol seiner Vereinigung mit der Kirche erwählt.

Die Natur hat auch beide Geschlechter so eingerichtet, daß sie sich auffallend ergänzen. Die Schwächen und Fehler des einen werden durch die Vorzüge und Tugenden des andern gehoben oder gemildert. Der Mann ist infolge seiner größeren physischen Kraft, seiner überlegenen Klugheit, Ausdauer und Unerschrockenheit der geborene Leiter und Beschützer der Frau und der ganzen Familie; er ist der geborene Repräsentant der Familie; ihm vorzugsweise weist die Natur die Aufgabe zu, den nötigen Unterhalt für die Familie zu erwerben. Die Frau ist zu dieser Aufgabe zu schwach und bedarf selbst des Schutzes, auch abgesehen davon, daß sie eine geraume Zeit die Herrschaft über ihren Leib verliert. Der innere Haushalt ist kein passendes Feld für die überschäumende Kraft des Mannes,

[1] 1 Kor. 11, 7—9.
[2] *S. Thomas,* C. Gent. III, 123.

die ins weite schweift und sich gerne in kühne Wagnisse und weitausschauende Unternehmungen wirft.

Dagegen können sich im häuslichen Kreise in schönster Weise die eigentümlichen Vorzüge der Frau entfalten. Aus dem, was der Mann erschafft und errafft, formt sie ein liebliches, behagliches Heim, in das sich der Mann gern zurückzieht von dem lauten Lärm und unsteten Treiben des öffentlichen Lebens. Auch der Mann hat Rat und Trost, Unterstützung und Aufmunterung, entgegenkommende, liebende Teilnahme vonnöten. Diese findet er nicht draußen, wo im Kampf ums Dasein die Interessen sich egoistisch kreuzen und die feindlichen Kräfte oft hart aufeinanderstoßen, sondern daheim an der Seite seiner treuen Gattin, im Kreise seiner Lieben. Und wenn er von der schweren Tagesarbeit ermüdet heimkehrt, von Schicksalsschlägen betroffen oder von Krankheit heimgesucht wird, so findet er daheim innige Teilnahme und liebende Pflege. Es ist auch eine alte Erfahrung, daß in Mißgeschick und Leiden die Frau viel schneller sich in ihre Lage zu schicken weiß, viel widerstandsfähiger und deshalb auch viel geeigneter ist, den Mann zu trösten und seinen gebrochenen Mut wieder aufzurichten. Im Innern der Familie wird auch der vernünftige Mann die Frau frei schalten und walten lassen. Auf diesem Gebiete ist sie für Geschicklichkeit, Sinn für Reinlichkeit, Liebe zur Ordnung und zum Schmuck dem Manne weit überlegen. Nur die schließliche Regelung des Familienbudgets wird er sich vorbehalten.

Gelingt es der Frau durch behagliche Einrichtung des Heimes, durch Freundlichkeit und Liebe den Mann an die Familie zu fesseln, so wird das Familienleben eine mächtige Schutzwehr der Sittlichkeit für beide Ehegatten und eine reiche Quelle der edelsten und reinsten Freuden. Gesellt sich dazu noch der Geist wahrer christlicher Frömmigkeit, so ist das Familienglück dauernd begründet, selbst wenn zeitweilig Not und Armut ihren Einzug halten sollten.

Im Lichte der eben entwickelten, für uns Katholiken selbstverständlichen und unumstößlichen Grundsätze ist es klar, daß wir die sozialdemokratische Forderung absoluter Gleichberechtigung der Frau mit aller Entschiedenheit zurückweisen. Die Frau ist dem Manne als dem Haupte der Familie untergeordnet und soll unter seiner Herrschaft und in unauflöslichem Bunde mit ihm die ihr von der Vorsehung im Innern der Familie gestellte Aufgabe lösen. Die Eltern, insbesondere die Mutter, sind die von Gott selbst bestellten Erzieher der Kinder, die Familie ist

die von Gott selbst gegründete Erziehungsanstalt, und deshalb hat die Gesamtheit kein Recht, ihr die Kinder nach Belieben zu entreißen und sie nach spartanischem Muster „öffentlich" zu erziehen, wie die Sozialisten dies wollen. Das hieße die Familie vernichten und der Frau ihren schönsten Beruf rauben. **Victor Cathrein** S. J.

August Reichensperger.

(Fortsetzung.)

5.

Von Mitte Mai 1848 bis Mitte Mai 1849 widmete sich Reichensperger mit unverbrüchlicher Treue den Aufgaben seiner zwei Mandate. Sie legten ihm schwere Opfer auf. Er mußte auf sein bisheriges freundliches Familienleben wie auf seine lieben Kunststudien fast völlig verzichten; nur dann und wann konnte er beiden noch einen kurzen Tag schenken, um alsbald wieder in die parlamentarische „Tretmühle" zurückzukehren. Gemildert wurde ihm einigermaßen jene Entbehrung durch die gastliche Aufnahme, die er bei seinem Freunde, dem Maler Eduard Steinle, fand, in dessen Gartenwohnung er während dieses Jahres hauste, durch den ständigen Verkehr mit einer Anzahl der hervorragendsten Katholiken, die sich in Frankfurt zu gemeinsamer Thätigkeit zusammenschlossen, durch die höchst interessante Bekanntschaft mit der gesamten übrigen deutschen Nationalvertretung, ihre bedeutsamen Aufgaben, ihre erregten Kämpfe und den Lauf der Ereignisse und Verhandlungen, welche die Geister fast beständig in höchster Spannung hielten. An tragischen Episoden fehlte es ebensowenig wie an Scherz und Humor. Erst vierzig Jahre alt, mit der erstaunlichsten geistigen Kraft und Elastizität begabt, anregend und jeder Anregung leicht zugänglich, vielseitig gebildet und ein ebenso gewandter Redner wie Unterhändler und Berater, war der lebhafte, thatkräftige Mann hier ganz und gar in seinem Element, wie wenige befähigt, in dem bunten Gewirr für Recht und Freiheit der deutschen Katholiken einzustehen. Die Kräfte wuchsen ihm im Kampf: hier hat er sich recht eigentlich zum ersten Parlamentarier der deutschen Katholiken herangeschult.

Es war ein Hochgenuß, ihn in späteren Jahren in traulichem Freundeskreis von den bewegten Tagen der Paulskirche erzählen zu hören. In den treffendsten Zügen wußte er Personen und Situationen zu zeichnen, die ritterlichen Kavaliere und feinen Diplomaten der äußersten Rechten, die wilden, grobkörnigen Demagogen der äußersten Linken, das Gewirr und die Abstufungen der Mittelparteien, die Orakelsprüche der liberalen Kathedermänner, die Windungen und Schliche der gothaischen Partei, die ruhigen und klaren Forderungen der Katholiken, seine eigene Beziehung zu einzelnen Parteien und Mitgliedern, sein Auftreten in diesen oder jenen Fragen. Unwillkürlich flossen dann Gedankenblitze aus seinen Reden ein, begleitet von zündenden Blicken und lebhafter Gestikulation. Man glaubte sich in die Sitzung selbst versetzt.

Seine „Grundansicht" war von Anfang an, „daß alles aufgeboten werden müsse, um ohne Gewalt und Revolution, d. h. auf dem Wege der Mäßigung, des Rechts und der möglichsten Schonung bestehender Verhältnisse, die Freiheit und die Einheit unseres Vaterlandes zu begründen".

Für seine eigene Stellung wie für die Interessen der Katholiken war es von höchstem Vorteil, daß er es nicht für seine Aufgabe hielt, den erschütterten Polizeistaat noch die bisherigen deutschen Bundesverhältnisse in ihrem vollen Umfang aus den brandenden Wogen zu retten, sondern den Augenblick für gekommen erachtete, eine bessere und gerechtere Ordnung der Dinge zu begründen, und deshalb dem Ruf nach Freiheit mit weiser Mäßigung entgegenkam.

„Nachdem in den Stürmen der letzten Zeit der Bau, unter welchem wir bis dahin gewohnt, als unhaltbar sich erwiesen, gilt es jetzt, einen neuen Grund zu legen. . . . Die wunderbaren Erfolge, welche unter unsern Augen die Völker errungen haben, sie wurden errungen im Namen der Freiheit. Freiheit sei auch fortan unser Losungswort, um das Errungene zu befestigen und möglichst nutzbar zu machen. Vergessen wir daher nie, daß die Freiheit ein Widerspruch in sich selbst ist, falls sie nicht in allem und für alle Geltung hat, daß mit einem Worte die Gerechtigkeit der Schlußstein der Freiheit ist. Es gilt daher, die entgegengesetzten, so vielfach ineinander verschlungenen Interessen gleichzeitig zu wahren und keines dem andern zum Opfer zu bringen; es gilt, die Freiheit mit der Einheit, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verbinden und zu versöhnen. Zur Herbeiführung dieser ausgleichenden Gerechtigkeit scheint uns aber keine Staatsform geeigneter als die von

demokratischen Institutionen getragene Einherrschaft. In ihr finden unserer Überzeugung nach die beiden Extreme zügelloser Anarchie und absoluter Tyrannei am sichersten und leichtesten ihre Vermittlung und ihr Gleichgewicht, sie erscheint uns als der festeste Damm gegen die Willkür von unten herauf wie gegen die von oben herab. Diese politische Gestaltung in ihrer vollen Wahrheit für Deutschland als Ganzes wie für das engere Vaterland herbeizuführen, sei unser erstes Bestreben."

Als ein Hauptproblem, dessen Lösung bereits in der Verfassung angebahnt werden sollte, bezeichnete er jetzt schon die soziale Frage.

„Wenn unter dem Schirme einer Verfassung wie die angedeutete alle wahren und guten Interessen ohne Unterschied sich geltend zu machen gleichmäßig berufen sind, so giebt es unter ihnen indes doch ein Interesse, welches zu fördern allen ohne Ausnahme obliegt: das Interesse der hilfsbedürftigen, namentlich das der arbeitenden Klasse. Auf dem Grund und Boden der Religion, welche die Brüderlichkeit aller Menschen und ihre gleiche Berechtigung proklamiert, muß mit Macht und Entschiedenheit dahin gewirkt werden, daß jedem Bürger nicht bloß seine Existenz, sondern daß ihm eine des Menschen würdige Existenz gesichert ist, sofern ihm nur der gute Wille innewohnt, dieselbe zu besitzen und zu behaupten. Deshalb einerseits möglichste materielle Erleichterung jener Klasse, namentlich durch Beseitigung des Abgabendrucks, anderseits möglichste Heranbildung derselben in geistiger Bildung, in Wissen und Sittlichkeit."

Die religiöse Seite seines Programmes faßte er in folgende Worte zusammen: „Ich halte fest an der katholischen Lehre, achte aber jede fremde, selbst die entgegengesetzteste Anschauungsweise, falls sie nur auf dem guten Glauben beruht. Ich würde das Recht der Andersglaubenden oder Ungläubigen nicht minder entschieden verfechten wie das eigene. Nie ist es mir eingefallen, und nie wird es, hoffe ich, mir einfallen, die Protestanten als solche anzufeinden; vielmehr hege ich die Ansicht, daß alle die, welche noch im Christentum die gemeinsame Grundlage ihrer Überzeugung anerkennen, zusammenstehen müssen, um dem immer geschlossener und drohender auf uns eindringenden krassen Materialismus die Spitze bieten zu können. Das weitere bleibe Gott anheimgestellt!"

Die katholischen Abgeordneten (meist aus Rheinland und Westfalen, Bayern und Deutschtirol) bildeten keine geschlossene Partei, sondern verteilten sich auf verschiedene Parteirichtungen, mit Ausschluß der äußersten

Linken. Reichensperger schloß sich der sogen. Kasinopartei, d. h. der gemäßigt-liberalen Mittelpartei an. Um bei der Beratung der sogen. „Grundrechte“ eine einheitliche Aktion zu sichern, traten die Katholiken doch auf Anregung des Fürstbischofs v. Diepenbrock zu einer Vereinigung zusammen, welche den General v. Radowitz, den Vertrauten Friedrich Wilhelms IV., zum Präsidenten, August Reichensperger zum Vizepräsidenten erkor. Zu den Teilnehmern gehörten außer Fürstbischof v. Diepenbrock die Bischöfe Müller von Münster und Grätz von Ermland, Domherr Förster aus Breslau, Professor Janiscewski aus Posen, Freiherr v. Ketteler, Pfarrer von Hopsten, der Frankfurter Stadtpfarrer Beda Weber, die Professoren Dr. Gredler aus Wien, Arndts, Lasaulx, Phillips und Döllinger aus München, Buß aus Freiburg, Clemens aus Bonn, Max v. Gagern, Staatsrat v. Linde, Advokat Adams aus Koblenz, Landgerichtsrat Blömer aus Aachen. Bei öfterer Abwesenheit des Präsidenten war Reichensperger bei den Beratungen eine sehr hervorragende Rolle beschieden. „Geschlossen auftretend,“ so erzählt er selbst, „hat die neue Vereinigung es zu stande gebracht, daß die Satzungen der Grundrechte in Bezug auf Kirche und Schule in zufriedenstellender Art ausfielen. Die Satzungen gingen später in die preußische Verfassung über, aus welcher sie seitens der Epigonen der Frankfurter Liberalen durch die Maigesetzgebung geschieden wurden oder in welcher sie verstümmelt geblieben sind. So bildete diese Vereinigung den ersten Ansatz und das Vorbild der späteren Zentrumspartei.“

An den Debatten in der Paulskirche nahm Reichensperger eifrigen, vielfach hervorragenden Anteil. Bedeutsam sind seine Reden über die Gewerbefreiheit, über den Doppeladler im deutschen Wappen, über die persönliche Freiheit der Staatsbürger, über die Teilbarkeit des Grundeigentums, über die Aufhebung der Reallasten, ganz besonders aber über die religiös-kirchlichen Grundfragen. Auf seinen Antrag wurde die Frage über die Zulassung einzelner Orden auf die spätere Behandlung des Vereinsrechtes verschoben. Als Professor Rheinwald hierauf das gewohnte Schauergemälde der Jesuiten entrollte, verwies er ihn auf die spätere Gelegenheit, Beweise zu erbringen. „Ich bitte ihn aber,“ fügte er bei, „daß er nicht die Anklagen und Aussagen der Feinde des Ordens, noch auch den Ewigen Juden von Eugen Sue als Beweismittel angesehen wissen will.“

In der Beratung über die Reichsverfassung, die am 20. Oktober begann, trat Reichensperger entschieden den Bestrebungen derjenigen ent-

gegen, welche Österreich aus dem Deutschen Bunde hinausdrücken und ein „schwarz-weißes Erbkaisertum“ errichten wollten, und verfocht seine Ansicht sowohl vom Standpunkt des historischen Rechts als auch von Gesichtspunkten der konfessionellen Verhältnisse und der allgemeinen Politik, welche den Scharfblick eines bedeutenden Staatsmannes bekunden. Auch die plötzliche Schwenkung Welckers machte ihn nicht irre, ebensowenig die Beschlüsse der Mehrheit. Die Drohungen der „Kaisermacher“, König Friedrich Wilhelm IV. abzusetzen, wenn er sich ihren Wünschen nicht gefügig erweisen wollte, und die „schrecklichen Gesichter“, womit sie den Regierungen bange zu machen suchten, zeichneten genugsam die revolutionäre Gesinnung der willkürlichen Reichsbaumeister und bestätigten den Protest, den die Großdeutschen und mit ihnen Reichensperger den liberalen Reichsphantasien entgegenstellten.

Nach der Auflösung der Frankfurter Nationalversammlung war dem Unermüdlichen nur kurze Rast gewährt. Schon im Januar 1850 wurde er vom Landkreis Köln in das Erfurter „Krüppelparlament“ gewählt, und er nahm die Wahl an, da er die Erfurter Augustinerkirche als Coda zur Frankfurter Paulskirche betrachtete und er meinte, sein Cursus politicus bliebe unvollständig, wenn er diese Fortsetzung nicht auch mitmachte. In Erfurt traf er zum erstenmal mit dem späteren Reichskanzler Otto v. Bismarck zusammen. Als derselbe (am 26. März) unter dem Präsidium Simsons zum Schriftführer erwählt wurde, sagte er scherzend zu Reichensperger: „Mein Vater würde sich dreimal im Grabe herumdrehen, wenn er hörte, daß ich der Schreiber eines jüdischen Gelehrten geworden bin.“

Die Herrlichkeit dieses „Parlaments von Kleindeutschland“ dauerte nicht lange, schon am 29. April wurde es vertagt. Es vervollständigte indes wirklich Reichenspergers parlamentarische Schulung. Unter den Reden, die er hielt, verdient jene hervorgehoben zu werden, welche er gegen Gerlach hielt, als dieser in einem Antrag die „christliche Kirche“ als „nationale Kirche“ bezeichnete. „Das Christentum“, erwiderte er, „ist wesentlich kosmopolitisch; es scheint mir gerade das einen der fundamentalen Gegensätze des Christentums zum Heidentum zu bilden, daß ersteres weltbürgerlich, daß es nicht national abgeschlossen ist.“ Streng ging er dann mit dem Gallikanismus und Febronianismus ins Gericht und wies auf England hin, wo selbst die Protestanten noch den Begriff der Katholizität festgehalten hätten. Gerlachs Antrag wurde dann auch abgelehnt.

6.

Ohne es zu suchen, ohne sich irgendwie vorzudrängen oder etwas werden zu wollen, war August Reichensperger thatsächlich einer der hervorragendsten politischen Führer der preußischen Katholiken geworden. Als darum die neue preußische Verfassung, am 31. Januar 1850 unter Dach und Fach gekommen, sowohl in Bezug auf die Freiheiten, welche sie den Katholiken gewährte, als in Bezug auf die konstitutionellen Rechte überhaupt von neuem bedroht erschien, konnte er kaum umhin, in der parlamentarischen Laufbahn den ihm angemessensten Wirkungskreis zu erblicken. So nahm er denn die am 5. April 1851 auf ihn gefallene Wahl zum Abgeordneten in den preußischen Landtag an und verharrte in dieser Stellung als eines der fleißigsten, thätigsten und einflußreichsten Mitglieder bis zum November 1861 und nochmals vom Mai 1862 bis Herbst 1863, wo ihn schwerwiegende Gründe veranlaßten, in das ruhigere Beamtenleben zurückzutreten. Auch dann fuhr er indes fort, den politischen Ereignissen lebhafte Aufmerksamkeit zu schenken, und als religiöse wie politische Interessen es zu erheischen schienen, trat er 1870, obwohl nunmehr 62 Jahre zählend, der neugegründeten Zentrumspartei des deutschen Reichstags bei und nahm an deren schweren Arbeiten und Kämpfen unentwegt in den vordersten Reihen teil, bis die Last des Alters den siebenundsiebzigjährigen Greis endlich veranlaßte, den späten Lebensabend seiner Familie, seinen lieben Kunststudien und litterarischer Thätigkeit zu widmen. Denn eigentliche Rast gönnte er sich nicht bis zum Tode. Auch in seinem stillen, anspruchslosen Privatleben blieb er noch einer der Pfeiler des Zentrumsturmes.

Den größten Diensten, welche er in dieser langen parlamentarischen Laufbahn (von 27 Jahren) den Katholiken Deutschlands geleistet, ist vorab der hervorragende Anteil beizuzählen, den er an der Gründung einer eigenen katholischen Partei im preußischen Landtag nahm. Dieselbe konstituierte sich unter dem Namen „Katholische Fraktion“ (am 30. November 1852) zur Aufrechterhaltung der Verfassung, zur Wahrung der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit. Die 63 Mitglieder gaben sich einen siebengliederigen Vorstand, dem außer den Gebrüdern Reichensperger Osterrath, Rohden, Wilderich v. Ketteler, Graf Joseph Stolberg und Freiherr v. Waldbott-Bornheim-Bassenheim angehörten. Ein besonderes Programm ward nicht aufgestellt, da die Ansichten in rein politischen Dingen stark auseinandergingen. Vorberatungen und Geschäftsführung wurden indes durch

Statuten geregelt, und die gemeinsamen Ziele waren mächtig genug, die sonst nach rechts und links divergierenden Geister zur geschlossensten Einheit zu verbinden. Die Grundrichtung ihres allgemeinen Programmes (Festhalten und Konservieren der rechtsgültigen Verfassung, Streben nach möglichster Selbständigkeit der korporativen Gliederungen, insbesondere der Gemeinden, Wahrung der Rechte und Freiheit der katholischen Kirche, Eintreten für eine aufrichtige Durchführung und Beobachtung der Parität bei Besetzung von Staatsstellen, Streben nach konfessionellem Volksunterricht) ist von der Zentrumsfraktion bis auf den heutigen Tag festgehalten worden; sie hat dieselbe von der „Fraktion Reichensperger" übernommen, wie die „Katholische Fraktion" in ihren Anfängen dann und wann in neckischer, wohl auch gelegentlich in weniger freundlicher Absicht genannt worden ist.

Als bemerkenswert darf auch wohl hervorgehoben werden, daß den äußeren Anstoß zur Bildung der Partei, welche in dem heutigen Zentrum noch fortlebt, eigentlich die „Jesuitenfrage" gab, d. h. die sogen. Raumerschen Erlasse (vom 22. Mai und 16. Juli 1852), durch welche die Abhaltung von Volksmissionen seitens der Jesuiten und der Besuch des Deutschen Kollegs in Rom beschränkt bezw. untersagt wurden. Die begründete Erregung, welche das katholische Volk über diesen Eingriff in die verfassungsmäßige Freiheit seiner Religion empfand, hat die Katholiken zur geschlossenen Partei geschart.

Reichensperger selbst unterwarf die Raumerschen Erlasse (am 12. Februar 1853) in einer fast zweistündigen Rede einer ebenso ruhigen und sachlichen als scharfen und einschneidenden Kritik, wies nach, wie die Missionäre zum Wohl des Staates wie der Kirche aufs segensreichste gewirkt; er trat mit Wärme für die Jesuiten ein und verlangte Aufhebung des unmotivierten und verfassungswidrigen „Gesetzes der Verdächtigung". Den zweiten Erlaß bezeichnete er ebenfalls als ein verfassungswidriges Novum, appellierte an die Gerechtigkeit des Königs, erinnerte an die Treue der Katholiken während der Revolution und trat fest und kräftig für ihr Recht ein: „Unser gutes, geschriebenes Recht, das lassen wir uns nicht verkümmern, und wir werden unausgesetzt, das glaube ich Ihnen versichern zu dürfen, mit allen gesetzlich und moralisch zulässigen Mitteln dahin wirken, daß das uns angethane Unrecht gutgemacht werde."

Wurde auch der Antrag der katholischen Fraktion durch die Übermacht der Partei, welche „den evangelischen Staat auf ihr Feldzeichen

geschrieben", mit 175 gegen 123 Stimmen abgelehnt, so trugen die Katholiken doch in der Debatte selbst einen großen moralischen Sieg davon. Allgemein war man über das Interesse, die Achtung und Anerkennung erstaunt, die ihr Auftreten auf protestantischer Seite fand. Es tauchte keine Klage auf, daß sie ihre kirchlichen Freiheiten mißbrauchten. Die entschuldigenden Erklärungen der Minister drückten die Bedeutung der Erlasse auf ein Minimum herab, und in nahezu weinerlicher Art beschwor Raumer die katholischen Abgeordneten, ihren Wählern wenigstens zu sagen, daß „die Regierung keine bösen Absichten, keine Pläne der Unterdrückung gegen die katholische Kirche habe".

Da die zwei Brüder Reichensperger und ihre Fraktionsgenossen sich an allen wichtigen Fragen des Landtages beteiligten, stieg das Ansehen und der Einfluß der Fraktion von Jahr zu Jahr. Schritt für Schritt erkämpften sie den Katholiken die ihnen von Rechts wegen zustehende verfassungsmäßige Freiheit und ermöglichten es so dem Episkopat und Klerus wie den Vereinen und Korporationen, das katholische Leben in allen Kreisen und auf allen Gebieten zu erneuern. Die Katholiken lernten, ihre politischen Rechte zur Geltung zu bringen und sich mit Erfolg auch an den allgemein politischen Fragen zu beteiligen. In diesem Kampfe schulten sich Mallinckrodt und andere jüngere Kräfte heran. Die Zeit der früheren Indolenz und Stagnation war überwunden.

Der Anteil der Gebrüder Reichensperger läßt sich am besten aus der Sammlung der Reden ersehen, welche sie bis 1858 hielten und welche an die tausend Seiten füllen. Zwei Israeliten (Paul Jacobi und Theodor Levi) waren auf den praktischen Gedanken verfallen, diese Sammlung zu veranstalten, und erlangten hinterher auch noch die Zustimmung der beiden Redner. „Die Sammlung zeugt," wie Jörg bemerkt, „von einer erstaunlichen Kraft unermüdlicher Redegabe, und die Quantität hat der Qualität nicht geschadet." „Die beiden Reichensperger", schrieb Beda Weber, „sind Namen, von deren Macht die Namensträger selbst kaum eine Ahnung haben. Es sind Missionäre." Mancherlei Ergänzungen zu der Sammlung bieten die Schriften Augusts: „Deutschlands nächste Aufgabe" (1861), „Phrasen und Schlagwörter" (1862), „Rückblick auf die letzten Sessionen des preußischen Abgeordnetenhauses" (1862), die Biographie Mallinckrodts von P. Pfülf und andere Monographien. Von den gleichzeitigen Briefwechseln ist nach dieser Richtung hin besonders derjenige mit Montalembert hervorzuheben, aus welchem Pastor reichlich

geschöpft hat und welcher seiner Darstellung einen besondern Reiz und Wert verleiht.

„Sie haben", schrieb Montalembert am 26. Dezember 1852 an Reichensperger, „das verwirklicht, was stets der heißeste Wunsch meiner Seele war, und Sie haben bereits das Ziel erreicht, für welches ich während meines ganzen politischen Lebens gearbeitet habe. . . . Die moralischen Errungenschaften der entschiedenen Haltung der Katholiken im preußischen Parlamente sind ungeheuer. Am wichtigsten in diesem Augenblick ist, daß den Katholiken Deutschlands und der ganzen Welt ein neuer Beweis ihrer Kraft geliefert wurde, jener Kraft, die nach Gott in ihnen selbst beruht, in ihrem Mut, in ihrer Hingebung und nicht in der Protektion des Despotismus."

Wiederholte ähnliche Ausdrücke der Bewunderung lenkte Reichensperger in einem Brief vom 5. August 1854 auf seinen Freund selber zurück: „Wenn ich irgend etwas bin und leiste, so habe ich es neben der Gnade Gottes Ihnen und Görres zu verdanken, die Sie sich so wunderbar einander ergänzen und reflektieren! Es ergiebt sich vielleicht einmal die Zeit und Gelegenheit, wo ich Ihnen dies näher darlegen kann. Aus einer gewissen Höhe betrachtet, haben auch Ihre Schicksale viel Gemeinsames, wie sie auch immerhin auseinander zu laufen scheinen: nur sind Sie Franzose, wie er Deutscher war. Auch Sie werden siegreich wie er aus allen Verfolgungen hervorgehen, in dem Sinne wenigstens, daß Ihre Feinde nicht triumphieren. Das Traurigste bleibt immer der Zwiespalt unter den Katholiken selbst, wie er in Frankreich sich zeigt, und ich möchte es fast ein Glück und einen Segen nennen, daß in Deutschland protestantische Regierungen uns gegenüberstehen. Unter allen Umständen bleibt uns der Trost, daß jenseits als Sieger gekrönt wird, wer hienieden einen guten Kampf wacker gekämpft hat. An dieser Hoffnung lassen Sie uns festhalten in dem Wirrwarr, der uns umbrodelt."

Wie weit die „Freiheit" auf der unerschütterlichen Basis des Rechts und der Wahrheit, welche Reichensperger anstrebte, von dem landläufigen „Liberalismus" ablag, läßt sich am besten aus dem fortdauernden Kampf ersehen, den er gegen die Liberalen im Parlament wie in der Presse zu führen hatte, sowie aus der drastischen Charakteristik, welche er von dem modernen „Liberalismus" in seinen „Phrasen und Schlagwörtern" entworfen hat.

„Liberal hat dermalen zumeist nichts mit der echten Freisinnigkeit gemein, ist vielmehr das gerade Gegenteil davon. Der Freisinnige will

die Freiheit auch für andere, der Liberale nur für sich; der Freisinnige achtet es für möglich, daß er in seinen politischen Ansichten sich täuscht, der Liberale hält sich stets für unfehlbar; der Freisinnige faßt stets zunächst die Rechtsfrage, der Liberale die Machtfrage ins Auge; der Freisinnige schont, ja schützt die Minorität, der Liberale tritt sie mit Füßen, sobald er nicht mehr dazu gehört; der Freisinnige achtet religiöse Überzeugungen, selbst wenn er dieselben nicht teilt, der Liberale sieht auf jede positive Religion, ganz besonders aber auf den christlichen Offenbarungsglauben, mit souveräner Verachtung herab — mit einem Worte: der Liberale sieht und sucht vor allem das eigene Ich; was seinem Vorteil und seiner Ansicht widerstreitet, muß mit allen Mitteln niedergehalten werden. Ein Hauptmerkmal der ‚Liberalen‘ ist noch, daß sie sich für viel gescheiter halten als alle andern Leute und deshalb glauben, dieselben in aller Bequemlichkeit ausnützen und, sobald es ihnen beliebt, beiseite werfen zu können. So meinen sie denn auch, kraft ihrer untrüglichen Rezepte für alle Staatsabnormitäten, jeder von ihnen in Gang gebrachten ‚Bewegung‘ nach Gutdünken Halt gebieten oder sie doch in ein beliebiges Geleise hineinschieben zu können. . . .“

„Der zahme Liberalismus frißt der wilden Demagogie so lange aus der Hand, bis letztere ihn plötzlich mit einem kühnen Griffe packt und zur Schlachtbank führt. Der Liberalismus kennt nur Ziele, keine Grundsätze und keine Prinzipien, keine bleibende Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht; er übersieht dabei, daß die Männer der That die Männer des Wortes stets überholen und daß die von ihm betriebene Auflösung nur dazu dient, um die Zerstörung zu erleichtern und zu beschleunigen, daß mit einem Worte die Waffen, die er schmiedet, am Ende meist gegen ihn selbst gekehrt werden. Der Liberalismus war ebenso wie seine Milchschwester, die Bureaukratie, dem Altertum unbekannt; er ist ein Produkt der Trennung von Theorie und Praxis, der sogen. Wissenschaftlichkeit, sowie der modernen Aufklärungs-Industrie und Halbbildung. Insofern repräsentiert er in der That das ‚moderne Bewußtsein‘, in dessen Verschwommenheit die Charaktere mehr und mehr übergehen, während der Mund von ‚Prinzipien‘ überfließt. Unter diesen Prinzipien sind meist die Menschenrechte von 1789 gemeint, deren gesunder Teil bloß die uralten Lehren des Christentums reproduziert, welche allerdings unter dem absoluten Königtum nur zu sehr in Vergessenheit geraten waren. Auf die ‚Erklärung der Menschenrechte‘ pfropfte später die liberale Partei, ein Gemisch von Ja-

kobinern, Imperialisten und Ideologen, jene Doktrin, welche dermalen noch in Deutschland als Gespenst umgeht, nachdem Frankreich sie im Jahre 1848 zur Erde bestattet hat. Der Liberale will nie so recht etwas Ganzes, er hat auch eine instinktive Abneigung gegen alles Extreme; allein, da es ihm an Grundsätzen fehlt, so tritt er dem Extremen auch niemals entschieden entgegen, oder doch höchstens erst, wenn es zu spät ist. Zu allem, was der Liberalismus seiner Aufmerksamkeit würdigt, macht er sich sofort ein Schema fertig, in welches die Dinge und Personen sich zu fügen haben, wonach er die Adern unterbindet und die Bäume beschneidet; nichts läßt er frei wachsen. Die Negation und der Formalismus konstituieren sein innerstes Wesen; die Begriffe treten bei ihm an die Stelle der Realitäten, die Theorien an die Stelle der Praxis; die Bücher verdrängen die Thaten; Zentralisieren, Nivellieren und Uniformieren ist seine höchste Lust. Das Bedenklichste aber ist, daß dem Liberalismus über all seinem Raffinement und seiner Klugheit der Sinn für Wahrheit immer mehr abhanden kommen muß. Daher seine Lust an der Phrase und sein unbedingtes Vertrauen auf deren Macht."

Selten ist der Liberalismus naturgetreuer gezeichnet worden. Die Liberalen selbst fühlten den Gegensatz wohl, in welchem sie zu dem festen, klaren und bestimmten Programm der Brüder Reichensperger standen, und haben es ihnen nie vergeben, daß sie mit ebenso unverbrüchlicher Loyalität allen gerechten Forderungen der Regierung entgegenkamen, wie sie unermüdlich die verfassungsmäßige Freiheit auf allen Gebieten gegen jedwede Willkürgelüste verteidigten. Das katholische Deutschland indes wußte ihr Verdienst wohl zu schätzen. Bei der katholischen Generalversammlung vom 6.—9. September 1858 wurde zuerst Legationsrat Lieber zum Präsidenten gewählt; dieser lehnte indes ab und schlug August Reichensperger vor, „dessen Name durch ganz Deutschland und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus getragen sei". Reichensperger wurde darauf einstimmig gewählt.

In dem neuen Landtag, in welchem die „katholische Fraktion", nunmehr „Fraktion des Zentrums", im Januar 1859 mit 57 Mitgliedern einrückte, erhielt Reichensperger bei der vorläufigen Wahl zum ersten Vizepräsidenten 232 von 308 Stimmen, und es bedurfte der größten Anstrengungen der antikatholischen Presse, um diese Stimmenzahl bei der definitiven Wahl erheblich herabzudrücken.

7.

Die Änderung des Namens der Fraktion, welche Reichensperger und die Mehrheit befürworteten, hatte nur zum Zweck, der Regierung keinen Anlaß zum Mißtrauen zu bieten. Die Fraktion behielt ihre Sitze in der Mitte des Hauses wie vordem und blieb ebenso ihrem früheren Programm treu. Die neuen Statuten enthielten ebensowenig „Exklusives“ als die früheren. Bei den religiösen Fragen in dem neuen Landtag kam das „Zentrum“ insofern in eine veränderte Lage, als es bisher vorzugsweise den protestantischen Pietismus zu bekämpfen hatte, der an Stelle des paritätischen den ausschließlich „evangelischen“ Staat setzen wollte, nunmehr aber sich einer Richtung gegenübergestellt sah, welche sich bei der Gesetzgebung durch keine christlichen Prinzipien mehr gebunden erachtete. Das gab Reichensperger Anlaß, schon im Anfang der Session ein mannhaftes Glaubensbekenntnis auszusprechen, das auch bei den gläubigen Protestanten Widerhall fand:

„Ich verkenne durchaus nicht die Bedeutung des großen Kampfes zwischen dem Offenbarungsglauben und dem Unglauben. Ich bin überzeugt, daß, wenn die Kreuze von den Kirchen herunterfallen, sie auf die umliegenden Gebäude, und zwar auf die höchsten zuerst, fallen werden. Ich bin überzeugt, daß das Heil der Zukunft und insbesondere auch die staatliche Freiheit davon abhängt, daß das Christentum herrschend bleibt, aber wohlgemerkt, nicht durch mechanische Gewalt, sondern durch die ihm innewohnende Kraft und die sittliche Energie seiner Bekenner.“

Der österreichisch-französische Krieg, der Friede von Villafranca, die Raubzüge der Garibaldianer gegen den Kirchenstaat, die Politik Cavours und die Haltung Napoleons in der italienischen Frage, besonders aber das Treiben der „Deutschen Cavourianer“ gaben Reichensperger Gelegenheit, sich auch öffentlich über die gewichtigsten allgemein politischen Fragen zu äußern und mit zündender Beredsamkeit für die Sache des gekränkten Rechtes einzutreten. Wie er die Lage auffaßte, spricht eine Notiz in seinem Tagebuch aus, welche an die Kapitulation von Gaëta anknüpft.

„So fällt ein Bollwerk des Rechts nach dem andern unter dem Hammer der Revolution. Dazu jubeln unsere Liberalen, die nur in der Auflösung, wie die Revolutionäre in der Zerstörung, eine Befriedigung finden, weil sie das Bewußtsein nicht los werden können, daß sie etwas in sich Beruhendes, Bleibendes zu schaffen außer stande sind. Daher auch

der diabolische, respektive blödsinnige Haß gegen die katholische Kirche, deren Organismus ihren Experimenten allein nachhaltigen Widerstand entgegensetzt. Die Adreßdebatten haben eine Einsichts- und Prinzipienlosigkeit auf der liberalen Seite bloßgelegt, deren Höhe nur durch die Leidenschaftlichkeit erklärt wird, mit welcher sie alles, was mit der Kirche im Zusammenhang steht, ergo alles Geschichtliche befehden. Es sind Kinder des Moments, die nur auf momentane Erfolge ausgehen. Kennen sie doch auch keine Providenz, keinen alles überherrschenden Willen Gottes, sondern nur Naturprozesse."

Weiter ausgeführt finden sich seine politischen Anschauungen über die damalige Lage in der von ihm gemeinsam mit seinem Bruder verfaßten Schrift „Deutschlands nächste Aufgaben".

In der inneren Politik stand damals die Frage der preußischen Heeresorganisation in vorderster Linie, welche 1863 endlich zu dem bekannten Konflikte führte. Während die Liberalen, die späteren Monopolinhaber des deutschen Nationalbewußtseins, Krone und Regierung aufs schärfste befehdeten, nahmen die beiden Reichensperger eine versöhnende und vermittelnde Stellung ein, welche ihnen aber sehr übel gedeutet wurde. Die Aufzeichnungen des Tagebuchs bringen über diese Zeit höchst interessante Mitteilungen, sowohl in Bezug auf Bismarck und die andern Minister, als auf König Wilhelm I. und den ganzen Verlauf der damaligen Kämpfe. Körperlich wie geistig überarbeitet, fühlte sich August schon im November 1861 dem anstrengenden Gewirr nicht mehr gewachsen und verzichtete auf sein Mandat; im Frühjahr 1862 nahm er zwar wieder ein solches an, schied aber noch weit mehr ermüdet und zugleich auch vielfach entmutigt im September 1863 definitiv aus seiner bisherigen parlamentarischen Stellung. In einem Briefe an Montalembert (vom 15. Oktober 1863) äußert er sich darüber folgendermaßen:

„Einesteils muß ich mich körperlich erholen und andernteils ist unsere gegenwärtige Konstellation derart, daß, was in der Mitte zwischen den Extremen steht, bei dem Aufeinanderplatzen derselben nur zu Schaden kommen kann. . . . Am wenigsten kann ich mich mit unserer sogenannten Fortschrittspartei identifizieren, welcher zwar in einem Hauptpunkte das formale Recht zur Seite steht, die aber meiner vollen Überzeugung nach nicht um des Rechtes und der Wahrheit willen gegen die Regierung anrennt, vielmehr ihrem innersten Wesen nach weit absolutistischer und gewaltsamer ist als selbst das Ministerium Bismarck, so antipathisch dessen

Chef mir auch immer sein mag. . . . Mir ist kaum etwas anderes mehr zuwider als das Sophisten- und Sykophantentum, welches die höchsten Begriffe und die schönsten Worte verfälscht, um seine egoistischen Zwecke zu erreichen; insbesondere glaube ich, daß nichts für die echte Freiheit gefährlicher ist als dieses heuchlerische Spiel mit derselben, wie es die fortschrittlichen Tonangeber, wenigstens der Mehrzahl nach, treiben. Es ist positiv, daß Herr von Bismarck von diesen Leuten in Aussicht genommen war, um die ‚deutsche Frage' à la Cavour zu lösen, und sie feinden ihn jetzt nur um dessentwillen an, weil er, durch die Macht der Verhältnisse getrieben, in der inneren statt in der äußeren Politik sein va banque aufführt. Im Grunde dreht sich überhaupt unser ganzer Wirrwarr nicht um die Rechts-, sondern um die Machtfrage, und wehe uns freisinnigen Katholiken insbesondere, wenn die Macht in die Hände dieser Freiheitsapostel übergehen sollte."

8.

Reichensperger hatte während seiner parlamentarischen Jahre keineswegs aufgehört, für seine Kunstideale zu wirken; sie boten ihm vielmehr wiederholt Gelegenheit, dieselben auch im Landtage zur Sprache zu bringen und in die weitesten Kreise zu tragen; immerhin gewährte ihm die Befreiung von den endlosen Sitzungen und Sorgen für dieselben mehr Zeit und ruhige Muße. So verbanden sich denn die folgenden Jahre bis 1870 mit den vorausgegangenen von 1848 an zu einer gemeinsamen Periode der reichsten Thätigkeit für die christliche Kunst.

Ein schulmäßiger Ästhetiker oder ein streng methodischer Kunstarchäologe und Kunstsystematiker ist er auch in dieser Zeit nicht geworden, wie ja auch das von ihm bewunderte Mittelalter nicht einmal den Namen Ästhetik kannte, in der philosophischen Spekulation „das Schöne" höchstens zufällig und obenhin einmal berührte, die Künste den Erfahrungsgrundsätzen und der lebendigen Übung und Überlieferung der Meister und Kunstinnungen überließ, aber die Künste um so mehr praktisch zu Ehren brachte und in scheinbar unbewußtem, jugendfrischem Schaffen eine unerschöpfliche Welt des Schönen hervorzauberte.

„Ich gestehe es unumwunden", sagt Reichensperger in seiner Schrift „Allerlei aus dem Kunstgebiete" [Brixen, Weger, 1867] S. 5, „wie barbarisch es immer auch klingen mag, daß ich mehr Wert darauf legen würde, eine einzige alte Kapelle vor dem Einsturz zu retten oder die

Erbauung einer neuen, kunstgerechten zu veranlassen, als auf den Ruhm, die Bibliotheken mit einem Band voll nagelneuer Definitionen und Abhandlungen über das Klassische, das Kunstideal, das Erhabene und Schöne u. dgl. bereichert zu haben, welches nur dem Lesepublikum einen Genuß gewährte. Ich unterschätze keineswegs die Verstandesspekulation oder die Untersuchungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Kunstgeschichte; allein von jeher lebte die Überzeugung in mir, daß, wie die Dinge nun einmal bei uns stehen, vor allem anderes not thut, und zwar die lebendige Thätigkeit, die Energie des Erhaltens und Schaffens wieder zu wecken."

„Die einzige That des Kölner Dombaues," bemerkt er in seinem Tagebuch (29. Oktober 1861), „wiegt alle Handbücher, Zeitschriften, Kursus und Examina auf. Und wer hat sie ausgeführt? Ein Schinkelianer und zwei unexaminierte Gehilfen und das Volk."

Trotz dieser vorwiegend praktischen Richtung ruhen seine Kunstanschauungen nicht nur auf umfangreichen Kenntnissen und Erfahrung, sondern auf tiefgehenden, wohldurchdachten Ideen, welche sich mit seinen religiösen und politischen Grundanschauungen zum harmonischen Ganzen verbinden.

Nie trennte er die Freiheit von der Autorität, das Schöne vom Wahren und Guten, die Kunst von Sittlichkeit und Religion.

„Die Autorität ist eine Forderung der Vernunft." So sagt er an einer Stelle seines Tagebuches (19. Oktober 1861). „Es liegt im Wesen und der Natur des Geschöpfes, abhängig zu sein. Die höchste Freiheit besteht in der vollen freiwilligen Abhängigkeit vom Willen Gottes bis in die Einzelheiten. Alle modernen Errungenschaften der Wissenschaft, Erfindungen u. s. w. werden, richtig aufgefaßt und angewandt, mithelfen zur Begründung der christlichen Universalmonarchie. Die Kirche hat vor keiner Wahrheit zurückzuschrecken, sondern nur deren Rangordnung fest im Auge zu behalten. Wenn eine Partikularwissenschaft sich verirrt, wird sie endlich merken müssen, daß sie in einem Sumpf oder einer Sackgasse steckt."

„Was ist der Körper ohne die Seele, was die Seele ohne Gott?" So fragt er an einer andern Stelle (29. Oktober 1861) und bezeichnet damit den festen Ausgangspunkt seiner Weltanschauung.

Mit Recht sieht er in der Kunst einen bedeutsamen Ausdruck des gesamten Geisteslebens, der wieder mit unberechenbarer Macht auf dieses zurückwirkt:

„Die Kunst, die höchste und allgemeinste Sprache, ist, wie überhaupt alle Sprache, ein in die Sichtbarkeit tretendes Geistesleben, ein Ausstrahlen des Geistes, welches je nach dem Standpunkt, welchen seine Träger einnehmen, belebend und veredelnd oder aber verwirrend und umnebelnd auf dieselben zurückfällt. Der Zustand der Künste ist aber nicht bloß ein Symptom des jedesmaligen geselligen Zustandes; es besteht vielmehr eine Wechselwirkung ins Unendliche zwischen ihnen, so daß man kaum zu sagen vermag, auf welcher Seite das Bedingte und auf welcher das Bedingende ist.“

Daran knüpfen sich die folgenden schwerwiegenden Betrachtungen:

„Es ist fürwahr hohe Zeit, eine ernste Gewissenserforschung darüber anzustellen, in welcher Art wir bisher der Pflege der Kunst, im weitesten Sinne des Wortes, obgelegen haben. Als Gesamtresultat wird sich leider ergeben, daß die individuellen Anflüge der Laune, die schimmernde, nur auf die Einbildungskraft und die Sinne spekulierende Chimäre, die durch bloßen Darstellungsreiz kitzelnde Improvisation auf dem großen Markte die unbedingte Herrschaft üben, daß der nachhaltige, auf tiefer Überzeugung begründete Wille, die Lust und die Kraft, für eine Idee ein Opfer zu bringen, daß alle die strengen Tugenden, wie die schweren Arbeiten des Geistes, auf welchen allein ein Volk sich aufbauen kann, nur allzu seltene Erscheinungen geworden oder doch überflutet sind von jenem Thun und Treiben, das in der nächsten Minute schon eitel Schaum und Dunst ist.“

In einer andern Schrift teilt er gewissermaßen die gesamte Kunstgeschichte in zwei Feldlager:

„Hier treten uns dann sofort zwei Grundanschauungen entgegen, welche unsere geistige Welt zerspalten, zwischen denen gewählt werden muß, will man anders nicht vom Zufall sich hin und her treiben lassen. Das materialistische Bekenntnis beginnt mit einem Fragezeichen, wie sehr seine Anhänger sich auch gerade um ihres Positivismus willen zu rühmen pflegen. Was die Menschheit erreicht hat, ist sie lediglich sich selber schuldig, weshalb sie denn auch alle Veranlassung hat, vor sich selbst auf den Knieen zu liegen, und der Humanitätskultus der einzig vernünftige ist. Auch die Kunst schreitet, von der Felsenhöhle oder Lehmhütte an, nach diesem System unaufhaltsam fort, und wenn sie selbst für unser Auge unterginge, so wäre das, was man bis jetzt so nannte, eben nur als eine dem Kindesalter der Menschheit entsprechende Vorstufe zu einer höheren Entwicklung zu betrachten.

„Neu ist diese Doktrin zwar nicht; aber niemals hat sie vielleicht mehr Anhänger gehabt als dermalen. Aus den Marschländern solchen Materialismus ragen nun aber hohe Berge hervor, auf welchen die Fahnen des Spiritualismus wehen. Wie überhaupt alles Streben nach dem Ideale, so ist auch die Kunst der Ausdruck des Strebens, die gestörte Harmonie in der Schöpfung wieder herzustellen, den Schleier hinwegzuziehen, welcher das Wesenhafte vor unsern Augen verbirgt. Daher das Hochtragische in aller vorchristlichen hieratischen Kunst, besonders der altgriechischen, die, was unsere Renaissancisten sich wohl merken mögen, erhaben, gläubig und national war; daher die Identifizierung des Dichters mit dem Seher. So ist denn allerdings die Kunst ein Produkt des Bedürfnisses, aber des höchsten, geistigsten; sie wurzelt, zugleich mit dem Wahren und Guten, womit sie eine untrennbare Trias bildet, in dem Gesetze der göttlichen Weltordnung und ist daher wesentlich religiös, wie viele Brechungen und Schattierungen sie auch immer zulassen mag. Äußerte doch selbst Goethe (zu Riemer) sich dahin, daß die Menschen in Kunst und Poesie nur so lang produktiv bleiben, als sie religiös sind!"

Da es gerade die religionslose Akademieweisheit war, welche Kunst und Leben am meisten von der Religion losgerissen hatte, predigte Reichensperger ebenso unermüdlich die Rückkehr zu einem gesunden Volkstum, wie die Rückkehr zur Religion. Selbst für den „Humor" sah er hierin die einzige Rettung.

„Es gilt der toten Gelehrsamkeit die lebendige, dem Abstrakten das Anschauliche entgegenzusetzen; den Accent auf die Wirklichkeit zu legen, dem hohlen Scheine gegenüber, der förmlich zu einem Lebensbedürfnis geworden ist; weiter sodann die pedantische Schulmeisterei und Vielwisserei beiseite zu setzen, das Denken mit dem Dichten zu verschmelzen, statt hoffärtig auf das sogenannte gemeine Leben hinabzuschauen, die Quellen, welche darin entspringen, zu reinigen und zu fassen; vor allem aber den Blick stets auf Gott als das ewige Urbild gerichtet zu halten, statt die Seele auf gut pantheistisch im Universum zerfließen zu lassen. Der Unglaube erzeugt nichts in der Kunst, wie er denn überhaupt die Nationen entmannt. In dem Maße, in welchem die Gesundheit des Volkes zurückkehrt, wird auch der tüchtige, kräftige, frische und erfrischende Humor sich wieder einstellen, der vormals aus allen Gestaltungen des Lebens hervorblitzte und ihm einen so hohen, unnachahmlichen Reiz verlieh."

Mit diesen Anschauungen stand Reichensperger in der Kunstwelt durchaus nicht vereinsamt da. Sein Freund Steinle teilte hierin vollkommen seinen Standpunkt. Über Cornelius aber, den er 1862 in Berlin besuchte, vermerkte er in seinem Tagebuch:

„Cornelius fühlt sich hier als Künstler sehr allein. In den höheren Schichten würdigt ihn niemand. Seine beste Kraft leitet er aus seinem angeerbten Katholizismus her, der früher latent gewesen sei. In seiner Familie sei einer Jesuit, ein anderer Cistercienser, eine Tante Nonne, seine Mutter sei eine fromme Frau gewesen. — Das Mittelalter sei so durch und durch künstlerisch infolge seines Verwachsenseins mit der Kirche. Ohne Glauben keine Kunst. Der ‚dumme Spiritualismus‘ biete dafür keinen Ersatz. Es fehle an Kraft und Saft."

Sein Programm hatte Reichensperger im wesentlichen schon 1845 in der bereits erwähnten Schrift entwickelt: „Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart", die 1852 in zweiter, bedeutend vermehrter, 1860 in dritter umgearbeiteter Auflage, 1868 in französischer Übersetzung von Camille Nothomb erschien. Eine wichtige Ergänzung dazu bilden die „Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst" (in zwei Ausgaben [Leipzig, Weigel, 1854. 1855]). Im Jahre 1858 sammelte er dann seine bisherigen kleinen Aufsätze und Rezensionen zu einem stattlichen Band von fast 600 Seiten: „Vermischte Schriften über christliche Kunst" (Leipzig, Weigel). Derselbe bietet über die Entwicklung der neueren Gotik in Frankreich, England und Deutschland wie über des Verfassers eigenen Werdegang und seinen Anteil am Wiederaufleben der Gotik die reichhaltigste Orientierung.

Leider ist er nicht dazu gekommen, die noch viel zahlreicheren Aufsätze und Rezensionen von 1858 bis 1895 zu sammeln. Pastor hat zuerst eine genaue Liste derselben zusammengestellt, welche Staunen über die unerschöpfliche Arbeitskraft des Verfassers erwecken muß. Schon die selbständigen kleineren Schriften über Kunst bilden eine erhebliche Liste:

Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst. Paderborn 1863. Die Kunst jedermanns Sache. Frankfurt 1865; 2. Aufl. 1891. — Die Liebfrauenkirche zu Trier und deren Restauration. Eine Rede. Trier 1865. — Georg Gottlob Ungewitter und sein Wirken als Baumeister. Leipzig 1866. — Allerlei aus dem Kunstgebiete. Brixen 1867. — Die Matthiaskapelle zu Kobern und die Kamperhofkapelle zu Köln. Köln und Neuß 1869. — Die Kirche zum hl. Gereon in Köln. Köln und Neuß 1872. —

Über das Kunsthandwerk. Vortrag. Köln 1875. — Über deutsche Kunst mit besonderer Beziehung auf Dürer und die Renaissance. Köln 1876. — Über monumentale Malerei. Köln 1876. — Augustus Welby Northmore Pugin, der Neubegründer der christlichen Kunst in England. Freiburg i. Br. 1877. — Die Bauhütten des Mittelalters. Köln 1879. — Die Renaissance im heutigen Kunstgewerbe. Aachen 1879. — Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk. Köln 1880. — Zur neueren Geschichte des Dombaues in Köln. Köln 1881. — Zur Profan-Architektur. Mit besonderer Berücksichtigung der Erweiterung der Stadt Köln. Köln 1886. — Erinnerungen an Eduard Ritter von Steinle. Frankfurt a. M. 1887. — Reichensperger-Janssen und der Kunsthistoriker Professor Dr. W. Lübke. Frankfurt a. M. 1891. — Zur Charakterisierung des Baumeisters Friedr. Freiherr von Schmidt. Düsseldorf 1891.

Wie Reichensperger, erfüllt von den Ideen des Mittelalters, sich die bildenden Künste stets in innigstem Zusammenhang unter sich, wie mit Poesie und Musik, mit Volksleben und Religion dachte, so wies er naturgemäß der kirchlichen Kunst den Vorrang vor der profanen zu, welche von ihr die höchsten Impulse, Schutz vor Entartung und eben dadurch die schönste und würdigste Freiheit erhalten sollte. Unter den bildenden Künsten aber sollte die Baukunst den Primat, die führende Rolle übernehmen, Bildnerei und Malerei sich ihr unterordnen, die Kleinkunst noch mehr sich in den Gesamtorganismus eingliedern, der seine Verkörperung in den Domen und Kirchen, in profanen Monumentalbauten, in der Gesamtanlage der Städte oder wenigstens ganzer Stadtteile erhielt. Die antiken Baustile mit der sich ihr anschmiegenden Skulptur und Malerei schätzte er als organischen Ausdruck der hellenischen und römischen Kultur; den historischen Umwandlungsprozeß der Basilika zur christlichen Kirche wie die allmähliche Gestaltung des romanischen Stiles wußte er vollkommen zu würdigen und ließ ihre Formen als völlig berechtigt gelten; in der Gotik jedoch sah er eine Höhe der künstlerischen Entwicklung, welche nach seiner Ansicht die christlichen Ideale am vollkommensten zum Ausdruck brachte und deshalb alle früheren Stile als überholte Durchgangsstadien für immer verdrängen sollte. Daher seine unversöhnliche Gegnerschaft gegen die Renaissance, welche die Gotik verdrängt hatte und in welcher er nicht nur einen Rückschritt der Kunst, sondern auch eine bewußte oder unbewußte, vollständige oder teilweise Rückkehr zu antiken, heidnischen Ideen erblickte, zum wenigsten eine Lähmung oder Störung des christlich-germanischen

Geisteslebens, wie es ihm in den Domen und Kathedralen des Mittelalters, zumal in seinem geliebten Kölner Dom, so herrlich entgegenstrahlte. In dieser ausschließlichen Begeisterung für die Gotik, in dieser unbeugsamen Gegnerschaft gegen die Renaissance lag die Stärke wie auch der schwache Punkt seiner gesamten Thätigkeit auf dem Kunstgebiete.

Ohne diese Energie, welche nur die Einheit verleiht, ohne diese schroffe Ausschließlichkeit, wie sie aus seiner vollen Überzeugung und warmen Begeisterung hervorging, hätte er nie jene großen Erfolge errungen, deren wir schon früher gedacht. Es galt, Anschauungen, Vorurteile, Gewohnheiten, Geschmacksrichtungen zu überwinden, welche sich seit Jahrhunderten in allen Lebenskreisen eingenistet hatten, in den Kunstakademien, Lehrsälen, Museen zum System erhoben worden waren, seit Goethe auch die Litteratur beherrschten, in Kunstgewerbe und Mode das ganze häusliche und öffentliche Leben innehatten, in den Erfindungen der Neuzeit, der mechanischen Vervielfältigung, der Vermehrung wohlfeiler Dekorationsmittel immer mehr Stützen und Hilfsmittel fanden. Es galt der modernen Verschönerungswut zu steuern, die, ohne Verständnis und Pietät, die kostbarsten Überreste älterer Kunst verwahrlosen, hinwegräumen und zerstören ließ, um sie durch nichtssagende Bauten und Dekorationen zu ersetzen. Es galt, nicht etwa bloß Klerus und Volk über den Wert der alten heimischen Kunst aufzuklären und sie für die Erneuerung derselben, sondern auch in Masse Kräfte heranzubilden, welche die Werke des Mittelalters in deren Sinn und Geist wieder herstellen oder vollenden oder nachahmen konnten. Das erforderte ausschließliche langjährige Schulung in jener ernsten, gediegenen Richtung, das Heranziehen einer zunftmäßigen Fachkenntnis, wie sie die alten Bauhütten besessen hatten. Eklektizismus und Stilmengerei hätte eine solche Durchbildung völlig verhindert, gleichzeitige Pflege der Renaissance oder des romanischen Stils sie ganz oder teilweise zurückdrängen müssen. Nur durch unerbittliche Befehdung aller hemmenden Einflüsse hat es Reichensperger erreicht, daß der Kölner Dom seine jetzige hohe Vollendung erlangte, daß großartige gotische Kirchen und Monumentalbauten in so großer Zahl ganz Deutschland schmücken, daß die Gotik überhaupt in so weitem Umfang wieder zu Ehren und zu fruchtbarem Leben gekommen ist.

„Ihre Reden und Schriften," schrieb ihm Professor Paulsen (am 16. August 1891), „die nun schon seit 50 Jahren immer auf dieselbe Stelle fallen, haben eine Höhlung zuwege gebracht, die Klassicismus,

Bureaukratismus und Bildungsphilisterium nicht sobald wieder zumachen werden: die Kunst, eine Sache des Volkes, aus dem Volksleben erwachsend und für das Volk arbeitend, das ist der lebendige Lohn, welchen Ihre Lehrer, die großen Meister des Mittelalters, durch ihre Werke und nun auch durch Ihre Schriften stets wiederholen."

Die Schwäche dieser Ausschließlichkeit lag in ihrer theoretischen Begründung. Der rastlose und gewaltige Vorkämpfer der „christlich-germanischen Baukunst" betonte in zu hohem Grade die leitende Rolle der Baukunst über die andern Künste, welche, namentlich in der Profankunst, doch auch ein gewisses unabhängiges Gebiet für sich in Anspruch nehmen können; dann faßte er die Gotik zu ausschließlich als den einfachhin „christlichen" Baustil auf, während doch die Kirche über ein Jahrtausend sich mit andern Stilen begnügte und auch während und nach der glänzendsten Entwicklung der Gotik weder in ihren Kirchenbauten noch in den übrigen gottesdienstlichen Kunstwerken diesem Stil ausschließlich gehuldigt hat. In der Antike wie in der Renaissance unterschied er nicht genug das natürlich Gute und Schöne, das als Bildungselement in den Dienst des Christentums treten konnte und wirklich getreten ist, von wirklichen Auswüchsen des Heidentums, und ist darum in der Polemik gegen Antike und Renaissance, klassische Studien und alles „Welsche" mitunter zu weit gegangen.

Wer indes sein ganzes Wirken liebevoll studiert, wird diese Schroffheiten nicht nur begreifen, sondern sich sogar einigermaßen damit auszusöhnen wissen, wie das von seiten ehrenwerter Gegner seiner Kunstrichtung mehrfach geschehen ist. Was er im Grunde befehdete, war nicht die Renaissance an sich, nicht ihre wirklichen Vorzüge und Verdienste, nicht die Meisterwerke, welche sie besonders in Italien hervorgebracht, sondern die vielfachen Abirrungen von den höchsten Zielen der Kunst, welche sich ihre Anhänger hatten zu Schulden kommen lassen, die Verflachung, der Verfall und andere Gefahren, welche jene Abirrungen nach sich zogen, die Nachteile, welche einer echt deutschen Kunst aus der Bevorzugung der Renaissance oder aus einer eklektischen Gleichgültigkeit gegen alle Stile erwachsen mußten. Niemand wird behaupten können, daß solche Abirrungen, Gefahren und Nachteile nie bestanden hätten. Es handelte sich also bei ihm nicht um subjektive Eigenheiten, Neigungen und Liebhabereien, sondern um die Schärfe und Konsequenz eines großen, ausgeprägten Charakters, wie man ihn leider nicht zu oft trifft. Er war ein ganzer Mann, der in Politik

und Kunst wußte, was er wollte, und sein klares, praktisches Ziel bis ins höchste Greisenalter mit unbeugsamer Energie verfolgte, der Anwalt und Neubeleber einer Kunstrichtung, die ihre tiefsten Wurzeln im deutschen Wesen und in echt christlicher Gesinnung hatte und sich, allen gegnerischen Bemühungen zum Trotz, als lebenskräftig bewährt hat.

(Schluß folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Die päpstliche Bibliothek von Avignon.

In Avignon konnte das Papsttum nicht gedeihen. Von Rom verbannt, war es wie aus seiner Muttererde herausgerissen. So mußte denn auch die päpstliche Bibliothek unter den Folgen jener Zwangslage weiter leiden. Trotz alledem gehört zu den wenigen Oasen in dieser wüsten Zeit wie die Geschichte der Bonifatiana so die der Büchersammlung von Avignon, deren Beschreibung man daher um so lieber die Feder leiht. Um aber bei ihrem Ursprung zu beginnen, muß man einen Schritt rückwärts gehen; denn die Bonifatiana[1] ragt mit ihrer Periode schon ein gutes Stück in die Geschichte der avignonesischen Bibliothek hinein.

I.

Der erste Papst zu Avignon, Klemens V., hat sich um die Bibliothek seiner Nachfolger kaum verdient gemacht. Die Archivalien, welche er mit den Regesten Bonifaz' VIII., Benedikts XI. von Perugia erhalten hatte, nebst den Regesten aus seiner eigenen Regierungszeit, wurden natürlich bei seinem Ableben dem Nachfolger Johann XXII. ausgehändigt; aber von den Büchern seiner Privatbibliothek, die nicht unbedeutend war, kamen eigentlich nur die rechtswissenschaftlichen Werke, die libri legales, an den Neugewählten und damit in die päpstliche Bibliothek[2]. Die übrigen, welche sich in den vier Körben (quattuor coffini cum multis libris) der Hinterlassenschaft Klemens' befanden, verblieben dem ihm verwandten Kardinal Arnald de Pelagru. Unter den Büchern Klemens' V. werden besonders

---

[1] Bd. LVIII, S. 60 ff. [2] *Denifle-Ehrle,* Archiv V, 41.

erwähnt octo cassae, in denen eine gar feine Ausgabe der Heiligen Schrift in 16 Bänden aufbewahrt wurde. Es war dies ein Geschenk des Bischofs von Toulouse, Gaillard de Preissac, an den päpstlichen Onkel. Wie es scheint, ging dasselbe in den Besitz des Vicomte von Lomange, Bertrand de Got, über. Als eine Kuriosität können wir auch noch ein anderes Buch verzeichnen, über das der Kardinal Raimund de Fargues in folgenden Worten berichtet: „Item hatte ich ein kleines Buch, das einige Gebete enthielt, sowie die Litanei der seligsten Jungfrau Maria (letaniam beate Marie Virginis), und dies Büchlein gehörte dem besagten Klemens, meinem Herrn." [1] Klemens V. selbst interessierte sich sehr für die Wissenschaft der Medizin, weshalb er auch dieses Studium an der Universität von Montpellier sehr förderte. Und wie weit seine Begeisterung hierin ging, erhellt am besten aus dem päpstlichen Schreiben an die „ehrwürdigen Brüder, alle Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, denen dasselbe zu Gesichte kommt", mit dem er einen eigenen Boten (Bernardus Oliverii) entsandte. Allenthalben in den Diözesen, in den Städten, in den Klöstern um und um sollte gefahndet werden auf das sehr nützliche Buch über die Praktiken der Medizin, welches der berühmte Mediziner Arnald von Villanova geschrieben hatte. Der Papst erzählt in dem Brief, wie Arnald ehedem, als er sein Leibarzt war, ihm das Buch versprochen und geschenkt habe, durch den Tod aber an der Ausführung verhindert worden sei. Und nun hat er ein solches Verlangen nach dem Codex, daß er nicht bloß solche Nachforschungen durch päpstliches Schreiben anordnet, sondern gar die Strafe des Bannes dem androht, welcher dasselbe ihm vorenthalte. Der Brief ist datiert vom 15. März 1312. Das Konzil von Vienne ging zu Ende. Da darf man vielleicht die Vermutung aufstellen, daß Klemens, der schon 1307 einer schweren Krankheit ausgesetzt war und jetzt infolge der aufregenden Anstrengungen des Konzils eine neue kommen fühlte, von dem Buche seines berühmten Leibarztes sich selbst Hilfe und Rettung versprach. Die Krankheit kam wirklich; ob auch das Buch, wissen wir nicht. Jedenfalls konnte es wenig nützen. Schon 1314 starb Klemens und hinterließ einen reichen Schatz von einer Million Goldgulden seinen Verwandten, seinem Nachfolger und der päpstlichen Kurie nur 70 000 Goldgulden ohne Bibliothek [2]. Zur Entschuldigung für Klemens mag man

---

[1] *Denifle-Ehrle* l. c. p. 39.

[2] Cf. l. c. p. 1—158; *Ehrle,* Hist. bibl. avenion. I, 131. 260. 575 sqq.

immerhin gelten lassen, daß er nie im Ernste daran dachte, dem päpstlichen Stuhle einen festen, ständigen Sitz außerhalb Roms zu geben. Er mochte wohl im Gedanken an Rom und die Bonifatiana um eine neue päpstliche Bibliothek minder besorgt sein, und so blieb dem energischen Johann XXII. die Ehre, Neugründer der päpstlichen Bibliothek in Avignon zu werden.

Johann nahm Wohnung und Residenz in dem ihm von früher her bekannten bischöflichen Palast von Avignon, richtete sich so gut es ging durch Umbauten und Änderungen mit der Kurie dort ein, verlor aber dabei den Gedanken und Plan, nach Rom heimzukehren, nie aus dem Auge. Hier in Avignon nun sammelte er zunächst mit einem neuen Schatz auch eine neue Bibliothek. Seine beiden nächsten Nachfolger, Benedikt XII. und Klemens VI., setzten das Werk mit ebensoviel Eifer als Erfolg fort, und so kommt es denn, daß die avignonesische Bibliothek nach Klemens VI. kaum noch einen bedeutenderen Zuwachs erhielt. Sie war eben damals schon für ihre Zwecke so vollkommen, daß sie eines solchen nicht mehr bedurfte. Was in späterer Zeit noch der Bibliothek hinzugefügt wurde, das waren die Privatbibliotheken der neugewählten Päpste, zumal mit den Büchern, die sie selbst verfaßt hatten oder zu ihren Privatstudien benötigten und neu anschafften.

Den Grundstock der neuen Bibliothek bildeten die Bücher, welche Johann XXII. als Kardinal gesammelt und besessen hatte; zu diesen kamen alsbald die libri legales Klemens' V. Zweifellos brachte das sogen. ius spolii auch unter Johann seiner Büchersammlung bedeutenden Zuwachs; es fehlen aber in den Regesten wie Rechnungsbüchern Einzelheiten, um etwas Genaueres darüber berichten zu können. Die größte uns bekannte Mehrung erhielt die päpstliche Bibliothek durch Kauf neuer Bücher. Aus den Rechnungsbüchern ersieht man, wie der Papst darauf aus war, schnell eine der Kurie würdige Bücherei in seinem Palaste zu vereinen. So werden z. B. unter dem 12. April 1317 rund 100 Goldgulden ausgezahlt für eine große Anzahl der besten Bücher, die im einzelnen hier verzeichnet sind, und überhaupt kann man aus den Büchern introitus et exitus camerae papalis zu Johanns Zeit einen großen Teil der neuen Bibliothek kennen lernen. Die Heilige Schrift und die Kirchenväter, die Scholastiker, asketische und kirchenrechtliche Werke sind besonders gut vertreten; es fehlt nicht an philosophischen und kirchengeschichtlichen Büchern und ebensowenig an klassischen Autoren. Um an der Kurie selbst durch

bezahlte Schreiber in Bälde eine ganze Bibliothek herstellen zu lassen, mangelte es mehr noch als an Geld an der nötigen Anzahl von Schreibern, und so kamen auf diese Weise unter Johann verhältnismäßig nur wenige neue Bücher in die Bibliothek. Von diesen wenigen gehört die Mehrzahl zu den sogen. tabulae, für die Johann eine gewisse Vorliebe gehabt zu haben scheint. Es war dies eine damals beliebte Art von Litteratur, nämlich alphabetisch geordnete Zusammenstellungen der wichtigsten Sentenzen eines größeren Werkes. Der päpstliche Rechnungsführer verzeichnet beispielshalber am 24. Februar 1332 wie folgt: „Jahr und Ort wie oben. Der Fr. Gregorius de Bergoglio ord. heremitarum S. Augustini, der ein gewisses Büchlein, das da heißt: ‚Tabula in omeliis sancti Augustini super evangelio sancti Johannis', für unsern Herrn, den Papst, verfaßte und das genannte Buch unserm genannten Herrn, dem Papst, überreicht hatte, hat empfangen und hat bezeugt erhalten und empfangen zu haben von dem Gelde aus der camera unseres Herrn, des Papstes, durch den vorerwähnten Herrn Kämmerer auf Befehl des Papstes an denselbigen Kämmerer für jenes Buch 50 Goldgulden; Zeugen sind die Herren Guido Radulphi, Propst von Forcalquier, und Gasbertus de Montelauduno, Kanonikus von Tours."

Von dieser Vorliebe Johanns für die tabulae spricht auch Petrarca, wenn er über den Papst schreibt[1]: „Er war ein sehr lernbegieriger Mann von energischem Charakter. So liebte er Bücher und Studium, so führte er die bitteren und überaus verwickelten politischen Fragen mit dem römischen Reiche und widmete wohl die Hälfte seines Lebens dem Studium. Und als ihn dann das Alter und die Menge der Sorgen am Studium und Lesen hinderten, da sah er es gerne, wenn ihm einer die alten, ehrwürdigen Scharteken kurz zusammenfaßte und nach Art eines Auszuges in sogen. tabulae brachte, wo dann alles, was man im Buche suchte, mit leichter Mühe zu finden war."

Als vom Papste selbst verfaßt finden sich in seiner Bibliothek „Geistliche Reden auf Festtage der Mutter Gottes und der Heiligen". Das Buch existiert noch und steht heute in der Pariser Nationalbibliothek Nr. 3290. Die päpstliche Rechnungskammer berichtet darüber in ihren Büchern im Jahre 1332: „Am 13. Januar haben wir für vier Dutzend Ziegenpergament der größten Form, die durch den Herrn Philipp de Revesto,

[1] Rerum memorandarum lib. II (Opera omnia I [Basileae 1554], 429).

Schreiber unseres Herrn, des Papstes, gekauft wurden, um die Reden, welche unser Herr, der Papst, gehalten, abschreiben zu lassen, dem genannten Herrn Philipp vier Schillinge (zwei Turnosen) bezahlt."[1]

Nehmen wir noch hinzu, daß wie zu allen Zeiten, auch jetzt nicht wenige Büchergeschenke in die päpstliche Bibliothek flossen, so haben wir damit auch die verschiedenen Quellen des avignonesischen Bücherschatzes genugsam kennen gelernt.

Als 1334 Benedikt XII. den päpstlichen Thron bestieg, sorgte er zunächst besser, als Johann XXII. es gethan, für den Ausbau, Umbau und die Befestigung des Palastes zu Avignon. Mit nicht geringerem Eifer nahm er sich der Bibliothek an. Von seinem Biographen der magnus magister in lege et divinitate genannt, war er von seiner Vorliebe doch zumeist zu den biblischen Studien getrieben. Sowohl seine eigenen Werke als auch die Bibliothek, welche er sich als Gelehrter gesammelt hatte, verblieben nach Ausweis der Inventare der avignonesischen Sammlung. Einige Exemplare davon kamen im 16. Jahrhundert von Avignon in die Vatikanische Bibliothek nach Rom, wo wir sie heute noch sehen. Wenn Benedikt weniger Bücher als sein Vorgänger kaufte, so ist der Grund davon schon oben angedeutet. Umgekehrt ließ er an der Kurie selbst viel mehr Bücher schreiben als Johann XXII., und zwar zunächst seine eigenen Schriften. Fast alle aber gehören der biblischen Exegese und der Väterlitteratur an. Doch kauft er auch einen „Galenus" und zahlt am 30. Dezember 1337 für die drei Bücher der Medizin, die er aus dem Nachlasse des Bischofs Bernard de Camiet ersteht, 50 Goldgulden. Für die Ausstattung und Ausschmückung der an der Kurie geschriebenen Bücher wendet er ebenfalls, wie dies aus den Rechnungsbüchern erhellt, große Summen auf. Ein größeres Büchergeschenk erhielt Benedikt testamentarisch von dem Kleriker Stephanus de Molinis, der zu Paris residierte und, wie der Papst selbst schreibt, „um das Heil seiner Seele zu sichern, Uns und der römischen Kirche letztwillig seine Bücher vermachte". Es waren 24 Bände aus dem Gebiete der Theologie, des kirchlichen und bürgerlichen Rechts. Hier müssen wir auch noch einmal Benedikts erfolgreiche Bemühungen um das ältere Archiv und den Transport desselben von Assisi nach Avignon erwähnen. Da aber bei der Besprechung der

[1] 1 florenus (Goldgulden), der dem Zehnmarkstück unserer Goldwährung ungefähr entspricht, hat 13 grossi turonenses (Turnosen); der Turnose hat 2 solidi (Schilling), der Schilling 12 Denare.

Bonifatiana[1] die Einzelheiten schon berührt wurden, wiederholen wir hier nur, daß das Archiv im Jahre 1339 glücklich in Avignon eintraf und mit den wenigen schon vorhandenen Archivbänden im päpstlichen Palaste geborgen ward.

Klemens VI. entfaltete ebenso wie Benedikt reges wissenschaftliches Streben. Neben dem Studium der Heiligen Schrift hatte er sich besonders der geistlichen Beredsamkeit gewidmet. Diesen Gebieten gehören denn auch zumeist die Werke an, welche er selbst verfaßte. Die Bücherei, welche er als Mönch und Professor der Theologie zu Paris in der Chaisedieu zusammenbrachte, kam mit ihm nach Avignon und verblieb dort, bis die avignonesische Bibliothek selbst zerstreut ward. Und so fanden sich verschiedene Bände derselben zu Paris, zu Rom in der Sammlung des Fürsten Borghese und im Vatikan. In einzelnen Codices der Borghesiana entdeckte man am Rande noch die Noten oder Glossen, welche Klemens eigenhändig beigefügt. Bei zwei Codices derselben Sammlung, welche aristotelische und astronomische Schriften enthalten, trägt das hintere Deckblatt fast gleichlautend die Notiz: „In diesem Bande sind der Reihe nach folgende Bücher enthalten, und sie gehören dem P. Rogerius de Malomonte, Mönch der Casa Dei."[2] Darauf folgen die einzelnen Titel. Die Bücher kamen mit manchen andern, die aus Avignon stammten, vor nicht vielen Jahren durch Kauf aus der Borghesiana in die Vaticana, wo sie sich dermalen befinden.

Mehr Bücher noch als an der Kurie selbst ließ Klemens in Paris schreiben. Hören wir doch, daß er bei einem Büchertransport von dort nach Avignon für den Transport allein 26 Goldgulden und für das Schreiben dieser Bücher nicht weniger als 1200 Goldgulden zahlen läßt. Petrarca mußte für den Papst Ciceros Werke aufsuchen, und den Bischof von Valence, Petrus de Chastellus, bittet er brieflich um die Übersendung aller Werke Ciceros, die in seinen Händen sind, um davon genaue Abschriften zu Avignon herstellen zu lassen.

Aus Neapel läßt er schließlich die häretischen Bücher Michaels von Cesena, welche dort aufgehoben waren, ebenfalls an die Kurie überbringen. So war Klemens eifrigst thätig für die Erweiterung der päpstlichen Bibliothek. Den größten Zuwachs erhielt trotz alledem die Bücherei durch das Spolienrecht. Wir bemerken das an dieser Stelle besonders, weil wir es

---

[1] Bd. LVIII, S. 66 f. [2] *Denifle-Ehrle*, Archiv I, 152.

gerade für die Regierungszeit Klemens' VI. mit klaren Dokumenten im einzelnen belegen können. Das ius spolii bestand seinem Wesen nach darin, daß die ganze Hinterlassenschaft eines Prälaten, der zur päpstlichen Kurie oder Kammer gehörte, mit Ausnahme seiner bona patrimonialia, bei dessen Ableben der camera apostolica zufiel. Eine solche Erbschaft brachte beinahe regelmäßig auch eine kleinere oder größere Büchersammlung in den Schatz der römischen Kirche, die dort nicht wenig zur Mehrung und Ausgestaltung der päpstlichen Bibliothek beitrug. Aus dem Jahre 1353 haben wir nun ein genaues Inventar der Spolien, welche in den Jahren 1343—1350 in den päpstlichen Schatz geflossen waren und dort noch gesondert aufbewahrt wurden. Eine wie reiche Beute aber dabei für die Bibliothek abfiel, beweisen die 1200 Bände, die allein aus jenen sieben Jahren im Inventar verzeichnet sind. So muß denn das Spolienrecht, zumal für das ganze 14. Jahrhundert, als die reichste und ergiebigste Bücherquelle der päpstlichen Bibliothek angesehen werden.

II.

Die Befestigung des päpstlichen Palastes zu Avignon mit dessen Um- und Ausbau war unter Innocenz VI. so weit vollendet, daß Froissart mit Recht das ganze Bauwerk schildern durfte als la plus belle et la plus forte maison du monde et la plus aisie à tenir, mais que ceulx, qui dedens seroient enclos, euissent vivres. In diesem weitläufigen Schlosse bewohnten die Päpste selbst den bestgelegenen Flügel oder Turm, der einerseits am sichersten gegen den Nordwind, den Mistral der Provençalen, geschützt war, anderseits die freundlichste Aussicht auf die Gärten, einen Teil der Stadt und weiterhin auf die herrliche Landschaft bis zu den Alpen gewährte. Die päpstlichen Regesten und andere Aktenstücke jener Zeit nennen diesen Teil der Burg den Engelsturm, turris ss. Angelorum. Die Räumlichkeiten dieses Turmes bargen den päpstlichen Schatz, dienten dem Papste zur Wohnung bei Tag und Nacht, sie enthielten die Kapelle des hl. Michael und als einen Teil des Schatzes die päpstliche Bibliothek mit dem Archiv, welche somit den päpstlichen Wohnzimmern zunächst lag. Im übrigen war die Verbindung von Schatz und Bibliothek mit Archiv an den fürstlichen Höfen jener Zeit gang und gäbe.

Hier beim päpstlichen Hofe müssen wir nach den Inventaren die ganze Büchersammlung uns in zwei Hauptteilen getrennt denken. Der eine Teil lag mehr verpackt in Kisten und Kasten nach Art anderer Wertgegenstände

des Schatzes, um zur richtigen Stunde entweder der eigentlichen Bibliothek eingereiht zu werden oder aber, besonders wo es sich um Bücher handelte, die schon in andern Exemplaren sich vorfanden, verschenkt oder verkauft zu werden. Der zweite Teil, den wir die eigentliche Bibliothek nennen, war dementsprechend in den Zimmern zum Gebrauche des Papstes und der Kurie aufgestellt und geordnet. Aber auch so galten diese Bücher immer noch als ein integraler Teil des thesaurus oder der camera. Die Gesamtbibliothek nebst dem ganzen Schatze hat man demnach von Benedikt XII. (ca. 1338) bis zum Jahre 1411 in dem Turme zu suchen, der heute turris ss. Angelorum heißt. Dies ist das Resultat der sehr eingehenden fachmännischen Forschungen, welche P. Ehrle mit fast übertriebener Genauigkeit und deutscher Gründlichkeit über die Lage der Bibliothek im päpstlichen Palast an Ort und Stelle gemacht und in seinem erwähnten Werke niedergelegt hat.

Trat man von dem päpstlichen Studierzimmer in die Bibliotheksräume ein, so gewahrte man dort hohe Büchergestelle mit Büchern gefüllt bis obenan, dazu die nötigen Bücherleitern, um die oberen Gefächer erreichen zu können. In andern Räumen fanden sich Wandschränke zum selben Behufe der Aufbewahrung von Büchern; besonders die Archivalien und wichtigere Aktenstücke waren allda aufgehoben in Schränken und Kasten mit doppeltem Verschluß. In den päpstlichen Rechnungsbüchern kann man gar lesen, wie viel und was für Holz zu diesen Zwecken geschnitten, wie viel Tage die Schreiner an den Schränken und Leitern gearbeitet, wie viel Lohn sie erhalten, was die Verschlüsse gekostet haben u. s. w. Es mögen aber diese Einzelheiten den Fachleuten überlassen bleiben, den Schlosser- und Schreinermeistern. Sagen wir lieber ein Wort über die Verfertiger der Bücher selbst und das Material, das sie dazu verwendeten.

Fast alle Codices, die der avignonesische Palast barg, waren aus Pergament hergestellt. Das wenig gebrauchte Papier aber beschaffte man sich auch hier in Frankreich im 14. Jahrhundert von der weltberühmten Papierfabrik zu Fabriano in der Mark Ancona. Das Pergament, ein sehr gangbarer Handelsartikel, lieferten vielfach die Juden. „Am 10. Juni [1376]", so verzeichnet der Rechnungsführer von Avignon, „wurden dem Juden Isaak Marnat bezahlt 25 Dutzend Pergamente von jungen Lämmern, für jedes Dutzend je zwei Goldgulden, und zwei Dutzend Ziegenfelle, das Dutzend zu 30 Goldgulden: das beläuft sich — Salvetus, seinem Sohn, ward es in die Hand gezählt — auf 110 Gulden." Das so erstandene Pergament bedurfte aber vor seiner Benutzung noch vielfältiger Zubereitung,

und diese lag den Schreibern selbst oder ihren Gehilfen ob. Jedoch war es eine eigene Arbeit, die auch besonders bezahlt ward, wie wir hinwiederum aus den Zahlungen des päpstlichen Hausmeisters ersehen. Das Pergament mußte also zunächst gereinigt und geschabt werden, was mit dem Messer geschah; man nannte dies die rasura pergameni. Unebenheiten der Haut, kleinere Haare oder Nerven, die trotzdem noch zurückgeblieben, wurden alsdann durch Reiben mit dem Bimsstein sorgfältig entfernt, worauf die so geglätteten und mit Kreide bestrichenen Pergamentblätter zu Heften, Quaternen oder Sexternen, zusammengestellt und mit Linien durchzogen wurden. Nun konnte der Schreiber seine Arbeit beginnen. Für die Initialen aber, für die Randverzierungen und Bilder zur Ausschmückung ließ er den entsprechenden Raum frei, damit der sogen. Illuminator nach ihm mit Farben und Gold das Buch vollende.

So „erhielt am 19. April [1342] der Magister Andree de Bennays, der Bücherilluminator, für die Ausmalung des 6. Buches der Erklärung des Evangeliums nach Matthäus seine Ausbezahlung, und zwar für 36 Goldbuchstaben, das Stück zu 6 Denaren, 18 Schilling — und für 550 bunte Buchstaben in demselben Buch, das Hundert zu 9 Schilling, 49 Schilling und 6 Denare — und für 1500 Paragraphe und Versikel, das Hundert zu 9 Denaren, 11 Schilling und 3 Denare — und für Einband und Decke mit 4 seidenen Schließen 30 Schilling“.

Diese Zubereitung und Herstellung der Bücher, so mühsam sie war, wurde den mittelalterlichen Gelehrten dennoch so lieb, daß sie in ihren Werken oft und viel davon reden im Scherz und im Ernst. Die Mönche und Bischöfe zumal bedienen sich der Beschreibung dieses ganzen Herganges wie im Bilde und zum Vergleiche mit Christus, der das Buch des Lebens ist und in seinem bitteren Leiden beschrieben ward. Cäsarius von Heisterbach schreibt[1]: „Das Buch des Lebens ist Christus. . . . Auf seinem Leibe in seine Haut waren eingeschrieben die kleineren schwarzen Buchstaben durch die schwarzblauen Geißelstriemen, die großen roten Initialen durch das Einschlagen der Nägel, selbst die Punkte und Kommata durch das Stechen der Dornen. Und sehr wohl war eben diese heilige Haut vorher wie mit Bimsstein zerrieben durch vieles Stoßen und Schlagen, durch Maulschellen und Speichel aber wie mit Kreide bestrichen, und mit dem Rohre in der Hand wurden die Linien gezogen.“

[1] Dial. miraculorum VIII, 35.

Doch kehren wir zurück zu den Schreibern der Bibliothek von Avignon. Am päpstlichen Hofe gab es verschiedene Arten von Schreibern. Der Papst hatte seinen Geheimschreiber (scriptor domini nostri); er hatte aber auch zur Besorgung der Rechnungen der Küchenmeister seinen Schreiber und der Stallmeister für seine Pferde nicht weniger. Die Hauptschar der Schreiber, die nicht klein war, beschäftigte sich mit der Ausfertigung und Kopierung der päpstlichen Sendschreiben, die von der Kurie aus in alle Welt gingen. Sie wurden die grossatores genannt, weil sie die abgekürzte Notenschrift, das Konzept, ausführlich zu Papier brachten. Da jeder von diesen am Jahrestage der Krönung des Papstes ein Hühnchen erhielt, so besagen uns wiederum die Rechnungen und Ausgaben die genaue Zahl derselben im Jahre 1356; denn dort werden den grossatores 20 Gulden ausbezahlt für 100 Stück Hühner, von denen jeder je eines erhalten soll. Außer diesen genannten Schreibern gab es aber noch eine letzte Klasse, die wohl nicht ständig am Hofe gehalten war, sondern für bestimmte Zeiten und Arbeiten gedungen wurde. Das waren nun die eigentlichen Bibliotheksschreiber, welche im Auftrage des Papstes neue Handschriften für die Bücherei lieferten. Es fanden sich deren an der Kurie verhältnismäßig wenige, da man ja auch anderswo, z. B. in Paris, Bücher abschreiben ließ und man auf andere kürzere und wohlfeilere Weise schneller zu guten Büchern kam, wie das oben des näheren geschildert wurde. Ähnlich wie mit dieser letzten Art von Schreibern verhielt es sich mit den Buchbindern und den Illuminatoren. Alle aber standen unter einem Prälaten der Kurie, der wohl den Titel praefectus scriptorum führte. Eben diesem fiel denn auch die Verwaltung der Bücherschätze und der Bibliothek zu, so daß man in ihm den Bibliothekar der avignonesischen Bücherei zu suchen hat, wenn er auch vielleicht nicht einmal an erster Stelle dieses Amt verwaltete und auch nicht mit dem Titel Bibliothekar zunächst und zumeist genannt und geehrt war. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts war das Amt des praefectus bibliothecae vereinigt mit dem des päpstlichen Beichtvaters und lag damals mehreremal nacheinander in der Hand eines Augustinermönches, ohne daß dadurch eine feste Regel oder gar ein Gesetz für die Besetzung dieser Stellen sich damals schon herausgebildet hätte. Nachher wie vorher sehen wir auch andere Mönche und Bischöfe in eben diesen Ämtern.

III.

Bot die Regierungszeit der ersten Päpste zu Avignon die beste Gelegenheit, um die Herkunft der Codices in der päpstlichen Bibliothek eingehender zu schildern, gewährte das Pontifikat Innocenz' VI. und die Vollendung des Palastes zu Avignon den willkommenen Anlaß, die Räumlichkeiten im Palaste zu erforschen, in denen die Büchersammlung ihren eigentlichen Sitz hatte, und die ganze äußere Einrichtung und Gestaltung der Bücherei zu betrachten, so führen die beiden folgenden Päpste mit dem, was sie für die Bibliothek thaten, ungesucht und ungezwungen zu dem, was noch am Bilde der Avenionensis fehlt. Es ist die Hauptsache! Wir kennen noch nicht den Inhalt, die innere Gestaltung des neuen päpstlichen Bücherschatzes.

Zum Glück haben wir zwei gute Kataloge aus den Jahren 1369 und 1375, die sich wenigstens für unsere Zwecke insofern ergänzen, als der erstere, da er mehr nach Art und als Teil eines Schatzinventars erscheint, vollständiger als der zweite den gesamten Bücherreichtum des päpstlichen Palastes verzeichnet, während der vom Jahre 1375 mehr nach Katalogsart uns genauer unterrichtet über das, was wir oben die eigentliche Bibliothek nannten, über den ganzen Inhalt der einzelnen Codices und über die Anordnung und Einrichtung der Bibliothek nach den verschiedenen Disziplinen. Daher kommt es, daß der erstere außer den Codices der Bücherei auch die Pergamente und Register, d. h. das ganze päpstliche Archiv inventarisiert, während der zweite naturgemäß auch die Bücher aufführt, welche nach 1370 zumal mit der ausgezeichneten Privatbibliothek Gregors XI. in die Papstbibliothek kamen. Diese letzteren kostbaren Bücher, die Gregor vor seiner Wahl sich angeschafft hatte, werden deshalb im Kataloge von 1375, wohl als Teil der Bibliothek, aber doch noch für sich getrennt von den übrigen, denen sie noch nicht eingereiht sind, eigens aufgezählt.

Als Urban V. 1367 endlich zum Jubel aller Gutgesinnten nach Italien und Rom zog, ließ er in Avignon als seinen Stellvertreter und Hüter des Palastes den Kardinal Philippus de Cabassole zurück. Durch ein Schreiben von St. Peter aus unter dem 27. Februar 1369 entbietet er ihn zu sich nach Rom, trägt ihm aber dabei auf, vorher ein genaues Schatzinventar anfertigen zu lassen. Das that der Kardinal mit außerordentlicher Genauigkeit und Ausführlichkeit in den Monaten März und April desselben Jahres, so daß wir diesem seinem Eifer als Teil des Gesamtinventars

„das Verzeichnis aller Bücher“ verdanken, „welche im Palaste existierten“. So besagt es nämlich die Aufschrift des Kataloges vom Jahre 1369. Diesem Kataloge geht unmittelbar vorauf ein Archivverzeichnis mit folgender Überschrift: „Es folgen Privilegien, Briefe und andere verschiedene Instrumente in den unten beschriebenen Koffern, die sich im Erdgeschoß des Turmes der Schatzkammer befinden.“ Und zum guten Schluß nach dem vollständigen Bücherverzeichnis, das nicht weniger als 2059 Nummern umfaßt, „folgt das Inventar der Bücher, Register und Apostolischen Briefe der verschiedenen Herren Päpste, welche sich finden in dem Zimmer unter dem Studium unseres Herrn, des Papstes, eben dort, wo er zum Eintritt ins Konsistorium die Kleider anlegt“. Hier wird alsdann, wenn auch ziemlich summarisch, der Katalog der Papstregesten, des eigentlichen päpstlichen Archivs, gegeben.

Die 2059 Bücher oder Nummern waren aufgestellt in zwei Kapellen und in drei Zimmern, ein großer Teil jedoch lag in Kisten und Kasten oder befand sich „im unteren Geschosse des Turmes der Schatzkammer unter dem Schlafzimmer des Papstes“. Dort allein werden 355 Codices verzeichnet. Alle diese Räumlichkeiten aber gehörten zu dem Turme, den wir vorhin mit seinem eigentlichen Namen als turris ss. Angelorum bezeichnet haben. Da Urban V. bei seiner Romreise eine Anzahl Bücher nebst Kopien wichtiger Aktenstücke aus dem Archiv mitnahm, so war die Bibliothek bei der Aufnahme des Inventars vom Jahre 1369 wohl nicht vollzählig, wurde es aber bald wieder, als Urban im folgenden Jahre schon trotz aller Bitten der Römer, trotz der Mahnung Petrarcas, trotz der Drohung der hl. Birgitta, daß er sterben müsse, sobald er Italien verlasse, in die französische Heimat zurückkehrte. Am 19. Dezember desselben Jahres 1370 verschied er.

Ihm folgte am 30. Dezember der letzte Papst, den Frankreich der Kirche gegeben, Gregor XI. Gelehrt und fein gebildet, hatte er Sinn und Herz für die Bibliothek. Es zeugt davon zunächst die ausgewählte, wohlgeordnete Büchersammlung, welche Gregor bereits als Kardinal besaß. Reich war sie und kostbar, zählte sie doch gegen 220 Codices aus allen Disziplinen. Wie es wohl Sitte war, blieb diese Privatbibliothek wenigstens zu des Papstes Lebzeiten gesondert von den andern Büchern, ward aber als Teil der Gesamtbücherei betrachtet und behandelt, um später derselben förmlich eingereiht und einverleibt zu werden. Ein noch besserer Zeuge von dem Interesse, das Gregor für die Büchersammlung hegte, ist

der Katalog selbst aus dem Jahre 1375. Ward derselbe ja nicht bloß auf Geheiß des Papstes angelegt, sondern muß einfachhin als sein Werk ihm zugeschrieben werden, was hinwiederum um so höher anzuschlagen ist, als wir hier zum erstenmal eine relativ vollkommene Bücher- und Katalogordnung antreffen.

Die dem Katalog voraufgehende Neuordnung der Bücher in den verschiedenen Räumlichkeiten der Bibliothek, die Einteilung und Abteilung der einzelnen Materien und Disziplinen durch Tafeln, sowie die Numerierung der einzelnen Bände muß deshalb auch von ihm herstammen. Dieses päpstliche Bücherverzeichnis trug die Aufschrift: „Register aller Bücher aus der Bibliothek unseres Herrn des Papstes geordnet und eingeteilt durch Tafeln, die hergestellt sind nach dem klugen Plan Rogerios de Bello Forti, durch Gottes Gnade Papst Gregor XI. im Jahre des Herrn 1375, und niedergeschrieben von Fr. Petrus Amelii de Benaco.“ Der Augustinermönch Petrus Amelii scheint die rechte Hand des Papstes bei dieser Arbeit gewesen zu sein. Er war schon seit 1369 Gehilfe des päpstlichen Bibliothekars Raimund Daconis und folgte diesem in seinem Amte 1375. Wir bemerkten eben, daß in dem Inventar Gregors die Privatbibliothek des Papstes nicht in den eigentlichen Katalog, das sogen. Inventarium, aufgenommen war, sondern einen Teil für sich bildete, der aber selbst hinwiederum in ähnlicher Weise katalogisiert war wie die große Bibliothek. Außer diesen beiden Hauptteilen wird aber im Inventar noch ein dritter verzeichnet, etwa 180 Bände aus allen Disziplinen, der, obgleich in denselben Räumen mit der großen Bibliothek aufgestellt und geordnet, dennoch in die Tafelordnung nicht aufgenommen war. Diese 180 Bücher finden sich nämlich im Kataloge unter dem Titel: „Bücher in der großen Bibliothek außerhalb des Inventars der Tafeln.“ Unter diesen Tafeln, deren fünf waren, haben wir uns hier wirkliche Tafeln aus Holz oder Pergament zu denken, die mit entsprechender Inschrift deutlich angaben, was für Bücher und wie viele zu ihrem Bereiche gehörten.

Trotz dieser verhältnismäßig guten Anordnung der Bibliothek und ihres Katalogs war dieselbe dennoch nicht so genau und vollkommen, wie z. B. die innere Einrichtung der Büchersammlung der Sorbonne. Es kann das aber keinen wundernehmen, der den verschiedenen Zweck beider Bibliotheken im Auge behält. Die Bibliothek der Sorbonne diente nämlich einer großen Schar von Schülern und Gelehrten, die hier des Studiums halber zusammenkamen oder auch von hier Bücher entliehen.

Ohne peinliche Ordnung und ohne die genaueste Katalogisierung wäre diese Benutzung unmöglich gewesen. Die päpstliche Bibliothek hingegen muß als Privatbibliothek angesehen werden, die dem Papste selbst und seinen Beamten sowie denen diente, welche ausdrücklich und im einzelnen Falle vom Papste dazu ermächtigt wurden. So konnte dieselbe auch ohne jene Genauigkeit in der Anordnung und Aufstellung ihren Zweck vollständig erreichen, und Gefahr der Unordnung war dabei nicht vorhanden. Aus eben diesem Unterschiede erklärt es sich auch, daß wir in der Sorbonensis nicht weniger als 300 Codices angekettet finden zum alltäglichen Gebrauch der Studierenden an Ort und Stelle, während von den Büchern der Avenionensis keines in der Bibliothek festgekettet war.

Was Zahl und Reichtum der Bücher angeht, so kennen wir außer der päpstlichen Bibliothek und der Sammlung an der Sorbonne aus dem ganzen 14. Jahrhundert keine einzige, welche 1000 Bände umfaßte. Die Sorbonensis hatte im Jahre 1338 schon 1722 Codices; ob sie bis zum Ende des Jahrhunderts großen Zuwachs zu verzeichnen hatte und welchen, wissen wir nicht. Soweit unsere Kunde deshalb reicht, übertrifft die Avenionensis mit ihren 2000 Handschriften an Zahl alle gleichzeitigen Bibliotheken, so aber, daß die Sorbonensis jedenfalls mit ihr um diesen Vorrang stritt. Auch in der inneren Gestaltung und Zusammensetzung der Büchersammlung gleichen sich diese beiden großen Büchereien gar sehr. Wie es aber schon bei der Bonifatiana hervorgehoben wurde, ergiebt sich der Charakter der päpstlichen Bibliothek einerseits aus deren Hauptbestimmung, aus ihrem Zweck, und anderseits aus den Quellen, denen die Papstbibliothek ihre Codices entnahm. Beides, Bestimmung und Herkunft der Bücher, war, wenn nicht gleich, so doch überaus ähnlich im 13. und 14. Jahrhundert; wenn daher die Bonifatiana auch nur den dritten Teil der Bücherzahl zu Avignon enthielt und wenn sie auch unter italienischem Himmel gesammelt war, der Grundzug, der Grundcharakter war in den beiden päpstlichen Bibliotheken derselbe. Was demnach früher über die Bonifatiana und ihre Beziehungen zur Sorbonensis gesagt, soll hier nicht wiederholt werden. Wir begnügen uns damit, einzelne Eigentümlichkeiten, welche die Avenionensis auszeichnen, in Kürze hervorzuheben.

Für die Heilige Schrift, die ganz oder in ihren einzelnen Büchern überaus reich vertreten war, sowie für die biblische Exegese werden gegen 300 Werke verzeichnet; während aber in der Bonifatiana unter den Bibelerklärern Hugo a Santo Charo den ersten Platz einnahm, muß er diesen

hier in Avignon Nikolaus de Lira einräumen. Finden sich nicht wenige und zwar seltene Exemplare von Dominicus Grimae und Armandus de Bellovisu, so hat das seinen Grund in dem Umstand, daß die genannten Exegeten zu jener Zeit eben am avignonesischen Hofe die Schrift erklärten. Mit Väterwerken ist die päpstliche Bibliothek so gut bestellt, daß sie hierin für ihr Zeitalter unstreitig die reichhaltigste war. Augustinus, der freilich in allen mittelalterlichen Bibliotheken an Bändezahl alle andern Väter übertrifft, erscheint in Avignon mit über 100 Codices, und insgesamt weist die Rubrik „Kirchenväter und ältere Kirchenschriftsteller“ über 400 Werke auf, die etwa 75 verschiedenen Autoren zufallen. Wie Augustinus unter den Vätern, so ragt unter den Scholastikern Thomas von Aquin hervor; wir zählen von ihm allein im Kataloge 105 Bände. Darunter war eine besonders kostbare Ausgabe seiner Werke, von denen P. Ehrle noch 14 Bände in der Vaticana fand. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es die Prachtausgabe, welche Johann XXII. bei Gelegenheit der Heiligsprechung des Doctor angelicus im Jahre 1323 verehrt wurde. In der Hochschätzung des Kirchenlehrers aber stritten sich mit Johann XXII. seine beiden unmittelbaren Nachfolger, von denen Klemens VI. als Professor zu Paris dem Aquinaten in seiner Lehre treu anhing, während Innocenz VI. ihn mit seiner Beredsamkeit verherrlichte.

Als eine Rarität unter den theologischen Werken müssen wir die Schriften von Petrus Johannes Olivi, sowie die echten und unechten des Abtes Joachim verzeichnen. Nirgendwo in einer Bibliothek finden sich diese so zahlreich, so vollzählig wie hier, so daß man mit Sicherheit behaupten darf, die Obsorge der Päpste gegen gefährliche und der Häresie verdächtige Schriften habe die Bücher jener beiden Autoren in den Klöstern sammeln und in der päpstlichen Bibliothek hinterlegen lassen, um sie unschädlich zu machen. Petrus Johannes Olivi ist dort mit 17, der Prophet Joachim mit 12 Nummern vertreten. Eine gleich große Seltenheit wird im Katalog des Jahres 1369 schon aufgeführt mit den Worten: „Item 116 Bücher mit hebräischer Schrift.“ Aber auch diese Hebraica hatten ähnlichen Ursprung wie die eben erwähnten. Im Jahre 1320 befahl nämlich Johann XXII., den Juden die libri talmudici zu nehmen, um sie zu Avignon von Theologen prüfen zu lassen; dies geschah ebendort durch den Minoritenmönch Johannes de Gaure. Es wird im Verzeichnis der Ausgaben berichtet, daß dieser nach Avignon beschieden war und dort für die Untersuchung der hebräischen Bücher seinen Lohn erhielt.

Mehr als wahrscheinlich ist es, daß auf diese Weise bei jener Gelegenheit die 116 Codices in der päpstlichen Bibliothek verblieben. Außerdem kennt das Inventar noch folgende Hebraica: „Item 3 Bücher mit hebräischer Schrift auf Papier"; „Item ein anderes großes Buch mit doppelten Kolonnen und hebräischer Schrift."

Das Studium des Griechischen war im Rückgang begriffen. Gleichwohl finden wir hier immer noch sechs oder sieben griechische Werke: „Item 5 Bücher mit griechischer Schrift, vier sind von Papier, das fünfte von Pergament"; „Item ein gewisses großes Buch von Papier, in griechischer Schrift und in grünes Leder gebunden"; „Item liber autoritatum diversorum sanctorum lateinisch und griechisch geschrieben, in rotem Leder; es beginnt in der zweiten Spalte des zweiten Blattes mit ‚per' und schließt in rot auf dem vorletzten Blatt mit ‚3 G'." Schon aus der Art, in welcher hier die griechischen Bücher beschrieben sind, geht hervor, daß das Griechische nicht mehr besonders gepflegt ward.

Im übrigen, wie sehr auch im allgemeinen die Pflege der Klassiker abwärts ging, nahmen sich die Päpste von Avignon derselben besonders an, so daß die Avenionensis in diesem Punkte viel besser bestellt war als die Bonifatiana. 25 lateinische Autoren mit ihren Werken werden aufgezählt, von Cicero auch der für jene Zeit so seltene Codex seiner Reden. Im Katalog von 1369 heißt es: „Item viele Bücher von Tullius, die sich selten finden, in einem großen Bande, die da anfangen in der zweiten Spalte des ersten Blattes mit ‚enim' und schließen in der letzten Spalte des vorletzten Blattes mit ‚Siracussis'." Es wird dann aber im Index des Jahres 1375 im einzelnen angegeben, was alles dieser kostbare Band von Cicero enthält. Für jene Zeit waren es in der That viele und seltene Schätze, nämlich außer der Rhetorik und den Reden: De oratore, De legibus, Paradoxa, Hortensius, De finibus bonorum et malorum, Disputationes tusculanae, De deorum natura, Cato maior, De divinatione, De fato, Laelius, De officiis, De re militari [publica?], De essentia mundi (?).

Wie sehr Klemens VI. um Ciceros Werke sich mühte und sich dabei Petrarcas bediente, wurde oben schon erwähnt; noch mehr tritt dieser Eifer für die Klassiker bei Gregor XI. hervor, so zwar, daß man ihn einen Vorläufer der Renaissance nennen kann. Gregors Briefe in den Regesten liefern dafür die schönsten Beweise. In Vercelli läßt er nach Trogus Pompeius [1]

---

[1] Vgl. Teuffel, Geschichte der römischen Litteratur (Leipzig 1870) S. 483 ff.

suchen, „weil das genannte Buch unserem Sinn allzu lieb ist und noch lieber wäre, wenn wir es hier vor unseren Augen hätten“. „Deshalb“, so schreibt er weiter an den Bischof von Vercelli, „bitten wir dich inständig, daß du dich mit Nachdruck um die Auffindung des Buches mühest und, sobald du es gefunden, durch einen zuverlässigen Boten es uns zu übersenden nicht zögerst; gar großen Gefallen wirst du uns damit erweisen.“ Am 11. August 1374 schreibt er an den Pariser Kanonikus Bernardus Cariti, den Apostolischen Nuntius daselbst: „Deiner Diskretion geben wir durch Gegenwärtiges den ausdrücklichen Befehl, daß du zu Paris in den Bibliotheken der Sorbonne (in loco Serbone) emsig Nachforschungen anstellen lassest nach den Werken des Tullius Cicero, welche du auf beiliegendem Zettel verzeichnet findest. Und wenn du sie oder einige davon oder auch nur ein einziges derselben aufgefunden hast, wie wir denn vernommen haben, daß sich früher solche dort vorfanden, so sollst du von denselben für uns durch tüchtige, kundige Schreiber sofort eine Abschrift nehmen lassen und sie in der Abschrift uns sobald als möglich durch einen treuen Überbringer senden; habe wohl acht, daß du dabei keine Nachlässigkeit und keinen Fehler dir zu Schulden kommen lassest.“

Unter demselben Datum wendet er sich brieflich an den Kardinal Guilelmus Nouelletus, giebt seiner Trauer über den Tod Petrarcas Ausdruck, „aber da das (Sterben) nun allen natürlich, nachdem wir ihn selbst entbehren müssen, wollen wir gar zu gerne seine Bücher haben“. Alsdann giebt er dem Kardinal den Auftrag, alle Werke desselben aufstöbern und für ihn abschreiben zu lassen, und darauf verzeichnet er im einzelnen die Schriften Petrarcas, die ihm am meisten am Herzen lagen, damit er namentlich um diese sich mühe. Ein Frühlingswehen des Zeitalters des Humanismus ist nicht zu verkennen, muß aber hier um so mehr rühmend verzeichnet werden, weil dieser Eifer der Päpste zu Avignon keine Vorläufer und Vorbilder hatte und derselbe anderseits noch so rein und frei war von den humanistischen Auswüchsen späterer Zeiten.

Die Rechtswissenschaft war in zahlreichen Bänden und mit etwa 50 Autoren vertreten, die Philosophie zählte ungefähr 20 Autoren, die Medizin deren 10, die Astronomie den Alfraganus, den Alkindus, den Arzachel, Leo de Balneolis, Marchianus und Ptolemäus nebst verschiedenen anonymen Sachen aus jenen Disziplinen, und schließlich die Geschichtschreibung einige 30 Verfasser.

Was in der päpstlichen Bibliothek fehlte, nicht zu ihren Schanden, das waren jene zwei Arten von Litteratur, welche sich um so zahlreicher in den Laienbibliotheken der Fürsten und Könige jener Zeit vorfinden. Wir meinen Romanlitteratur im weiteren Sinne oder besser Schriften in der Volkssprache und astrologische Bücher. Von Astrologie und ähnlichem abergläubischen Zeug findet sich in der Avenionensis nichts, von Schriften in der Volkssprache nur 4 Codices, während, um einen Vergleich anzustellen, die gleichzeitige Bibliothek der französischen Könige unter ihren 1239 Bänden aus den Jahren 1373 bis 1424 weit über 400 in der Volkssprache geschriebene, beinahe 200 aus dem Gebiete der Dichtung und schönen Litteratur und gegen 150 Codices der Astrologie und der übrigen Geheimwissenschaft verzeichnet.

Über das Alter der Codices in der Avenionensis ist dasselbe zu sagen wie bei der Bonifatiana. Kein Buch reicht über das 12. Jahrhundert zurück; fast alle stammen aus der Zeit, in welcher sich die Bibliothek bildete, aus dem 13. und zumeist aus dem 14. Jahrhundert. Damit hätten wir aber auch das Bild der päpstlichen Bibliothek im 14. Jahrhundert gezeichnet. Mit Gregor XI. hatte die Herrlichkeit zu Avignon überhaupt so ziemlich ihr Ende. Die Bibliothek hatte ihre Pflicht gethan, nun konnte sie verschwinden.

Über die weiteren Schicksale der Avenionensis soll noch kurz ein Wort zum Abschluß beigefügt werden. Zunächst darf man rühmend hervorheben, daß die Päpste aus dem Überfluß von Büchern, der durch das Spolienrecht in ihren Schatz floß, den besten Gebrauch machten. Wohl hört man einigemal, daß sie eine Anzahl Bücher verkauften; aber die Hauptmasse jener überflüssigen Bücher diente ihnen zu Geschenken für die Kollegien und deren Studenten.

An vielen Universitäten hatten die Päpste Kollegien errichtet, besonders zum Frommen der Theologiestudierenden. Diese wurden nun von ihnen reich mit Unterstützungen jeder Art und zumal mit Büchern bedacht. Die Kollegien von Montpellier, von Toulouse und Bologna verdankten ihnen viel oder alles. Urban V. „unterhielt auf seine Kosten, solange er Papst war, beständig tausend Studenten der verschiedenen Disziplinen; dazu versorgte er sowohl sie als viele andere, die den Studien oblagen, mit den nötigen Büchern“ [1]. Zum Jahre 1363 enthält das Buch der päpstlichen

---

[1] Cf. *Baluze*, Vit. pap. avenion. I, 395.

Ausgaben die folgende Notiz: „Am 24. Mai wurden auf Befehl dem Herrn Bonopari, dem Subdiakon unseres Herrn, des Papstes, zum Ankauf von Büchern, die von unserem Herrn, dem Papste, für die armen Studierenden nach Bologna geschickt werden, bezahlt und übergeben, indem der scutifer des Herrn Subdiakons, Johannes de Valleta, die Zahlung entgegennahm, 300 Gulden, die zweite Zahlung 600 Gulden." Und am 21. Dezember 1366 läßt Urban seinen Leibarzt 16 Gulden ausbezahlen für Bücher der Medizin, die jener für die vom Papste unterhaltenen Medizinstudierenden zu Montpellier angeschafft hatte. Gregor XI. aber schreibt am 25. November 1375: „Unseren viellieben Söhnen, dem Rektor und den Scholaren Unseres Kollegs zu Bologna, Gruß ꝛc. Wir haben für Euch eine Bibel mit Glossen in mehreren Bänden, dazu eine Konkordanz bestimmt zum Besten der allda in Unserem Kolleg Studierenden für ewige Zeiten und senden sie nunmehr an Eure Universität mit dem strengen Geheiß, daß Bibel und Konkordanz zu dem besagten Zweck durch Ankettung oder auf andere Weise mit der gebührenden Sorgfalt sollen aufbewahrt werden." In ähnlicher Weise wurden auch verschiedene Klöster von den avignonesischen Päpsten mit Büchern reich bedacht, so, um ein Beispiel anzuführen, unter Innocenz VI. die Kartause von Ville-neuve-les-Avignon. Schon Johann XXII. beschenkte zu verschiedenen Malen Dominikaner und besonders Kartäuser mit wertvollen Büchern.

Alle diese Bücher aber, wie sehr sie von der Liberalität und dem wissenschaftlichen Eifer der Päpste zeugen, gehörten nicht zu der eigentlichen Bibliothek, wenigstens nicht zu dem Teile der päpstlichen Bücher, der, zum alltäglichen Gebrauche genau geordnet, dem Papste und der Kurie diente. Auch diese müssen wir bei ihrer Zerstreuung in alle Welt eine Strecke begleiten, ehe wir von der Avenionensis Abschied nehmen.

Bis zum Jahre 1408 verblieb die Bibliothek ungeschmälert in der turris ss. Angelorum; ja sie wurde noch von den Gegenpäpsten Klemens VII. (Robert von Genf) und Benedikt XIII. (Peter von Luna) bedeutend vermehrt. Aber eben in diesem Jahre floh Peter von Luna, selbst ein Bibliophile, mit einem großen Teile der Büchersammlung nach Peniscola in Spanien. Nach Beilegung des Schismas erhielt zwar der von Martin V. beauftragte Kardinallegat de Foix im Jahre 1429 die Schätze zurück; jedoch verblieben die meisten Bücher in den Händen des Legaten, der sie hinwiederum 1457 dem von ihm gegründeten Kolleg zu Toulouse schenkte. Hier standen sie und wurden Jahrhunderte hindurch

eifrig benutzt, bis sie in Revolutionszeiten zu 40 Sous das Stück verschleudert wurden und in die Colbertiana kamen, von wo sie schließlich ihren Weg in die Nationalbibliothek zu Paris fanden, in der sie heute noch aufbewahrt werden.

Von den Büchern, die zu Avignon zurückgeblieben waren, ließ Martin V. schon im Jahre 1418 eine kleine Anzahl nach Rom bringen. Das Archiv verblieb immer noch daselbst bis zur Regierungszeit Pius' V., der endlich 1566 nicht bloß das Archiv mit 157 Regestenbänden, 70 Bänden über das Schisma und zahllosen andern Aktenstücken, sondern auch 42 Codices nach Rom heimführen ließ [1]. Immerhin war eine Anzahl von Archivbänden noch über 200 Jahre in Avignon mancherlei Gefahren und Schicksalen ausgesetzt. Erst im Jahre 1783 wurden dieselben durch Überführung nach Rom vor dem Untergange, der ihnen drohte, gerettet [2]. Die größere Zahl der avignonesischen Codices kam jedoch in die Bibliothek des Fürsten Borghese, bis diese durch Kauf unter Leo XIII. an die Vaticana gelangte. Es waren ungefähr 300 Bände, welche am Ende des 16. Jahrhunderts von Avignon nach Rom heimkehrten, dann aber in den Besitz der Familie des damals regierenden Papstes Klemens VIII. übergingen und so durch Erbschaft zugleich mit dem übrigen Vermögen des Hauses Aldobrandini an die Borghese kamen, um schließlich im Jahre 1891 durch die Munificenz Leos XIII. glücklich in die Vaticana einzulaufen [3].

Alles in allem ist die Avenionensis die großartigste Büchersammlung des 14. Jahrhunderts, die ihren Gründern wahrlich nicht zur Schande gereicht. Und wenn man auch von ihr in einem wahren Sinne sagen kann: „Wie gewonnen, so zerronnen", so bleibt ihre Geschichte immer ein Ruhmesblatt für das Papsttum in jener seiner traurigsten Zeit.

---

[1] Cf. *Münz*, La bibl. du Vatican au XVIe siècle p. 116 s.
[2] Vgl. Ehrle, Hist. Jahrb. XI, 727 ff.
[3] Cf. *Dorez*, Revue des bibliothèques (1892) p. 86 s.

Joseph Hilgers S. J.

Ursprung der Lauretanischen Litanei.

Als P. Dreves S. J. in Bd. XLVIII, S. 578 dieser Blätter aus einem 1503 gedruckten Officium Marianum eine der jetzigen Muttergotteslitanei sehr nahe kommende Litanei zur allerseligsten Jungfrau veröffentlichte, bemerkte er eingangs: „Über die Geschichte der Lauretanischen Litanei fehlen uns fast alle Nachrichten. Wer sich überzeugen will, wie dürftig unsere Kenntnis in dieser Hinsicht ist, der hat nur nachzulesen, was uns das neue Kirchenlexikon s. v. Litaneien über die Litanei von Loreto zu berichten weiß." Die erste Schrift, die in geschichtlich-wissenschaftlicher Weise über den dunkeln Ursprung der Lauretanischen Litanei Licht zu verbreiten suchte, war das Werkchen, welches Joseph Sauren unter dem Titel „Die Lauretanische Litanei nach Ursprung, Geschichte und Inhalt" 1895 herausgab. Bei einer Besprechung, welche P. Dreves in Bd. L, S. 100 dieser Zeitschrift ihr widmete, konnte derselbe gleichzeitig eine zweite, der Lauretana verwandte Muttergotteslitanei zum Abdruck bringen, die er in dem sehr seltenen Büchlein: Officium B. M. V. Venetiis, in officina Francisci Marcolini, 1545, gefunden hatte. Nicht gar lange nachher begann P. Angelo de Santi S. J. in der Civiltà cattolica eine Reihe von Artikeln über die Geschichte der Lauretanischen Litanei, die Frucht sorgfältigster und eingehendster Studien. Der Verfasser konnte in diesen Aufsätzen, die später in erweiterter Form als Sonderausgabe unter dem Titel Le Litanie Lauretane erschienen, das Ergebnis der verdienstlichen Saurenschen Untersuchungen nicht nur vervollständigen, sondern auch in wesentlichen Punkten berichtigen.

Über das Alter der Lauretanischen Litanei sind sehr übertriebene Angaben gemacht worden. Am vorsichtigsten drückt sich das Kirchenlexikon aus, wenn es bemerkt: „Ob dieselbe (die Lauretanische Litanei) erst zu Loreto entstanden ist oder schon vor der Übertragung des heiligen Hauses im Jahre 1294 existiert hat, ist bis jetzt noch in Dunkel gehüllt." [1] Andere sind weit beherzter. Gundinger läßt den Ursprung der Lauretanischen Litanei sich ins graue Altertum verlieren [2]. Nach Nicolas wäre sie bereits unter Gregor d. Gr. in Gebrauch gewesen und soll sie damals durch das plötzliche Aufhören einer Pest infolge einer Prozession, bei der sie gesungen wurde, ihre Weihe erhalten haben [3]. Moroni belehrt uns: „Die Lauretanische Litanei ist uralt, und man nimmt nicht ohne Grund an, sie stamme aus den ersten Jahrhunderten der Kirche. Alle kirchlichen Schriftsteller versichern, sie hätte das höchste Alter." Dann erzählt er, Papst Sergius I. habe 687 verordnet, es sollte die Litanei alle Jahre am Feste Mariä Verkündigung recitiert

---

[1] Bd. VII, Sp. 2106.

[2] Die Lauretanische Litanei (Regensburg 1847) S. 10.

[3] Die Jungfrau Maria (deutsch bei Manz, Regensburg 1860) III. Bd., 1. Tl., S. 161.

werden, eine Vorschrift, die derselbe Papst später auch auf die Feste der Geburt, Himmelfahrt und Reinigung der allerseligsten Jungfrau ausgedehnt. Schließlich versichert er: so, wie die älteste Überlieferung uns die Litanei der Gottesmutter übermittelt, wurde sie stets öffentlich und privatim von den Gläubigen gebetet[1]. Hutchison[2] und Northcote[3] lassen die Litanei sicher schon im 5. Jahrhundert existieren. D'Avino meint, sie sei eigentlich so alt wie die Kirche selbst, wenngleich sie in die jetzige Form erst im 13. oder 14. Jahrhundert gebracht sein möge[4].

Beweise werden für solche und ähnliche Datierungen nicht beigebracht. Höchstens beruft man sich auf eine uralte Tradition und die übereinstimmende Angabe aller (!) kirchlichen Schriftsteller. Wenn man aber gar die Lauretanische Litanei mit Gregor d. Gr. oder Sergius I. in Verbindung bringt, so beruht das auf einer irrigen Auffassung der Bezeichnung litania. Wenn wir nämlich im Papstbuche von einer litania lesen, so ist darunter nicht eine Litanei in unserem Sinne, sondern eine Bittprozession zu verstehen. So wenn in der Vita Sergii I. gesagt wird: Constituit ut diebus Adnuntiationis Domini . . . letania exeat a sancto Hadriano et ad sanctam Mariam populus occurrat[5]. Es ist kaum begreiflich, wie man aus der letania dieser Stelle unsere Muttergotteslitanei hat machen können. Es ist lehrreich, mit Äußerungen wie die angeführten zu vergleichen, was Schriftsteller des 18. und 17. Jahrhunderts über die Frage nach dem Alter der Lauretanischen Litanei sagen. Sie sind in ihren diesbezüglichen Äußerungen ungleich bescheidener und zurückhaltender. Murri, Benefiziat zu Loreto, setzt z. B. ihre Entstehung erst in das Ende des 15. Jahrhunderts[6]. Trombelli bemerkt, es sei schon lange zu Loreto Brauch, die Litanei zu singen. Wie alt aber derselbe sei, lasse sich schwer sagen[7]. Martorelli erklärt mit Bestimmtheit, die Lauretanische Litanei sei nicht vor der Übertragung des heiligen Hauses verfaßt worden, im übrigen aber wisse man nichts Näheres über ihre Entstehungszeit[8]. Ebenso gesteht der Theatiner Justiniani in seinem Werk Il Tempio Lauretano unumwunden, über das Alter der Litanei nichts zu wissen[9]. Der Schriftsteller, welcher am frühesten die Frage nach dem Ursprung der Lauretana berührt, ist der Dominikaner Justinus von Miechow[10]. Er kennt ihren Verfasser nicht, hält sie auch nicht für so alt wie die Allerheiligenlitanei; es genügt ihm,

---

[1] Dizionario sub Litanie Lauretane.

[2] Loreto und Nazareth (deutsch bei Manz, Regensburg 1864) S. 68.

[3] Berühmte Gnadenorte (deutsch bei Bachem, Köln 1869) S. 95.

[4] Enciclopedia dell' Ecclesiastico II (Torino 1878), art. Litanie Lauretane.

[5] *Duchesne,* Liber Pontif. I, 376.

[6] Dissertazione critico-istorica sulla identità della S. Casa di Nazarette (Loreto 1791) p. 137.

[7] Mariae sanctissimae vita ac gesta V (Bononiae 1764), 374. 375.

[8] Teatro istorico della S. Casa Nazarena II (Roma 1733), 156.

[9] Il Tempio Lauretano (Venezia 1653) p. 29.

[10] Discursus praedicabiles super Litanias Lauretanas I (Napoli 1857), 14.

daß ihr durch den kirchlichen Brauch und die Autorität der Päpste eine hinlängliche Gutheißung zu teil wurde.

Es ist eine alte Erfahrungswahrheit, die sich trotz so mancher Fehlgriffe immer wieder von neuem bestätigt: je ferner uns eine Sache rückt und je mehr sie in das geheimnisvolle Dunkel der Vergangenheit sinkt, um so größer wird die Neigung zu Legendenbildungen, um so stärker die Sucht nach möglichst früher Datierung, um so vordringlicher und hartnäckiger die in Wirklichkeit oft ganz jungen, angeblich aber uralten Traditionen. Der Nimbus des Altertums und die Patina der Vergangenheit haben für viele einen eigentümlichen, berückenden Zauber.

Die Lauretanische Litanei ist eine der verbreitetsten und beliebtesten kirchlichen Gebetsformen. Man wird schwerlich einem Andachtsbuch begegnen, in das sie nicht Aufnahme gefunden. Auch kann sie nicht bloß bei der Privatandacht der Einzelnen, sondern ebenso beim öffentlichen Gottesdienste gebraucht werden.

Es dürfte darum nicht unerwünscht sein, wenn wir im Nachfolgenden uns mit dem Ursprung und dem Alter unserer Muttergotteslitanei beschäftigen. Nach den noch immer wertvollen Untersuchungen Saurens und namentlich den lichtvollen Darlegungen P. de Santis kann das nicht mehr als zu gewagt erscheinen. Noch ist freilich nicht alles aufgeklärt. Dazu bedarf es mancher weiteren Forschungen in den Livres d'heures, Brevieren, Meß- und Gebetbüchern des Mittelalters wie des 16. Jahrhunderts. Indessen kann es nicht mehr zweifelhaft sein, daß wenigstens die Grundzüge der Entstehung der Lauretana schon jetzt hinlänglich klar vorliegen.

Die Frage nach Alter und Ursprung der Lauretanischen Litanei läßt sich nicht lösen ohne Betrachtung der mittelalterlichen Muttergotteslitaneien. Gerade der Mangel an einer genügenden Berücksichtigung dieser Litaneien hat Saurens Arbeit ihr Ziel nicht völlig erreichen lassen. Die Lauretanische Litanei steht nicht allein als Muttergotteslitanei. Früher als sie begegnen uns eine Reihe anderer Litaneien dieser Art. Von ihnen muß man notwendig ausgehen, will man in der Frage nach der Entstehung der Lauretana nicht im Dunkeln umhertappen oder gar irre gehen, sondern zu einem befriedigenden Resultat gelangen.

Die vorlauretanischen Muttergotteslitaneien lassen sich in drei Gruppen zusammenfassen.

Die erste umfaßt eine Anzahl inhaltlich sehr verschiedener und nur vereinzelt vorkommender Litaneien. Unter ihnen muß vor allen die Litanei erwähnt werden, welche sich in einem Codex der Mainzer Stadtbibliothek befindet. Sie wurde teilweise schon 1854 von Mone[1], vollständig aber erst von P. de Santi veröffentlicht[2] und stammt aus dem 12. Jahrhundert. Sie ist die älteste aller bekannten Muttergotteslitaneien; denn die seiner Zeit von O'Curry aus dem Leabhar Breac, einem irischen Manuskript des 14. Jahrhunderts, herausgegebenen und spätestens der Mitte des 8. Jahrhunderts zugeschriebenen Lobpreisungen der

[1] Hymni latini medii aevi II (Friburgi Brisg. 1854), 260 sqq.

[2] Le Litanie Lauretane p. 50 sgg.

allerseligsten Jungfrau sind keine Litanei [1]. Es fehlt ihnen alles, was eine Litanei als solche charakterisiert.

Die Mainzer Litanei ist ungemein ausgedehnt und schließt sich in ihrem Aufbau treu der Allerheiligenlitanei an. Alle Anrufungen beginnen bei ihr mit Sancta Maria. Ein Vergleich des Inhaltes derselben macht es unzweifelhaft, daß zwischen unserer Muttergotteslitanei und derjenigen der Mainzer Stadtbibliothek eine Beziehung nicht besteht.

Von zwei andern der ersten Gruppe angehörenden vorlauretanischen Litaneien befindet sich die eine am Schluß des fälschlich dem hl. Bonaventura zugeschriebenen Psalterium Marianum [2]. Dieselbe wird wohl dem 14. Jahrhundert entstammen. Die zweite ist in einem 1516 zu Venedig gedruckten Officium Romanum enthalten [3]. Beide folgen noch vollständiger als die Mainzer dem Schema der Allerheiligenlitanei. Eine Eigentümlichkeit der an zweiter Stelle genannten Litanei besteht darin, daß die Anrufungen in ihrem ersten Teil in Strophen abgeteilt sind, deren einzelne Glieder reimmäßig schließen. Für die Geschichte der Lauretanischen Litanei sind beide Muttergotteslitaneien ebenfalls kaum von Bedeutung. In der Litanei des Officium Romanum begegnet uns keine der Anrufungen der Lauretana, in derjenigen des Psalterium kehren nur drei bis vier derselben wieder.

Eine Muttergotteslitanei für die Zeit der Pest findet sich in einem Codex der Stadtbibliothek von Poggi (Provinz Arezzo) aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts [4] sowie in dem höchst seltenen 1494 gedruckten Schriftchen des sel. Franziskaners Marco von Montegallo, Tabula salutis [5]. In beiden Fällen handelt es sich um dieselbe Litanei. Im Codex von Poggi bildet sie einen integrierenden Bestandteil eines angeblich von Klemens VI. (1342—1352) eingeführten und mit Ablässen begabten Officium in tempore pestis sive epydimie. In der Tabula, in welcher die Bestätigung der missa pro peste ordinata samt ihren Ablässen auf Innocenz VI. (1352—1362) zurückgeführt wird, ist sie unter dem Titel Letanie ad Virginem pro quacumque gratia obtinenda der Messe als Anhang angefügt und ihre Abbetung nur ein persönlicher Rat des Frate Marco. Die einzelnen Anrufungen beginnen stets mit Sancta mater statt mit Sancta Maria. An eine Verwandtschaft mit der Lauretana kann auch bei ihr nicht gedacht werden. Gegen eine solche spricht wiederum sowohl der ganz an die Allerheiligenlitanei sich anlehnende Bau der Litanei wie die völlige Verschiedenheit des Inhaltes. Von Wichtigkeit ist aber die Bemerkung der Tabula: Cantet sacerdos ipsas (scil. letanias) ordinatim et omnes alternatim respondeant dicendo Kirie eleyson etc. usque in finem. Es ergiebt sich daraus nämlich, daß man schon beim Ausgang des 15. Jahrhunderts die Muttergotteslitanei hie und da zu singen pflegte. Der Codex von Poggi läßt den Priester die Litanei nur beten.

---

[1] In deutscher Übersetzung in „Stimmen aus Maria-Laach" Bd. XVIII, S. 128.

[2] *De Santi,* Lit. Lauret. p. 98 sgg. [3] Ibid. p. 100 sgg.

[4] Ibid. p. 62 sgg. [5] Ibid. p. 66 sgg.

Von der zweiten Gruppe vorlauretanischer Muttergotteslitaneien ist bereits eine ansehnliche Zahl nachgewiesen worden. Eine derselben hat schon im vorigen Jahrhundert der Dominikaner de Rubeis herausgegeben [1]. Das Manuskript, dem er sie entnahm, stammt aus dem 14. Jahrhundert und wurde 1817 von der Familie Bojani, die sich in dessen Besitz befand, dem Archivio capitolare von Cividale geschenkt. Zur Zeit befindet es sich mit den übrigen Stücken des letzteren im K. Museum, dem das Archivio einverleibt wurde [2].

Eine zweite veröffentlichte, allerdings nur bruchstückweise, P. Bridgett C. SS. R. in seiner Schrift Our Lady's Dowry aus einem der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehörenden Mariale des Britischen Museums (Cotton ms. tit. A. XXI) [3].

Auf sechs andere konnte P. de Santi auf Grund seiner rastlosen Forschungen aufmerksam machen. Eine derselben entstammt dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts und findet sich im Cod. Ottob. lat. 516 der Vatikanischen Bibliothek [4]. Einer zweiten begegnete P. de Santi in einem um 1500 gedruckten Schriftchen der Biblioteca Casanatense zu Rom, einer Sammlung von Gebeten für die Zeit der Bedrängnis und der Pest [5]. Die dritte traf er in einer Art von Rituale aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts, das ursprünglich einem Klarissenkloster aus Foligno oder dessen Umgebung angehört hatte [6].

Eine eigenartige Variante, bei der die Antwort Ora pro nobis durch Succurre cadenti ersetzt ist [7], entdeckte P. de Santi in einem Manuskript des ausgehenden 15. oder beginnenden 16. Jahrhunderts, welches Leo XIII. dem von ihm gegründeten Collegium Leoninum zu Anagni geschenkt. Die beiden übrigen fand der Forscher in der Bibliothek von S. Marco zu Venedig. Die eine derselben (Lat. III, 68) datiert aus dem 15., die andere (Lat. III, 144) gar aus dem 13. Jahrhundert [8].

Auch P. Dreves konnte eine Litanei der zweiten Gruppe mitteilen. Er entdeckte sie in einem Officium B. M. V. der Bibliotheca Rossiana zu Wien. Dieselbe ist darum besonders bemerkenswert, weil ihr Datum genau feststeht. Das Officium wurde nämlich laut Angabe am Schluß 1418 vom Priester Johannes Putinus geschrieben [9].

---

[1] Abgedruckt bei Sauren, Lauretanische Litanei S. 58.

[2] P. de Santi in der Civiltà cattolica ser. XVIII, vol. VIII, quad. 1186, p. 459.

[3] Unserer Lieben Frauen Mitgift (deutsch bei Schöningh, Paderb. 1895) S. 116.

[4] Abgedruckt bei *de Santi,* Lit. Lauret. p. 57. [5] Ibid. p. 61.

[6] Abgedruckt ibid. p. 97.

[7] Abgedruckt in der Civiltà cattolica l. c. p. 462.

[8] Civiltà cattolica l. c. p. 458 sg. 461. In S. Marco blieb diese Muttergotteslitanei bis ca. 1820 in Gebrauch. Die Lauretana hatte sich bis dahin dort nicht eingebürgert. Bemerkenswert ist auch, daß in S. Marco die Litanei zur allerseligsten Jungfrau einen förmlichen liturgischen Charakter erhalten hatte. Näheres darüber Civiltà cattol. l. c.

[9] *De Santi,* Lit. Lauret. p. 59 sg.

Ein weiteres Beispiel bietet ein handschriftlicher Livre d'heures der Athenäumsbibliothek zu Luxemburg, welcher aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammt und nach Kalendarium und Miniaturen französischen Ursprungs ist[1]. Es enthält eine Menge von Varianten gegenüber den andern derselben Gruppe. Manche von ihnen sind freilich ohne sonderlichen Belang, einige, wie der erste Blick zeigt, nur Schreibfehler des Kopisten. Doch finden sich daneben auch eine Anzahl sehr beachtenswerter Abweichungen. Wir bringen daher die Litanei hier vollständig zum Abdruck, zumal sie als Specimen des Typus der Gruppe dienen kann.

Sie beginnt in der gewöhnlichen Weise mit Kyrie eleison u. s. w. Nach der Anrufung Sancta Trinitas, unus Deus heißt es dann weiter:

Sancta Maria, mater Christi sanctissima, ora pro nobis.
Sancta Maria, mater innupta,
Sancta Maria, mater intacta,
Sancta Maria, mater inviolata,
Sancta virgo virginum,
Sancta Maria, virgo perpetua,
Sancta Maria, gratia Dei plena,
Sancta Maria, mater regis eterni,
Sancta Maria, Christi mater et sponsa,
Sancta Maria, Dei templum et Spiritus sancti,
Sancta Maria, coelorum regina,
Sancta Dei[2], Angelorum regina,
Sancta stella coeli,
Sancta Dei, nostra mater et domina,
Sancta Dei, nostra dilectissima,
Sancta Maria, mater nova,
Sancta Dei, fides omnium,
Sancta Maria, fons pietatis,
Sancta Maria, fons dulcedinis,
Sancta Maria, fons misericordiae,
Sancta Maria, mater principii,
Sancta Maria, mater veri solis,
Sancta Maria, mater verae fidei,
Sancta Maria, nostra resurrectio vera,
Sancta Maria, per quam renovatur creatura,
Sancta Maria, generans aeternum lumen,
Sancta Maria, portans omnia portantem,
Sancta Maria, iter divinae incarnationis,
Sancta Maria, cubile coelestis thesauri,

---

[1] Ms. n. 52.

[2] Dei hier wie im folgenden wohl Schreibfehler statt Maria.

Sancta Maria, generans factorem omnium,
Sancta Maria, arcanum coelestis consilii,
Sancta Maria, mater gentium,
Sancta Maria, thesaurus fidelium,
Sancta Maria, lux vera,
Sancta Maria, dulcissima domina,
Sancta (Maria), hilaris, plena laetitiae,
Sancta Maria, mater veri gaudii,
Sancta Maria, iter nostrum ad Dominum,
Sancta Maria, advocatrix nostra,
Sancta Maria, stella coeli clarissima,
Sancta Maria, praeclarior luna,
Sancta Maria, solem lumine vincens,
Sancta Maria, noctis tenebras delens,
Sancta Maria, chirographum nostrae perditio(nis delens),
Sancta Maria, fons verae poenitentiae,
Sancta Maria, fons verae sapientiae,
Sancta Maria, lumen rectae scientiae,
Sancta Maria, inaestimabilis, pretium nostrum,
Sancta Maria, coelestis patriae desiderium,
Sancta Maria, divinae contemplationis pretium,
Sancta Maria, capite regis summi diadema,
Sancta Maria, omni laude dignissima,
Sancta Maria, omni pietate plena,
Sancta Maria, gemma clarissima,
Sancta Maria, coeli margarita,
Sancta Maria, vitae ianua,
Sancta Maria, porta patens et clausa,
Sancta Maria, per quam venitur ad Dominum,
Sancta Maria, flos immarcessibilis,
Sancta Maria, omni mundo praeclarior,
Sancta Maria, omni thesauro praevalior,
Sancta Maria, angelis mundior,
Sancta Maria, archangelis laeticior (laetior),
Sancta Maria, sanctorum corona,
Sancta Maria, exultatio sanctorum et gloria,
Sancta Maria, decus nostrum,
Sancta Maria, honor noster et gloria,
Sancta Maria, salus nostra,
Sancta Maria, piarum piissima,
Sancta Maria, virginum perpetua,
Sancta Maria, interpellatrix nostra,
Sancta Maria, virginum gemma,
Sancta Maria, peccatorum venia,

Sancta Maria, Dei mater et filia,
Sancta Maria, decus mulierum et gloria,
Sancta Maria, pia advocatrix nostra,
Sancta Maria, mater pietatis,
Sancta Maria, mater misericordiae.

Hier endet die Litanei. Der gewöhnliche Schluß ist ausgelassen, vermutlich, weil er als selbstverständlich galt. Statt einer Oration folgt ein längeres Reimgebet zur allerseligsten Jungfrau:

Ecce ad te confugio,
Virgo, nostra salutatio etc.

Der zweiten Gruppe kann auch noch die Litanei beigezählt werden, welche man wohl statt der früher erwähnten am Schluß des dem hl. Bonaventura irrigerweise zugeeigneten Psalterium Marianum antrifft. Sie ist abgedruckt bei Sauren [1]. P. de Santi fand sie auch in einem 1488 geschriebenen Codex der Bibliothek von S. Marco zu Venedig (Lat. III, 69) [2], sowie in einem aus einem deutschen Nonnenkloster stammenden und ebenfalls noch dem 15. Jahrhundert angehörenden Officium B. M. V. der Vaticana (Cod. pal. 546) [3]. Die Litanei stimmt mit den übrigen der zweiten Gruppe nicht nur in ihrem Bau, sondern auch in ihrer ersten Hälfte bezüglich der Anrufungen völlig überein. In der zweiten Hälfte sind die Titel dagegen im Gegensatz zu den andern Litaneien durch Paraphrasen erweitert.

Alle Litaneien der zweiten Gruppe sind nur Varianten eines und desselben Originals. Welche freilich unter ihnen als solches anzusehen ist, läßt sich nicht bestimmen. Es mag sogar als fraglich erscheinen, ob überhaupt eine derselben den Anspruch darauf erheben kann, als das Original betrachtet zu werden.

Von den Litaneien der ersten Gruppe unterscheiden sich die der zweiten teils durch die bestimmtere und konkretere Fassung der Anrufungen, teils und zwar vornehmlich durch ihren Aufbau. Während jene eine genaue Kopie der Allerheiligenlitanei sind, bestehen diese bloß aus der Einleitung Kyrie eleison etc., den Titeln, die regelmäßig mit Sancta Maria beginnen, und dem Schluß Agnus Dei etc. Nur eine der Litaneien enthält eine schwache Erinnerung an die Struktur der Allerheiligenlitanei. Vergleichen wir den Typus, wie ihn die Litaneien der zweiten Gruppe bieten, mit der Lauretana, so ergiebt sich, daß bezüglich des Aufbaues zwischen beiden volle Übereinstimmung herrscht. Dagegen besteht große Verschiedenheit bezüglich der einzelnen Titel, wenngleich sich nicht verkennen läßt, daß dieselben im allgemeinen sich näher stehen, als dies in den Litaneien der ersten Gruppe einerseits und der Lauretana anderseits der Fall ist. Während ferner in der Lauretanischen Litanei uns in der Folge der Anrufungen ein bestimmtes System begegnet, fehlt ein solches noch gänzlich bei denjenigen der zweiten Gruppe. Ohne Ordnung und Plan sind die Titel durcheinander geworfen.

---

[1] Lauretanische Litanei S. 53 ff. [2] Civiltà cattolica p. 461.
[3] Abgedruckt bei *de Santi*, Lit. Lauret. p. 54 sgg.

Bald wird die Jungfrau, bald die Gottesmutter gepriesen, bald wird Maria wegen ihrer Beziehungen zu uns Menschen, bald um ihrer Tugenden willen benedeit, gerade wie es dem Verfasser in den Sinn kam. Man durchgehe nur die Litanei des Livre d'heures aus der Luxemburger Athenäumsbibliothek. Sie ist ein treues Abbild aller andern. Die Lauretana ist entschieden durchgebildeter und vollendeter als der Litaneientypus der zweiten Gruppe, ein reifes Product.

Wir kommen zur dritten Gruppe, von der bis jetzt nur sechs Beispiele vorliegen. Zwei derselben wurden zuerst in diesen Blättern durch P. Dreves veröffentlicht[1]. Die eine hatte er in einem sehr seltenen, 1503 von Dulcibelli in Carpi gedruckten Büchlein, einem Officium B. M. V., die zweite in einem 1545 zu Venedig verlegten Muttergottesofficium entdeckt.

Drei waren schon früher bekannt. Sie finden sich in einer erst 1859 dem Druck übergebenen Schrift eines Kanonikus von Loreto, J. Vogel († 1817)[2]. Die eine hatte derselbe einem 1524 von dem Franziskaner Johannes von Falerone geschriebenen Gebetbuch, die zweite einem 1561 zu Venedig erschienenen Compendium orationum, die dritte einem um die Wende des 15. Jahrhunderts entstandenen handschriftlichen Missale entnommen.

Die sechste Litanei teilte Kanonikus Magistretti P. de Santi aus einem 1513 zu Venedig gedruckten Officium B. M. V. der Ambrosiana zu Mailand mit[3].

Diese Litaneien sind keineswegs einander völlig gleich. Einige sind kürzer, andere länger. Auch in den einzelnen Anrufungen sind mehr oder weniger Varianten zu verzeichnen. Am weitesten entfernt sich die ersterwähnte der drei von Vogel herausgegebenen Litaneien von dem Typus der Gruppe.

Indessen beweist selbst ein nur oberflächlicher Vergleich der sechs Litaneien, daß sie alle mittelbar oder unmittelbar auf einer Vorlage beruhen. Dieselbe erscheint bald etwas erweitert, bald um einige Titel verkürzt, bald, wenn auch nur unwesentlich, hinsichtlich des Wortlautes der Anrufungen oder deren Reihenfolge verändert.

Es ist bemerkenswert, daß alle bis jetzt bekannten Litaneien der dritten Gruppe auf italienischem Boden aufgefunden wurden, während solche der zweiten Gruppe uns gleichmäßig in Deutschland, Italien, Frankreich und England begegnen. Es dürfte das beweisen, daß der Litaneientypus, wie ihn die dritte Gruppe bietet, italienisches Erzeugnis ist. Für die Feststellung seiner Entstehungszeit ist die Beobachtung von Bedeutung, daß alle zu ihm gehörigen Litaneien einer verhältnismäßig recht späten Zeit angehören. Keine steigt in das 14., ja nicht einmal in die Frühe des 15. Jahrhunderts hinauf. Während einzelne Litaneien der zweiten Gruppe bis ins 14., ja 13. Jahrhundert hineinreichen, stammt die älteste der dritten erst aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Es ist darum wohl

---

[1] Bd. XLVIII, S. 579; Bd. L, S. 102.

[2] De Ecclesiis Recanatensi et Lauretana earumque Episcopis commentarius historicus I (Recanati, Badaloni, 1859), 320 sqq. Vgl. auch Sauren a. a. O. S. 62 ff.

[3] *De Santi,* Lit. Lauret. p. 83.

nicht unberechtigt, die Entstehung des Litaneientypus der dritten Gruppe in die letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts zu versetzen. Vielleicht, daß die Geißel der pestartigen Krankheiten, unter der Italien in jener Zeit schwer litt, den Anstoß zu ihr gegeben hat. Incipiunt Litaniae intemeratae Virginis Mariae, quae dicendae sunt tempore tribulationis et tempore quo immineat pestis, lautet die Überschrift der Litanei des Compendium orationum [1].

Was das Verhältnis der dritten Gruppe zu den beiden übrigen anlangt, so besteht zwischen ihr und den Litaneien der ersten Gruppe kein erkennbarer Zusammenhang. Anders dürfte es sich dagegen bezüglich des Litaneientypus der zweiten Gruppe verhalten. Hier wird der Gedanke an eine Verwandtschaft wohl nicht schlechthin abzuweisen sein. Denn es ist genau derselbe Aufbau, den wir in den Litaneien der zweiten und dritten Gruppe treffen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die zeitlich ältere Gruppe in Bezug auf ihn vorbildlich für den jüngeren Typus der dritten gewesen. Ganz unverkennbar sind aber die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der dritten Gruppe und der Lauretana. Hier wie dort haben wir nicht nur dasselbe Gerüst, sondern auch dieselbe systematische Ordnung in der Folge der Titel. Sind die Litaneien der zweiten Gruppe ein Feld, auf dem die Blumen in bunter Fülle durcheinander stehen, so bietet der Typus der dritten Gruppe und die Lauretanische Litanei das Aussehen eines wohlgepflegten Gartens, in dem gemäß ihrer Art Blümlein bei Blümlein gepflanzt sind. Obendrein sind auch die Anrufungen im ganzen bei beiden dieselben.

Am nächsten steht der Lauretana die von P. Dreves dem 1545 zu Venedig gedruckten Officium B. M. V. entnommene Litanei. Die Anrufung Domus aurea findet sich unter allen sechs bloß in derjenigen, welche Vogel aus einem um 1500 geschriebenen Missale zum Abdruck brachte. Sollte dieser Titel vielleicht auf Loreto hinweisen und das Meßbuch ursprünglich der Santa Casa gehört haben? Leider macht Kanonikus Vogel keine Angaben über die Herkunft des Meßbuches.

In der von P. Dreves veröffentlichten Litanei lesen wir statt Domus aurea Domus et arca. Vielleicht, daß dieser Titel nur eine verderbte Lesart für Domus aurea ist, da auf die Worte Domus et arca alsbald die Anrufung Foederis arca folgt.

Indem wir bezüglich der von P. Dreves mitgeteilten Litanei auf deren früheren Abdruck in diesen Blättern verweisen, geben wir, um einen Vergleich der Litaneien der dritten Gruppe mit der Lauretana zu ermöglichen, die von Vogel zur Veröffentlichung gebrachte Litanei (A) unter Gegenüberstellung der Lauretanischen (B) wieder.

A	B
Kyrie eleison etc.	Kyrie eleison etc.
Sancte Sanctorum Deus,	—
Sancta Trinitas unus Deus,	Sancta Trinitas unus Deus,

[1] *De Santi,* Lit. Lauret. p. 84.

Sancta Maria,	Sancta Maria,
Sancta Dei genitrix,	Sancta Dei genitrix,
Sancta Virgo virginum,	Sancta Virgo virginum,
Mater Christi,	Mater Christi,
—	Mater divinae gratiae,
Mater castissima,	Mater castissima,
Mater purissima,	Mater purissima,
Mater inviolata,	Mater inviolata,
Mater intemerata,	Mater intemerata,
Mater amabilis,	Mater amabilis,
Mater mirabilis,	Mater admirabilis,
Mater misericordiae,	—
Mater divinae gratiae,	—
Mater creatoris,	Mater creatoris,
Mater salvatoris,	Mater salvatoris,
Mater humilitatis,	—
Mater totius sanctitatis,	—
Mater obedientiae,	—
Mater prudentiae,	—
Mater sapientiae,	—
Virgo prudens,	Virgo prudentissima,
Virgo fidelis,	—
—	Virgo veneranda,
Virgo potens,	—
—	Virgo praedicanda,
Virgo clemens,	—
—	Virgo potens,
Virgo clementissima,	—
—	Virgo clemens,
Virgo veneranda,	—
—	Virgo fidelis,
Virgo praedicanda,	—
Virgo pulcherrima,	—
Virgo sacra,	—
Virgo benedicta,	—
Virgo speciosa,	—
Virgo formosa,	—
Speculum iustitiae,	Speculum iustitiae,
—	Sedes sapientiae,
Causa nostrae laetitiae,	Causa nostrae laetitiae,
Vas spirituale,	Vas spirituale,
Vas honorabile,	Vas honorabile,
Vas insigne devotionis,	Vas insigne devotionis,
Vas totius sanctitatis,	—

Rosa mystica,	Rosa mystica,
Turris Davidica,	Turris Davidica,
Turris eburnea,	Turris eburnea,
Domus aurea,	Domus aurea,
Foederis arca,	Foederis arca,
Ianua caeli,	Ianua caeli,
Stella matutina,	Stella matutina,
Pulchrior luna,	—
Hospitium Deitatis,	—
Cubile divinitatis,	—
Spiritus Sancti secretarium,	—
Spiritus Sancti habitaculum,	—
Spiritus Sancti solatium,	—
Thronus Salomonis,	—
Hospitium Paradisi,	—
Gemma castitatis,	—
Flos virginitatis,	—
Salus infirmorum,	Salus infirmorum,
Refugium peccatorum,	Refugium peccatorum,
Consolatrix afflictorum,	Consolatrix afflictorum,
Hymnus caelorum,	—
Fons hortorum,	—
—	Auxilium christianorum,
Regina Angelorum,	Regina Angelorum,
Regina patrum sanctorum,	—
Regina viginti quattuor seniorum,	—
Regina patriarcharum,	Regina patriarcharum,
Regina prophetarum,	Regina prophetarum,
Regina apostolorum,	Regina apostolorum,
Regina evangelistarum,	—
Regina innocentium,	—
Regina martyrum,	Regina martyrum,
Regina confessorum,	Regina confessorum,
Regina virginum,	Regina virginum,
Regina sanctorum omnium,	Regina sanctorum omnium,
Agnus Dei etc.	Agnus Dei etc.

Der Unterschied zwischen beiden Litaneien ist, wie aus der Gegenüberstellung erhellt, kein wesentlicher, nicht einmal ein bedeutender. Die Umstellung einiger Titel und die Auslassung mehrerer anderer sind es fast allein, wodurch sie voneinander abweichen. Es giebt nur zwei Titel in der Lauretana, die sich in A nicht finden, Sedes sapientiae und Auxilium christianorum. Daß jedoch wenigstens der erste der beiden den Litaneien der dritten Gruppe überhaupt nicht fremd gewesen, ergiebt sich beispielsweise aus den zwei von P. Dreves veröffentlichten Litaneien, von denen die eine wie die andere ihn aufweist.

Fassen wir das bisher Gesagte kurz zusammen, so ergiebt sich:

1. Muttergotteslitaneien begegnen uns nachweislich seit dem 12. Jahrhundert. Anfänglich in ihrer Komposition völlig der Litanei von allen Heiligen nachgebildet, vereinfachen sie sich gegen Ende des Mittelalters in der Weise, daß nur noch Eingang, Schluß und Titel übrig bleiben.

2. Die Litaneien der ersten Gruppe stehen in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zur Lauretana. Höchstens kann ihnen ein sehr entfernter, ganz allgemeiner Einfluß auf deren Entstehung zugeschrieben werden, sofern sie nämlich als Litaneien zur allerseligsten Jungfrau Anregung für die Abfassung anderer Marienlitaneien bieten konnten.

3. Auch die Litaneien der zweiten Gruppe sind der Lauretana nicht unmittelbar verwandt; da sie jedoch bezüglich des Aufbaues das Vorbild für die Litaneien der dritten gewesen sein werden, darf eine mittelbare Verwandtschaft mit derselben wohl nicht verneint werden.

4. Zwischen der Lauretanischen Litanei und denjenigen der dritten Gruppe besteht unzweifelhaft ein nächster Zusammenhang.

Es bleibt also noch übrig, die Art dieser verwandtschaftlichen Beziehung festzustellen, genauer, zu bestimmen, ob die Lauretana eine vereinfachte Redaktion des Litaneientypus der dritten Gruppe ist, oder ob wir die zu dieser gehörigen Litaneien als Erweiterungen der Lauretana zu betrachten haben.

Zu dem Ende könnte es vielleicht genügen, den Inhalt beider zu prüfen und miteinander zu vergleichen. Denn die Wahrnehmung, daß der Litaneientypus der dritten Gruppe in sechs Rezensionen vorliegt, welche nach der einen Seite in nicht wenigen Lesarten auseinandergehen, auf der andern aber eine Reihe der Lauretana nicht angehörender, eigenartiger Titel gemeinsam haben, kann wohl kaum anders als auf sein zeitliches Früher gegenüber der Lauretanischen Litanei gedeutet werden. Sie spricht entschieden mehr dafür, daß diese eine verkürzte, das System in der Folge der Anrufungen noch schärfer betonende Redaktion einer Litanei der dritten Gruppe sei, als daß letztere sich aus erweiterten Bearbeitungen der Lauretana zusammensetze. Woher im letzten Falle bei allen sechs Litaneien die eigentümliche Übereinstimmung?

Allein wir dürfen uns nicht auf einen bloßen Vergleich des Inhaltes der Lauretana und der Litaneien der dritten Gruppe beschränken. Zur volleren Klarstellung der Sachlage ist es notwendig, den Zeitpunkt nach Möglichkeit zu bestimmen, in dem uns die Lauretanische Litanei zum erstenmal begegnet. Erscheint sie später auf dem Plan als der Litaneientypus der dritten Gruppe, so darf das als hinlängliches Zeichen ihres Abhängigkeitsverhältnisses von demselben angesehen werden.

Man hat behauptet, es sei die Lauretana bereits am Ende des 15. Jahrhunderts zu Loreto in Gebrauch gewesen [1]. Zum Beweise berief man sich auf eine im Schatz von Loreto vor dessen Beraubung durch Napoleon I. befindliche Silber-

---

[1] *Murri*, Dissertazione critico-istorica sulla identità della Santa Casa p. 137. Sauren a. a. O. S. 17.

platte, auf der die Lauretanische Litanei und darunter der Name des Geschenkgebers, eines Paulus Sabellius, Princeps Albani et Orator Caesaris, eingegraben war. Man verstand nämlich unter diesem Paulus Sabellius den Kardinal Savelli († 1498)[1].

Wäre diese Annahme richtig, so wäre freilich das Vorhandensein der Lauretana bereits für das Ende des 15. Jahrhunderts unwiderleglich dargethan. Allein der einzige Kardinal Savelli, der damals lebte, hieß Johannes Baptista und war obendrein weder Fürst noch kaiserlicher Gesandter. Der Geschenkgeber der Platte lebte vielmehr ein volles Jahrhundert später; es ist der 1632 verstorbene Paolo Savelli, der 1607 von Paul V. zum Fürsten von Albano gemacht wurde und in der Kirche Aracöli zu Rom sein Grab gefunden hat[2]. Die Votivplatte kann also nicht vor 1607 nach Loreto geschickt worden sein.

Wendet man hiergegen ein, daß ja doch schon Tursellini († 1599) die Platte in seiner Historia Lauretana[3] erwähnt, daß sie also auch nicht von dem genannten Paolo Savelli herrühren könne, so ist zu beachten, daß die fragliche Notiz, wie P. de Santi nachgewiesen hat[4], nicht von Tursellini stammt, sondern erst 1726 in die venetianische Ausgabe der Historia Lauretana kam. Aus dieser gelangte sie auch in den 1837 zu Loreto erschienenen (jüngsten) Neudruck, dem sie dann Sauren entnahm[5].

Das zweite Viertel des 16. Jahrhunderts bringt einige Nachrichten, aus denen sich ergiebt, daß es damals in Loreto Sitte war, bei gewissen Gelegenheiten die Litanei zur Mutter Gottes zu singen. Das geschah z. B. seitens des Kapitels, als am 10. November 1531 der Grundstein zu der Marmorumkleidung des heiligen Hauses gelegt wurde[6]. Auch an den Samstagen muß um jene Zeit schon eine solche Gepflogenheit bestanden haben. Denn wenn 1547 der Lauretaner Kanonikus Johannes von Albona den Augustinern zu Recanati 100 Goldgulden vermacht mit der Bestimmung, es solle an allen Samstagen eine heilige Messe gelesen und dabei die Muttergotteslitanei gesungen oder gebetet werden, so wird er ähnliches wohl zu Loreto wahrgenommen haben[7].

---

[1] Murri meint sogar, es sei der Kardinal Savelli der Verfasser der Litanei, da er auf der Platte weder bemerkt habe, daß er selbige als Ex voto noch zur Danksagung gestiftet. Hierdurch gebe er sich, wie es scheine, stillschweigend als Verfasser zu erkennen. Ihre Bestätigung erhalte diese Mutmaßung durch eine perenne tradizione. Für was alles es doch nicht perenni tradizioni, beständige Überlieferungen giebt!

[2] In der Grabschrift heißt es: A Ferdinando II. sub imperii initium ad Sed. Apost. de more orator allegatus deindeque ordinarius legatus apud P. M. a Caesare constitutus. Da Paolo Savelli sich auf der Silberplatte noch nicht legatus ordinarius, sondern orator nennt, muß dieselbe um 1620 gestiftet worden sein; denn Ferdinand II. wurde 1619 Kaiser.

[3] Laureti (edit. noviss.) 1837, p. 247.

[4] Lit. Lauret. p. 17 sg. [5] Lauretanische Litanei S. 17.

[6] *Vogel,* De Ecclesiis Recanatensi et Lauretana I, 315. [7] Ibid.

Leider ist nicht ersichtlich, was es für eine Litanei gewesen ist, die damals in Loreto in Gebrauch war.

Zum erstenmal begegnet uns die Lauretana unter dem bloßen Titel Litaniae B. M. V. im Beginn des letzten Viertels des 16. Jahrhunderts. Sie findet sich in dem 1576 zu Macerata erschienenen Werkchen des Lauretaner Erzpriesters Bernardin Cirillo: Trattato sopra l' historia della Santa Chiesa et Casa della gloriosa Madonna Maria Vergine di Loreto (f. 110)[1]. Mit Sicherheit hat sie bislang für eine frühere Zeit nicht nachgewiesen werden können.

Allein man sagt uns, daß doch Pius V. nach der Schlacht bei Lepanto in die Lauretana den Titel Auxilium christianorum habe einschieben lassen. Also, folgert man, lag bereits im Jahre 1571 die Lauretanische Litanei vor, ja es muß dieselbe damals schon „zu Rom nicht allein bekannt, sondern auch anerkannt gewesen sein“ [2].

Allerdings, wenn jene Nachricht richtig ist; allein sie ist schwerlich zutreffend. Sie findet sich zuerst ein volles Jahrhundert nach dem Tode des Papstes in dessen von dem französischen Dominikaner Feuillet 1674 geschriebener Biographie. Ein Beleg für die Erzählung wird nicht beigebracht. Vor 1674 geschieht ihrer absolut keine Erwähnung. Besonders auffällig ist dieses Schweigen bei den Zeitgenossen und ersten Biographen des heiligen Papstes Catena[3], Gabuzio[4] und Fuenmayor[5]. Keiner derselben redet auch nur im geringsten von der angeblich von Pius V. angeordneten Einschaltung des Titels Auxilium christianorum in die Lauretana. Ebenso ist es für den Stand der Sache sehr bezeichnend, wenn Justinus von Miechow, der doch in seinen Discursus praedicabiles super Litanias Lauretanas drei volle Predigten über die fragliche Anrufung hat und in denselben eine Reihe von Siegen, darunter auch den von Lepanto, anführt, welche auf die Fürbitte der Gottesmutter gewonnen wurden, von jenem Faktum mit keinem Worte spricht.

Die Nachricht paßt auch nicht wohl zu der Thatsache, daß Pius V. 1571 bei der Veranstaltung einer offiziellen Ausgabe des Officium parvum B. M. V. die Muttergotteslitanei aus demselben entfernen ließ. Ebensowenig stimmt sie zu dem Votum über das Gesuch, welches am 5. Februar 1578 der Archidiakon von Loreto, Julius Candiotti, an Gregor XIII. richtete. Candiotti hatte dem Papste eine aus Texten der Heiligen Schrift zusammengesetzte Muttergotteslitanei (Litanie cavate dalla Sacra Scrittura), welche man damals an den Samstagen, den Vigilien vor den Marienfesten, den Marienfesten, den Hauptfesten des Kirchenjahres und beim Besuch hoher Persönlichkeiten in Loreto zu singen pflegte, mit der Bitte zugesandt, er möge dieselbe in St. Peter wie auch überall da einführen lassen, wo Andachten zur Mutter Gottes gehalten würden und hinreichend Sänger vorhanden seien. Gleichzeitig hatte er eine Litanei senza

[1] *De Santi,* Lit. Lauret. p. 31. [2] Sauren, Lauretan. Litanei S. 19.
[3] Vita del gloriosissimo Papa Pio Quinto. Roma 1586.
[4] De vita et rebus gestis Pii V. Pont. Max. libri sex. Roma 1605.
[5] Vida y hechos de Pio V. Pontefice Romano. Madrid 1595.

musica beigelegt und zudem bemerkt, er werde, falls das nach dem Sinne Sr. Heiligkeit sei, noch andere in musica und senza musica schicken[1]. In seinem Votum bemerkt der römische Theologe, dem die aus der Heiligen Schrift geschöpfte Litanei zur Begutachtung vorgelegt worden war, er halte dieselbe für andächtig und fromm. Doch lege er ihr keinen solchen Wert bei, daß er ihre Einführung in Rom und außer Rom seitens des Papstes für angebracht halte. Sie sei ja nicht einmal jetzt zum erstenmal erschienen; auch passe es sich besser, daß der Apostolische Stuhl in derartigen Dingen sich gebend denn empfangend verhalte. Obendrein habe Pius V. aus dem Officium B. M. V. eine teilweise ähnlich lautende Litanei entfernt. Man möge also diese neue Form, die Gottesmutter zu loben und anzurufen, dem heiligen Hause von Loreto als eine ihm eigentümliche Andacht belassen, oder falls ihre Verbreitung gut scheine, auf privatem Wege dieselbe besorgen.

Wäre die Lauretana in Rom zur Zeit dieses Votums bereits anerkannt gewesen und hätte wirklich Pius V. die Einschaltung des Titels Auxilium christianorum in dieselbe verfügt gehabt, so würde der Theologe in seinem Gutachten ohne Zweifel darauf Bezug genommen haben. Es wäre das ja das einschneidendste Argument und das schwerste Bedenken gegen die neuen Litanie cavate dalla Sacra Scrittura gewesen, in denen die Anrufung Auxilium christianorum weder Platz hatte noch der Natur der Sache nach haben konnte.

Endlich ist es schwer verständlich, wie man zu Loreto kurz nach der behaupteten Einschaltung des Auxilium christianorum durch Pius V. die Litanei, der diese große Auszeichnung zu teil geworden war, hätte beiseite schieben und einer andern, die nicht einmal diesen Titel enthielt, den Vorzug geben können.

Wenn etwas dafür spricht, daß die Lauretana bereits im Jahre 1571 in Loreto in Gebrauch war, dann ist das der Titel Auxilium christianorum. Derselbe findet sich in ihr schon gleich bei ihrem ersten Auftreten im Jahre 1576. Umgekehrt kennt keine Litanei ihn, welche uns aus der Zeit vor der Schlacht von Lepanto begegnet. Nur eine Litanei der dritten Gruppe hat die inhaltlich verwandte Anrufung Advocata christianorum. Es ist darum nicht unwahrscheinlich, daß der Titel wirklich, wenn auch nicht durch Pius V., anläßlich des Sieges von Lepanto in die Litanei gekommen ist[2]. Natürlich setzt das voraus, daß dieselbe bereits 1571 vorhanden war und Verwendung fand.

Vielleicht wird man auch darauf hinweisen, daß das Schreiben Candiottis an Gregor XIII. die aus der Heiligen Schrift geschöpfte Litanei als litanie moderne bezeichnet, daß also in Loreto vordem eine andere Litanei in Brauch gewesen sein müsse, und daß diese wohl nur unsere Lauretana sein könne. Diesem Einwand

---

[1] Abgedruckt bei Sauren, Lauretanische Litanei S. 14, nachdem die Tübinger Theol. Quartalschrift zuerst darauf aufmerksam gemacht. Genauer bei *de Santi*, Lit. Lauret. p. 32.

[2] Den Anstoß dazu mögen die Soldaten gegeben haben, welche nach dieser Schlacht zahlreich nach Loreto strömten, um der Gottesmutter für ihre Hilfe zu danken.

gegenüber wäre indessen darauf aufmerksam zu machen, daß der Brief Candiottis nicht bloß von einer, sondern von vier Litaneien spricht. Es braucht also keineswegs die Lauretanische Litanei zu sein, welche durch die Litanie cavate dalla Sacra Scrittura verdrängt wurde.

Indessen einmal zugegeben, es sei wirklich die Lauretana diejenige gewesen, welche durch diese litanie ersetzt wurde, so ist auch dann nicht viel gewonnen. Denn allem Anschein nach sind letztere erst im Beginn des dritten Viertels des 16. Jahrhunderts entstanden. Zum erstenmal begegnen uns dieselben im Jahre 1575 in Gestalt einer Komposition des Franziskanerkonventualen und Lauretaner Chordirigenten Costanzo Porta, und noch 1578 konnte sie Candiotti als litanie moderne bezeichnen. Wir kommen also auch bei der Annahme, es sei die Lauretana durch die aus Texten der Heiligen Schrift gebildete Litanei außer Gebrauch gesetzt oder doch ihres Vorranges beraubt worden, in der Datierung derselben nicht weit über das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts hinaus.

Inhalt wie Auftreten der Lauretana sprechen also in gleicher Weise dafür, daß wir dieselbe nicht als Vorlage, sondern als vereinfachte Bearbeitung des Litaneientypus der dritten Gruppe anzusehen haben.

Was die Heimat der Lauretanischen Litanei anlangt, so scheint Sauren zur Ansicht zu neigen, ihr Ursprung sei nicht zu Loreto zu suchen, vielmehr sei sie von Pilgern dorthin gebracht worden. „Für dieselbe“, sagt er, „spricht zunächst die erwähnte silberne Platte, auf welcher die Litanei eingraviert und die von außen her nach Loreto geschickt worden war; sodann die Bemerkung Rieras bezüglich der Litanei, welche die nach Loreto kommenden Pilger zu singen pflegten; endlich der Umstand, daß Pius V. dieser Muttergotteslitanei das Auxilium christianorum einfügen ließ zu einer Zeit, wo sie in Loreto höchstens nur sekundäres Ansehen genoß, ein Beweis, daß sie außerhalb Loretos und namentlich in Rom höher geschätzt wurde als in Loreto.“ Allein die Silberplatte stammt erst aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts, d. i. einer Zeit, da die Lauretana schon lange zu Loreto in Gebrauch war. Was die Einfügung des Auxilium christianorum in die Lauretanische Litanei durch Pius V. und die von Sauren daraus gezogene Schlußfolgerung anlangt, so ist darüber schon oben das Nötige gesagt worden. P. Riera, seit 1554 Pönitentiar zu Loreto, aber spricht in seiner Historia almae Domus Lauretanae nirgends von einer Muttergotteslitanei, „welche die nach Loreto kommenden Pilger zu singen p f l e g t e n“. Vielmehr erzählt er bloß, es sei (ca. 1559) eine Prozession von etwa 3000 Veronesen nach Loreto gekommen, deren Teilnehmer zur Absingung der Litanei der allerseligsten Jungfrau und der Heiligen, von Psalmen und Hymnen Ordensleute bestellt. Zum Platz (bei der Kirche) gekommen, hätten sich die Pilger wiederholt zu Boden geworfen, Maria gegrüßt und gefleht: Sancta Maria de Laureto, ora pro nobis; dann seien sie mit brennenden Kerzen voll Andacht zum Gotteshaus gezogen, wobei sie beständig gerufen: Sancta Maria, ora pro nobis [1].

[1] c. 18, p. 118, veröffentlicht im Teatro istorico della Santa Casa Nazarena (Roma 1732), vol. I.

Aber wenn auch Riera so berichtet hätte, wie er es gethan haben soll, so würde auch dann nicht folgen, daß die Pilger die Litanei nach Loreto gebracht. Oder ist es nicht natürlicher, anzunehmen, dieselben hätten sich bei ihrer Wallfahrt derjenigen Muttergotteslitanei bedient, die sie in der Santa Casa im Gebrauch vorfanden? Ähnlich pflegen es doch sonst die Pilger zu machen.

Unseres Erachtens ist es am wahrscheinlichsten, daß Loreto die Heimat unserer Lauretana ist. Dort begegnet sie uns zuerst. Von dort verbreitet sie sich unter dem Namen „Lauretanische Litanei" in alle Länder. Sie wird darum auch wohl zu Loreto aus einer der Litaneien der dritten Gruppe sich gebildet haben.

Als die Lauretana zum erstenmal in der Öffentlichkeit erscheint, hat sie noch keineswegs die Bedeutung, die sie in der Folge erhielt. Sie war weder allein noch vornehmlich zu Loreto im Gebrauch. Den Vorrang hatten die schon mehrfach erwähnten Litanie cavate dalla Sacra Scrittura [1]. So blieb es jedoch nicht. Aus nicht ersichtlichen Gründen trat diese Litanei allmählich in den Hintergrund. Noch im Laufe desselben Jahres, in dessen Beginn Candiotti Papst Gregor XIII. um die allgemeine Einführung der aus Schrifttexten zusammengesetzten Muttergotteslitanei gebeten hatte, erschien ein Pilgerbüchlein in Macerata: L' Historia di Santa Maria di Loreto di Girolamo Angelita. Tradotta in lingua volgare da M. Giulio Cesare Galeotti d'Ascisi (sic), in dem sich bloß die Lauretana unter der bezeichnenden Überschrift Litanie che si cantano nella Santa Casa ogni Sabbato e feste della Madonna findet. Bemerkenswert dabei ist auch, daß sie in demselben nicht wie im Trattato Cirillos mit dem Gebet Gratiam tuam quaesumus, sondern mit der spezifisch Lauretanischen Oration Pietate schließt. Die zweite Auflage der Historia aus dem Jahre 1580 enthält zwar auch die Litaniae ex Sacra Scriptura depromptae, jedoch an zweiter Stelle und mit der gewöhnlichen Oration Gratiam tuam quaesumus. Dieselben waren also damals zwar noch nicht außer Gebrauch gekommen, doch hatten sie schon der Lauretana den Vorrang abtreten müssen.

1587 verlieh Sixtus V., der große Wohlthäter und Freund Loretos, für das Abbeten der Muttergotteslitanei, wie sie in Domo B. M. V. zur Verwendung komme, d. i. unserer Lauretana, einen Ablaß von 200 Tagen, indem er zugleich bestimmte, daß auch die Prediger, welche die Gläubigen zu dieser frommen Übung ermuntern, und überhaupt alle, welche sich deren Verbreitung angelegen sein lassen würden, denselben gewinnen sollten [2].

Schon früher hatte Gregor XIII. allen, welche an den Samstagen vor dem Altar einer Rosenkranzkapelle die Muttergotteslitanei singen oder anhören und zugleich sonstige Gebete verrichten würden, einen Ablaß von 100 Tagen verliehen.

---

[1] Vgl. den Brief Candiottis an Gregor XIII. Im Trattato Cirillos nehmen die Litaniae ex Sacra Scriptura depromptae, quae in alma Domo Lauretana omnibus diebus Sabbati, Vigiliarum et Festorum B. V. decantari solent, die erste Stelle ein. Die Lauretana steht unter dem bescheidenen Titel Aliae Litaniae B. M. V. an zweiter.

[2] Bulla Reddituri 11. Iulii 1587, n. 4.

1584 hatte er denselben dahin erweitert, daß man ihn auch vor jedem andern Altar und ebenso wie an den Samstagen an den Muttergottesfesten gewinnen konnte [1]. Von einer bestimmten Form der Muttergotteslitanei ist in dem betreffenden Breve keine Rede. Es handelte sich in ihm auch nicht sowohl um Indulgenzierung der Litanei als solcher, als vielmehr einer aus dem Absingen oder Anhören einer Muttergotteslitanei bestehenden öffentlichen Andacht. Der Ablaß Sixtus' V. unterschied sich also von demjenigen Gregors XIII. einmal sofern er nur mit einer bestimmten Form der Marianischen Litanei verbunden, dann sofern er für jedes Abbeten derselben gewährt wurde.

Die Ablaßverleihung Sixtus' V. beweist, daß 1587 nur noch die jetzige Lauretanische Litanei zu Loreto üblich war. Andernfalls hätte der Papst ja die Litanei, welche er indulgenzieren wollte, näher bestimmen müssen. Es waren demnach die andern Litaneien, insbesondere die Litaniae ex Sacra Scriptura depromptae, bis dahin außer Gebrauch gekommen. Wie es scheint, dürfte Rutilio Benzoni, seit Ende 1586 Bischof von Loreto, einen besondern Anteil daran gehabt haben, daß unsere Lauretana in der Santa Casa zur Alleinherrschaft gelangte [2]. Als er 1588 eine dreitägige Diözesansynode hielt, ließ er dieselbe an jedem Tage feierlich von dem gesamten versammelten Klerus singen [3]. In den der Bulle Sixtus' V. folgenden Ausgaben des Pilgerbüchleins Angelitas ist nur noch die Lauretanische Litanei zu finden.

Die Ablaßverleihung Sixtus' V. bedeutete unzweifelhaft eine Approbation der Lauretana. Einen offiziellen Charakter hatte sie derselben aber nicht verliehen. Noch waren andere Texte der Marianischen Litanei bei öffentlichen Andachten ebenso zulässig wie sie und thatsächlich auch in Gebrauch. Es beweist das z. B. die von Palestrina unter dem Titel Litaniae Deiparae Virginis, quae in sacellis Societatis Rosarii ubique dicatis concinuntur, im Jahre 1593 herausgegebene Litanei.

Die Sache wurde erst anders durch die Konstitution Klemens' VIII. vom 6. September des Jahres 1601 [4]. Die Abfassung und Verbreitung neuer Litaneien hatte sich im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts in einem Maße entwickelt, daß sie um die Wende desselben zu einem wirklichen Unwesen geworden war [5].

---

[1] *De Santi*, Lit. Lauret. p. 104.

[2] *Rutilii Benzoni* Romani, Lauretani necnon Recanatensis episcopi Dissertationes et Commentaria in Beatissimae Virginis Canticum Magnificat (Douay 1626) p. 89.

[3] *Vogel*, De eccl. Recanat. et Lauret. comment. hist. p. 316.

[4] Bullar. Rom. (edit. Taurin.) X, 732.

[5] Ein zu Venedig 1599 gedruckter Thesaurus sacrarum precum enthält sechs, der Thesaurus Litaniarum des P. Sailly S. J. aus dem Jahre 1588 sieben, der Fasciculus sacrarum Litaniarum von 1600, das Erstlingswerk der Hausdruckerei Wilhelms von Bayern, vier Marianische Litaneien. Ein zu Köln 1626 von Johannes Kinkius herausgegebener und dem Kurfürsten Arnold gewidmeter Thesaurus precum beglückte die Welt sogar mit zwölf derselben.

Um demselben wirksam entgegenzutreten, verbietet der Papst, irgend welche Litaneien ohne besondere Approbation der Ritenkongregation herauszugeben und bei öffentlichen Andachten zu gebrauchen. Eine Ausnahme wird nur gemacht für die Litanei von allen Heiligen, die Namen-Jesu-Litanei und die Lauretana. Es waren 25 Jahre nach ihrem ersten Auftreten, daß die Lauretanische Litanei in dieser Weise offizielle kirchliche Anerkennung erlangt hatte und aus einer Muttergotteslitanei die Muttergotteslitanei geworden war.

In Rom scheint die Lauretana kaum weit vor 1587 in Gebrauch gekommen zu sein. Bemerkenswert ist, daß die Komposition, welche Palestrina 1593 in Druck gab, als Text eine sehr frei bearbeitete Litanei der dritten Gruppe hat, während eine von ihm komponierte Lauretanische Litanei erst in unsern Tagen aus dem Staub der Manuskripte hervorgeholt und veröffentlicht wurde. Die Sitte, an den Samstagen und den Marienfesten die Lauretanische Litanei zu singen, läßt sich in Rom mit Sicherheit nur bis zum Jahre 1597 verfolgen. Damals stiftete nämlich der Kardinal Franziskus Toledo an S. Maria Maggiore eine sogen. Capellania von zwölf Priestern, welche die besondere Aufgabe hatten, an den Samstagen und den Muttergottestagen vor dem dortigen Gnadenbild die Lauretana zu singen [1].

Früh erscheint die Lauretanische Litanei in Deutschland. Sie begegnet uns daselbst mitsamt der aus Stellen der Heiligen Schrift gebildeten, schon in dem 1578 zu Ingolstadt von P. Johannes Perellius S. J. herausgegebenen Thesaurus piarum et christianarum institutionum in usum catholicae iuventutis, praesertim vero sodalitatis Deiparae Virginis. Es ist das wohl ihr erstes Erscheinen auf deutschem Boden. Perellius entnahm sie wie ihre Gefährtin dem Trattato Cirillos. Von nun an findet sie sich sehr häufig bald allein, bald mit den Litaniae ex Sacra Scriptura depromptae in den Gebetbüchern. Letztere Litanei behält darin noch lange den Titel bei, unter dem sie in dem Thesaurus des Perellius erschien: Litaniae Deiparae Virginis ex Sacra Scriptura depromptae, quae in alma Domo Lauretana omnibus diebus Sabbati etc. decantari solent, selbst als sie in Loreto schon längst zu den Toten und Begrabenen zählte, so z. B. noch in dem 1623 zu Köln bei Johannes Krith im Hahnen erschienenen Thesaurus precum. Einen besondern Anteil an der Verbreitung der Lauretana hatten die so segensreich wirkenden Marianischen Sodalitäten, wie die zahlreichen für dieselben seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts von den Jesuiten herausgegebenen Handbüchlein beweisen. Jetzt ist sie ein Gemeingut der ganzen katholischen Welt.

[1] *De Santi*, Lit. Lauret. p. 45.

J. Braun S. J.

Rezensionen.

Monumenta Romana Episcopatus Vesprimiensis. Munificentia ***Caroli L. B. Hornig,*** episcopi Vesprimiensis, edita a Collegio historicorum hungarorum Romano. Tomus I. 1103—1276. (CLX et 410 p.) Tomus II. 1276—1415. (CIV et 468 p.) Fol. Budapestini 1896 et 1899.

Ein Bischof aus altem ungarischen Magnatengeschlecht, Graf Ignaz Batthyani war es, der gegen die Wende des vorigen Jahrhunderts als Oberhirte der Kirche von Siebenbürgen für die Pflege der Heimatkunde und für die Erhaltung der aus hundertjährigen Ruinen noch geretteten kirchengeschichtlichen Dokumente mit seltenem Verständnis eine entsprechende schöpferische Thätigkeit vereinigt und durch fürstliche Freigebigkeit dieselbe fruchtbar zu machen gewußt hat. Seine Leges Ecclesiasticae regni Hungariae (1785—1827) sind ein Ehrendenkmal, das er nicht nur sich, sondern der Kirche Ungarns auf ewige Zeiten errichtet hat. Dieses Beispiel hochgesinnter vaterländischer Begeisterung ist an den ungarischen Kirchenfürsten der Folgezeit nicht wirkungslos vorübergegangen. Noch war nicht das vatikanische Archiv dem Wissensdrang der Forscher erschlossen worden und hatte den nie ganz erstorbenen Sinn für die tiefere Ergründung der kirchlichen wie vaterländischen Vergangenheit zur hellen Flamme entfacht — nur Theiner hatte 1859/60 seine zwei Bände Vetera monumenta historica Hungariam sacram illustrantia ans Licht gegeben —, als unter dem Mäcenate des Kardinal-Erzbischofs Simor von Gran 1874 ein fürstlich ausgestattetes Urkundenwerk, die Monumenta ecclesiae Strigoniensis, hervorzutreten begann. Kaum hatte dann der Vatikan für die ganze Welt seine unerschöpflichen Archive geöffnet, so ermöglichte auch schon der hochherzige Opfersinn der ungarischen Bischöfe, Äbte und Kapitel eine neue, noch umfassendere und bedeutungsvollere Publikation. Der monumentalen wissenschaftlichen Leistung des Abtes Knauz unmittelbar auf dem Fuße folgte 1884—1891 die imposante Bändereihe der Monumenta Vaticana Hungariae.

Dem so mächtig wieder erweckten Sinn für die geheiligte Vorzeit der vaterländischen Kirche gab die Millenarfeier des Jahres 1896 neue Nahrung. Ihren begeisternden Eindrücken verdankt man die Sammlung und prachtvolle Neuausgabe der Werke Pazmánys, des Ruhmes der ungarischen Kirche; sie gab auch den Anstoß zu der großartigen Urkunden-Edition des Bistums von Vesprim, von welcher die ersten beiden Bände zur Anzeige vorliegen; ist doch diese Diözese unter

allen in Ungarn an Alter eine der ehrwürdigsten, die, zumal wenn in ihrer ganzen ehemaligen Ausdehnung betrachtet, auch an geschichtlicher Bedeutung hinter keiner andern zurücksteht.

Die Kirche von Vesprim führt ihre Anfänge auf den heiligen König Stephan, ihre Gründung auf den Frommsinn der hl. Gisela zurück. Die Stadt selbst — „Weißbrunn", so pflegte dermaleinst der gelehrte Deutsche ihren Namen zu erklären, von einer am Fuße des von der Bischofsburg gekrönten Hügels entspringenden Quelle — war nicht nur vor alters eine als fast uneinnehmbar geltende Festung, sie rühmte sich auch, der einstige Sitz der Könige und die erste Heimstätte einer ungarischen Hochschule gewesen zu sein. Der ehemalige Sprengel erstreckte sich noch über einen großen Teil der heutigen Erzdiözese Gran und umschloß fast alle für die Nationalgeschichte besonders geheiligten Stätten. Ihm gehörte zu die alte Festung Buda, seit dem 12. Jahrhundert die Hauptstadt des Reiches; ihm war unterworfen Stuhlweißenburg, mit den Gräbern des hl. Stephan und des hl. Emmerich, für lange Zeit der Sitz der Reichssynoden und der Schauplatz der Königskrönung: in seinen Grenzen lag Visegrád, das in seiner Königsburg die Krone des hl. Stephan und die Reichskleinodien bewahrte. Die Diözese konnte mehrerer ansehnlicher Kollegiat-Kapitel und mächtiger alter Abteien des Benediktiner-, Cistercienser- und Kartäuserordens sich rühmen. Hier blühten die Söhne des hl. Dominikus, und die Franziskaner wie die Pauliner-Eremiten zählten zahlreiche Niederlassungen.

Es ist gewiß eine glückliche Eingebung gewesen, die Urkunden, die auf die kirchliche Entwicklung und Ausgestaltung dieses altehrwürdigen, für die nationale Geschichte so bedeutsamen Sprengels sich beziehen, in einem monumentalen Werke zu vereinigen. Notwendig wird ein solches Werk vieles Wertvolle dem Untergange oder der Vergessenheit entreißen, vieles, was für die Geschichte der Gesamtkirche von Nutzen ist, dem Forscher des Auslandes zugänglich machen. Es fällt das um so mehr ins Gewicht, als außer dem Erzbistum Gran und dem Bistum Zagrab nur Vesprim allein etwas Namhaftes von seinen alten Archivbeständen gerettet hat, und auch unter den großen Abteien nur eine einzige einer gedruckten Urkundensammlung sich rühmen kann.

Praktische Rücksichten, aber mehr noch die Gesinnung pietätsvoller Hingabe an den Einheitsmittelpunkt der Kirche haben den hochsinnigen Veranstalter der Sammlung, den derzeitigen Bischof von Vesprim, Karl Freiherrn von Hornig, dahin bestimmt, diejenigen urkundlichen Zeugnisse, welche den Wechselbeziehungen zwischen seinem Bischofsitze und dem Heiligen Stuhle ihr Entstehen verdanken, abgesondert von denen rein lokaler oder nationaler Natur, welche wieder eine Sammlung für sich bilden sollen, in dem vorliegenden Prachtwerke zu vereinigen.

Eine solche, mit fürstlicher Munificenz ausgestattete wichtige Urkundensammlung wird stets und überall die Blicke des Forschers wie des Geschichtsfreundes anerkennend auf sich ziehen. Hier aber wird die Freude über das imposante Unternehmen wesentlich noch durch den Umstand gesteigert, daß der erste jetzt lebende Historiker Ungarns, Dr. Wilh. Fraknói, dem wir schon so manche schöne wissenschaftliche Leistung verdanken, der Biograph des Kardinals Pazmány und des

Königs Matthias Corvinus, die Herausgabe in seine Hände genommen hat und in Rom selbst, das ihm zur zweiten Heimat geworden ist, mit kundig geübter Hand aus immer reichen Quellen schöpft.

Allerdings ist nicht der gesamte Inhalt dieser Bände römischen Archiven entnommen. Es ist bekannt, daß infolge der mannigfachen Wechselfälle und Stürme, die im Laufe der Zeiten über die Inhaber des Heiligen Stuhles dahingegangen sind, ein sehr großer Teil der päpstlichen Archivbestände unwiederbringlich verloren ist. Erst vom 13. Jahrhundert an, und selbst da noch nicht ohne große Lücken, finden sich die Regestenbände der päpstlichen Schreiben. Zum Glück aber ist manches, was in Rom oder Avignon verloren ging, daheim in Ungarn gerettet worden. Gleich zum ersten der vorliegenden Bände, der die Periode 1103—1276 umfaßt, haben die Archive von Vesprim 18, das reiche Klosterarchiv der berühmten Abtei Martinsberg 37, das Kgl. Reichsarchiv 11, das erzbischöfliche von Gran 4 Urkunden gestellt, während von bereits gedruckten, deren Originalien meist nicht mehr vorhanden sind, 20 Stücke Aufnahme gefunden haben. Von den 201 Nummern dieses Bandes haben sonach nicht mehr denn 112 Rom zu ihrem Fundort. Weit ausgiebiger haben aber bereits für den II. Band mit seinen 499 meist ungedruckten und unbekannten Nummern die römischen Archive in Anspruch genommen werden können. Ohne Zweifel wird für die folgenden Perioden diese Ergiebigkeit sich noch namhaft steigern.

In Bezug auf den Inhalt der veröffentlichten Dokumente läßt ein vierfaches Element sich unterscheiden. Um mit dem Geringeren zu beginnen, sind da zunächst die zahlreichen päpstlichen Pfründeverleihungen und Anwartschaftserteilungen und die diesbezüglichen, aus Ungarn einlaufenden Bittgesuche. Da seit dem 14. Jahrhundert die päpstlichen Verleihungen nicht nur auf höhere kirchliche Stellen, sondern vielfach bis hinab zu den einfachen Benefizien sich erstreckten, so sind derartige Schreiben recht zahlreich und mannigfaltig. Es spiegeln sich in ihnen deutlich die kirchlichen Verhältnisse der damaligen Zeit, auch mit ihren Schatten, aber nicht ohne dem mächtigen Einheitsbewußtsein der abendländischen Christenheit und der einzigen Großartigkeit der päpstlichen Verwaltung lautes Zeugnis zu geben.

Ähnliches gilt von den Schriftstücken, die auf das päpstliche Steuerwesen und die Rechenschaftsablage der päpstlichen Legaten sich beziehen. Auch sie sind in mehr denn einer Richtung lehrreich und verhelfen uns heute zugleich mit den Urkunden erstgenannter Art zu einer Einzelkenntnis der kirchlichen Personen, Pfründen und Körperschaften, daß sie bei dem Verluste so vieler anderer Zeugnisse für die Kirchengeschichte Ungarns geradezu unschätzbar genannt werden müssen.

Ein dritter Bestandteil, wahrhaft eine Perle mitten im reichen Geschmeid, sind die im I. Bande vereinigten Urkunden und Zeugnisse über Leben und Wunder der sel. Margaretha von Ungarn. Ein unvergleichlicher Hauch von Anmut und Poesie schwebt über dieser jungfräulichen Gestalt. Zwei als heilig verehrte Frauen sind ihre Schwestern; Elisabeth von Thüringen und die sel. Jolanthe von Aragon die Schwestern ihres Vaters, und mit der hl. Agnes von Böhmen waren diese hinwieder Geschwisterkind. Und doch auch unter so vielen heiligen Frauen des

Hauses Arpad fesselt dieses heilige Kind unwillkürlich den Blick, die echte Blüte eines Stammes, der, ausgehend vom hl. Stephan, dem „apostolischen König", einen hl. Emmerich und einen hl. Ladislaus der Kirche geschenkt hat. Auch für die Geschichte der Mystik ist die sel. Margaretha von hoher Bedeutung. Fast noch Zeitgenossin des hl. Franziskus von Assisi, ist sie die erste Stigmatisierte des Dominikanerordens und als solche der hl. Katharina von Siena um hundert Jahre voraus.

Mehr als das Leben des heiligen Kindes, das in stiller Weltabgeschiedenheit unter Gottes Auge für den Himmel heranblüht, haben die alsbald auf ihren Tod folgenden Bemühungen um ihre Heiligsprechung für den Kirchenhistoriker Wert und Bedeutung. Man kann sich kaum etwas Merkwürdigeres denken als diese unter den eigentümlichsten Wechselfällen vom 13. bis zum 19. Jahrhundert sich hinziehenden Untersuchungen, Verhandlungen und Vorbereitungen zu einer kirchlichen Entscheidung. Voll von Interesse sind daher auch die im Wortlaut vorgelegten Protokolle der zum Zeugenverhör nach Ungarn abgeordneten päpstlichen Kommissäre. Schon nach der sprachlichen Seite hin verdienen sie Beachtung. Jedenfalls aber bekunden sie einen Sinn für „historische Kritik", eine Weisheit, Vorsicht und Zurückhaltung auf seiten der kirchlichen Organe, wie sie von Geistlichen des 13. Jahrhunderts in einer solchen Angelegenheit die heutigen Historiker nicht leicht vorauszusetzen pflegen.

Dem bisher Erwähnten steht an Wichtigkeit natürlich weit voran, was für die großen Angelegenheiten der Kirche von Vesprim, des Papsttums und der ungarischen Nation in diesen beiden Bänden enthalten ist. Große Ereignisse und Bewegungen fallen in diese Zeit; viele merkwürdige, zum Teil hervorragende Persönlichkeiten heben sich aus Ungarns Geschichte ab. Die Angelegenheit der Kreuzzüge mußte das Haus Arpad und seine Getreuen mit dem Papsttum in die lebhafteste Berührung bringen. Die Thronbesteigung des Hauses Anjou an Stelle des erlöschenden einheimischen Königshauses war das Werk der päpstlichen Politik; der Streit mit Johanna von Neapel und der Kriegszug Ludwigs d. Gr. nach Italien und dann das große abendländische Schisma mußten notwendig den Wechselverkehr zwischen den Dienern der Stephanskrone und dem Apostolischen Stuhle steigern. Alles dies hat in den Urkunden jener Zeit seine klar ausgeprägten Spuren eingesenkt und erhält aus ihrer Veröffentlichung jetzt neues Licht. Auch die großen Ahnengestalten der ungarischen Kirche ziehen hier vorüber: die beiden ersten Ungarn, die den römischen Purpur getragen, Stephan de Vansca und Valentin, Kardinal von St. Sabina, wahrlich Männer von Bedeutung, die ersten römischen Legaten, die mächtig in Ungarns Geschicke eingegriffen, ein Philipp von Fermo und Kardinal Gentilis. Aber auch die Reihe der Bischöfe von Vesprim weist imposante Erscheinungen auf. Gleich Bischof Robert (1209—1226) zieht den Blick auf sich durch die so einsichtige wie hochherzige Fürsorge für sein Kapitel nicht minder als durch den priesterlichen Starkmut, mit welchem er dem Ehefrevel König Belas sich widersetzt. Das hohe Lob und das Vertrauen, das von seiten des Papstes ihm zu teil wird, muß von einseitiger Verurteilung zurückhalten, wenn andere Urkunden ihn wieder darstellen im Streit mit seinem Metro-

politen und im Kampf mit den ansehnlichsten Klöstern seines Sprengels. Er ist ja auch einem friedlichen Ausgleich nicht aus dem Wege gegangen. Das mit dem Erzbischof von Gran 1216 vereinbarte und von Honorius III. 1220 gutgeheißene Abkommen ist um so wichtiger, da über die gleiche Frage des Rechtes zur Krönung der Königin 1438 neuerdings zwischen Gran und Vesprim ein Streit zum Ausbruch kam.

Dem genannten Robert steht Bischof Paulus aus dem Hause derer von Széchényi 1262—1275 kaum an Bedeutung nach. Hochangesehen beim Papst, war er zugleich die treueste Stütze seines Königshauses, und während der Minderjährigkeit Ladislaus' IV. führte er als Kanzler die Verwaltung des Reiches.

Auch der II. Band hat seine großen oder zum Teil pittoresken Gestalten aufzuweisen. Da ist gleich der kriegerische Petrus II., ein typisches Abbild des kecken, ruhelosen, leicht erregbaren Reitervolkes, aus dem er hervorgegangen. Ihm wenig unähnlich ist sein Nachfolger Benedikt II., gleichfalls Sproß eines der alten Magnatenhäuser, aus dem Geschlechte von Rad. Seine Amtsführung erscheint wie eine nie endende Kette von Streitigkeiten. Einer der hartnäckigsten Gegner der Anjoudynastie, hat er einem Bonifaz VIII. ins Antlitz zu trotzen gewagt und zugleich mit dem Bischof von Csanád am 6. Dezember 1305 die Krone des hl. Stephan Otto von Bayern auf das Haupt gesetzt. Erst drei Jahre später gelang es Klemens V., den streitbaren Prälaten mit der Neugestaltung der Verhältnisse seiner Heimat zu versöhnen.

Ungleich tüchtiger als Bischof steht an der Seite solcher Männer ein Stephan I., gleich hoch im Vertrauen des Papstes wie in der Gunst des königlichen Hauses. Mesko (Michael) aus dem schlesischen Zweige der Piasten, Verwandter der Königin, einer polnischen Prinzessin, war einst Johanniter und wurde, noch Laie und Ritter, von seinem Bruder, dem Erzbischof Boleslaus von Gran, der Diözese Neutra als Bischof aufgenötigt. Jetzt erwählte ihn freiwillig, vielleicht mit Rücksicht auf die Wünsche der Königin, das Kapitel von Vesprim. Vom Bischofssitz von Neutra ist auch Ladislaus II. nach Vesprim übergegangen. Sohn des Leibarztes, der dem ersten Anjoukönig gedient, und selbst als Leibmedikus in der beständigen Umgebung Ludwigs des Großen, sah er sich durch kirchliche Pfründen für seine Dienste gelohnt, welche ihm dann zu einem der schönsten Bischofssitze der Monarchie den Zutritt öffnen sollten. Ein Mann von unleugbarer Bedeutung, wenn auch mehr Diplomat und weltlicher Staatsmann als hirteneifriger Nachfolger der Apostel, war Johann von Gara. Sekretär und Vertrauensmann seines Königs, verdankte er die unerwartete Erhebung auf den ehrwürdigen Sitz von Vesprim dem persönlich gewinnenden Eindruck, welchen er bei Gelegenheit einer außerordentlichen Gesandtschaft in Avignon auf Klemens VI. hervorgerufen hatte. Auch ein deutscher Prälat und zwar ein echter Preuße, Maternus aus Stendal in der Mark Brandenburg, macht in fünf der vorliegenden Dokumente von sich reden. Im Jahre 1388 erscheint er zuerst als Propst in Varadin. Zum Bischof von Siebenbürgen erhoben, ließ er sich dazu bestimmen, unter Gutheißung des Papstes mit Bischof Demetrius von Vesprim seinen Sitz zu vertauschen. Aber schon bald scheint beiden der Tausch verleidet ge-

wesen zu sein, und nach drei Jahren kehrte jeder in seine ursprüngliche Diözese wieder zurück.

Um mit einem Blick zu erkennen, inwieweit unsere Kenntnis durch die hier veröffentlichten Schriftstücke Förderung erfahren habe, genügt es, die Liste der Bischöfe von Vesprim bei Gams mit der hier vorliegenden Bischofsreihe zu vergleichen. Nicht nur die Person der Bischöfe ist es übrigens, deren näheres Bekanntwerden von Wert ist, sondern vielmehr die verschiedenen Wechselfälle der Bischofswahlen. Mit Genugthuung kann man erkennen, daß eine naturgemäße Tendenz des Kapitels, sein freies Wahlrecht zu wahren und zu üben, nicht völlig ausgestorben war. Dem stand aber von der einen Seite die bald in Güte, bald in Gewalt sich Geltung verschaffende Einflußnahme des Königshofes entgegen, während von der andern, gemäß den kirchlichen Verhältnissen jener Tage, auch der Papst seine Ansprüche erhob. Wohl gerade diesen Ansprüchen des Papstes war es zu danken, daß die Besetzung der Bischofsstühle nicht völlig zu einer Sache der Hofgunst herabgesunken ist.

Nicht nur ein prachtvoller Druck, sondern auch ein trefflich gearbeitetes Register bei jedem Bande erleichtert wesentlich die Auswertung der hier aufgespeicherten Schätze. Möge es dem hochherzigen Mäcen, welchem das Werk sein Entstehen verdankt, vergönnt sein, an einer glücklichen Vollendung dieses patriotisch-kirchlichen Unternehmens sich noch lange zu erfreuen! Otto Pfülf S. J.

Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen. Von F. X. Funk, Professor der Theologie an der Universität Tübingen. Erster Band. 8°. (V u. 516 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1897. Preis *M.* 8. Zweiter Band. 1899. (IV u. 483 S.) Preis *M.* 8.

Abgesehen von zwei Ausnahmen, waren die hier vereinten 46 Abhandlungen alle schon früher einmal in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in der Tübinger theologischen Quartalschrift und im Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, veröffentlicht worden. Doch handelt es sich bei der neuen Ausgabe nicht nur um Zusammenstellung und Neudruck der früheren Aufsätze. Vielmehr erscheinen manche Abhandlungen in erweiterter und mitunter sogar sehr bedeutend umgearbeiteter Form, so daß, wer die jetzigen Ansichten des Verfassers kennen lernen will, von dem vorliegenden Werk nicht Umgang nehmen kann.

Ihrem Gegenstand nach bewegen sich die „Kirchengeschichtlichen Abhandlungen" fast alle entweder auf dem Gebiet der Patrologie, oder sie behandeln Fragen aus der Geschichte des inneren Lebens der Kirche. In letzterer Beziehung werden namentlich einzelne Punkte aus der Geschichte des Primates und der Konzilien, des Cölibats, der Verwaltung der Sakramente, der Fastendisziplin, der Bilderverehrung, der sozialen Zustände und Ansichten zur Erörterung gebracht, während die patrologischen Arbeiten vorzüglich mit den Fragen nach der Echtheit und der Entstehungszeit einer Reihe von Schriften sich beschäftigen. Der Ton und Stil, in welchem diese Gegenstände behandelt werden, ist der rein wissenschaftliche. Der Verfasser wendet sich nicht an weitere Kreise, sondern an die Fachgelehrten, er will nicht eine zusammenfassende Darstellung des von andern

Geleisteten und einen Überblick über die gesicherten Ergebnisse der Forschung bieten, sondern stellt sich das Ziel, in die Forschung einzugreifen und sie weiter zu führen. Namentlich für seine Untersuchungen über die älteste kirchenrechtliche Litteratur hat der Verfasser auch allseitig Beachtung und Anerkennung gefunden. Daß die Auseinandersetzung mit andern Gelehrten in den Abhandlungen und Untersuchungen einen breiten Raum einnehmen muß, ergiebt sich aus deren Richtung und Zweck von selbst. Manche der Aufsätze könnte man geradezu Streitschriften nennen, der Verfasser sagt von ihnen, daß sie „altherkömmliche Irrtümer berichtigen oder neue Irrtümer in wichtigen Fragen abwehren". Mit dieser Richtung des Buches hängt eine gewisse Schärfe, man möchte manchmal sagen, eine gewisse Gereiztheit des Tones und der Sprache zusammen, die sich namentlich dann geltend machen, wenn die „altherkömmlichen Irrtümer" angegriffen werden. Nicht jedem wird es gefallen, daß dabei auch harte Worte gegen sonst sehr verdiente Männer fallen. Indes der Verfasser entschuldigt sich mit der Versicherung, es sei ihm nur um die Sache zu thun, und manches wird man auch dem Eifer zu gute halten müssen, der die katholische Wissenschaft gern befreien möchte von Dingen, die sie — nach des Verfassers Ansicht — nur aus übertriebener Verehrung gegen die Vorzeit zu ihrem Schaden mit sich herumschleppt.

Sollen wir nun ein Urteil über das vorliegende Buch abgeben, so müssen wir natürlich vor allem die verschiedenen Arten und Klassen unter den darin enthaltenen Abhandlungen auseinanderhalten. Der Verfasser ist vor allem Kritiker, und wo es sich nur um litterarische Kritik handelt, sind seine Arbeiten unseres Erachtens sehr oft gut und recht gut und immer beachtenswert. Hierher gehören z. B. die Untersuchungen, welche sich auf den Barnabasbrief, die Didache, die Apostolischen Konstitutionen u. dgl. beziehen. Professor v. Funk befindet sich hier auf seinem eigensten Arbeitsgebiet; er hat die bezügliche Litteratur genau verfolgt, kennt die hier bestehenden gelehrten Streitigkeiten und hat sich selbst wiederholt in ehrenvoller Weise an denselben beteiligt. Mag man also auch bei einzelnen Beweisgründen seine Bedenken haben und manchmal sogar geneigt sein, in der ganzen Frage sich anders zu entscheiden als der Verfasser, so führen seine Arbeiten doch in die heute so eifrig verhandelten Kontroversen ein und zeigen die Art und Weise, in welcher die heutige Wissenschaft sich der Lösung der obschwebenden Fragen zu nähern sucht. Ein ähnliches Urteil wird man noch über eine Reihe anderer Arbeiten fällen dürfen; wir erwähnen z. B. die Aufsätze zu Tatian, Celsus, die Philosophumena, über T. Flavius Klemens, das Reskript an Minucius Fundanus. Wertvoll scheinen uns die Untersuchungen über die letzten beiden Bücher der Schrift gegen Eunomius. Der Verfasser will sie dem Didymus von Alexandrien zuweisen, und wir meinen, daß der Nachweis gelungen und somit dem Verfasser eine schöne Entdeckung geglückt ist, über die man sich nur freuen kann. Ohne Einschränkung kann man anerkennen die Abhandlungen über die Abendmahlselemente bei Justin, den Kommunionritus, die Entstehung der heutigen Taufform (d. h. der Spendungsweise nicht durch Untertauchen, sondern durch Begießen).

Doch die Hauptschwierigkeit für den Beurteiler knüpft sich nicht an Arbeiten wie die erwähnten, sondern an jene, welche auf dem Grenzgebiet zwischen Geschichte und Dogmatik sich bewegen und von den Vertretern beider Wissenschaften pflegen behandelt zu werden. Es ist ja bekannt, daß gerade hier der Verfasser manchen Widerspruch erfahren mußte und für die hier einschlagenden Untersuchungen eine nur eingeschränkte und geteilte Anerkennung gefunden hat. Wir haben unserseits von den betreffenden Aufsätzen einige sorgfältig geprüft, nicht nur um eine Rezension schreiben zu können, sondern in der aufrichtigen Absicht, unser Wissen über diese nicht unwichtigen Gegenstände zu erweitern. Wir glauben unserer Rezensentenpflicht am einfachsten nachzukommen, wenn wir unser Urteil zunächst nicht in ein paar allgemeinen Sätzen zusammenfassen, sondern die Eindrücke darlegen, welche sich bei der Prüfung der einen oder andern Arbeit ergaben. Wir nehmen als Beispiel gleich die erste Untersuchung des ersten Bandes: „Der Primat der römischen Kirche nach Ignatius und Irenäus".

Was nun Ignatius angeht, so ist das Neue in dem ihn betreffenden Abschnitt die Widerlegung Harnacks, und dieses Neue ist recht gut. Wenden wir uns also zu Irenäus, über dessen berühmtes Zeugnis vom Primat der Verfasser manches bisher noch nicht Gesagte vorzubringen hat. Er geht aus von dem Sätzchen: in qua semper ab his qui sunt undique, conservata est . . . traditio, und sucht nachzuweisen, daß der Satz einen Widersinn enthalte, wenn man das qua auf Rom beziehe. Dann heißt es S. 17, es gebe „nur zwei Möglichkeiten, um über den angeführten Widersinn hinwegzukommen. Entweder ist convenire anders als bisher zu verstehen oder dem Relativsatz eine andere Beziehung zu geben". Als wir diese Sätze uns etwas überlegten, kam uns sofort der Gedanke: es giebt noch eine dritte Möglichkeit. Nämlich das Relativum geht auf Rom, die Präposition in ist aber nicht mit dem Verfasser lokal zu fassen, sondern instrumental, so daß in qua bedeutet: durch dessen Vermittlung, in dessen Kraft. Als wir näher zusahen, fanden wir, daß in der That die drei jüngsten katholischen Erklärer, Kardinal Franzelin, Wilmers, Chapman, die Sache ebenso verstehen. Es ist also nicht unsere Schuld, wenn wir in der Meinung bestärkt wurden, die angedeutete dritte Möglichkeit dürfe nicht einfachhin stillschweigend bei Seite geschoben werden. Der Verfasser aber erwähnt sie mit keinem Wort, obschon der Satz von den „nur zwei Möglichkeiten" die Grundlage seiner folgenden Ausführungen ist.

Doch gehen wir weiter. Am Schlusse faßt der Verfasser seine Ansicht in folgenden Sätzen zusammen:

„Harnack läßt Irenäus die römische Kirche als prima inter pares anerkennen. In der That wird sich aus dem Kirchenvater nicht viel mehr beweisen lassen. Auch Cyprian steht im wesentlichen auf demselben Standpunkt. . . . Bei Irenäus ist daher eine weiter gehende Auffassung um so weniger zu erwarten. Indessen ist zu bemerken, daß man auch keinen eigentlichen Grund hat, den Primat bei ihm auf jene Bedeutung zu beschränken. . . . Wenn ihnen [den Worten des Irenäus] ein Beweis für eine weitere Bedeutung des Primates auch nicht zu entnehmen ist, so schließen sie anderseits eine solche nicht aus."

Gegen diese Sätze ergab sich uns zunächst folgende Schwierigkeit: Anfangs- und Schlußworte möchten schwer miteinander zu reimen sein. Denn die Schlußfolgerung von Cyprian auf Irenäus kann offenbar nicht so verstanden sein: Cyprian

mag freilich den römischen Jurisdiktionsprimat anerkannt haben; ob er das gethan hat, wissen wir nicht; aber er hat in seinen Schriften dieser Anerkennung keinen Ausdruck verliehen; also wird bei einem Schriftsteller vor Cyprian diese Anerkennung ebenfalls nicht zum Ausdruck gekommen sein. Dieser Schluß enthielte einen Widersinn, denn sehr wohl kann ein älterer Kirchenvater klar über eine Sache reden, von der ein jüngerer in unklaren Ausdrücken spricht. Also muß der angedeuteten Folgerung dieser Sinn untergelegt werden: zur Zeit Cyprians bestand eine höhere Entwicklungsstufe des römischen Primates noch nicht, Cyprians Worte schließen eine solche positiv aus. Also bestand jene höhere Entwicklungsstufe noch viel weniger vor Cyprian zur Zeit des Irenäus; also kann deren Vorhandensein aus des Irenäus Worten nicht herausgelesen werden. In diesem Sinn verstanden, schließt die Folgerung von dem späteren Schriftsteller auf den früheren die Behauptung ein, daß zu des Irenäus Zeit ein römischer Primat im weiter entwickelten Sinn nicht bestand. Dann aber hat Professor v. Funk einen Widerspruch in seine Darstellung eingeführt, wenn er am Schluß bemerkt, man habe keinen eigentlichen Grund, den Primat bei Irenäus auf „jene Bedeutung“, nämlich einen primatus inter pares, zu beschränken.

Und weiterhin, wie sollen wir es uns denken, daß Rom unter den übrigen apostolischen Kirchen prima inter pares sei, und welcher Art ist jene Beziehung, unter welcher Rom vor den andern Kirchen etwas voraus hat? Will der Verfasser von einem Vorrang der Ehre reden, wie das der gewöhnliche Sinn des Ausdrucks prima inter pares ist, oder von Roms Gewalt, den übrigen Kirchen Befehle zu geben? Einen bloßen Ehrenvorrang kann er nicht im Auge haben, denn er rechnet nicht nur S. 431 Irenäus und Cyprian zu den „Männern, über deren Verhältnis zu Rom“ trotz einzelner gereizter Äußerungen „kein Zweifel“ besteht, sondern läßt S. 430 auch auf Grund der Irenäusstelle von der gallischen Kirche Rom als „Haupt der Gesamtkirche“ anerkannt werden. Haupt der Kirche wird Rom aber nicht durch ein paar Ehrenvorrechte. Dürfen wir also vielleicht das prima inter pares so erklären: Gleichstehend nicht nur mit der apostolischen, sondern überhaupt mit allen Kirchen ist Rom insofern, als sein Bischof, was die bischöfliche Würde angeht, eben auch nur ein Bischof ist; in der That ist ja der Papst ein Bischof, besitzt keine höhere Weihe als die andern Bischöfe und ist insofern den andern gleich. Prima dagegen ist Rom, insofern sein Bischof eben das Recht hat, den andern Bischöfen Befehle zukommen zu lassen, und unter dieser Rücksicht denen übergeordnet ist, welche in anderer Beziehung seinesgleichen sind. Diese Deutung des Wortes vom primus inter pares wäre nicht falsch und schlösse den eigentlichen Jurisdiktionsprimat ein, aber dem Verfasser dürfen wir sie nicht unterschieben, denn er will mit dem fraglichen Ausdruck ja eine frühere Entwicklungsstufe des Primates bezeichnen. Professor v. Funk möge uns also die Bemerkung zu gute halten, daß es uns unerfindlich ist, wie er den von Irenäus auch nach ihm anerkannten Primat mag gedacht haben.

Klarer spricht er sich darüber aus, wie er die Beziehung sich vorstellt, unter welcher Rom mit den andern Kirchen apostolischen Ursprungs in gleicher Ordnung sich befindet. Irenäus, heißt es S. 21, „betrachtet alle apostolischen Kirchen auf Grund der bischöflichen Succession als sichere Bewahrerinnen der apostolischen Lehre, als Trägerinnen eines charisma veritatis certum, und da er an derselben Stelle IV, 26, 2, an der er ihnen diesen Vorzug zuerkennt, die apostolische Succession als successio principalis bezeichnet, so gelten ihm offenbar alle apostolischen Kirchen

als ecclesiae principales. Darauf weist auch die Prädizierung der römischen Kirche hin. Der potentior principalitas steht eine einfache principalitas gegenüber, und diese besitzen eben die übrigen apostolischen Kirchen. Die principalitas ist somit eine Eigenschaft, welche die römische Kirche mit einer Reihe von andern Kirchen gemein hat. Die Eigenschaft kommt ihr aber nicht bloß in demselben Maße zu wie den übrigen apostolischen Kirchen".

Wir sagen mit Bedauern, daß wir auch zu dieser Darlegung uns durchweg ablehnend verhalten müssen. Setzen wir zunächst die Stelle IV, 26, 2 hierher. Quapropter eis, qui in Ecclesia sunt presbyteris obaudire oportet, his qui successionem habent ab apostolis, sicut ostendimus; qui cum episcopatus successione charisma veritatis certum secundum placitum Patris acceperunt; reliquos vero qui absistunt a principali successione et quocunque loco colligunt, suspectos habere. Hier ist successio principalis (die authentische, rechtmäßige Succession) dasselbe wie successio ab apostolis, und da Nachfolger der Apostel auch für Irenäus alle Bischöfe sind, so wären die ecclesiae principales nicht nur die unmittelbar von den Aposteln gestifteten Kirchen, sondern überhaupt alle Kirchen, die einen Bischof haben. Will also Professor Funk auf seinem Beweisgrund bestehen, so muß er den hl. Irenäus schlechtweg jedem Bischof Unfehlbarkeit zuschreiben lassen, während der Heilige III, 3, 1 sogar von Bischöfen unmittelbar apostolischer Succession es als selbstverständlich voraussetzt, daß sie als Lehrer fallen können. Ebenso ist auch in der Stelle III, 3, 2 nicht ausschließlich die Rede von unmittelbar apostolischen Kirchen. Die ecclesiae antiquissimae haben freilich vor den andern etwas voraus, insofern an sie in Streitfällen die übrigen sich zu wenden haben (III, 4), aber in Kap. 3, 2 spricht Irenäus ganz im allgemeinen von allen Bischofskirchen, eine Einschränkung liegt weder im Wortlaut der Stelle noch im Zusammenhang.

Doch wir wollen dabei nicht länger verweilen. In dem Satze: „Irenäus betrachtet alle apostolischen Kirchen als Trägerinnen eines charisma veritatis certum", betonen wir nicht sowohl das Wort „apostolisch" als das Wörtlein „alle". Hier liegt eine Unklarheit und Doppelsinnigkeit. Der Ausdruck „alle apostolischen Kirchen" kann zunächst besagen, daß der G e s a m t h e i t aller Kirchen, insofern diese eine Gesamtheit, ein Ganzes bilden, die Unfehlbarkeit zukommt. In diesem Sinn ist der Satz richtig und deckt sich mit den Worten des hl. Irenäus, drückt aber Rom nicht zur prima inter pares herab. Im Gegenteil, etwas Höheres läßt sich vom Primat der römischen Kirche überhaupt kaum aussagen, als daß die Übereinstimmung mit ihr ebensoviel ist als die Übereinstimmung mit der Gesamtkirche, daß also eben jene Unfehlbarkeit, welche der Gesamtkirche zukommt, ebenso auch die römische Kirche für sich allein genommen besitzt. Weiterhin aber kann der Satz: „alle" apostolischen Kirchen sind unfehlbar, bedeuten: j e d e e i n z e l n e dieser Kirchen für sich allein genommen besitzt Unfehlbarkeit. So verstanden ist der Satz unrichtig, läßt sich aber auch bei Irenäus nicht nachweisen. Man wende nicht ein, am Schluß von Buch III, Kap. 3 sage doch Irenäus, auch die Kirche von Ephesus sei „eine wahre Zeugin der apostolischen Tradition". Derartige Ausdrücke beweisen für ihre Unfehlbarkeit nicht mehr, als wenn man heute einem Priester oder Gläubigen irgend eines deutschen Bistums sagte: Dein Bischof ist Zeuge der Tradition, also mußt du mit ihm übereinstimmen. Jeder Bischof ist das ja wirklich, und muß dafür so lange gelten, als sich gegen seine Rechtgläubigkeit kein Zweifel erhoben hat. So fordert also auch Irenäus Übereinstimmung mit Ephesus, weil t h a t s ä c h l i c h die dortige Kirche die apostolische Lehre vortrug, was offenkundig

deshalb war, weil nie ein Zweifel an ihrer Rechtgläubigkeit verlautet war, ein solcher aber hätte laut werden müssen, wenn ein Abfall vom Glauben eingetreten wäre. Mit Rom dagegen fordert der Heilige Übereinstimmung von vornherein, wegen eines dieser Kirche innewohnenden Vorzuges, durch den sie über jede andere Kirche erhaben ist. Von ihr heißt es nicht nur, man kann in ihr die apostolische Tradition erfahren, sondern man muß mit ihr übereinstimmen, und die Übereinstimmung mit ihr ist gleichbedeutend mit der Übereinstimmung mit der Gesamtkirche. Für uns ist das genug. Die Sache wird auch nicht wesentlich anders, wenn man necesse mit „naturgemäß“ übersetzt, oder convenire von der Romreise bei auftauchenden Lehrstreitigkeiten versteht.

Auf derselben S. 21, die uns schon so lange beschäftigt hat, behauptet Professor v. Funk zwar gegen Harnack, Irenäus habe der römischen Kirche den Primat in irgend einem Sinne zugeschrieben, meint aber: „Es ist einzuräumen, daß die Stelle [des Irenäus] die römische Kirche nicht als die Mutterkirche erscheinen läßt. Wollte Irenäus dieses sagen, so müßte er die römische Kirche im vollen Sinne des Wortes als älteste bezeichnen, und diesen Sinn konnte er mit dem Prädikat antiquissima nicht verbinden, da ihm nicht unbekannt sein konnte, daß es noch ältere Kirchen giebt. Es liegt auch kein Grund zu dieser Annahme vor. Das Wort kann bedeuten: uralt, altehrwürdig, und nach der Sachlage müssen wir es so verstehen.“ Wir legen nun auf diese Sätze nicht so viel Gewicht. Aber trotz der entschiedenen Sprache haben wir sie nicht ohne einiges Kopfschütteln lesen können. Wenn man Rom die Mutter und Lehrerin aller Kirchen nennt, will man dann wirklich nur sagen, Rom sei Mutter jener Kirchen, die später sind als Rom und an deren Gründung Rom selbst Hand anlegte? Unserer bisherigen Auffassung nach verhält sich die Sache so: Rom wird Mutter genannt, weil nur durch die Verbindung mit Rom die übrigen Kirchen ihr Dasein als Kirchen und das Recht zu solchem Dasein erhalten. Getrennt von Rom sind sie tot, erst in der Verbindung mit ihm werden sie lebendige Glieder am Leibe Christi, lebendige Rebzweige am Weinstock, der Christus ist. Deshalb verglichen die Väter Rom mit dem Quell des Stromes und mit den lebenspendenden Organen: radix et matrix ecclesiae catholicae, ecclesia unde unitas sacerdotalis exorta est, origo authentici apostolatus, super quem Christus fundavit ecclesiam. Also, nachdem Rom einmal zum Mittelpunkt der Einheit erhoben ist, erhalten alle Kirchen von dorther die Teilnahme an dem lebenspendenden Einheitsbund und treten alle, hießen sie auch Jerusalem und Antiochien, zu Rom in das Verhältnis von Töchtern zu ihrer Mutter, welche in diesem Sinn auch die älteste Kirche genannt wird. Doch für die wesentliche Auffassung der Irenäusstelle sind diese Bemerkungen nicht von großem Belang, und wir verweilen also nicht länger dabei.

Wer unserer Darlegung bis hierher gefolgt ist, wird uns das Urteil nicht übel nehmen, daß wir uns Professor v. Funks Ansichten in dieser ersten Abhandlung nicht anschließen können. Wenn er von einem seiner Gegner sagt, derselbe sei „zu sehr Dogmatiker und zu wenig Historiker“, so können wir freilich nicht umgekehrt sagen, Professor v. Funk sei zu sehr Historiker, denn Historiker sein ist etwas Gutes, und etwas Gutes ist man nie zu viel. Wohl aber dürfen wir behaupten, er sei zu wenig Dogmatiker insofern, als er die Darlegungen der Theologen auch dort, wo diese durchaus kompetent sind, als nicht vorhanden betrachtet. Die Folge davon ist, daß neben seinen andern Vorzügen unserem Ver-

fasser doch nicht der Vorzug klarer und scharfer Begriffsbestimmung und allseitiger Erörterung der Schwierigkeiten eigen ist. In rein kritischen Fragen macht sich das nicht so unmittelbar als Mangel geltend, wohl aber dort, wo Dinge zur Sprache kommen, bei denen der Theologe ein Wort mitzureden hat, z. B. II, 79, wo der Begriff der Inspiration und Kanonizität, II, 14, wo jener der göttlichen Zulassung Grundlage der Beweisführung ist, II, 466 f., wo es sich um die Interpretation kirchlicher Gesetze handelt u. dgl. In der Abhandlung über die altchristliche Bußdisziplin (I, 160) wird aus den Briefen des römischen Klerus (ep. 8 und 30 inter Cypr.) der Beweis versucht, daß auch in der römischen Kirche den sterbenden lapsi die Rekonziliation verweigert worden sei. Die Beweisführung ist unseres Wissens neu, aber einstweilen schwerlich befriedigend. Sie stützt sich darauf, daß der Ausdruck mediocriter temperari „eine kleine Milderung eintreten lassen" bedeute. Nun glauben wir, in jedem, der sich die Sache überlegt, werde alsbald der Einwurf sich erheben, mediocriter temperari bedeute nichts anderes, als „die richtige Mitte einhalten zwischen zu großer Milde und zu großer Strenge". Wenn dieser Einwurf begründet ist, fällt des Verfassers Beweisführung in sich zusammen, trotzdem wird er mit keiner Silbe erwähnt. Macht deshalb der Beweis den Eindruck der Gewaltsamkeit, so gilt dies noch mehr von jenem Abschnitt derselben Abhandlung, in welchem die Gegenbeweise gegen des Verfassers Aufstellung sollen entkräftet werden. Wir hatten durchweg den Eindruck, als würden hier die Gegner kurzweg zum Schweigen verwiesen und ihre Gründe mit Gewalt übers Knie gebrochen.

Am meisten Aufsehen hat unter den 46 Abhandlungen wohl jene über die Berufung der acht ältesten allgemeinen Kirchenversammlungen erregt. Des Verfassers Auffassung läßt sich hier in die drei Thesen zusammenfassen: 1. die Kaiser haben thatsächlich alle orientalischen Synoden berufen, 2. sie schrieben sich ein Recht der Berufung zu, 3. dieses Recht wurde von den Kaisern so ausgeübt, daß die Berufung „als ein ihnen selbständig zustehendes oder, wenn man lieber will, von ihnen beanspruchtes Recht erscheint, daß demgemäß von einer Mitwirkung bei dem Akt oder einer Anteilnahme an demselben seitens der Päpste streng genommen nicht geredet werden könne". Daß an und für sich das Berufungsrecht dem Papste zukomme, leugnet der Verfasser nicht.

Erinnern wir uns nun zunächst, daß die Frage über die Berufung der Konzilien nach der theologischen Seite hin schon im vorigen Jahrhundert in der Kontroverse mit den Febronianern durchgesprochen wurde. An diese Erörterungen werden wir also anzuknüpfen haben, wenn wir gethane Arbeit nicht von neuem thun wollen, und wir erlauben uns daher vor allem, aus einem der gewöhnlichsten Kompendien des vorigen Jahrhunderts, dem der Würzburger Theologen, die Sätze herauszuschreiben, in welchem die Ergebnisse der damaligen Streitigkeiten kurz zusammengefaßt sind.

Nach guter alter Sitte beginnt die Auseinandersetzung mit einer Begriffsbestimmung: „Berufen sagt man nicht nur von jenem, der mündlich oder schriftlich Ort und Zeit des Konzils bestimmt und dazu einladet oder ruft, sondern auch von jenem, der, ausgerüstet mit dem Recht, alles dies zu thun, entweder zustimmt oder

bittet, daß es von einem andern angesagt werde, oder die geschehene Ansagung wenigstens als zu Recht bestehend behandelt.“ Es folgen die Beweisgründe für das Recht des Papstes und dann die Einwürfe. „Die allgemeinen Kirchenräte des Orients“, heißt es an erster Stelle, „sind alle von den Kaisern berufen worden, wie es auf dem achten Konzil die Stellvertreter der orientalischen Bischofsstühle behaupten. Also steht die Berufung in irgend einer Weise rechtlich den Kaisern zu.“ Die Antwort auf diesen Einwand wird von zweifacher Seite in Angriff genommen. Einmal wird der Ausdruck „irgendwie rechtlich“ im Schlußsatz ins Auge gefaßt. Verstehe man unter diesem Recht ein Majestäts- oder Befehlsrecht über die Konzilien und kirchliche Dinge, so sei der Satz falsch. Verstehe man es aber als ein „Recht, für die Kirche einzutreten und sie zu schützen, oder als Oberhoheitsrecht über die Orte der Zusammenkunft und das übrige zum Zustandekommen des Konzils Nötige, so mag die Behauptung auf sich beruhen bleiben, denn diese Titel sind heute veraltet, oder wenn noch etwas davon übrig ist, so waren sie schwerlich je genügend, um auch die Berufung des Occidents den Kaisern zuzuwenden“. Die zweite Antwort läßt ein den Kaisern als solchen eigentümliches Recht beiseite. Von den Kaisern seien die Konzilien jedenfalls nicht berufen worden kraft eines Rechtes, das in seiner Sphäre das höchste war, und kraft einer Autorität, die ihnen als Kaisern zuständig gewesen wäre. Sie hätten so gehandelt kraft eines (stillschweigenden) päpstlichen Zugeständnisses, das ihnen erteilt wurde, indem die Päpste zustimmten oder hinterher die Sache als gültig annahmen. „Es kann zwar nämlich nicht jede Zustimmung oder Billigung ein rechtlich gültiges Zugeständnis heißen; wenn aber derjenige, der allein die Vollmacht, etwas zu thun, besitzt, seine Zustimmung dazu giebt, daß ein anderer es thue, oder nachdem die Sache geschehen ist, sie billigt, so kann man mit Recht sagen, sie geschehe mit dessen Dispensation oder kraft dessen Autorität.“

Man mag von diesen Sätzen zunächst halten, was man will, so haben sie doch jedenfalls einen Vorzug vor andern Darlegungen voraus, sie sagen uns genau, was wir uns unter den Begriffen Berufung und Recht zur Berufung zu denken haben. Zunächst wird eine doppelte Berufung unterschieden. Außer der Berufung im materiellen Sinn des Wortes giebt es auch eine Berufung im rechtlichen Sinn; sie ist jener dem Konzil vorausgehende Akt, durch welchen das Konzil seine Rechtmäßigkeit erlangt und also als wirkliches Konzil seinen Ursprung erhält; denn ein unrechtmäßiges Konzil ist eben kein Konzil, sondern ein Konziliabulum. Von dieser päpstlichen Berufung im rechtlichen Sinn wird erstens behauptet, sie sei aus inneren Gründen für die Rechtmäßigkeit des Konzils erfordert, sie sei zweitens auch im christlichen Altertum als notwendig anerkannt worden, sie sei drittens auch thatsächlich bei den alten Synoden vorhanden gewesen. Denn schon die bloße Beteiligung des Papstes am Konzil sei dessen Billigung und eben deshalb rechtlich gleichbedeutend mit der eben bezeichneten rechtlichen Berufung. Von diesen drei Aufstellungen bezweifelt die erste kein Katholik. Die dritte ist, sobald die zweite einmal bewiesen ist, selbstverständlich. Alles kommt also auf die zweite Behauptung an. Professor v. Funk führt I, 74 dem Leser einen Teil der herkömmlichen Beweisgründe für dieselbe vor und sucht dieselben zu widerlegen. Allein es scheint uns, daß die „Abhandlungen und Untersuchungen“ diesen Argumenten nicht völlig ihr Recht widerfahren lassen. Was a. a. O. I, 74 vorgebracht wird, dient zwar in mancher Hinsicht zur Beleuchtung derselben, und wir nehmen es insofern dankbar an. Allein den Kern der Sache treffen diese Bemerkungen unseres Erachtens nicht.

Nach wie vor geht aus diesen Stellen so viel hervor, daß auch nach der Ansicht der Väterzeit ein allgemeines Konzil ohne den Papst ein Ding der Unmöglichkeit ist. Das aber ist in unserer Sache schon genug. Denn von keinem andern einzelnen Bischof der Christenheit wird je ähnliches ausgesagt; im Gegenteil, die Versammlung von Ephesus faßte ihre Beschlüsse ohne den Patriarchen von Antiochien, die von Chalcedon ohne den von Alexandrien. Folglich wird dem Bischof von Rom den Konzilien gegenüber eine ganz einzige Stellung zugeschrieben. Was kein anderer Bischof der Christenheit für sich allein vermag, das vermag der Papst: wider seinen Willen oder ohne seine Zustimmung kann ein Konzil nicht zu stande kommen. Daraus folgt weiter, daß seine Zustimmung, bei dem Konzil zu erscheinen, ganz anders zu werten ist als die Zustimmung bei irgend einem andern Bischof. Mag der Kaiser oder sonst wer das Konzil anregen oder befehlen in gutem oder schlechtem Glauben, mögen sämtliche Bischöfe der Welt zustimmen und am bestimmten Ort sich versammeln, so brächte das alles unter gewöhnlichen Umständen noch kein rechtmäßiges Konzil zu stande. Sobald aber der Papst in irgend einer Weise innerlich zustimmt und diese Zustimmung in irgend einer Weise öffentlich äußert, so wird das Konzil rechtmäßig, und folglich ist seine Zustimmung gleichbedeutend mit der Autorisation des Konzils.

Soviel über die Begründung der herkömmlichen Anschauung. Wenden wir uns nach diesen langen Vorbemerkungen wieder den drei Thesen des Verfassers zu. Was die erste derselben betrifft, so ergiebt sich aus den obigen Darlegungen, daß man in älterer Zeit vom theologischen Standpunkt aus sich wenig Sorge machte um die thatsächliche Konzilienberufung durch den Kaiser. Ähnliches gilt von der zweiten These. Auch die Redewendung von einem Berufungsrecht der Kaiser galt den älteren Theologen nicht in jeder Beziehung als bedenklich. Wogegen sie ankämpfen, ist nur jenes Berufungsrecht, welches die älteren Protestanten und Febronianer verfochten, jenes Recht also, welches dem Kaiser als dem weltlichen Herrscher selbständig zustehen und ein Ausfluß der kaiserlichen Gewalt als solcher sein sollte. Gegen ein kaiserliches Recht, das aus der Gewohnheit sich herausgebildet hatte unter stillschweigender Billigung oder Duldung der Kirche, hatten sie nichts einzuwenden. So sagt auch eines der jüngsten kirchenrechtlichen Werke über die kaiserliche Anteilnahme an den Konzilien: Interventio potestatis civilis minime in dubium est vocanda; at nequaquam eo extendi potest, quasi fuerit exercitatio quaedam iuris *proprii et plane independentis*, quod cum vero et *nativo iure Rom. Pontificis* . . . conciliari non possit (*F. X. Wernz*, Ius decretalium II [Romae 1899], 1065 sq.). Im fremden Haus mag gegebenen Falles der Freund oder Nachbar des Hausherrn Verfügungen treffen, die zum offenbaren Nutzen des Hauswesens sind, oder auch etwa einen Streit schlichten, besonders falls er anderweitig über die Streitenden in irgend einer Hinsicht eine Gewalt hat, und wenn er seinen Schritt verantwortet, mag er ausschließlich auf seine Liebe zum Hausherrn, auf den eigenen oder fremden Nutzen hinweisen. Fragt man aber, woher diese Eingriffe ihre Berechtigung hernehmen, so läßt sich nichts anderes anführen als die vorausgesetzte Zustimmung des Freundes oder dessen nachfolgende Billigung.

Kommen wir nun zur dritten These. Versteht man die rechtliche Selbständigkeit der Kaiser in der Berufung dahin, daß sie nicht in jedem einzelnen Fall, in welchem ein Konzil als notwendig erschien, eine Anfrage in Rom für erforderlich hielten, so kann diese Behauptung hingehen. Zu dem kostspieligen Mittel einer allgemeinen Versammlung der ganzen Kirche griff man nur als zu einem letzten

Rettungsmittel, wenn die Not aufs höchste gestiegen und also die Notwendigkeit des Konzils allgemein anerkannt war. In solcher Lage mochte eine Anfrage in Rom als bloße Förmlichkeit erscheinen. Zudem wurden vom vierten Konzil an solche allgemeine Versammlungen im Orient gerade dann gehalten, wenn nach langen häretischen Wirren endlich einmal wieder ein rechtgläubiger Kaiser ans Ruder kam, der Roms Vermittlung anrief und die Anknüpfung mit Rom eben durch ein allgemeines Konzil vollendete. Nur das fünfte Konzil bildet hier eine Ausnahme, aber es hat auch sonst eine ausnahmsweise Stellung. Daß unter solchen Umständen die Einwilligung des Papstes vorausgesetzt werden konnte, ist klar. Man könnte sogar, wie uns scheint, die fragliche rechtliche Selbständigkeit noch weiter ausdehnen, insofern man nicht nur im einzelnen Fall der Not sich berechtigt glaubte, von der Anfrage in Rom abzusehen, sondern eine allgemeine Erlaubnis des Papstes voraussetzte, über den Fall, ob ein Konzil notwendig sei, in Konstantinopel zu entscheiden. Insofern dürfte also gegen die Selbständigkeit des Kaisers, die Gültigkeit der Berufung ohne (ausdrückliche) Zustimmung des Papstes vom Standpunkt der Theologen nichts einzuwenden sein. Versteht man aber die rechtliche Selbständigkeit des Kaisers so, daß er aus eigener Machtvollkommenheit, ohne alle auch stillschweigende Rücksicht auf die Rechte des Papstes das Berufungsrecht sich zuschrieb und dafür Anerkennung beim Papste fand, so wäre ein solches Recht eben kein Recht und die päpstliche Anerkennung unbegreiflich. Ein solches Recht wird aber auch durch die von Professor v. Funk vorgelegten Aktenstücke nicht bewiesen. Es steht nun einmal als völlig sichere Thatsache fest, daß auch nach Ansicht des christlichen Altertums ein rechtmäßiges Konzil ohne Papst ein Unding ist. Folglich wußten auch die Kaiser, daß ihre Einladungsschreiben leere Worte blieben, wenn der Papst es für gut fand, vom Konzil sich fern zu halten. Mithin können entgegenstehende Äußerungen der Kaiser nicht so gedeutet werden, daß sie das Recht des Papstes leugnen, und das Gleiche gilt von ihrem Schweigen. Übrigens — um wenigstens auf einen Einzelfall einzugehen — spricht Theodosius II. im Berufungsschreiben zum Konzil von Ephesus es genügend klar aus, daß die Vorsehung ihn an und für sich nur mit der Leitung der weltlichen Angelegenheiten betraut hat, und daß er, um ein übriges zu thun, „um den Unterthanen alles zu werden", auch für das geistliche sorgt und ein Konzil veranstaltet. So redet nicht, wer an und für sich ein angebornes Recht zur Berufung hat, denn wer dies Recht besitzt, dem liegt auch die Pflicht zur Veranstaltung des Konzils ob, und eine Pflicht, die aus dem Herrscherrecht als solchem entspringt, schließen solche Worte aus. *Κἀκείνῃ μὲν (τῇ προνοίᾳ) ὑπουργοῦμεν εἰς τὴν τῆς πολιτείας αὔξησιν· διὰ πάντων δὲ ... τῶν ὑπηκόων γιγνόμενοι, τούτους εὐσεβεῖν ... παρασκευάζομεν.*

Demgemäß können wir unser Urteil über die vielbesprochene Abhandlung in wenigen Sätzen zusammenfassen. Sehr anzuerkennen ist an der Arbeit die sorgfältige Zusammenstellung der einschlagenden Quellenaussagen und deren kritische Sichtung. Wir schlagen dies Verdienst nicht gering an. Leider spielen kritisch wertlose, angebliche Väterstellen bis auf den heutigen Tag in manchen theologischen Büchern eine Rolle, was ganz gewiß der Wissenschaft nicht zur Ehre gereicht. Man kann also den Männern nur dankbar sein, welche die Aufgabe einer gründlichen Reinigung des Altüberlieferten auf sich nehmen, und auch Professor v. Funks Aufsätze werden in dieser Hinsicht nicht ohne günstige Einwirkung bleiben. Dagegen können wir seiner Behandlung der rechtlichen Seite in unserer Sache keinen

Geschmack abgewinnen. Die gewöhnlichen und sehr begründeten Unterscheidungen von Recht und Recht, Berufung und Berufung sind nicht gekannt oder werden nicht berücksichtigt. Die Folge ist, daß man öfter nicht weiß, in welchem Sinne die Begriffe gebraucht werden und wie die Behauptungen des Verfassers zu verstehen sind. Daraus erklärt es sich auch, daß Professor v. Funk so viel Widerspruch erfahren hat und sich so oft beklagt, daß seine Gegner ihn mißverstanden. Ausdrücklich bemerken wir noch, daß wir die oben als falsch bezeichnete Auffassung des kaiserlichen Berufungsrechtes dem Verfasser nicht zuschreiben und nicht bei ihm voraussetzen.

Mit Bedauern machen wir diese Ausstellungen einem Manne gegenüber, dem wir für seine Ausgabe der apostolischen Väter dankbar sind und dessen sonstige Forschungen wir gern in ihrem ganzen Werte anerkennen. Allein wenn wir eine Besprechung unternehmen, so halten wir es schlechthin für unsere Pflicht, mit den oben berührten Einwendungen nicht zurückzuhalten. Übrigens ist die Zahl der Aufsätze, gegen welche wir ähnliche Bedenken wie gegen die beiden herausgegriffenen erheben könnten, nicht groß, und der weitaus überwiegenden Mehrheit der Abhandlungen wird also dadurch kein Tadel angehängt.

C. A. Kneller S. J.

Das Buch der Synhados. Nach einer Handschrift des Museo Borgiano übersetzt und erläutert von Dr. **O. Braun**, Professor an der Universität Würzburg. 8⁰. (405 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis *M.* 8.

Im Jahre 1869 brachte der damalige Chorbischof David von Mossul eine wertvolle syrische Handschrift nach Rom, um sie der Bibliothek der Propaganda (Museo Borgiano) einverleiben zu lassen (K VI). Die Handschrift ist die Kopie eines in Alkos aufbewahrten syrischen Manuskriptes, das eine ältere Sammlung nestorianischer Konzilsakten [1] enthält, die man bisher zumeist nur durch Citate aus zwei arabischen Übersetzungen kannte. Die eine davon hat den nestorianischen Diasporabischof Elias Gauhari (um 900), die andere Ibn-at-Tayyib (gest. 1073) zum Verfasser. Weil diese beiden Männer mehr für praktische Zwecke arbeiteten, so verfuhren sie mit der syrischen Vorlage ziemlich frei und lieferten eher Kompendien als Übersetzungen. Wie sie manches andere ausließen, so haben sie wohl auch zwei bedeutendere Stücke, die sich im syrischen Originale finden, den Brief Bar Saumas (Braun S. 74—83) und die Akten Henanisos II. (Braun S. 371), in ihren Übersetzungen unterdrückt. Außerdem ward einige Kenntnis von jener Sammlung der nestorianischen Synodalakten nur noch durch Abdiso Bar Berika, Metropolit von Nisibis (1318), vermittelt, der sie nach sachlichen Gesichtspunkten für seinen Nomokanon verarbeitete, herausgegeben von Mai (SS. vett. nov. coll. tom. X). Eine andere Art von Verbreitung hat Abdisos Werk nicht gefunden.

[1] Der anonyme Verfasser dieser Sammlung muß ein Zeitgenosse Henanisos II. (gest. um 780) gewesen sein (Braun S. 3).

Braun hat sich der recht dankenswerten Arbeit unterzogen, jenen syrischen Originaltext nun direkt und vollständig ins Deutsche zu übersetzen und zugleich zu erläutern [1]. Damit ist auch weiteren Forscherkreisen der Zugang in jene bewegte Welt des Nestorianismus erschlossen, die sich in den Beschlüssen seiner 13 Synoden 409/410—775/776 widerspiegelt. Die chronologische Anlage bietet ein getreues und reiches Bild der inneren Entwicklung, der großen Verbreitung, der inneren und äußeren Störungen und der immer erneuten energischen Belebungsversuche der persisch-nestorianischen Kirche, und zwar mit Hilfe Antiochiens. Das Hauptinteresse liegt in dem großen kanonistischen Material; aber auch für Dogmengeschichte und Sakramentslehre, für die Geschichte der Predigt, der kirchlichen Feste, des liturgischen Kultus, des Cölibats, des Mönchs- und Anachoretentums, über das Zauberwesen, Zinsnehmen, Verhalten gegen Dienstboten und andere kulturelle Fragen bietet der „Synhados" lehrreiche Aufschlüsse. Um nur ein paar Einzelbelege anzuführen, sei auf die Bemerkung über die „Subdiakonen" S. 22 f. verwiesen, woraus hervorgeht, daß diese auch die Funktionen der „Exorcisten" und „Ostiarier" in sich vereinigten, oder auf die Bestimmung über simonistische Wahlen (S. 338). Eine besondere Studie verdient die Haltung des Dadiso (Braun S. 44 ff.), als er „von der Leitung des Katholikates abdanken wollte", und die Synode, die ihn zum Bleiben bewog, das Recht, an den Stuhl von Antiochien zu appellieren, beseitigte. Braun erblickt in dem Vorgange, wie er mir brieflich mitteilte, nichts anderes als eine Komödie. Historisch wichtig sind ferner die Synode des Akak (Braun S. 59 ff.) und die Briefe Bar Saumas (S. 75 ff.), weil man daraus ersieht, daß Bar Sauma keineswegs jenen Anteil an der Einführung des Nestorianismus genommen hat, den man ihm gewöhnlich zuschreibt. Die edelste Gestalt, die uns aus dieser nestorianischen Hierarchie entgegentritt, ist Mar Aba (S. 93 ff.), der nicht semitischer Abkunft ist. Während die zahlreich mitgeteilten Symbole dogmengeschichtliche Bedeutung haben, bilden die Namenslisten der Bischöfe, welche unterzeichnen, einen authentischen Beweis, welch einen ungeheuern Aufschwung das Christentum schon im fünften Jahrhundert im entferntesten Orient genommen hat. So nehmen an der Synode des Mar Maruta (409/410) schon vierzig persische Bischöfe teil.

Über die Grundsätze bei seiner Übersetzungsarbeit hat sich Braun selbst (S. 4) genügend ausgesprochen. Es lag ihm daran, „wichtigere oder schwierigere Stellen möglichst genau wiederzugeben". Um „konsequent" zu bleiben, wollte er

---

[1] Zu dem S. 242—561 im erwähnten Codex enthaltenen Text des Synodikons hat Braun noch in seine Edition aufgenommen: a) die nicht vollständigen Akten des Mar Aba, welche derselbe Codex teilweise unter den dem Maruta von Maipherkat zugeschriebenen pseudo-nicänischen Texten zerstreut enthält (Braun S. 93 ff., im Codex S. 1—116); b) zwei Briefe Bar Saumas (Braun S. 75 ff., im Codex S. 691 ff.) und die Apologie an Kosrav II. (Braun S. 307, im Codex S. 689 bis 691). Die Akten des Mar Aba gehörten sicher zur ganzen Sammlung, nicht so die unter b) genannten Stücke. Denn die Briefe tragen mehr einen privaten Charakter, die Apologie aber ist nur ein sehr byzantinisch gehaltenes Begleitschreiben, an das man sich später nicht mehr gern erinnerte.

manche technische Ausdrücke, da sie einmal gewählt waren, auch an solchen Stellen beibehalten, wo sie weniger passend schienen. Ich glaube, daß man dem gewissenhaften Syriologen in diesem Punkt eine kleine „Inkonsequenz“ schon verziehen hätte. Fügen wir gleich einen weiteren Wunsch an, daß nämlich eine Reihe griechischer Termini, die gar zu exotisch in den deutschen Text überpflanzt sind, durch entsprechende deutsche Ausdrücke ersetzt wären, z. B. „Vormünder“ für ἐπίτροποι (S. 187 u. ö.), „Mitgift“ für φερνή (S. 210), „rechtliche Urkunden“ für νομικαί (S. 208), „Rangstufen“ für τάγματα (S. 130) und ähnliche Dinge. Auf S. 77 ist durch einen Druckfehler das rätselhafte ῥακτάτον mit einer Grenzregulierung betraut worden. Es ist natürlich an das gräcisierte tractatus zu denken. Noch ratloser steht ein des Syrischen unkundiger Leser ein paar unvermittelten syrischen Bezeichnungen gegenüber, wie z. B. S. 382: „Sein Vater war rdiabzdi am Hofe.“ An andern Stellen hat jedoch Braun für einen willkommenen Dolmetsch in Gestalt eines eingeklammerten Wortes gesorgt.

Sehr dankenswert sind die Einleitungen, Fußnoten und „Nachträge“ zu den einzelnen Synoden. Sie beziehen sich auf die Deutung der Namen, chronologische Schwierigkeiten, litterarische Probleme, inhaltlich dunkle Stellen, biographische Notizen, Verweisungen auf das Nicänum. Ein ausführliches Personen- und Sachregister[1] erleichtert die Benutzung des Buches. Auf die Herstellung einer tabellarischen Übersicht der Synoden hat Herr Braun wohl nur aus dem Grunde verzichtet, weil gar manche Daten bei der chronologischen Zusammenstellung mit Fragezeichen zu begleiten gewesen wären. Immerhin hätte aber doch das einfache Register der Synoden nach den Seiten des Buches noch einen Platz verdient; auch ein Verzeichnis der Abkürzungen möchte man gerne vorausgeschickt sehen. — Wir wünschen dem rüstig arbeitenden Verfasser, der seiner 1898 erschienenen Übersetzung des syrischen Werkes De sancta Nicaeno synodo dieses weitere, so umfangreiche Stück aus der syrischen Litteratur bald folgen ließ, zu ferneren Bemühungen dieser Art von Herzen Glück. Wie viel noch aus jener fernliegenden Periode der Religionsgeschichte der Aufhellung bedarf, wird ja allenthalben zugestanden.

J. Stiglmayr S. J.

Johanna d'Arc's Maientage. Erzählendes Gedicht in zweiundzwanzig Gesängen von **M. v. Greiffenstein.** 16°. (VI u. 208 S.) Wien, Kirsch, 1898. Preis brosch. *M.* 3.80.

Man wird einzelnes und zwar nach verschiedenen Richtungen gegen dieses „Erzählende Gedicht“ einwenden können — eines werden alle zugeben, die es gelesen haben — das Büchlein enthält wirkliche Poesie, und M. v. Greiffenstein ist eine wirkliche und leibhafte Dichterin, die eine Hauptеslänge über die Mehrzahl ihrer dichtenden Mitschwestern hinausragt. Wir haben es hier nicht mit

[1] Im Personenregister ist durch Versehen S. 285 statt S. 265 angegeben, wo aus Dionysius Areop. (Eccl. hier. 5, 3, 8; vgl. Ztschr. f. kath. Theol. XXII [1898], 297) von den expositores eine illustrierende Stelle zum 18. Kanon der Synode Isoyabbs I. mitgeteilt wird.

mehr oder minder geschickt gereimter Geschichte zu thun, sondern mit einer übersprudelnden, phantasiereichen, gemütvollen, charakteristischen Dichtung, die, durchgehends fesselnd, an manchen Stellen auf ihren Wogen auch den Leser mitreißt. Es ist wahr, was die Verfasserin im Vorwort sagt: „Liebe und Begeisterung für die gotterwählte Heldin haben dieses Büchlein geschaffen.“ Die Begeisterung ist so groß, daß sie es nur sehr selten zu einer episch gehaltenen Erzählung kommen läßt. Meistens ergeht sich die Dichterin in farbensatten Schilderungen, geistreichen Betrachtungen oder persönlichen Anreden. Das ist, wenn man will, der Grundfehler des Büchleins. Wir sehen das Geschehnis mehr wie in einem lebenden Bild, wozu dann die Dichterin die Erklärung giebt. Was sie sagt, ist alles sehr schön, begeisternd und fesselnd, aber man möchte doch für gewöhnlich etwas mehr Entwicklung, man möchte die Figuren vor uns aus sich selbst handeln und leben sehen. Vor lauter Lyrik kommt es nur höchst selten zum Gestalten. Diese lyrischen Ergüsse knüpfen freilich an leicht umrissene Gestalten an, aber der Geist des Lesers ermüdet doch auf die Dauer, weil es ihm an dem ruhenden Punkt fehlt in all den vorübereilenden Wandelbildern. Dieser Mangel an fester Gestaltungs- und epischer Erzählungskraft zeigt sich besonders in der zweiten Hälfte, wo von den verschiedenen Kämpfen die Rede ist. Aber wir wiederholen: Wenn es nun einmal kein rechtes Epos sein kann, so findet man sich doch so reich durch epische Lyrik entschädigt, daß man sich schon gern zufrieden giebt und froh ist, endlich einmal wieder einer Dichtung zu begegnen, die sichtlich aus dem Vollen sprudelt, die singen und sagen muß, wie es sie drängt und brennt. Der lyrische Feuergeist haucht auch der Phantasie Bild um Bild zu, bisweilen nur zu rasch hintereinander, so daß das Vorhergehende nicht Weile hat, sich auszugestalten. So finden wir denn selbst bei dieser sonst so feinfühligen und geschmackvollen Poetin nicht selten die heute so häufige Bildermengerei, bei der man nur zu wohl sieht, daß nicht die schaffende Phantasie, sondern das rege Gedächtnis an der Arbeit war, daß die Dichterin ihr erstes Bild nicht geschaut, sondern die Sprache ihr dasselbe geliefert hatte — eine Gefahr, die heute, „wo die Sprache für uns dichtet und denkt“, nur allzu nahe liegt. Es ist übrigens, wie sich dies bei einer wirklichen Dichterin von selbst versteht, auch kein Mangel an originellen, persönlich geschauten und trefflich durchgeführten Bildern und Vergleichen. Die Sprache ist nicht bloß leicht fließend, sondern meist, sobald der Gegenstand etwas bewegt ist, im eigentlichsten Sinn wie ein Strom hinschießend, Vers drängt sich an Vers, Strophe an Strophe voll Begeisterung und Gedankenfülle. Dabei verfällt die Dichterin bisweilen etwas in jene seit Webers „Dreizehnlinden“ so häufige Anschlußform der einzelnen Strophen durch Wiederholung eines Wortes und Verses. Es ist aber hier wie anderswo bei ihr keine bewußte Nachahmung, kein Notbehelf wie bei manchen Dilettanten, die sich in ihrer Ohnmacht solcher Krücken bedienen. Es ist ein ungesuchtes Aussprechen inneren Erfassens durch eine von Webers Dichtung genährte und an ihm gebildete Phantasie. Besser freilich wäre es, wenn solche äußerliche, auf ein bestimmtes fremdes Original weisende Formen nicht so häufig hervorträten, wenn die Dichterin durch strengere Selbstzucht nur einzig sie selbst sein wollte. Sie hat ganz das Zeug zu

einer poetischen Selbständigkeit, sie ist eine dichterische Persönlichkeit, deren hervorstechendste Seiten, ein hoher Zartsinn und ein ritterlicher Edelmut, sich in dieser Dichtung ganz besonders aussprechen. Dabei ist ihr Geist reich und fein gebildet, so daß sie aus dem Schatz ihres Wissens Altes und Neues zum Schmuck ihrer Dichtung hervorlangen kann. An einigen Überschwänglichkeiten, die wohl dem Studium ihrer meist französischen Quellen zu danken sind, wird mancher Deutsche sich wohl etwas stoßen. Die Dichterin erklärt ausdrücklich, daß ihr jede Tendenz, am allermeisten eine politische, fern lag. Sie ist streng den Prozeßakten und sonstigen historischen Quellen gefolgt, vielleicht für den Aufbau der Dichtung zu sehr. Die Anknüpfung der Ereignisse an Maientage ist teilweise begründet, andere Male indes nur poetisch gefunden, vielleicht auch etwas gesucht. Alles in allem wird das Büchlein seinen Zweck erreichen, das Bild der Jungfrau von Orleans dem Leser in demselben Lichte zu zeigen, in dem die Dichterin es geschaut hat. Litterarisch genommen ist es uns ein Unterpfand, daß wir auf dem rechten Felde — welches wohl das episch-lyrische der Ballade oder das rein lyrische des Liedes und der Ode sein dürfte — noch manche voll erschlossene und duftige Blüte von der Dichterin zu erwarten haben.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus. Nach der Vulgata übersetzt und erklärt von Dr. Benedikt Weinhart, Geistl. Rath und Lycealprofessor a. D. Zweite, verbesserte Auflage. Mit einem Stahlstich. Lex.-8°. (XL u. 604 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 5; geb. in Halbfranz *M.* 7.50.

Dieses Werk sollte ein rechtes Haus- und Familienbuch werden. Es eignet sich dazu in jeder Hinsicht. Die Übersetzung ist wortgetreu, ohne der Sprache Gewalt anzuthun; die Erklärung sehr ausgiebig, dabei einfach und gründlich. Die Ausstattung ist gut und der Preis gewiß mäßig.

Das Buch Tobias, dem katholischen Volke erklärt von P. Bernhard Schmid O. S. B. 8°. (VIII u. 104 S.) München, Leutner, 1899. Preis *M.* 1.20.

Das Buch Tobias ist in den letzten Jahren wiederholt zum Gebrauch für das christliche Volk erklärt worden. Wirklich eignet es sich dazu in besonderem Maße. Das Haus des alten Tobias ist das Muster einer gottesfürchtigen, in Freud und Leid auf Gott bauenden Familie und deshalb, obwohl dem Alten Bunde angehörig, ein Spiegelbild auch für das christliche Haus. Neuerdings hat sich zu

den früheren populären Bearbeitungen des Buches Tobias eine weitere gesellt. Es ist die oben angezeigte Schrift des Benediktinerpaters Bernhard Schmid. Dem Charakter des Buches Tobias wie auch dem Zwecke der Arbeit entsprechend, ist in den Erläuterungen zu den einzelnen Kapiteln auf das praktische Moment besonderes Gewicht gelegt. Die Darstellung ist, ohne darum minder ansprechend zu sein, einfach und faßlich, gerade wie es der Leserkreis fordert, für den die Schrift bestimmt ist. Geschickt ist unter Benutzung der Philothea des hl. Franz von Sales Kap. 6 behandelt.

Die heiligen Sacramente der katholischen Kirche. Für die Seelsorger dogmatisch dargestellt von Dr. Nikolaus Gihr, Päpstl. Geheimkämmerer, Subregens am erzbischöflichen Priesterseminar zu St. Peter. Zweiter Band: Die Buße, die letzte Oelung, das Weihesacrament und das Ehesacrament. (Theologische Bibliothek. Zweite Serie.) gr. 8°. (VIII u. 560 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 6.50; geb. *M.* 8.50.

Dieser Band steht auf der Höhe des ersten; das könnte zu seinem Lob genügen. Die spekulativen Erörterungen sind vortrefflich. Einzigartig ist die Benutzung der verschiedensten scholastischen Autoren, von denen Gihr eine ungewöhnliche Kenntnis hat. Das Dogmengeschichtliche tritt dem Zweck des Werkes entsprechend mehr in den Hintergrund, wird aber doch nicht vernachlässigt. Freilich wäre in einigen schwierigen Fragen, z. B. der Absolutionspraxis der älteren Zeiten und der Reordination, eine ausgiebige historische Erörterung erwünscht gewesen. So hätte auch unseres Erachtens bei einer Rücksichtnahme auf die Geschichte des Tridentinums der Satz eine Milderung erfahren, daß die Meinung, welche das reumütige Bekenntnis des Sünders nicht als wesentlichen Bestandteil des Bußsakramentes ansieht, seit dem Tridentinum nicht mehr solid wahrscheinlich sei. Sonst ist gerade dieser Paragraph über die innere Konstitution des Bußsakramentes vortrefflich. Ein großer Vorzug des Werkes ist die klare, ausführliche Darstellung, das liebevolle Eingehen sowohl auf die Einzelheiten als auch auf die Tiefe und den inneren Zusammenhang des Dogmas. Gerade dieser Umstand wird das Buch dem Seelsorger lieb und wert machen.

Institutiones philosophiae moralis et socialis quas in collegio maximo Lovaniensi Societatis Iesu tradebat A. Castelein S. J. 8°. (VI et 662 p.) Bruxelles, Schepens, 1899. Preis *Fr.* 6.

Das Buch ist keine systematische Entwicklung der Moralphilosophie, sondern eine Auswahl der wichtigsten Fragen dieses Wissenszweiges; sie sind in Thesen formuliert und werden mit Schärfe und Klarheit entwickelt. Es ist ein Grundriß für Vorlesungen, zu dem der Professor gehört. Immerhin hätte unseres Erachtens eine innigere Verbindung zwischen den einzelnen Thesen hergestellt werden dürfen. Einer der interessantesten Abschnitte der allgemeinen Ethik ist die Abhandlung über das Wesen der moralischen Güte; sie besteht nach Castelein in der Übereinstimmung mit dem letzten Ziel, eine Ansicht, welche bei katholischen Gelehrten neuerdings an Boden gewinnt. In der speziellen Ethik bringt der Herr Verfasser offenbar den sozialen Fragen das meiste Interesse entgegen. Neben der Widerlegung des Sozialismus sind die Thesen über den ökonomischen Fortschritt recht zeitgemäß. Castelein stellt vier Grundlagen dieses Fortschritts auf: Persönlicher Gewinn, Freiheit der Arbeit, Arbeitsteilung, verbunden mit einheitlicher Leitung, Konkurrenz, gemildert

durch professionelle Verbände. Bei Darlegung der Hauptbedingungen des wahren Fortschritts sind die Ausführungen über die Organisation der Vereine und die staatliche Intervention von Interesse. Sehr lesenswert sind auch die Abschnitte über Lohn und das Verhältnis zwischen Arbeitern und Arbeitgebern. In Bezug auf den Ursprung der staatlichen Gewalt verteidigt Castelein die Ansicht der alten Scholastiker. Das Buch ist in jeder Beziehung lehrreich und modern im besten Sinne.

Institutiones philosophiae moralis et socialis. Auctore A. Castelein S. J. Editio minor. 8°. (VI et 372 p.) Bruxelles, Schepens, 1899. Preis *Fr.* 4.

In dieser kleinen Ausgabe des eben besprochenen Werkes ist der Stoff nicht eingeschränkt, sondern nur zusammengezogen. Wir haben dieselben Thesen in der gleichen Fassung; nur die Ausführung ist kompendiöser, wird aber nicht zum Skelett, bleibt vielmehr lebendig und klar.

Thesaurus philosophiae thomisticae seu selecti textus philosophici ex Sancti Thomae Aquinatis operibus deprompti et secundum ordinem in scholis hodie usurpatum dispositi, cura et studio G. Bulliat, Presbyt. Societatis Sancti Sulpicii, Doctoris in sacra Theolog. et in Iure Can. Lex.-8°. (704 p.) Nannetis, Mazeau, 1899. Preis *Fr.* 6.25.

Der Titel des Buches enthält den Plan der Arbeit. Die Zusammenstellung wichtigerer Texte aus den Werken des hl. Thomas in einem mäßigen Band war eine dankenswerte Leistung. Die Blumenlese selbst ist reichhaltig und geschickt gruppiert.

Das „Credo“. Ein Büchlein für Jung und Alt von Franz Xaver Wetzel. 1.—20. Tausend. kl. 4°. (142 S.) Ravensburg, Dorn, 1899. Preis 35 *Pf.*

Das Schriftchen des bekannten Domkapitulars und Dekans enthält eine klare, leicht faßliche Erklärung der zwölf Artikel des Glaubensbekenntnisses, die durch eine große Anzahl aus dem modernen Leben gesammelter, treffender Beispiele anziehender gemacht wird. Man kann ihm nur wünschen, daß dies 1.—20. Tausend bald ausverkauft sei und neue Tausende nötig werden. Es eignet sich trefflich zur Massenverbreitung nicht bloß für jung und alt, sondern auch für reich und arm, für vornehme und geringe Leute.

Durch Atheismus zum Anarchismus. Ein lehrreiches Bild aus dem Universitätsleben der Gegenwart. Allen, denen ihr Christentum lieb ist, besonders aber den angehenden Akademikern gewidmet von Victor Cathrein S. J. Zweite, erweiterte Auflage. 12°. (VIII u. 194 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 1.40.

Das vortreffliche Büchlein hat seine zweite Runde begonnen. Diesmal erscheint es nicht mehr unter dem Pseudonym Nikolaus Siegfried, sondern unter dem wahren Namen des Verfassers. Es hat namentlich dadurch eine Erweiterung erfahren, daß ihm außer neuen Beweisen gegen den Atheismus, die hauptsächlich der sittlichen Ordnung entnommen wurden, eine eingehendere Besprechung des Problems des Übels in der Welt eingefügt wurde. Im übrigen verweisen wir auf das, was

in Bd. IL, S. 106 dieser Zeitschrift über das Schriftchen gesagt wurde. Möge es auch auf seinem zweiten Gange in den Kreisen, für die es vornehmlich bestimmt ist, bei der akademischen Jugend, freundliche Aufnahme finden. An guten Früchten wird es dann sicher nicht fehlen.

Das katholische Kirchenjahr und die gebräuchlichsten kirchlichen Andachten. Von Andreas Sladeczek. Ausgabe A. Zum Gebrauche in Volksschulen. Ausgabe B. Zum Gebrauche in erweiterten und höheren Schulen sowie beim Selbstunterricht. 8°. (VIII u. 66, bezw. VIII u. 166 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis 50 *Pf.* bezw. *M.* 1.20.

Wenn wir an den beiden übrigens von Sachkenntnis und gutem Verständnis für den Gegenstand wie auch echt religiösem Sinn zeugenden Schriftchen etwas auszusetzen haben, so ist es eher das Zuviel als das Zuwenig. Bei einer zweiten Auflage könnten unbedenklich manche Einzelheiten nicht nur ohne Schaden, sondern zum Nutzen des Ganzen weggelassen werden. Hier und da finden sich kleinere Ungenauigkeiten. So hat das Blau des verborgenen Veilchens (S. 7) mit der kirchlichen Farbensymbolik nichts zu thun. In der Passionszeit brauchen nur die Bilder auf den Altären, nicht aber auch diejenigen verhüllt zu werden, die außerhalb der Altäre aufgestellt sind (S. 38). Ferner giebt der Papst den Segen urbi et orbi nicht von der Galerie des Vatikans (S. 71), sondern von der Loggia von St. Peter.

Katechetische Handbibliothek. Praktische Hilfsbüchlein für alle Seelsorger. In Verbindung mit mehreren Katecheten herausgegeben von Franz Walk, Pfarrer u. Redakteur der „Katechetischen Blätter". 8°. Kempten, Kösel, 1899.

33. Bändchen: **Erklärung der hl. Messe.** Ausgabe für den Katecheten. Von Wilh. Jos. Hauseur, Pfarrer. (136 S.) Preis brosch. 80 *Pf.*

34. Bändchen: **Katechesen für die unteren Klassen der Volksschule** nach den Anfangsgründen der katholischen Religion bearbeitet von Joh. Nep. Huber, Benefiziumsvikar. (368 S.) Preis brosch. *M.* 2.

Die Erklärung der heiligen Messe ist mit tiefer Überzeugung von der Wichtigkeit dieses unblutigen Opfers geschrieben in einer den Kindern verständlichen und recht nützlichen Art. Der Verfasser rügt das viele Singen und Vorbeten bei der heiligen Messe, besonders wenn nach der Wandlung Gebete ausgewählt werden, die zur heiligen Messe nicht in Beziehung stehen. Über den Gesang bei der heiligen Handlung (S. 75 f. u. 131 f.) und hinsichtlich der Pflicht, sich über freiwillige Unandacht während derselben bei der heiligen Beichte anzuklagen (S. 64), urteilt der Verfasser wohl etwas zu strenge. — Die Katechesen für die unteren Klassen sind gut durchgearbeitet und werden dem Seelsorggeistlichen treffliche Dienste thun. Würden nicht einige Geschichten die Sache noch wertvoller machen?

Das Mainzer Schiffergewerbe in den letzten drei Jahrhunderten des Kurstaates. Von Christian Eckert, Dr. jur. et phil. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller. Band XVI. Heft 3.) 8°. (IX u. 155 S.) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1898. Preis *M.* 3.80.

Es ist ein lehrreiches Buch, welches Dr. Eckert uns bietet, nicht bloß interessant, weil es sich hier um ein Stück Geschichte des einst so berühmten Mainz

handelt, sondern mehr noch dadurch, daß Eckert von gründlicher Detailforschung ausgehend einen tieferen Einblick gewährt in das Leben und die Entwicklung der Zunft und so ein richtiges Verständnis jener bedeutsamen Institution zu vermitteln wohl geeignet ist. Namentlich lassen die Angaben Eckerts u. a. die Pflege des Zunftwesens durch die kurfürstliche Regierung in einem ganz neuen und teilweise recht günstigen Lichte erscheinen. „Während wir über Entstehung und Blütezeit der Zünfte im Mittelalter durch tüchtige Arbeiten bereits wohlunterrichtet sind, hat man ihrer späteren Entwicklung seither nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Meist hat man sich damit begnügt, sie oberflächlich abzuurteilen unter völliger Außerachtlassung des wesentlichsten Momentes, das die Einrichtungen der Spät- und Frühzeit voneinander unterscheidet: ihrer Beziehungen zur Staatsgewalt" (S. v). Eckert ist nicht der Ansicht, daß das Zunftwesen der späteren Zeit schlechthin als wertlos bezeichnet werden darf. „Es wäre müßig, die Frage aufzuwerfen, wie es wohl mit dem Mainzer Schiffergewerbe im 16. und 18. Jahrhundert bestellt gewesen wäre, wenn es nicht unter Innungszwang gestanden hätte? Uns will es scheinen, als ob gerade die Zunftorganisation der Schiffleute bei mancherlei Schwächen und Auswüchsen nicht an innerer Bedeutungslosigkeit in dieser Zeit gelitten hätte. Wenn auch die Elite des Standes ohne den äußeren Halt ausgekommen wäre, es vielleicht sogar in einzelnen Punkten weiter gebracht hätte, so bedurfte doch der ganze Mittelschlag der ihm gewordenen Leitung" (S. 97 f.). — Die sorgfältige Quellen- und Litteraturangabe legen Zeugnis ab von dem großen Fleiße, welchen der Verfasser auf dieses durch angenehme Form, Gewandtheit des Ausdrucks, tiefgreifende Forschung und maßvolles Urteil ausgezeichnete Werk verwandt hat.

Das Koalitionsrecht der Arbeiter in Elsaß-Lothringen, im Vergleich zu dem in Frankreich und im Deutschen Reiche geltenden Rechte. Von Dr. oec. publ. Dionysius Will. 8°. (XII u. 144 S.) Straßburg, Agentur von B. Herder, 1899. Preis *M.* 2.

Einen gerade in letzter Zeit vielbesprochenen und mit Leidenschaft umstrittenen Gegenstand behandelt hier Dr. oec. publ. Dionysius Will mit großem Geschick. Will berücksichtigt dabei vorzugsweise die Verhältnisse seines Heimatlandes Elsaß-Lothringen. Ganz richtig betont der Verfasser, es genüge nicht, im Prinzip die Koalitionsfreiheit anzuerkennen, vielmehr müsse die Gesetzgebung auch die zur Nutzbarmachung jener Freiheit nötigen Voraussetzungen gewähren. Ohne eine vernünftige Vereins-, Versammlungs- und Preßfreiheit, sowie ohne die Rechtsfähigkeit der Vereine sei die Koalitionsfreiheit ein leeres Wort. Das beweisen in der That die interessanten Untersuchungen, deren Ergebnisse hier vorgelegt werden. Den prinzipiellen Standpunkt, den Will in der Sache einnimmt, teilen wir durchgehends. Namentlich stimmen wir dem Verfasser bei, wenn er sagt, eine Überbrückung der Klassengegensätze werde nur dann herbeigeführt, wenn die gesetzlich garantierte Gleichberechtigung zu einer faktischen werde; eine auf breiter Basis aufgebaute und wirklich nutzbare Koalitionsfreiheit werde die sozialen Gegensätze durchaus nicht verschärfen, sondern auf die Dauer wesentlich mildern. Die fleißige und gediegene Arbeit Wills ist eine anerkennenswerte Bereicherung unserer sozialpolitischen Litteratur. Sie gereicht dem Verfasser sowohl wie den Leitern des Münchener staatswissenschaftlichen Seminars L. Brentano und W. Lotz, auf deren Anregung das Werk geschrieben wurde, zur Ehre.

Der Rompilger. Wegweiser zu den wichtigsten Heiligtümern und Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt. Von Anton de Waal, Rektor des deutschen Campo Santo. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Titelbild, 96 Abbildungen im Text, einer Eisenbahn-Karte von Italien und einem Plane der Stadt Rom. 12°. (XIV u. 378 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis geb. *M.* 4.60.

Gern verzeichnen wir hier die vierte Auflage des vortrefflichen „Rompilgers" des Rektors am deutschen Campo Santo, Msgr. Anton de Waal (vgl. Bd. XXXV, S. 307, zweite Aufl., und Bd. IL, S. 216, dritte Aufl.). Er kommt zur rechten Zeit, weil ja das Jubiläumsjahr unzweifelhaft auch manchen deutschen Pilger zur ewigen Stadt führen wird. Eine besondere Empfehlung dieses Romführers ist überflüssig, da die vierte Auflage laut genug spricht.

Die Adlernichte und andere gereimte Erzählungen von Paula Gräfin Coudenhove. kl. 8°. (260 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1900. Preis geb. *M.* 4.

Wir haben die Lesung dieses schmucken Büchleins unwillkürlich mit einem ungünstigen Vorurteil begonnen. „Gereimte Erzählungen!" — Der zu erwartende Genuß dünkte uns sehr zweifelhaft! Anfangs schienen sich denn auch unsere Befürchtungen bestätigen zu wollen. Der Kampf zwischen Poesie und gereimter Prosaerzählung war merklich; dabei wurden Motive in die Darstellung verflochten, die nicht ganz glaubhaft oder sonst nicht anziehend schienen. Allein bald nahm das Interesse sowohl an Form als an Inhalt immer mehr zu, und wir gestehen, daß wir das ganze Büchlein mit wachsendem Genuß zu Ende gelesen haben. Die Dichterin verfügt über ein unverkennbares poetisches Talent und es ist beim Studium dieser acht Erzählungen leicht festzustellen, wie dieses Talent durch die Übung wächst und erstarkt, nicht bloß in Beherrschung der Form, sondern auch in der Vertiefung des Stoffes. Dabei macht sich mitunter, wie z. B. in der Hundegeschichte „Schnaps", ein ganz glücklicher Humor geltend, der trotz der Reime nicht gerade „in engen Schuhen" geht und für die Zukunft das Beste erhoffen läßt. Über die hier geschilderte Tierfreundschaft wird freilich der Geschmack der Leser nicht einstimmig urteilen. Die Erzählungen sind nicht alle gleichwertig. Offen gestanden hat uns die erste und längste am wenigsten gefallen. Das psychologische Moment, das in der nicht ganz neuen Fabel selbst lag, ist unseres Erachtens zu wenig herausgearbeitet, dagegen zu viel Fremdes hineingetragen worden. Besonders wird die hier und anderswo so entschieden betonte Frömmigkeit in dieser Form nicht jedem behagen. Auch uns scheint sie bisweilen zu spezifisch. Einen schönen und neuen Ton schlägt das Stück „Unkraut" an, leider ohne zu seiner vollen Ausgestaltung zu kommen. — Wie der Dichterin die Flügel gewachsen sind, zeigt wohl am besten die letzte Erzählung „Aschenbrödel", nicht als ob sie nun schon ganz vollendet wäre, aber die Form sträubt sich sichtlich nicht mehr gegen die Idee, und die Dichterin sagt mit natürlicher Anmut das, was sie sagen will. Sie wird fortfahren, diese „gereimten Erzählungen" zu pflegen, und wir können sie dazu nur ermutigen. Nur wird sie in Zukunft der Fabel selbst etwas mehr Aufmerksamkeit schenken müssen, um nicht bloß Liebesgeschichten zu bringen. Nicht jedes Ereignis eignet sich für die poetische Einkleidung, und die psychologische Vertiefung wird immer mit dem materiellen Geschehnis Hand in Hand gehen müssen. Besonders aber ist der Rahmen äußerst

eng zu ziehen und die Handlung einfach und konkret zu gestalten, damit alles ins einzelne durchgeführt werden könne und Allgemeinheiten, der Tod jeder Poesie, nach Möglichkeit ausgeschlossen bleiben. Etwas gewundert hat uns, daß von den acht Erzählungen nicht weniger als fünf Liebesverhältnisse zwischen Pflegevater und Tochter, Vetter und Muhme, Schwager und Schwägerin behandeln. Solche Verhältnisse mit ihren Gelegenheiten erleichtern dem Dichter ja die Arbeit — nach katholischen Grundsätzen sollte man es aber mit Verwandtenehen, auch in der Litteratur, nicht so leicht nehmen. Doch auch wir wollen den Spruch des Meisters in „Aschenbrödel" üben und dem eigenartigen Talent der Dichterin keine zu engen Grenzen ziehen. Denn:

„Bäume giebt es viel hienieden;
Doch kein Gärtner kann sie zwingen,
Fremde Blättertracht zu treiben,
Fremde Frucht hervorzubringen . . .

Unabhängig von dem Lehrer
Soll sich ein Talent entfalten;
Wer es knechtet, wird es töten,
Freiheit nur kann es erhalten."

Erlebnisse eines Missionärs in China. Geschildert in Tagebuchblättern von P. Stenz. Mit einigen Illustrationen. 8°. (103 S.) Trier, Paulinusdruckerei, 1899. Preis 40 *Pf.*

Seit es ein „Deutsch-China" giebt, ist das Interesse für das Reich der Mitte auch in weiteren Volkskreisen stark gewachsen, und manchem, dem größere Werke nicht zu Handen kommen, dürfte ein Büchlein, das auf engem Raum in frischer, volkstümlicher Weise ihn mit dem Lande, seinem Volke, seinen Sitten und Eigenarten bekannt macht, gewiß willkommen sein. Diesem Zweck dient vorliegendes Schriftchen recht gut. P. Stenz aus der Steyler Missionsgesellschaft vom göttlichen Wort, und bekannt geworden als eines der Opfer der letztjährigen Volksaufstände in Süd-Schantung, weiß gut zu schildern, schreibt einen kräftig klaren Stil und erweist sich als sachkundigen und humorvollen Führer durch die Mission von Süd-Schantung, in der er seit 1893/94 wirkt und deren Entwicklung und Lage er übersichtlich zusammenfaßt. Das Bild des Verfassers und fünf andere Illustrationen schmücken das Schriftchen, dessen Reinertrag zum Besten der Missionen bestimmt ist.

Mittelhochdeutsche Grammatik und Schulwörterbuch. Von Dr. Valentin Kehrein. 8°. (VI u. 234 S.) Leipzig, Wigand, 1899. Preis *M.* 4.

Die Abtrennung dieser selbständigen Teile von dem „altdeutschen Lesebuch" bezweckt ihre Verwendung neben andern Lesebüchern und beim Studium der bekannteren mittelhochdeutschen Klassiker. Die gediegene Arbeit hat in der That alle Aussicht, in weiteren Kreisen Freunde zu finden. Das Wörterbuch ist ebenso knapp als praktisch; es verzichtet auf Vollständigkeit, um gerade nur das zu bringen, was dem nächsten Bedürfnis dient, und braucht deshalb nicht einmal den Umfang des kleinen Wörterbuches von Lexer zu erreichen. Die Grammatik ist nicht minder durch übersichtliche Kürze ausgezeichnet, die Syntax bietet aber eine dankbare Erweiterung der ähnlichen Bücher. Sie umfaßt nicht weniger als 74 Seiten gegen 28 Seiten Formenlehre. Die sorgfältige Beobachtung, welche diese Satzlehre geschaffen hat, verdient hohe Anerkennung. Freilich ist hier der praktische Standpunkt zum Teil

verlassen und neben dem Zwecke der raschen Aufklärung über schwierigere Punkte auch der andere erstrebt worden, das Verhältnis der mittelhochdeutschen Grammatik zu der neuhochdeutschen bis ins einzelne der syntaktischen Ausdrucksweise zu beleuchten. Gar mancher wird es dem Verfasser danken, wenn er so viele jetzt vereinzelte Redeweisen als im Mittelhochdeutschen gäng und gebe kennen lernt. Die Lehre vom Satzgefüge ist besonders lehrreich. Das ganze Buch ist zugleich aus gelehrten Studien und aus der Schulpraxis hervorgegangen und darum gründlich, klar und praktisch brauchbar.

Ein Ausflug ins altchristliche Afrika. Zwanglose Skizzen von Dr. Franz Wieland. 8°. (196 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis *M.* 4.50.

Archäologische Studien, welche den Verfasser in den Jahren 1897—1899 in Rom sich aufhalten ließen, führten denselben auch auf die Ruinenstätten des altchristlichen Afrika. Was er dort erlebt, geschaut, empfunden, bietet er in vorliegender Schrift in Form zwangloser Skizzen, die freilich mit Unrecht diesen Namen tragen, wenn man ihren Eindruck auf den Leser ins Auge faßt. Wer das Buch zur Hand nimmt, wird sich nur ungern dem Bann entwinden, in welchen ihn dasselbe zu ziehen versteht. Hier und da werden in diesen Reiseerinnerungen auch klassische Monumente gestreift, im übrigen aber sind es die Überreste der altchristlichen Vergangenheit, zu welchen der Verfasser als kundiger Cicerone den Leser führt. Die Kirche Afrikas hat eine reiche Geschichte voll von tröstlichen und erhebenden, aber auch von ergreifenden und traurigen Zügen. Solcher Bilder aus der Vorzeit entrollt uns der Verfasser eine Reihe, während er mit uns über die Stelle des alten Karthago wandelt und uns dann über eine Reihe altchristlicher Bischofssitze von Tunis nach Tebessa, von hier kreuz und quer nach Konstantine und von Konstantine ins Algerische bis Tipasa geleitet. Er weiß frisch und flott zu schildern und in ausgezeichneter Weise die geschichtlichen Erinnerungen an die jeweiligen Monumente anzuknüpfen. Wohlthuend berührt die warme religiöse Empfindung, welche die ganze Darstellung beseelt und einen so natürlichen und ungekünstelten Ausdruck findet, daß sie sich unwillkürlich dem Leser mitteilt. Dabei kommt aber auch der Humor bei passender Gelegenheit zu seinem Recht. Die Schrift ist reich und gut illustriert, zum großen Teil mit Aufnahmen und Skizzen, die der Verfasser selbst an Ort und Stelle gemacht hat. Über die calliculae (S. 43) wäre wohl das 5. Supplementheft der Römischen Quartalschrift S. 45 zu vergleichen.

Junge Herzen. Novellen von L. Rafael. 8°. (182 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis geb. *M.* 2.80.

Der Band enthält vier Erzählungen. Dieselben lesen sich leicht, vielleicht sind sie auch etwas leicht geschrieben. Wer es nicht weiß, würde unmöglich ahnen, wie ernst, tief und groß L. Rafael werden kann, wenn sie will, und wie sie es in jener Art von Gedichten wird, die man geschichtliche Monologe nennen könnte. In der Prosa ist sie oft etwas flüchtig nicht bloß im Stil, der den unverfälschten Charakter des Frauenstils trägt, sondern auch in der Komposition und Abwägung der Wahrscheinlichkeit. Manches sieht einem ersten Entwurfe ähnlich. Indes besitzen alle vier Erzählungen doch auch wieder etwas Anziehendes, das das wirkliche Talent der Verfasserin verrät. Am überzeugendsten schreibt sie, wo sie uns auf den Gutshof führt, den wir aus früheren Geschichten schon zu kennen meinen. Alles in allem werden die hübschen und flotten Geschichten von jungen Mädchen gern gelesen werden.

Neue Communionandenken aus der Verlagsanstalt Benziger & Co. in Einsiedeln.

Die Kommunionandenken suchen, wie Auffassung, Komposition und Stil zeigen, den verschiedenen heute sich geltend machenden Geschmacksrichtungen und Wünschen zu entsprechen. Sie lassen sich in drei Gruppen scheiden. Die eine, das Extrem nach archaistischer Seite, umfaßt die Blätter Nr. 14 010 und 14 011 (zu 40 bezw. 60 *Pf.*). Ersteres giebt das Mahl in Emmaus wieder; zu Beuron entworfen, hat es alle Vorzüge, aber auch alle Eigenarten des Stiles der Beuroner Klosterschule. Das zweite klingt an eine gewisse Richtung der französischen religiösen Monumentalmalerei an, welche gern Motive aus altchristlicher Zeit verwertet. Es ist ein Gruppenbild; die Zeichnung ist etwas zu skizzenhaft und der Farbenton zu kalt. Etwas neues ist, daß ihm bestimmte gute Vorsätze aufgedruckt sind, die der Erstkommunikant zu unterschreiben hätte. Wenn sie nicht zur Schablone wird, kann eine solche Einrichtung recht segensreich sein. Das Extrem nach der entgegengesetzten Seite bildet Gruppe 2, die sich aus den Nrn. 6533, 6534, 13 435, 33 585, 33 586 zusammensetzt, teils Licht- teils Farbendrucken. Es sind Bilder mittlerer Größe in der Preislage von 20—28 *Pf.* Dazu kommen eine Anzahl gleichartiger kleiner Gedenkbildchen an die erste heilige Kommunion (100 Stück zu *M.* 2.40 bezw. *M.* 4.20). Man kann die Blätter keineswegs unwürdig nennen, doch lassen sie zum Teil etwas die Kraft und Weihe vermissen, welche nach unserer Meinung auch Darstellungen dieser Art eigen sein sollten. Wir anerkennen gern an, daß Kommunionandenken nicht nach dem Maße eines für eine Kirche bestimmten religiösen Gemäldes zu beurteilen sind. Sentimental und weich sollten aber auch die Bilder für das Haus nicht sein. Am besten scheinen uns der Idee eines wirklich schönen, erbaulichen und zugleich religiös-ernsten Kommunionandenkens die Nummern der dritten Gruppe 6531 (zu 20 *Pf.*), 6532 (zu 16 *Pf.*), 13 582 (zu 25 *Pf.*) und 14 009 (zu 40 *Pf.*) zu entsprechen. Die beiden ersten sind Licht-, die beiden letzten Farbendrucke. Uneingeschränktes Lob darf Nr. 6532, einem heiligen Abendmahl nach Zeichnung von Heinrich Commens, erteilt werden. Nicht minder kann das sich aus einem Mittelstück in Kreuzesform und vier Gruppenbildern zwischen den Kreuzesbalken zusammensetzende Kommunionandenken Nr. 14 009 in jeder Beziehung als glücklich und recht befriedigend bezeichnet werden. Die Ausführung aller Bilder ist vortrefflich, wie das übrigens auch von den Erzeugnissen der Benzigerschen Verlagsanstalt ohnehin zur Genüge bekannt ist.

Drei neue Kommunion-Andenken für das Jubiläumsjahr 1900 hat B. Kühlen in M.-Gladbach hergestellt. Das erste (Nr. 52½, Format 22 × 33 cm zu 15 *Pf.*) zeigt in lebhafter Farbengebung das Brustbild des Herrn, der auf sein heiligstes Herz hinweist, das zweite (Nr. 54¼, Format 25 × 36 cm zu 18 *Pf.*) bietet die in hellen weißen Gewändern, in einem lichten Strahlenglanze und vor blauem Hintergrunde thronende Gestalt des Herrn, auf dessen Brust sein heiligstes Herz glänzt. Beide von A. M. v. Oer gemalten Bilder sind koloristisch, zeichnerisch und technisch gleich preiswürdig. Im großen Blatte (Nr. 53, Format 32 × 44 cm, Preis 30 *Pf.*) umgeben vier in Medaillons gestellte Vorbilder die Darstellung des letzten Abendmahles. Das dritte Andenken ist reicher, aber nicht so vornehm und ruhig wie die beiden ersten.

Miscellen.

Wer hat die erste „Einigung“ des Bonifatiusvereins gegründet? In der zum 50jährigen Jubiläum des Bonifatiusvereins erschienenen monumentalen Festschrift ist die Bedeutung hervorgehoben, welche für die innere Entwicklung dieses dem Katholiken so teuern Vereins den sogenannten „Einigungen“ zukomme. Eine solche „Einigung“ besteht darin, daß eine Anzahl von Vereinsmitgliedern sich verbinden, um für eine Reihe von Jahren die zur Gründung und Unterhaltung einer Missionsstelle jährlich erforderliche Summe aufzubringen oder, wo möglich, dieselbe dauernd zu fundieren. „Bald nach der Mitte der fünfziger Jahre“, mutmaßt der Verfasser der Festschrift, müsse diese Idee zuerst aufgetaucht sein. Die Rechnungen des Vereins erwähnen 1858 zum erstenmal zwei solcher Einigungen: „einen Verein rheinischer Wohlthäter zur Unterhaltung eines Missionsgeistlichen in Nauen“ (Osthavelland), wo Kapelle und Schule bereits seit Jahren bestand, ein Priester jedoch auf Kosten des Vereins erst von 1860 ab unterhalten werden konnte. An Zeit wie an Bedeutung voran steht diesem, wohl von einem der geistlichen Abgeordneten in Berlin ins Leben gerufenen „Verein“ „eine Einigung katholischer Männer aus verschiedenen Diözesen, meist aus Rheinland und Westfalen, zur Fundierung einer Missionsstelle in der Stadt Küstrin (Diözese Breslau) und zur Unterhaltung eines Missionspfarrers daselbst“. Über die Entstehung dieser ersten und für den Bonifatiusverein in ihrer Art epochemachenden Einigung sagt die Festschrift: „Ihr Gründer war der selige Kreisgerichtsrat Schmidt in Paderborn, der dieselbe bereits im Jahre 1856 als Mitglied des Abgeordnetenhauses zu Berlin, namentlich bei seinen westfälischen und rheinischen Kollegen und Freunden angeregt hatte. Überhaupt gebührt ihm vorzugsweise die Urheberschaft dieser Idee der Einigungen. . . . Er ist der eigentliche Urheber der Einigungen.“

In der That hat dieser wackere Mann, der von der Gründung des Bonifatiusvereins an bis zu seinem Tode, 37 Jahre lang, dem Generalvorstand des Vereins angehört und mit der selbstlosesten Hingabe für denselben gewirkt hat, überaus große Verdienste und gerechten Anspruch auf die Anerkennung und Dankbarkeit seiner Glaubensbrüder. Es kann jedoch diesem Verdienst unmöglich Eintrag thun, dem Bonifatiusverein aber nur zu Ehre und Nutz gereichen, wenn an der Thatsache festgehalten wird, daß nicht Kreisgerichtsrat Schmidt, sondern ein weit hervorragenderer, über die ganze Welt hin bekannter katholischer Vorkämpfer zu diesen segensreichen „Einigungen“ den Anfang gemacht hat. Unter den 76 Einigungen, welche die Festschrift der Zeitfolge gemäß aneinander reiht, verdanken die erste und die fünfte ihr Entstehen der Initiative und dem katholischen Opfersinn des unvergeßlichen Zentrumsführers Hermann von Mallinckrodt (vgl. Pfülf, H. v. Mallinckrodt S. 154).

Seit dem 21. Juni 1855 weilte Mallinckrodt als unverheirateter Regierungsassessor, aber schon angesehener katholischer Parlamentarier in Frankfurt a. O.

An der Seite von Professor Frings hatte er einst mit Graf Stolberg und Wilderich v. Ketteler an jenen Beratungen der Katholikenversammlung zu Breslau teilgenommen, welche für die Gründung des Bonifatiusvereins von so großem Einfluß waren. Zu dem ersten Präsidenten des Vereins stand er seit Jahren in persönlich freundlichen Beziehungen. Wo immer er bis jetzt als Beamter gearbeitet hatte, wie in Erfurt und Stralsund, war der junge Assessor mit dem leuchtendsten Beispiel religiöser Pflichterfüllung vorangegangen; auch der Pfarrer der bedrängten Diaspora-Gemeinde zu Frankfurt a. O. fand an ihm eine Stütze.

Dieser Pfarrer, der nachmalige Erzpriester von Glogau, Theod. Warnatsch, schrieb über jene Zeit an Mallinckrodts Biographen am 28. Mai 1890:

„Ein dauerndes Denkmal hat H. v. Mallinckrodt sich errichtet in der vier Meilen von Frankfurt gelegenen Festungsstadt Küstrin. Hier hielt ehedem aus dem acht Meilen von Küstrin entfernten, zum Königreich Sachsen gehörigen, 1815 preußisch gewordenen Cistercienserkloster Neuzelle, ehe dasselbe samt der ganzen sächsischen Nieder-Lausitz preußisch geworden und sofort säkularisiert wurde, ein Cistercienserpriester alljährlich einmal in einer Stube katholischen Gottesdienst ab, und das setzten nach Auflösung des Klosters die Weltgeistlichen in Neuzelle (wo ich als Kaplan meine priesterliche Laufbahn begonnen habe) fort. Da erbarmte sich, in Frankfurt von dieser Not der Küstriner Katholiken hörend, H. v. Mallinckrodt und erbaute in Küstrin . . . ein hübsches gotisches Kirchlein. . . .“

Küstrin, das 1898 am Orte selbst 888 katholische Zivilpersonen und 450 katholische Soldaten zählte, wurde um 1855 auf etwa 140 Katholiken geschätzt. Wann und wie Mallinckrodt auf die daselbst herrschende Seelennot aufmerksam wurde, darüber findet sich kein Anhaltspunkt, aber soweit aus seiner gewöhnlichen Art zu handeln sich schließen läßt, geschah es bei Gelegenheit einer persönlichen Anwesenheit daselbst. Um die Mitte Oktober 1856 überraschte ihn eines Tages in Frankfurt Graf Joseph Stolberg, der Präsident des Bonifatiusvereins, mit seinem Besuch. Derselbe kam gerade von der zweiten Generalversammlung des Vereins in Paderborn und befand sich auf der Reise nach Pförten, wohl zu einem Besuch beim Grafen Brühl, vorzüglich aber zum Zweck der Errichtung einer Konfessionsschule daselbst für 40 katholische Kinder, die von 1857 an vom Bonifatiusverein erhalten wurde. „Er blieb den Nachmittag hier,“ schreibt Mallinckrodt über Stolberg, „aß bei mir Abendbrot und segelte abends weiter, nachdem wir den Kreis der uns berührenden Dinge so ziemlich durchgesprochen und uns, anscheinend beiderseits, gut unterhalten hatten.“ Neun Monate später war die Küstriner Angelegenheit schon im vollen Zuge. „Den allernächsten point de vue“, schreibt Mallinckrodt Sonntag den 12. Juli 1857, „bietet die Gründung eines Kirchensystems in Küstrin, in welcher Angelegenheit ich vorgestern nach Neuzelle gewesen bin und Mittwoch mit dem Neuzeller Erzpriester und dem hiesigen Pfarrer nach Küstrin zu fahren beabsichtige. Ein zu zwei Drittel verschuldetes Haus haben wir, aber auch nicht viel mehr. Wir werden ja sehen, wie der Hase läuft.“

Am 23. August des gleichen Jahres 1857 war auf Böddeken, dem Gute von Mallinckrodts Bruder, unweit Paderborn, ein großes kirchliches Fest. Der

Besitzer des einstigen Klostergutes, Herr Georg von Mallinckrodt, hatte dem in dortiger Gegend in hoher Verehrung stehenden hl. Meinolph auf den Fundamenten einer alten Kapelle ein zierliches neues Kapellchen errichtet. Bischof Konrad Martin sollte am bezeichneten Tage es feierlich einweihen, und zu der frommen Feier des Familienpatrones war auch Hermann v. Mallinckrodt dringend eingeladen. Zwar ließen Rücksichten auf Arbeit und eine bevorstehende längere Reise ihn schwanken, aber einer der Gründe, die ihn zuletzt bestimmten, dennoch zu kommen, war, wie er am 13. August schrieb: „daß es mir in Sachen eines Kirchenbaues in Küstrin erwünscht wäre, mit Stolberg in Ergänzung eines Briefes, worauf ich noch keine Antwort habe, zu sprechen."

Bis dahin wurde also die Angelegenheit zwischen Mallinckrodt und Stolberg direkt verhandelt, und allem Anscheine nach wurden bei Gelegenheit der St. Meinolph-Feier die definitiven Verabredungen wegen Küstrin getroffen. Gegen Mitte Oktober 1857 trat dann Mallinckrodt seine mehrmonatige Reise nach Italien an. Erst mit dem 14. Januar 1858 war er wieder in Berlin zurück, wo eben die neue Session des Landtages eröffnet worden war. Auch diese Session sollte ihm Anlaß bieten, über die Unterdrückung der katholischen Minoritäten in den Diaspora-Gegenden und über die Hindernisse, welche der Errichtung katholischer Schulen da in den Weg gelegt werden, wie früher schon des öfteren sich auszusprechen. Es war in der 37. Sitzung am 24. April, daß er auch über die Leidensgeschichte der katholischen Schule seiner eigenen Gemeinde, die zu Frankfurt a. O., etwas den Schleier lüftete. Während dieser selben Landtagssession, bevor noch am 28. März die Abgeordneten in die Osterferien reisten, hatte sich im Interesse einer dieser Diaspora-Gegenden ein bedeutungsvoller Akt vollzogen. Zu Gunsten der Missionsstation Küstrin hatte sich im Kreise von Mallinckrodts persönlichen Freunden eine „Einigung" gebildet. Jedes der Mitglieder verpflichtete sich zu einem bestimmten jährlichen Beitrag; durch genaues Statut war die ganze Angelegenheit geregelt, das Statut datiert vom Feste des hl. Joseph, 19. März 1858. Mallinckrodt war es, welcher die Angelegenheit angeregt und welcher die Teilnehmer gewonnen hatte. Er hatte daher auch von dem Rechte Gebrauch gemacht, der Einigung wie dem zu errichtenden Missionskirchlein nach seiner persönlichen Andacht den Patron zu bestimmen. Als er drei Jahre später als Neuvermählter die Einigung für Alsleben a. S. zu stande brachte, benannte er sie zu Ehren seiner jungen Gemahlin nach deren Patronin St. Elisabeth. Jetzt aber für Küstrin wählte er den Schutzheiligen des Hauses Böddeken und der Familie Mallinckrodt, den hl. Meinolphus. Mit diesen Thatsachen stimmen die Erinnerungen des damaligen Pfarrers von Frankfurt a. O.: „H. v. Mallinckrodt bewirkte durch eine unter den westfälischen Abgeordneten in Berlin gegründete Vereinigung die Anstellung eines ständigen Missionspfarrers in Küstrin. Den Namen des hl. Meinolph ließ v. Mallinckrodt dem Kirchlein bei der Weihe desselben beilegen und des genannten Heiligen Statue in Stein über dem Portale anbringen, weil auf den v. Mallinckrodtschen Besitzungen im Paderbörnschen . . . in einem Walde . . . eine (diesem Heiligen geweihte) viel besuchte Kapelle existiert."

Im Juni 1858 hatte Mallinckrodt die Pläne des Architekten für das neue Kirchlein fertig vorliegen, aber noch war der Bau nicht in Angriff genommen, als er, zum Hilfsarbeiter bei dem Ministerium des Innern berufen, 30. Juni 1859 in Berlin einrücken mußte. Von jetzt ab bis 1872 begnügte er sich mit seinem jährlichen Beitrag von 15 Thalern für die „Einigung", nachdem er, soweit das Zeugnis des damaligen Pfarrers von Frankfurt ins Gewicht fallen kann, für die Sache des Kirchenbaues von Anfang an auch sonst namhafte pekuniäre Opfer gebracht hatte. Die Sorge für die Angelegenheit der Küstriner Mission lag von Mallinckrodts Versetzung an hauptsächlich in den Händen des Kreisgerichtsrats Joseph Schmidt in Paderborn, welcher Mitglied der Einigung und Mallinckrodt persönlich befreundet, zugleich aber auch Mitglied des Zentralvorstandes des Bonifatiusvereins war. Bis dahin war Schmidt in dieser Angelegenheit nie besonders hervorgetreten, und sein Name wird niemals genannt. Möglich bleibt es dabei immer, daß er etwa in freundschaftlichem Austausch zuerst den Rat erteilt hätte, für die Sicherstellung der von Mallinckrodt so eifrig betriebenen Küstriner Mission einmal den Weg der „Einigung" zu versuchen. Ein bestimmter Anhaltspunkt, ihm eine derartige Einflußnahme zuzuschreiben, liegt indes nicht vor. Sicher ist, daß 1. der Plan der Missionsgründung in Küstrin aus Mallinckrodts eigener Initiative hervorgegangen; 2. bis wenigstens zum August 1857 die diesbezüglichen Verhandlungen nicht mit Schmidt, sondern direkt mit dem Präsidenten des Bonifatiusvereins geführt wurden; 3. Mallinckrodt persönlich die Teilnehmer der Einigung geworben und derselben den Namen beigelegt; 4. Schmidt selbst diese erste Einigung ganz als das Werk Mallinckrodts angesehen hat.

Als ein nicht uninteressanter Beitrag zur inneren Geschichte des Bonifatiusvereins möge ein Brief Schmidts in dieser Sache hier seine Stelle finden. Außer der Hervorhebung zweier Worte im ersten Satze des Briefes, die von Schmidt selbst herrührt, werden zum Zweck besserer Beachtung noch mehrere andere Wendungen durch Sperrschrift besonders bezeichnet:

„Paderborn, 4. August 1871.

Lieber Freund!

In dieser argen Zeit, wo alles die Waffen gegen unsere heilige Kirche erhebt, und wo Sie auch namentlich berufen sind, den Kampf für unsere Sache wieder aufzunehmen und fortzusetzen, will ich Sie zur Stärkung an einen stillen Platz Ihrer früheren Wirksamkeit führen, nämlich nach Küstrin. Ich erinnere Sie daran, daß Sie am 19. März 1858 die Einigung Sti. Meinolphi ins Leben gerufen haben, welche bis zum heutigen Tage so segensreich gewirkt und hoffentlich, so Gott will, für die Zukunft noch größere Resultate zum Nutzen unserer heiligen Kirche erzielen wird. ‚Aber was soll das?' werden Sie fragen, ‚das alles ist ja mir längst bekannt!' — ‚Jawohl,' antworte ich, ‚aber was Ihnen noch nicht bekannt ist, das fasse ich in wenigen Worten zusammen: Ihr Werk ist jetzt vollendet!' —

Ich bin überzeugt, daß Ihnen diese Nachricht eine nicht geringe Freude machen wird und daß Sie darin eine kleine Belohnung für Ihre Anstrengungen,

wovon die Akten so manche Beweise liefern, finden werden. Sie werden gewiß wissen wollen, wie und auf welche Weise endlich das Ziel erreicht ist. So hören Sie!

Bereits im Jahre 1868 hatte die ‚Einigung' durch Kapitalzahlung so viel abgebürdet, daß von da ab den Missionen seitens der Einigung nur noch jährlich 100 Thaler zu zahlen waren. Ich verwendete deshalb, Ihrem vortrefflichen Beispiele gemäß, die Überschüsse zum Ankaufe von Papieren und erwarb dafür 600 Rth. 5% Eisenbahn-Prioritäts-Aktien. Dazu kam, daß ein Mitglied unserer Einigung am Jubelfest unseres Heiligen Vaters aus Dankbarkeit, daß derselbe diesen Tag erlebt, mir eine päpstliche Obligation von 1000 Franks zur Dotation Küstrins übergab und endlich, daß von einem jetzt Verstorbenen der Diözese Augsburg 3000 Gulden in 4% bayrischen Papieren dem Generalvorstand des Bonifatiusvereins zur Dotierung irgend einer Stelle zugewandt waren. Ich stellte nun namens unserer Einigung (Sti. Meinolphi) beim Generalvorstand den Antrag, diese 3000 Gulden Küstrin zuzuwenden, da die Mission seit 1858 von der Einigung unterhalten sei und als die erste und älteste der auf Einigung gegründeten Missionen auch ein kleines Anrecht auf definitive Fundierung haben werde. Der Generalvorstand genehmigte einstimmig und mit Freuden den von mir im Namen der Einigung Sti. Meinolphi gestellten Antrag, und ich hoffe, daß Sie, lieber Freund, und die übrigen Mitglieder der Einigung dieses mein eigenmächtiges Vorangehen in dieser Sache nachträglich genehmigen werden.

So wäre denn, Gott sei Dank, das Werk, welches Sie am 19. März 1858 ins Leben gerufen, glücklich vollendet. Ich werde in diesen Tagen die obigen Wertpapiere an den Fürstbischof von Breslau einsenden und ihm nochmals vollständigen Schlußbericht erstatten, auch ihn ersuchen, daß die Bedingung, welche wir an unsere Gaben für Küstrin geknüpft haben, nämlich: ‚daß jährlich, so lange die Mission Küstrin besteht, eine heilige Messe für das Heil der Seelen der Mitglieder der Einigung gelesen werde' (vgl. § 7 des Statuts), vom jedesmaligen Pfarrer in Küstrin erfüllt werde. Zu dem Ende werde ich das Originalstatut beifügen, damit es im Archive der Pfarrei Küstrin in perpetuam rei memoriam niedergelegt werde.

Es erübrigt noch, daß ich Ihnen namens der Mitglieder der Einigung und besonders noch meinen persönlichen Dank ausspreche für die vielen Bemühungen, welchen Sie sich in dieser Angelegenheit unterzogen und ohne welche wir heute sicher nicht da ständen, wo wir jetzt stehen. Gott lohne es Ihnen für Zeit und Ewigkeit!

Einige Mitglieder unserer Einigung (zwei derselben) haben erklärt, nunmehr ihre Beiträge oder einen Teil derselben einer andern hilfsbedürftigen Mission zuwenden zu wollen. Ich teile Ihnen das pro notitia mit, damit Sie sehen, daß Ihr gutes Werk auch noch segensreiche Folgen für die Zukunft hat. Sie werden Ihre für ähnliche Zwecke bestimmten Gaben schon zu lassen wissen, da ich weiß, daß Sie in diesem Artikel auch anderweit Geschäfte machen. . . .

NB. In der heutigen Sitzung des Generalvorstandes ist Ihr Jahresbericht über Alsleben zum Vortrag gekommen. . . .

Laudate Dominum omnes gentes!

In alter Freundschaft und Liebe

Ihr J. Schmidt."

Auch die letztgenannte Missionsstation Alsleben a. S., die fünfte in der Reihe der auf Einigung gegründeten und die zweite von Mallinckrodts frommen Stiftungen, hat ihre Geschichte, die es verdienen würde, wenigstens in den Annalen des Bonifatiusvereins genauer aufgezeichnet zu werden. In ihr begegnen sich zum wenigsten drei gefeierte Namen, bedeutsam in der Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands in schwerer Zeit: Wilhelm Emmanuel Freiherr v. Ketteler, Geh. Oberregierungsrat Karl Friedr. v. Savigny und Hermann v. Mallinckrodt.

Klaatsch über unsere Ahnen. Unsere geneigten Leser müssen um Entschuldigung bitten, wenn sie vielleicht bisher noch nichts gehört haben von dem außerordentlichen Professor der Anatomie Hermann Klaatsch in Heidelberg. Sie haben einen großen Mann nicht gekannt, den sie nunmehr kennen lernen sollen.

Auf dem letzten Anthropologenkongresse in Lindau hatte der genannte Herr einen Vortrag gehalten über die Abstammung des Menschen. Zur Richtigstellung seiner tendenziösen Ausführungen, die in echt Haeckelschem Stile gehalten waren, hatte sodann der Generalsekretär der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, der durch sein vortreffliches Werk „Der Mensch“ auch in weiteren Kreisen bekannte Professor Johannes Ranke, das Wort ergriffen. Seine Kritik des Vortrages von Klaatsch faßte er in die Worte zusammen: „Das ist nicht Wissenschaft, das ist Phantasie.“ Selbstredend war dieses Urteil, zumal es von einem so angesehenen Anthropologen wie Ranke ausging, höchst unbequem für den außerordentlichen Herrn Professor. Da es ihm mißlungen war, die Zustimmung der Fachmänner in jener Gelehrtenversammlung für seine Abstammungsphantasien zu gewinnen, suchte er sich vor einem populärwissenschaftlichen Publikum dafür schadlos zu halten. Deshalb veröffentlichte er in der Zeitschrift „Globus“ (LXXVI, 1899, No. 21 u. 22) eine weitläufige Abhandlung mit dem vielversprechenden Titel: „Die Stellung des Menschen in der Reihe der Säugetiere, speziell der Primaten, und der Modus seiner Heranbildung aus einer niedern Form. Nach einem auf dem Anthropologenkongresse in Lindau am 7. September 1899 gehaltenen Vortrage von Professor Hermann Klaatsch, Heidelberg.“

Eigentlich ist es gar nicht der Mühe wert, auf den Inhalt jener Abhandlung näher einzugehen; denn wenn dieselbe wirklich den Ergebnissen der Wissenschaft entspräche, würde Herr Klaatsch keine Veranlassung gehabt haben, seinen Vortrag im „Globus“ zu veröffentlichen. Das Fiasko auf dem Anthropologenkongreß bewog ihn hierzu, um seine wissenschaftliche Ehre zu retten.

„Ich war vor meinem Vortrage der Meinung gewesen,“ so beginnt der außerordentliche Professor seine Abhandlung, „daß die große Geistesthat Darwins und die mühevollen Errungenschaften, die wir seinen Nachfolgern, insbesondere Haeckel, verdanken, den Boden doch wenigstens so weit geebnet hätten, daß die tierische Abstammung des Menschen als solche eine nicht mehr der Diskussion bedürftige Annahme sei, daß es vielmehr sich jetzt nur um den feineren Ausbau des Problems handle.“ Wir wissen aus dieser Einleitung zur Genüge, wessen

Geistes Kind Herr Hermann Klaatsch ist: er ist ein Nachahmer Haeckels, der noch bis in die neueste Zeit seine alten Versuche wiederholt, die darwinistische Abstammungslehre in ihrer Anwendung auf den Menschen als eine zweifellose Errungenschaft der Wissenschaft auszugeben. Allerdings gestalten sich diese Versuche immer hoffnungsloser; denn durch die ruhige, sachliche Kritik, welche die wissenschaftliche Anthropologie in Deutschland besonders durch Ranke und Virchow in den letzten Jahrzehnten an den Haeckelschen Phantasiegebilden geübt hat, sind die „unwiderstehlichen Beweise", durch deren „Kettenschüsse" die Burg des papistischen Aberglaubens über den Haufen geworfen werden sollte, zu einem unscheinbaren Häuflein leerer Phrasen zusammengeschmolzen. Da es deshalb Herrn Klaatsch an sachlicher Kraft für seine Beweisführung fehlt, sucht er ihr um so größeren persönlichen Nachdruck zu verleihen. Er stellt daher den Satz auf: „Als Basis der Bearbeitung des ganzen Problems muß natürlich die Annahme der tierischen Herkunft des Menschen als solche dienen. Wer auf diesem Boden nicht steht, mit dem ist eine Diskussion unmöglich, mag nun sachliche Unkenntnis, mangelhafte biologische Ausbildung oder irgend ein Rest von mittelalterlich-religiöser Befangenheit ihn zum negativen Standpunkte bringen." Das heißt mit andern Worten: Wer nicht von vornherein von der tierischen Abstammung des Menschen überzeugt ist, wie ich, Hermann Klaatsch, und alle treuen Haeckelianer es sind, der ist in dieser Frage überhaupt nicht zurechnungsfähig; er ist auf diesem wissenschaftlichen Gebiete nichts weiter als was man im gewöhnlichen Leben einen „Esel" zu nennen pflegt. — Wenn Bescheidenheit das Kennzeichen eines wahren Gelehrten ist, so müssen wir allerdings nach dieser imponierenden Erklärung erst recht an der Gelehrsamkeit des Herrn Professors zweifeln.

Die „überzeugenden Beweise", welche Klaatsch in seinem ersten Artikel im „Globus" für die tierische Abstammung des Menschen ins Feld führt, sind längst bekannt und auch längst widerlegt. Er argumentiert aus der morphologischen Ähnlichkeit des Menschen mit den höheren Säugetieren, aus der Ähnlichkeit ihrer embryonalen Entwicklung, aus dem dreizehigen Hipparion des Tertiärs, das es trotzdem zu einem fünfzehigen Pferde der Gegenwart gebracht habe, u. s. w. Wir wissen wirklich nicht, in welchem Teile von Europa der außerordentliche Herr Professor sich während der letzten zwanzig Jahre eigentlich aufgehalten hat, daß er es mit solcher Dreistigkeit wagen kann, die darwinistische Entwicklungstheorie mit irgend einer Entwicklungstheorie schlechthin, oder die Anwendung der darwinistischen Abstammungslehre auf den Menschen mit der Verwandtschaft zwischen Equus und Hipparion noch immer zu verwechseln. Wenn Klaatsch glaubt, seinen Lesern im „Globus" auch heute noch einen Abklatsch aus Haeckels Anthropogenie als wissenschaftliche Quintessenz vorsetzen zu dürfen, so muß er von dem Bildungsgrade derselben einen recht niedrigen Begriff haben. Es ist doch hinreichend bekannt, daß die einst so vielgerühmten, hauptsächlich aus dem Atavismus geschöpften Beweise für die tierische Abstammung des Menschen bereits durch die Arbeiten Rankes und anderer kritischer Anthropologen Stück für Stück widerlegt und als unhaltbar nachgewiesen worden sind. Selbst unter den entwicklungstheoretischen deutschen Zoologen haben nicht wenige in den letzten Jahr-

zehnten ehrlich dazu beigetragen, Stein für Stein von dem morschen Gebäude des Atavismus, das sie einst selber voreilig errichtet hatten, wiederum abzubrechen[1]. Und da kommt ein Herr Klaatsch und versichert uns auf Ehre, das Gebäude stehe noch so felsenfest wie ehedem!

Am Schlusse seines ersten Artikels ist der Herr Professor in seiner Beweisführung endlich so weit gelangt, daß er herausgefunden hat, es gebe einen „allgemeinen Affentypus", von dem aus die einzelnen Affengruppen der Gegenwart sowie die affenähnlichen Vorfahren des Menschen sich abgezweigt haben. Dieser „allgemeine Affentypus" besteht jedoch nur in der entwicklungstheoretischen Phantasie seines Entdeckers; denn in früheren Erdperioden ist ebensowenig ein wirklich „allgemeiner" Affe umhergelaufen als heutzutage. Der wunderschön ausgedachte „Uraffe" ist nichts weiter als eine Abstraktion aus der morphologischen Vergleichung der existierenden sowie der ausgestorbenen Affenarten; er ist nichts weiter als ein allgemeiner Begriff, welche bekanntlich zu mager sind, um als solche in rerum natura existieren zu können. Ebensogut kann man aus dem Vergleiche der verschiedenen wirklichen Mineralien durch Abstraktion ein „allgemeines Urmineral" gewinnen, welches den idealen Ausgangspunkt für die Entstehung sämtlicher wirklichen Mineralien bildet. Aber vorzugeben, daß dieses Urmineral, das weder dieses noch jenes Mineral, sondern ein „allgemeines Mineral" ist, jemals wirklich existiert habe, das hieße dem Publikum einen Bären aufbinden. Gerade so verhält es sich auch mit dem „allgemeinen Affentypus", von welchem wir nach Herrn Klaatsch abstammen sollen. Jeder, der Logik studiert hat, weiß, daß die allgemeinen Begriffe als allgemeine nur im menschlichen Verstande — bei Herrn Klaatsch wohl mehr in der Phantasie — existieren, nicht aber in der Wirklichkeit, wo es nur die konkreten Einzeldinge giebt, aus denen jene Begriffe durch Abstraktion gebildet werden. Und einen solchen groben Schnitzer gegen die Logik, der auf einer handgreiflichen Verwechslung zwischen dem ordo idealis und realis beruht, giebt Herr Klaatsch als einen wissenschaftlichen Beweis für die thatsächliche Abstammung des Menschen von affenähnlichen Vorfahren aus! Der Herr Professor hätte gut daran gethan, ein collegium logicum zu hören, bevor er sich als Privatdozent habilitierte.

Das „allgemeine" Affenbild, das unsere Ahnengalerie nach Herrn Klaatsch zieren soll, schildert er uns sodann näher in seinem zweiten Artikel im „Globus". Aber bei dieser Schilderung werden die Züge jenes Bildes immer gespensterhafter und verschwommener, bis es sich schließlich in einen blauen Dunst auflöst. Mit den wirklichen Affen der Gegenwart ist seine Ähnlichkeit ebenso gering wie mit dem Menschen; denn, wie Klaatsch selber zugesteht, „der Mensch knüpft in dem einen Punkte der Organisation mehr an diese, in dem andern mehr an jene Affenform an. Keine der lebenden Primatenarten darf unbedingt als sein nächster Verwandter angesehen werden". Aber auch mit

---

[1] Vgl. hierüber „Der Atavismus einst und jetzt" in „Natur und Offenbarung" 1899, 1. Heft, S. 1—10.

den ausgestorbenen Affenarten, welche als „missing links“ die zwischen dem Menschen und seinem Uraffenahn bestehende Lücke ausfüllen sollen, ist nach Herrn Klaatsch nicht viel anzufangen. Auch sie gleichen dem „allgemeinen Affenbilde“ nicht, dessen Modelle sie doch sein sollen; denn sie sind eben trotz ihres Alters immer noch ganz besondere Affen, nicht aber der gesuchte „allgemeine Affe“. Deshalb will Klaatsch auch dem berühmten „Pithecanthropus erectus“ von Eugène Dubois keine große Bedeutung für die Klärung des Abstammungsproblems zuerkennen. Als Grund hiefür giebt er an: „Nicht zwischen Anthropoiden und dem Menschen, nicht zwischen irgend einem der jetzt lebenden Affen und dem Menschen ist das Bindeglied zu suchen, sondern von dem niedersten Primatenzustande aus, wie ich ihn oben als Uraffen bezeichnete, ist die Brücke zu schlagen zur ‚Krone der Schöpfung‘.“

Dieses Ergebnis der vielversprechenden Untersuchung des Herrn Klaatsch über die Abstammung des Menschen ist doch ein recht trostloses. Nachdem er in der Einleitung mit vollem Siegesbewußtsein eine Klärung der Frage versprochen hat, muß er am Schlusse selber gestehen, daß wir über die tierische Abstammung des Menschen eigentlich gar nichts wissen. Es bleibt uns nach seinem eigenen Urteil nichts weiter übrig, als die logische Abstraktion eines „Uraffen“ oder „Urprimaten“, und diese Abstraktion wird von ihm durch einen unlogischen Schnitzer zu einem wirklich existiert habenden Wesen gestempelt. Dieses Ergebnis ist für jeden denkenden Menschen gleichbedeutend mit einer Bankerotterklärung der darwinistischen Affentheorie.

Doberaner Reliquien. Das Cistercienserkloster Doberan, „von dem uns zuerst das Evangelium ins Land hineinleuchtet“, ist eine der ehrwürdigsten Stätten Mecklenburgs. Noch heute steht seine schöne und ernste Kirche, gefüllt mit den wertvollsten Resten mittelalterlicher Kunst und mit den Grabstätten der Fürsten des Landes. Sie ist mit sorgfältiger Pietät wiederhergestellt und jüngst musterhaft beschrieben worden vom Geheimen Hofrat Professor Dr. Friedrich Schlie, Museumsdirektor, in „Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Im Auftrage des Großherzoglichen Ministeriums des Innern herausgegeben von der Kommission zur Erhaltung der Denkmäler. III. Bd. Schwerin, Bärensprung, 1899“. Besondere Zierden des hochaufragenden Gotteshauses sind der Hochaltar und der mit einem stattlichen Triumphkreuz versehene Lettneraltar. Nun schrieb aber bereits Münzenberger in seinem monumentalen Werk „Zur Kenntnis und Würdigung der mittelalterlichen Altäre Deutschlands“ (I, 47 Anm.): „In traurigem Gegensatz zu der Pietät, mit der einstens die großherzigen Stifter des Doberaner Altares denselben zur würdigen Aufbewahrung der von ihnen als unschätzbare Erinnerungen an die Vorbilder des christlichen Lebens, die Heiligen so hochgeachteten Reliquien bestimmten, thut man jetzt in Doberan alles, um diese Verehrung ins Lächerliche zu ziehen. In dem ‚Fremdenführer durch Doberan und seine Umgebung von Hauptmann a. D. J. F. v. Klein, Mitglied der gemeinnützigen Gesellschaft zu Doberan. Rostock, Adlers Erben, 1884‘ heißt es S. 37: ‚Es zeigt der Küster auf Verlangen folgende noch aufbewahrte Reliquien:

1. Flachs vom Spinnrocken der Jungfrau Maria. 2. Ein Stück von dem Schurzfell des Schlächters, der bei der Wiederkunft des verlorenen Sohnes das Kalb schlachtete. 3. Delilas Schermesser, womit sie Samsons Locken abschor. 4. Einen Lappen vom Rock des armen Lazarus. 5. Ein Stück von Josephs Mantel, das in Putiphars Frau Händen blieb. 6. Die Schlafmütze Marias, in der einige Knochen der unschuldigen Kinder aufbewahrt werden, die der König Herodes umbringen ließ. 7. Ein Stück von den Windeln Christi. 8. Einige Knochen von Adams Großmutter. 9. Ein kleiner Ast von dem Baum, an welchem Absalom an den Haaren hängen blieb. 10. Die auffallendste Reliquie ist gewiß einer von den Steinen, die der kleine David in der Schleuder hatte, als er Goliath zu Boden schlug, ein Dammstein von der See. 11. Die in eine Salzsäule verwandelte Frau Loths. 12. Ein Knochen vom hl. Christopher u. a. m.'"

„Schreiber dieses wollte bei seinem Besuche der Doberaner Klosterkirche natürlich auch diese Kleinschen ‚Reliquien' sehen. Der ihn herumführende Bedienstete muß aber wohl bei ihm (einem katholischen Priester) nicht die rechte Gläubigkeit vorausgesetzt haben, denn sie wurden ihm nicht gezeigt, während, wie er vernahm, andern Besuchern fortwährend diese und andere noch drastischere Beweise des alten Aberglaubens vorgeführt werden. Herr v. Klein macht zum Überfluß noch an einer andern Stelle seines ‚Fremdenführers' ausdrücklich darauf aufmerksam; S. 2 heißt es: ‚In seinem (des von uns erwähnten ehemaligen Triumphkreuzes) Sockel auf der Rückseite befindet sich ein außerordentlich reichhaltiger Reliquienschrein, den sich vom herumführenden Küster erklären zu lassen, kein Besucher versäumen sollte.'"

Schlie, gewiß ein kundiger und zuverlässiger Gewährsmann, zeigt nun III, 681, daß „der Torso, welcher unter dem Namen ‚Lots Weib' bekannt ist, mit den übrigen Reliquien erst nach Pastor Eddelins (Mitte des 17. Jahrhunderts) Zeit auf eine unbekannte Art in die Kirche gekommen. . . . Krause hat im Rostocker Schulprogramm von 1876 mitgeteilt, daß das Gestein des Torso von Professor Hermann Karsten für den zur Quadersandsteinformation gehörenden sogen. Pläner Kalk erklärt sei, wie er unweit Doberan im Diedrichshäger Berge gebrochen werde. Er hält den Torso deshalb für das Trümmerstück einer Gartendekoration aus der Renaissancezeit". Da das Kloster 1552 aufgehoben ward, stammt also die Bezeichnung des Torso als Reliquie aus der protestantischen Periode. Man hat ihn zur Reliquie gestempelt und die übrigen „Beweise des alten Aberglaubens" fabriziert, alles dann in die Reliquienschreine gebracht, um die Mönche zu verspotten und lächerlich zu machen. Jahrhundertelang hat man Tag um Tag in dem Besucher durch ein solches betrügerisches und lügenhaftes Mittel die Verachtung und den Haß gegen den alten Glauben wachgerufen und genährt. Tausende sind so betrogen worden. Der Geist, der zu solchen Verdächtigungen trieb, offenbart seine Natur am klarsten durch die bekannten skurrilen Inschriften, welche im 18. Jahrhundert in das ehrwürdige Gotteshaus hineinkamen. Man hat sich nicht geschämt, sie neben die prachtvollen Grabmäler der alten Fürsten des Landes, der Bischöfe und Äbte hinzuschreiben. Die drastischsten dürfen wir aus Achtung vor unsern Lesern und vor uns selbst nicht mitteilen. Eine der noch kaum anständigen lautet:

„Hier ruhet Gottlieb Merkel,
In sin Jugend was hei'n Ferkel,
Ob sin Öller was hei'n Swin,
Mien Gott, wat mag hei nu woll sin?"

Eine zweite besagt:

„Hier ruhet Peter Knust,
Gott zu Ehren hat er gepust,
Bis er selbst den Pust bekam,
Und ihm Gott den Pust benahm."

Dritte Inschrift nach Schlie (S. 680 Anm.):

„Hier ruhet Aalcke Aalcke Pott,
Bewahr mie leve Herre Gott,
Als ick die wull bewahren,
Wenn du warst Alcke Alcke Pott
Und ick wär leve Herre Gott."

In der Lübowschen Grabkapelle liest man (Schlie S. 660) eine um 1700 gemalte Inschrift:

„Wieck Düfel wieck, wieck wiet van my,
Ick scheer mie nig een Hohr (Haar) üm dy,
Ick bünn een Mecklenbörgsch Edelmann,
Wat geit dy Düfel mien supen an?
Ick sup mit mienen Herrn Jesu Christ,
Wenn du Düfel ewig döften müst,
Un drinck mit öm söet Kolleschahl,
Wenn du sitzst in de Hellenquahl.
Drüm rahd' ick: wieck, loop, rönn un gah
Efft by dem Düfel ick tau schlah."

Bei der Eingangsthüre dieser Kapelle stand ein Keulenschläger mit dem Anrufe:

„Stoh up, hör, van de Doer."

Maler Andreae aus Dresden hat ihn in einen heiligen Ritter Georg verwandelt. Ein auf dem Altare der Kapelle des heiligen Grabes befindliches Bild aus Holz stellte den sitzenden Heiland dar, vielleicht in der Art, wie Dürer den Schmerzensmann zeichnete. Es wurde von Schröder (um 1732) für einen papistischen Heiligen, von Klüver (um 1738) für Vitzliputzli, von Franck für den alten Radegast erklärt (Schlie III, 641 Anm.).

Wie solche Dinge auf das Volk wirken, zeigte sich 1892 in Muchow. Man besaß dort einen wertvollen Flügelaltar aus dem Mittelalter. Die Bauern wollten das treffliche Kunstwerk, das ihnen länger als dreihundert Jahre nach der Reformation gedient hatte, nicht länger in ihrer Kirche dulden, indem sie sagten: „Hei is katholsch" (Schlie III, 226). So kam er ins großherzogliche Museum zu Schwerin, wo er nach Gebühr geschätzt wird.

Politische Emanzipation der Frauen.

In der Frauenemanzipationsbewegung treten besonders zwei Richtungen in den Vordergrund, wenigstens in Deutschland: die proletarische und die bürgerliche, wie sie von vielen genannt wird.

Die proletarische oder sozialdemokratische Richtung der Emanzipationsbewegung steht auf dem Boden des Klassenkampfes. Ihr Evangelium sind die Schriften von Lewis Morgan und Friedrich Engels über den Ursprung und die Geschichte der Familie. Ursprünglich gab es keine eigentliche Ehe und Familie. Es herrschte regelloser Geschlechtsverkehr (Promiskuität). Weil der Vater meist unbekannt war, blieben die Kinder unter der Herrschaft der Mutter. Sie war der Krystallisationspunkt der ursprünglichen Familie. Es war die Zeit des Mutterrechts und der Frauenherrschaft (Gynokratie). Erst allmählich gelang es dem Mann, die Frau aus ihrer leitenden Stellung zu verdrängen und sie schließlich durch List und Gewalt zur rechtlosen Sklavin herabzuwürdigen. In zahlreichen sozialdemokratischen Schriften und Versammlungen werden derlei Phantasien dem unwissenden Publikum zum besten gegeben, um daraus den Schluß zu ziehen, daß jede rechtliche Unterordnung der Frau unter den Mann nur die Folge roher Gewalt sei und deshalb der vollen und allseitigen Gleichberechtigung Platz machen solle.

Die Sozialdemokratie tritt in dieser Beziehung nur das Erbe der atheistisch-materialistischen Wissenschaft an. Nicht Sozialisten sind es, die diese Theorien ersonnen und aufgebracht haben, sondern die Anhänger der ungläubigen Wissenschaft: Darwin, Spencer, Lubbock, Dargun, Bachofen und unzählige andere. Vom Standpunkt dieser Wissenschaft läßt sich den sozialdemokratischen Forderungen ihre Berechtigung schwerlich absprechen. Daß aber dieselben den Grundanschauungen des Christentums schnurstracks zuwiderlaufen, haben wir schon gezeigt [1].

[1] Vgl. diese Zeitschrift oben S. 361 ff.

Die sogen. bürgerliche Richtung der Emanzipationsbewegung zählt ihre Anhänger meist in liberalen Kreisen, die dem Christentum mehr oder weniger entfremdet sind, aber es doch nicht wagen, herzhaft auf den Boden des Klassenkampfes zu treten, weil er ihnen zu proletarisch ist. Diese Richtung ist viel verschwommener und zahmer in ihren Forderungen. Sie verlangt nicht für alle Gebiete die Gleichberechtigung der Frauen, sondern — zunächst wenigstens — bloß für das öffentlich rechtliche oder politische Gebiet. Die Frauen sollen politisch emanzipiert und den Männern gleichgestellt werden. Warum, so fragen die Wortführer dieser Partei, schließt man die Frau noch heute von der Politik aus? Warum gewährt man ihnen nicht das Recht, mitzuregieren im Staate? Warum versagt man ihnen noch immer das Recht, sich an den Wahlen in Gemeinde und Staat zu beteiligen und allenfalls auch in den Gemeinde- oder Stadtrat und ins Parlament gewählt zu werden (aktives und passives Wahlrecht)? Warum giebt man nicht wenigstens den unverheirateten und selbständigen Frauen, die auch Steuern bezahlen müssen, die politischen Rechte?

Einzelne Schriftsteller haben schon früher ihre Stimme zu Gunsten der politischen Emanzipation der Frauen erhoben, so z. B. zur Zeit der französischen Revolution der Philosoph Condorcet und einige Jahrzehnte später die Romanschriftstellerin George Sand. Aber die planmäßige Agitation zu Gunsten dieser Emanzipation stammt erst aus der Mitte des 19. Jahrhunderts und hat ihre Heimat in jenem Lande der Neuen Welt, das in allen gesellschaftlichen Neuerungen den Staaten Europas immer um einige Meilen voraus ist. Am 23. und 24. Oktober 1850 fand zu Worcester in Massachusetts unter ungeheurem Zudrang der erste große Kongreß zu Gunsten der politischen Frauenrechte statt. Unter andern radikalen Forderungen wurde auch diese aufgestellt, „daß jedes menschliche Wesen, welches sich im reifen Alter befindet, seit einer entsprechenden Zahl von Jahren im Lande ansässig und den Gesetzen unterworfen ist, auch auf eine Stimme beim Erlaß der Gesetze ein Recht hat; daß ferner jede Person, deren Eigentum oder Arbeit besteuert wird zum Zweck der Regierung, auch auf einen direkten Anteil an derselben Anspruch hat; daß mithin die Frauen Anspruch haben auf das Stimmrecht und auf die Wählbarkeit zu öffentlichen Ämtern". Eine Forderung lautete sogar, das Wort „männlich" solle aus allen Verfassungsurkunden getilgt werden.

Seit jener Zeit hat jenseits des Ozeans die Agitation zu Gunsten der politischen Rechte der Frauen nicht mehr geruht. Im Jahre 1869

entstanden zwei Stimmrechtsvereine, die sich im Jahre 1890 zu dem großen „Amerikanisch-nationalen Frauenstimmrechtsverband" (National American woman suffrage Association) vereinigten. Im Jahre 1869 erlangten die Frauen das aktive und passive Wahlrecht in Wyoming, im Jahre 1883 in Washington, im Jahre 1893 in Colorado. Merkwürdig ist, daß in einigen Staaten die Regierungsmänner radikaler sind als das Volk. So verliehen z. B. in Nebraska und Oregon die gesetzgebenden Körper den Frauen die politischen Rechte, aber das Volk, das wegen der Verfassungsänderung befragt werden mußte, verweigerte seine Zustimmung.

In Großbritannien ist die politische Frauenbewegung hauptsächlich durch den Philosophen und Nationalökonomen John Stuart Mill in Fluß gekommen. Dessen Schrift „Die Hörigkeit der Frau" ist noch heute die beachtenswerteste Leistung zu Gunsten der politischen Emanzipation der Frauen. Dieselbe ist die Erweiterung eines Aufsatzes, der im Juli 1851 in der Westminster Review unter dem Namen Mills erschien, aber zum großen Teil von seiner durch Geistesgaben hervorragenden Gattin herrührte. Wir werden diese Schrift im folgenden vorzugsweise berücksichtigen.

Mill war aber nicht bloß litterarisch thätig für die Frauenbewegung, sondern gründete auch 1867 einen Frauenwahlrechtsverein, dessen erster Vorsitzender er war. In demselben Jahre stellte er im Parlamente zum erstenmal den Antrag auf Gewährung des Wahlrechts an die unverheirateten selbständigen Frauen, ein Antrag, der von da an fast in jeder Parlamentssitzung wiederkehrte. Im Jahre 1897 wurde er zum erstenmal vom Unterhause angenommen, vom Oberhause jedoch verworfen. Solange das Oberhaus bestehen bleibt, ist der Antrag aussichtslos. Wohl aber haben in mehreren englischen Kolonien, so z. B. in Neuseeland und in Süd-Australien, die Frauen das Wahlrecht erlangt.

In Frankreich war der bedeutendste Vertreter und Wortführer der Frauenemanzipation der Jurist und Publizist Ed. R. de Laboulaye; doch hat auch hier die Bewegung — abgesehen von sozialistischen Kreisen — noch wenig Boden gewonnen.

Größere Rechte als für die staatlichen Wahlen besitzen die Frauen vielfach für die Gemeindewahlen und in Gemeindeangelegenheiten, so z. B. in den Landgemeinden in Sachsen, Braunschweig, mehreren Provinzen Preußens. Doch ist das Gemeindewahlrecht meistens an einen bestimmten selbständigen Grundbesitz geknüpft und eher ein dem selbständigen Grund-

besitz als den Frauen verliehenes Recht und beweist deshalb für die politische Emanzipation nichts.

Den eigentlichen Hauptherd der Emanzipationsbewegung bilden in fast allen Ländern eine größere oder kleinere Zahl von Frauenvereinen, die ihre regelmäßigen Versammlungen abhalten, Zeitungen, Zeitschriften und Flugblätter herausgeben und die öffentliche Meinung zu ihren Gunsten umzustimmen suchen. England und Nordamerika stehen hier wieder an der Spitze.

Die deutschen Frauen haben sich bisher in ihrer übergroßen Mehrheit an der politischen Emanzipationsbewegung nur wenig beteiligt. Dafür bekommen sie von ihren fortgeschritteneren Schwestern bittere Vorwürfe über Stumpfsinn, Indolenz u. dgl. zu hören. Der Grund dieser Teilnahmslosigkeit mag wohl darin liegen, daß man von der völligen Aussichtslosigkeit einer solchen Bewegung überzeugt ist. Und in der That, wie sollte eine solche Bewegung Aussicht auf Erfolg in einem Lande haben, wo die Männer selbst besorgen müssen, daß eine übermächtige Partei ihnen über Nacht das allgemeine Wahlrecht entziehe?

Wie stellen wir uns nun vom christlichen Standpunkt zu dieser politischen Emanzipationsbewegung?

Vor allem sei bemerkt, daß diese Frage gar nichts zu schaffen hat mit der Frage des F r a u e n e r w e r b s oder der Frauenernährung. Stuart Mill behauptet freilich, der Ausschluß von der Politik stelle die Frauen vor die Wahl, entweder Mütter zu werden oder nichts zu sein. Doch das ist nur eine hohle Deklamation. Was zunächst die große „Wahl" betrifft, so wird dieselbe wohl wenigen Frauen schwer fallen. Es giebt ja großmütige Seelen — wenigstens in der katholischen Kirche —, die aus reiner Liebe zu Gott jeder irdischen Neigung entsagen und jungfräulich bleiben. Aber diese bilden eine ganz verschwindende Minderheit. Die immense Mehrzahl der Mädchen steuert mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dem Hafen des Ehestandes zu. Wenn sie in denselben nicht einlaufen, so ist es fürwahr nicht ihre Schuld.

Sind aber diejenigen, die gegen ihren Willen keine Freier finden, durch den Ausschluß von der Politik dazu verurteilt, nichts zu sein? Keineswegs. Nach der Berufszählung vom 14. Juni 1895 gab es im Deutschen Reich 5 264 393 erwerbsthätige weibliche Personen ohne die Dienstboten. Rechnen wir diese hinzu, so gab es 6 578 350 weibliche Erwerbsthätige, davon waren 4 545 766 ledig und 974 931 verwitwet und ge-

schieden. Die weiblichen Erwerbsthätigen überhaupt haben von 1882 bis 1895 um 1036833 oder 18,71 % zugenommen. Aus diesen Zahlen geht doch klar hervor, daß die Frauen nicht vor die Wahl gestellt sind, entweder Mütter oder nichts zu sein. Es giebt schon heute eine große Zahl nützlicher Berufe, die den Frauen offen stehen, und es ist nur recht und billig, daß man den veränderten Zeitumständen und Bedürfnissen Rechnung trage und namentlich den unverheirateten Frauen neue Wirkungskreise eröffne, in denen sie der Gesellschaft nützliche Dienste erweisen und sich selbst den nötigen Unterhalt erwerben können.

Allein die Frage der politischen Emanzipation hängt mit dieser Erwerbs- und Ernährungsfrage gar nicht zusammen. Die Politik ist für die allermeisten ein völlig brotloses Gewerbe. Es handelt sich ja in unserer Frage hauptsächlich um das aktive und passive Wahlrecht und den damit verbundenen Einfluß auf die Gesetzgebung. Nun aber erhalten die Wähler für die Ausübung ihres Rechtes nicht einmal ein Butterbrot. Auch die politische Laufbahn bringt wenig oder nichts ein. In die Volksvertretungen können nur wenige gewählt werden, und diese können von ihrem Berufe nicht leben, selbst wenn Diäten bezahlt werden. Ist dies nicht der Fall, so können nur Leute, die sonstwoher ein gesichertes Einkommen besitzen, Abgeordnete werden. Die Sozialdemokraten müssen viele ihrer Reichstagsabgeordneten mit Geld unterstützen.

Ein Hauptgrund, den man für die politische Emanzipation der Frauen geltend zu machen sucht, ist also vollständig unstichhaltig. Aber ist es vielleicht wahr, was Stuart Mill behauptet, einer der vornehmsten Gründe, um dessentwillen man den Frauen die politischen Rechte vorenthalte, sei die bloße Macht der Gewohnheit? „Bei drei Vierteilen der bewohnten Welt macht die Antwort: es ist immer so gewesen, noch heute jeder Erörterung ein Ende. Aber es ist der Stolz der modernen Europäer und ihrer amerikanischen Vettern, daß sie viele Dinge kennen und thun, welche ihre Vorfahren weder kannten noch thaten."

Wäre diese Behauptung richtig, dann hätte allerdings die politische Emanzipation der Frauen die günstigsten Aussichten. Aber sie ist nicht richtig. Gewiß, eigensinniges, starres Festhalten am Alten trotz vernünftiger Gegengründe ist unvernünftig; aber ebenso unvernünftig, ja noch viel unvernünftiger ist blindes und ungestümes Haschen und Jagen nach Neuem ohne andere Gründe, als weil es eben neu ist. Eine alte und allgemeine Gewohnheit legt demjenigen, der sie umstoßen will, die Pflicht

auf, die Berechtigung der Neuerung nachzuweisen. Das gilt erst recht, wenn es sich um eine so alte und so allgemeine Gewohnheit handelt, wie in unserem Falle. Mill selbst klagt darüber, daß bis in die neueste Zeit kein zivilisiertes Volk die Frauen zur Mitregierung zugelassen. Eine so tief eingewurzelte und allgemeine Gewohnheit muß doch wohl in der Natur der Dinge ihre Gründe haben. Die Meinungen und Gewohnheiten der Menschen ändern sich sonst stets wie die Wolken am Himmel. Wie kommt es also, daß diese Gewohnheit ein so zähes Leben hat?

Der Grund dieser Erscheinung ist sehr einfach, erwidert Mill. „Es bedarf dafür keiner andern Erklärungsgründe als der *physischen* Macht." „Bis ganz vor kurzem war die Herrschaft der physischen Kraft das allgemeine Gesetz der Menschheit." „Die Welt ist noch sehr jung und hat eben erst angefangen, sich von Ungerechtigkeiten loszumachen."

Das ist allerdings eine sehr einfache Erklärung, wie sie dem individualistischen und positivistischen Standpunkt Mills ganz entspricht. Der englische Frauenanwalt geht von der stillschweigenden Annahme aus, alle Menschen seien von Haus aus völlig gleichberechtigt und jede Unterordnung, die nicht von dem Menschen selbst freiwillig anerkannt werde, sei ein Unrecht, das im Mißbrauch physischer Überlegenheit seinen Grund habe. Das gilt nach ihm auch von der Unterordnung der Frau unter den Mann.

Aber diese Voraussetzung ist falsch und schließt im Grunde die Leugnung jeder von Gott gesetzten Autorität ein. Ohne Zweifel spielt auch bei Bildung der Herrschaftsverhältnisse die physische und noch mehr die geistige Überlegenheit eine Rolle, aber sie ist ein untergeordneter Faktor. Die Menschen sind vom Schöpfer zum Zusammenleben und Zusammenwirken bestimmt. Dazu bedarf es aber einer Autorität in den verschiedenen Gesellschaftskreisen. Das ist gottgewollte Ordnung. Erst wenn es sich um die Frage handelt, *wer* der Träger dieser Autorität sein solle, kommt die physische und geistige Überlegenheit in Betracht.

Für die Familie insbesondere ist es leicht zu erkennen, nicht nur *daß* es in derselben eine Autorität geben muß, sondern auch *wer* nach dem Willen des Urhebers der Natur der Träger dieser Autorität sein soll. Wir verweisen auf unsere früheren Ausführungen, die für alles Folgende die Grundlage bilden [1]. Freilich wer mit Mill der Ansicht ist, daß wir mit unserem Erkennen nicht über die Welt der Erfahrung hinaus-

---

[1] S. *diese* Zeitschrift oben S. 367 ff.

kommen und mithin von Gott nichts wissen können, dem bleibt nichts übrig, als jede vom einzelnen Individuum nicht freiwillig angenommene Autorität auf Vergewaltigung zurückzuführen. Das ist der Standpunkt Rousseaus, das Prinzip der Revolution. Wir wenden uns aber hier an christliche Leser.

Damit erledigt sich auch die Bemerkung, mit der sich Mill über die allgemeine Annahme hinwegsetzt, die Politik sei nicht der angemessene Wirkungskreis der Frau. „Wir bestreiten, daß irgend ein Teil der Gattung oder ein Individuum das Recht hat, für einen andern Teil oder ein Individuum zu entscheiden, was sein angemessener Wirkungskreis sei und was nicht. Der angemessenste Wirkungskreis aller menschlichen Wesen ist der höchste und weiteste, zu dem sie sich erheben können."

So redet der Freidenker, der von Gott nichts weiß. Der Christ führt eine andere Sprache. Der angemessene Wirkungkreis des Menschen ist derjenige, zu dem ihn die Vorsehung bestimmt. Den Willen des Schöpfers aber erkennen wir durch die Vernunft aus der Natur der Dinge und durch die übernatürliche Offenbarung. Aus beiden Quellen wissen wir, daß es die Bestimmung der Frau ist, die Gefährtin und die Gehilfin des Mannes zu sein. Der ihr von der Vorsehung vorzugsweise angewiesene Wirkungskreis ist die Familie, in der sie unter der Herrschaft des Mannes als Gattin und Mutter walten soll. Nur insoweit als dieser eigentümliche Beruf der Frau es gestattet, kann sie auch zu andern Berufen im öffentlichen Leben zugelassen werden. Nun aber ist die allgemeine Zulassung der Frau zur Politik unvereinbar mit ihrer Stellung als Mutter und Gattin.

Damit kommen wir auf den eigentlichen durchschlagenden Grund gegen die politische Emanzipation: die Rücksicht auf das Wohl der Familie. Der Grundstein der menschlichen Gesellschaft, die Urzelle und das Vorbild aller Gesellschaftsbildung ist die Familie. Nur auf dem Grunde des Familienglücks kann das Glück der menschlichen Gesellschaft erblühen. Deshalb muß uns alles an der Erhaltung der christlichen Familie gelegen sein. Die Familie kann aber nur gedeihen, wenn die Frau in Unterordnung unter den Mann sich ganz und ungeteilt ihrem Wohle widmet. Hier ist das ihr von der Vorsehung zugewiesene Arbeitsfeld. Die Sorge für das Innere der Familie, welche ihr die Stellung als Gattin und Mutter auferlegt, nimmt ihre ganze und ungeteilte Aufmerksamkeit und Kraft in Anspruch und zwar nicht etwa bloß hie und da,

sondern fortwährend. Kaum hat sie das erste Kind der Mutterbrust entwöhnt, so wartet sie vielleicht schon auf das zweite, mit dem die Mühen und Sorgen wieder von vorne anfangen, und diese Sorgen dulden keine wichtigen und zeitraubenden Nebenbeschäftigungen, namentlich da sie gleichzeitig für den Gatten und den ganzen Haushalt zu sorgen hat. Und wie lange dauert es, bis alle Kinder großgezogen und für ihren Beruf herangebildet sind!

Was würde nun aus dieser Sorge werden, wenn die Frauen allgemein anfingen, sich an der Politik zu beteiligen? Wer z. B. das Wahlrecht vernünftig ausüben will, muß das politische Leben in etwa überschauen, den Wahlagitationen und Kammerdebatten folgen, selbst öffentliche Versammlungen besuchen oder seine Zeitung lesen und wohlgemerkt nicht bloß den Teil, der unter dem Striche steht. Ja wenn die Frauen die politischen Rechte haben, warum sollten sie nicht auch ihre politischen Versammlungen abhalten, eigene Kandidaten oder Kandidatinnen aufstellen, in ihrem Sinne agitieren, die Presse bearbeiten u. s. w.? So würde fast notwendig die Frau ihrem häuslichen Berufe entfremdet zum großen Schaden der Familie.

Doch das ist nur eine Seite der Frage. Die Familie kann nur gedeihen unter Voraussetzung des richtigen Verhältnisses zwischen Mann und Frau! Der Mann ist das Haupt der Frau, der geborene Regent der Familie. Obwohl in der Familie alles möglichst in Liebe und gegenseitigem Einverständnis geregelt werden soll, so bedarf es doch einer Autorität, der nötigenfalls das entscheidende Wort zusteht. Träger dieser Autorität ist der Mann, der in Bezug auf Klugheit, Besonnenheit, Thatkraft und Energie der Frau durchschnittlich weit überlegen ist. Kurz und bündig sagt Aristoteles[1]: „Der Mann ist im Vergleich zur Frau der bessere Teil, die Frau der geringere; jener soll herrschen, diese sich unterordnen"; und ebenso bündig der hl. Thomas von Aquin: „Die Frau bedarf des Mannes auch zur Leitung; denn der Mann ist sowohl in Bezug auf Vernunft als Kraft der Frau überlegen"[2]. Deshalb bezeichnet auch der allgemeine Sprachgebrauch der zivilisierten Völker das Kräftige, Entschiedene als männlich oder mannhaft, das Gegenteil als weiblich oder weibisch.

---

[1] Polit. I, 5.

[2] C. Gent. III, 123: Femina indiget viro non solum propter generationem . . ., sed etiam propter gubernationem, qua mas est et ratione perfectior et virtute fortior.

Würde nun dieses richtige Verhältnis der Unterordnung und Eintracht bestehen bleiben, wenn man den Frauen allgemein die politischen Rechte gewährte? Wohl schwerlich, und zwar nicht bloß deshalb, weil die Frau häufig in Versuchung käme, das Hauswesen zu vernachlässigen. Ist die Frau im Besitze der politischen Rechte, so muß sie auch befugt sein, dieselben unabhängig von ihrem Manne auszuüben; sonst könnte sie dieser illusorisch machen, indem er ihr entweder das Verlassen des Hauses verbietet oder Arbeiten aufträgt, welche sie an der Benutzung ihrer politischen Rechte hindern. Ist sie aber einmal unabhängig in dieser Beziehung, so werden fast notwendig Konflikte zwischen der Gattin und der Staatsbürgerin entstehen. Wie leicht würden auch die politischen Streitigkeiten von den Kasinos und öffentlichen Versammlungen in das Innere der Familie hineingetragen! Selbst angenommen, die Ehegatten hielten zur selben Partei, so würden doch die politischen Ansichten nur allzuhäufig auseinandergehen. Gern verneint die Frau, was der Mann bejaht, und umgekehrt. Und nun nehme man erst an, sie gehörten durch Erziehung oder Verwandtschaft verschiedenen Parteien an, wird da nicht allzuhäufig das richtige Einvernehmen unter den Gatten gestört und der politische Parteihader in die Familie getragen werden, namentlich wenn es sich um Fragen der Religion und des Unterrichts handelt und die Gatten verschiedenen religiösen Bekenntnissen angehören, was heute leider infolge der gemischten Ehen so häufig der Fall ist?

Auch die Rücksicht auf die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, die des Weibes Glanz und Stärke ausmacht, darf nicht übersehen werden. Keusche Zucht und Ehrbarkeit, zarte Zurückhaltung, dieser schönste Schmuck des Weibes, gedeiht nicht auf dem offenen Markt des Lebens, sondern im still umfriedeten Garten der Familie, wo die Frau unter dem Schutze des Mannes sorglich ihres Amtes als Gattin und Mutter waltet. Im Innern der Familie ist die christliche Frau das geworden, was sie ist; dort gedeihen und blühen die ihr eigentümlichen Tugenden und Vorzüge. Von dort ist der mildernde, verschönernde und sittigende Einfluß ausgegangen, den die Frau unstreitig auf die Lebensart der christlichen Völker ausgeübt hat. Nur im Heiligtum der christlichen Familie begegnen wir Frauen, von denen es wahr ist, daß sie himmlische Rosen in das irdische Leben flechten.

Um diese zarte Zurückhaltung und Sittsamkeit wäre es bald geschehen, wenn die Frau aus der Familie in das unruhige, lärmende Treiben des

öffentlichen Lebens hineingezogen würde. Man stelle sich nur vor, daß die Frauen allgemein in gemischten Versammlungen erscheinen und auftreten, Agitationsreisen unternehmen, bis tief in die Nacht in die Debatten eingreifen oder im Kasino zubringen!

Und wie stünde es mit der Achtung und Verehrung des Mannes gegen die Frau? Dieselbe wäre bald vernichtet. Die Frauen täuschen sich arg, die da glauben, durch die politische Emanzipation ihrem Geschlechte Achtung und Verehrung bei der Männerwelt zu verschaffen. Jeder nicht völlig verdorbene Mann wird nach Ritterart die Frau achten und schützen und sich gern für sie opfern, aber unter der Bedingung, daß sie sich wie eine Hilfeflehende unter seinen Schutz und seine Obhut stelle. Tritt die Frau dem Manne herausfordernd als Gleichberechtigte gegenüber, stellt sie sich mit ihm auf denselben Boden des Kampfes ums Dasein, der allgemeinen Konkurrenz: so wird er auch gegen sie keine andern Rücksichten gelten lassen als das Recht des Stärkeren, und in diesem Kampfe wird sie immer unterliegen. Der Mann hat nun einmal die stärkere Faust, und tritt das Faustrecht in Kraft, so gerät die Frau in die Knechtschaft des Mannes. Der Mann, der seine Frau nicht auf den Händen trägt, der tritt sie mit Füßen. Entweder betet er sie an oder er verachtet sie. Das ist eine alte Erfahrung. Will die Frau die Achtung und Liebe des Mannes gewinnen, so muß sie die Waffen gebrauchen, in denen das Geheimnis ihrer Macht über den Mann ruht: Sittsamkeit, Güte, Milde, Sanftmut und Geduld und besonders demütige Unterordnung unter seine Autorität und liebende, opferwillige Hingabe an ihn. Mit diesen Waffen wird auf die Dauer jede Frau einen mächtigen Einfluß auf das Herz ihres Mannes erlangen und dadurch ihr eigenes Glück und das Glück der ganzen Familie begründen.

Liegt nun in dieser Einschränkung der weiblichen Thätigkeit etwas Entehrendes, Schimpfliches? Nicht im mindesten. Freilich manche moderne „Dame“ möchte auch eine Rolle im öffentlichen Leben spielen und schaut mit Verachtung auf das stille, bescheidene Wirken einer wahrhaft christlichen Frau im Kreise ihrer Familie. Aber das ist thörichter Hochmut.

Was ist denn größer und schöner: das Wirken des Mannes, der die äußeren Güter durch mühsame Arbeit erwirbt und herbeischafft, oder das der Frau, die mit denselben ein liebliches und behagliches Heim einrichtet? Die Thätigkeit des Mannes, der mit dem Werkzeug in der Hand die tote Materie bearbeitet, oder die der Frau, welche die Kinder zu guten, ge=

sitteten Christenmenschen erzieht und sie zu Ebenbildern Gottes heranbildet? Fürwahr, der Beruf der Frau, Erzieherin des Menschengeschlechtes zu sein, ist so schön und erhaben, daß es einen schöneren und erhabeneren kaum geben kann. Nur thörichte Verblendung und eitle Selbstüberhebung kann einen solchen Beruf unter ihrer Würde halten.

Allerdings wenn wir uns eine emanzipierte Dame denken, die das Leben rein zoologisch auffaßt und seinen Wert nach dem Staub bemißt, den es aufwirbelt, und nach den sinnlichen Genüssen, die es verschafft, so können wir wohl begreifen, daß das geräuschlose demütige Wirken in der Familie ihr bald nicht mehr behagt, ja sie mit Ekel und Überdruß erfüllt. Sie wird nun suchen, außerhalb der Familie die Leere und Öde ihres Gemütes zu befriedigen. Noch mehr als dies beim Manne der Fall ist, gedeiht ein wahrhaft sittliches, tugendhaftes Leben der Frau nur auf dem Grunde wahrer und echter Religiosität. Wo die Frömmigkeit aus einem Frauenherzen entschwunden, stellt sich fast notwendig Überdruß und Langeweile ein in der stillen Pflichterfüllung in der Familie mit ihren tagtäglichen Mühen und Opfern, und es entsteht das Bedürfnis, sich hineinzuwerfen in das genußsüchtige Treiben dieser Welt. In der Frauenfrage zeigt sich so recht, wie innig die soziale Frage mit der Religion verknüpft ist.

Aus dem bisher Gesagten folgt unseres Erachtens ganz unzweifelhaft, daß die allgemeine Gewährung der politischen Rechte an die Frauen schwere Nachteile für die Familie und für die Frauen selbst zur Folge hätte.

Würden diese Nachteile vielleicht aufgewogen durch die ebenso großen oder noch größeren Vorteile, welche der gesamten Gesellschaft aus der politischen Emanzipation erwüchsen? Ganz und gar nicht. Liegt denn etwa irgend ein öffentliches *Bedürfnis* vor, dem durch die politische Emanzipation abgeholfen werden sollte? Genügen denn die Männer nicht, um die politischen Angelegenheiten zum Wohl des Staates zu erledigen? Bedürfen sie dazu der Mithilfe der Frauen? Keineswegs. Es sind auch nicht Rücksichten auf das öffentliche Wohl, die man von gegnerischer Seite geltend macht, sondern bloß allgemeine Rechts- und Gleichheitsideen, die man der Rüstkammer des abstrakten Doktrinarismus entlehnt.

Niemand hat mehr Einwände erhoben gegen den Ausschluß der Frauen von der Politik als Stuart Mill. Seine zwar geistreichen aber oberflächlichen Aufsätze über die Frauenfrage bilden noch immer das Hauptarsenal, aus dem die Frauenrechtler ihre Waffen herholen. Aber auch er

beruft sich nicht etwa auf Gründe des öffentlichen Wohles, solche sind eben keine zu finden, sondern nur auf die allgemeine Gleichheitsidee, die ihn in der politischen Zurücksetzung der Frau ein Unrecht erblicken läßt.

Er eifert namentlich dagegen, daß man den Frauen die Tauglichkeit und Befähigung zur Politik abspricht. Allein auf diese Tauglichkeit kommt es gar nicht an erster Stelle an. Die Frage ist, ob die schweren Nachteile, welche die politische Emanzipation für das Familienleben unleugbar nach sich zöge, aufgewogen werden durch die mindestens ebenso großen Vorteile, welche diese Emanzipation der Gesamtheit bringen würde. Aus der bloßen Tauglichkeit der Frau zur Politik lassen sich aber solche Vorteile nicht folgern. Daraus, daß sich mehr Individuen an der Politik beteiligen, folgt noch nicht, daß dieselbe besser besorgt werde.

Doch sehen wir uns einmal diese sogen. Tauglichkeit etwas näher an. Wir glauben, daß dieselbe eher gegen als für die politische Emanzipation spricht. Mill weist hin auf so viele große Fürstinnen, die sich in ihren Stellungen glänzend bewährt haben und den größten Herrschern würdig an die Seite gestellt werden können: eine Isabella von Kastilien, Blanka, die Mutter des hl. Ludwig, Elisabeth von England, Katharina II. von Rußland, Maria Theresia von Österreich und so viele andere. Gewiß hat es solche hochbegabte Frauen gegeben, die Liste derselben ließe sich leicht vermehren, aber als Beweis für die allgemeine politische Befähigung kann man sie doch nicht anführen. Sie bilden Ausnahmen, die noch dazu in ausnahmsweiser Stellung wirkten und durch die Umstände mächtig begünstigt wurden. Die politische Befähigung der Frau bildet nicht die Regel. Die öffentlichen Angelegenheiten, bei denen es sich oft um die vitalsten Interessen von vielen Millionen von Menschen handelt, erfordern kalte Ruhe und Besonnenheit, reife Überlegung und Abwägung aller Gründe dafür und dagegen; endlich Entschiedenheit, Ausdauer und Entschlossenheit in der Durchführung. In allen diesen Beziehungen ist der Mann durchschnittlich der Frau weit überlegen. Ausnahmen giebt es, aber auch hier gilt das Sprichwort exceptio confirmat regulam. Die Frauen werden vielfach weniger von Gründen als von Neigungen und Gemütsstimmungen geleitet. Auch sind sie häufig unselbständig in ihrem Urteil und viel seltener als der Mann fähig, ihr Augenmerk vom Nächstliegenden und Gegenwärtigen hinweg auf allgemeine, weite Kreise und lange Zeiten umfassende Interessen zu richten. Das liegt nun einmal im weiblichen Charakter. Schiller hat ganz richtig das „weibliche Urteil“ gekennzeichnet:

Männer richten nach Gründen; des Weibes Urteil ist seine
Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

Dazu kommt noch ein anderer Grund gegen die behauptete Tauglichkeit der Frau zum politischen Regiment. Wir meinen ihre physische Schwäche und ihre Aufgaben als Mutter, welche sie zur Führung des Schwertes ungeeignet machen.

Ja was hat denn das Schwert mit der Politik zu schaffen? wird der Leser erstaunt fragen. Sehr viel. Nicht umsonst gilt das Schwert als das Symbol des politischen Regiments. Nach dem hl. Paulus ist die Obrigkeit „Gottes Dienerin, dir zum besten. Wenn du aber Böses thust, so fürchte dich, denn nicht umsonst trägt sie das Schwert, denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der das Böse thut“ [1].

Das erste und allgemeinste Bedürfnis, das überall und zu allen Zeiten die Menschen im politischen Gemeinwesen vereinigt, ist das Bedürfnis nach Sicherheit, nach Schutz gegen äußere und innere Feinde. Dementsprechend ist auch die erste und wesentlichste Aufgabe der Staatsgewalt der Rechtsschutz, der Gebrauch des Schwertes. Sie soll die Unterthanen in ihren Rechten und Gütern schützen gegen äußere und innere Feinde. Sie soll die Bösen im Zaume halten und nötigenfalls mit Gewalt unter das Recht beugen. Dieser Rechtsschutz bildete in den ältesten Zeiten fast die einzige Wirksamkeit derjenigen, die an der Spitze des Gemeinwesens standen. Die Fürsten waren nach außen die geborenen Feldherren und nach innen die geborenen Richter. Im Altertum waren die Ausdrücke Herrschen und Richten nahezu gleichbedeutend, so daß Artemidorus schreiben konnte: „Die Vorfahren nannten das Regieren Richten.“ [2] Auch der Heiligen Schrift ist diese Ausdrucksweise geläufig [3].

Mit dieser Zwangs- und Richtergewalt geht die Gesetzgebung notwendig Hand in Hand. Nur derjenige wird sich in seiner Stellung als Gesetzgeber dauernd behaupten, der nötigenfalls mit dem Schwerte seinem Willen Nachdruck zu verleihen vermag. Die Gesetzgebungsgewalt heftet sich sozusagen von selbst an den Träger des Schwertes.

Ist nun die Frau zum Kriegshandwerk tauglich? Es hieße Wasser in den Rhein tragen, wollte man darüber viele Worte verlieren. Die

---

[1] Röm. 13, 4. [2] Oneirver. 2, 14.
[3] Vgl. 1 Kön. 8, 5. 20.

Frau entbehrt ja während einer nicht unbeträchtlichen Zeit ihres Lebens der Herrschaft über ihren Leib, so daß sie nicht einmal sich selbst zu schützen imstande ist, sondern dringend fremden Schutzes bedarf. Aber auch davon abgesehen, ist ihre Hand zu zart für das Schwert, sind ihre Nerven zu schwach für den Kanonendonner. Ausnahmen ändern an dieser Regel nichts. Die kriegerischen Amazonen begegnen uns übrigens häufiger in den Romanen als in der Wirklichkeit. Namentlich wo es sich um die Offensive handelt, erreicht die Frau nur in den seltensten Fällen die Tapferkeit des Mannes. Dagegen kommt es allerdings nicht selten vor, daß in der Defensive, wenn die Lage nahezu eine verzweifelte ist, die Frau sich zum heldenmütigsten Widerstand versteht. Das ist psychologisch in der Eigenart der Frau begründet. Wir finden in dieser Beziehung nur beim Menschengeschlecht wieder, was uns sonst im ganzen Tierreiche begegnet. Das männliche Geschlecht ist durchschnittlich kräftiger, kampfesmutiger und entschlossener, aber in der äußersten Not werden die weiblichen Tiere weit zäher und mit dem Mute der Verzweiflung ihre Nachkommenschaft verteidigen.

Doch das sind ausnahmsweise Lagen, die an dem Durchschnittsverhältnis nichts ändern. Durchschnittlich ist die Frau nicht zur Führung des Schwertes und deshalb auch nicht zum politischen Regiment berufen. Gleichwie der Mann der von der Natur bestellte Leiter und Schirmer der Familie ist, so ist er auch der geborene Regent und Beschützer der zu einem größeren Gemeinwesen vereinigten Familien, d. h. des Staates.

Um das noch besser einzusehen, müssen wir uns daran erinnern, daß der Staat nicht ein bloßes Konglomerat von gleichen Individuen ist, die durch die Staatsgewalt zusammengehalten werden. Das ist die individualistische Auffassung des Staates, die Rousseau und andere in Aufnahme gebracht haben. Dieselbe denkt sich das Haus wie einen regellosen Haufen von Ziegelsteinen, über die sich ein gemeinsames Dach breitet. Ganz anders die organische Auffassung des Staates. Das Haus besteht nicht aus einem bloßen Ziegelhaufen, sondern aus verschiedenartigen Räumen: Zimmern, Küche, Keller, Gängen, Stiegen u. s. w. Die Pflanze, z. B. ein Baum, besteht nicht aus bloßen gleichmäßig aneinandergereihten Zellen, sondern aus verschiedenen Organen: Wurzeln, Stamm, Ästen, Zweigen u. s. w., welche alle einen besondern unmittelbaren Zweck haben und doch gemeinsam zum Wohle des Ganzen zusammenwirken: so ist es auch mit dem Staat. Die Individuen einigen sich zunächst zur Familie, die älter

ist als der Staat. Die Familien, und nicht die einzelnen Individuen, sind die ersten Zellen, aus denen sich der Staat zusammensetzt. Deshalb ist auch nur der Familienvater oder derjenige, der die unmittelbare Tauglichkeit dazu hat, der selbständige Mann, im strengen Sinne Bürger (πολίτης), wie schon der größte griechische Denker bemerkt. Frau und Kinder unterstehen unmittelbar dem Familienvater, er vertritt sie nach außen, sowohl der Gesamtheit als andern Familien gegenüber.

Wenn wir die Frau zur Politik für untauglich erklären, so behaupten wir damit keineswegs eine allseitige Inferiorität derselben. Es giebt viele treffliche Eigenschaften, in denen die Frau dem Manne überlegen ist. Aber dieselben liegen vorwiegend auf der Seite der Phantasie, des Gemütes und Herzens und haben ihre große Bedeutung für die Frau als Mutter und Gattin oder überhaupt als Gehilfin des Mannes. Die Frau hat das Bedürfnis, sich anzulehnen und anzuschmiegen, wie der Epheu, der an der Mauer emporrankt, oder die Rebe, die der Stütze bedarf, um zu gedeihen. Das ist vom Schöpfer weise so angeordnet und von der größten Bedeutung für die Familie. Hätte die Frau denselben Trieb nach Freiheit und Unabhängigkeit, denselben Thatendrang, dieselbe Energie und Ausdauer, so wäre ein dauerndes friedliches Zusammenwirken der Ehegatten äußerst erschwert.

Mill erblickt eine seltsame Inkonsequenz darin, daß man die Frauen von den politischen Rechten sonst allgemein ausschließt und ihnen dann ausnahmsweise das höchste politische Recht, die königliche Gewalt, gewährt. Allein diese Inkonsequenz ist nur eine scheinbare. Der eigentliche Grund für den Ausschluß der Frau aus der Politik ist die Rücksicht auf die Familie. Eine allgemeine Beteiligung der Frauen an der Politik ist unvereinbar mit der ihnen von der Vorsehung angewiesenen Stellung in der Familie. Dieser Grund kann aber nicht gegen die Verleihung der fürstlichen Gewalt an eine Frau geltend gemacht werden, schon deshalb nicht, weil ein solcher Fall nur selten eintreten kann. Außerdem sprechen wichtige Gründe des öffentlichen Wohles für die weibliche Thronfolge. Zur Sicherheit und Stetigkeit einer Monarchie ist erfordert, daß die Dynastien selten wechseln und den Erbstreitigkeiten beim Thronwechsel möglichst vorgebeugt werde. Dazu ist aber das den weiblichen Nachkommen gewährte Recht der Thronfolge beim Fehlen männlicher Erben ein sehr zweckdienliches Mittel. Auch hindern die Regierungsgeschäfte die Königin nicht an ihren Pflichten als Mutter und Gattin. Die allermeisten Geschäfte kann und

muß sie — namentlich in konstitutionellen Monarchien — durch Männer ausführen lassen. Thatsächlich bleibt die Regierung des Landes immer in den Händen der Männer, obwohl eine Frau die Krone trägt.

Aber, wendet Stuart Mill noch ein, haben denn die Frauen nicht dasselbe Recht, gut regiert zu werden, und tragen sie nicht dieselben öffentlichen Lasten wie die Männer? Warum also verweigert man ihnen so hartnäckig die politischen Rechte?

Ganz gewiß haben die Frauen dasselbe Recht, gut regiert zu werden, wie die Männer; allein daraus folgt nicht das Recht zum Mitregieren. Sonst könnte man auch so schließen: alle haben das gleiche Recht, gut regiert zu werden, also haben auch alle das gleiche Recht der Teilnahme an der Regierung, und folglich ist die extreme gleichheitliche Demokratie die einzige berechtigte Regierungsform. Aus dem Recht, gut regiert zu werden, folgt nur, daß die Regierung streng verpflichtet ist, aufrichtig das Wohl aller Unterthanen zu suchen, weiter gar nichts. Mill ist übrigens nicht konsequent. Seine Gründe gelten, wenn sie Wert haben, für alle Frauen ohne Ausnahme. Trotzdem verlangt er nur für die selbständigen steuerzahlenden Frauen das Wahlrecht.

Was sodann die Teilnahme an den öffentlichen Lasten betrifft, so ist richtig, daß auch die Frauen zu den Steuern herangezogen werden, wenn sie eigenes Vermögen oder Einkommen besitzen. Die Steuern treffen eben nicht so sehr die Person als das Vermögen. Aber dieses Vermögen ist sicher in 99 von 100 Fällen vom Manne erworben worden und nur durch Erbschaft auf die Frau übergegangen. Übrigens beschränkt sich die Teilnahme der Frauen an den öffentlichen Lasten auf die Steuern. Werden die Frauen auch Soldaten? Werden sie der Armee und der Marine eingereiht? Wenn die Frauen immer nach Gleichheit rufen, dann ist es gewiß billig, daß sie auch mit der Pickelhaube auf dem Kopf und dem Tornister auf dem Rücken ins Feld ziehen, daß sie ihre Dienstzeit in der Kaserne durchmachen, zu den Herbstmanövern einberufen werden u. dgl. Es müßte dann allerdings in den weiblichen Armeekorps für die nötigen ambulanten Entbindungsanstalten und für ein Hebammenbataillon gesorgt werden. Die übertriebenen Gleichheitsforderungen zu Gunsten der Frauen müssen schließlich ins Lächerliche und Absurde verlaufen.

Vielleicht wird uns jemand noch entgegenhalten, unsere Ausführungen richteten sich nur gegen die politische Emanzipation der verheirateten

Frauen. Könnte man nicht wenigstens den ledigen die politischen Rechte gewähren? Allein viele unserer Erwägungen sind dem weiblichen Charakter und der Rücksicht auf Sittsamkeit und Ehrbarkeit entnommen und gelten also allgemein. Sodann sind die allermeisten ledigen Personen noch auf dem Wege zum Ehestand oder leben wenigstens in der Hoffnung auf einen kommenden Bewerber. Von den am 14. Juni 1895 gezählten 15 368 036 ledigen Personen weiblichen Geschlechts waren 10 535 091 noch nicht 20 Jahre alt, also noch nicht in dem Alter, an welches überall die politischen Rechte geknüpft sind; weitere 2 440 608 standen im Alter von 20 bis unter 30 Jahren, warten also noch auf „Beförderung". Sollte man nun allen diesen Personen Rechte geben, welche sie später beim Eintritt in den Ehestand verlieren würden? Hieße das nicht eine Art Zoll oder Strafe auf den Eintritt in die Ehe setzen? Von denen, die überhaupt ledig bleiben, gehört die weitaus größte Zahl dem Stande der Dienstmägde an. Sind dies die geeigneten Trägerinnen der politischen Rechte? Sollte man diesen Rechte gewähren, welche man den Frauen der höheren Stände verweigern muß?

Von welcher Seite wir also auch die Frage der politischen Emanzipation der Frauen betrachten, es giebt keine stichhaltigen Gründe, abzugehen von der Überlieferung der ganzen christlichen Vergangenheit, ja aller zivilisierten Völker. Die Hereinziehung der Frau in die Politik würde nur dazu dienen, das schon ohnehin gelockerte Familienleben noch mehr zu lockern und das öffentliche politische Leben noch leidenschaftlicher zu gestalten, als es schon ist.

Wir wiederholen aber, daß die politische Emanzipation mit der Frage des Frauenerwerbs und der Frauenarbeit nichts zu thun hat. Mit dieser Frage wollen wir uns ein anderes Mal beschäftigen.

Viktor Cathrein S. J.

Die alten Klassiker und die moderne Bildung.

Gegen das Studium der lateinischen und der griechischen Sprache und Litteratur, überhaupt gegen die allgemeinere Beschäftigung mit dem klassischen Altertum findet die flüchtige oder einseitige Betrachtung soviel wahre und scheinbare Gründe, daß die Empfehlung der klassischen Studien fast eine Entschuldigung nötig hat. Verdient nicht, so heißt es, die arme Jugend herzliches Mitleid, die von Kindesbeinen mit der Handhabung des toten Werkzeuges alter Sprachen gequält wird? Ist das Lernen peinlicher Regeln aus den mit Ballast überladenen Grammatiken und Stilistiken mehr als eine unerquickliche Mühe und einseitige Übung des Gedächtnisses? Kann das mechanische Hin- und Her-Übersetzen von Phrasen ohne viel Gehalt eine freie Geistesbildung fördern? Wozu die Jugend auf einem so dornenvollen Wege in das Land längst ausgestorbener Völker einführen? Verschwenden nicht Lehrer und Schüler ihre besten Kräfte an eitlem Wortkram und im günstigsten Falle an Dingen, welche für das Leben ohne Bedeutung sind, ja aus der lebendigen Gegenwart weit hinausführen? Wird die Frucht eine andere sein als Überschätzung des Altertums, Geringschätzung der christlichen Litteratur und der Muttersprache, eine andere als Pedanterie, Stubenweisheit, Gelehrtenstolz? Eine so regsame Zeit wie die unsere lebt ja nicht von Worten und Wortkünsten, sie drängt zur Realbildung, sie erzieht tüchtige Praktiker fürs Leben.

Die Reihe der Einwürfe ist hiermit bei weitem nicht abgeschlossen; sie gipfelt in dem alten Schlagwort, das bereits aus dem Beginne des 17. Jahrhunderts stammt, da die Realisten sich den Philologen als Reales den Verbales entgegenstellten. Es hat nur die Bezeichnung beiderseits einen etwas andern Sinn erhalten. Die formale Seite der Altertumswissenschaft drängt sich heute weniger einseitig vor, und die Realwissenschaft ihrerseits besagt etwas anderes als die gehaltvolle Wissenschaft im allgemeinen; sie nennt sich unter einer Rücksicht auch mit Vorliebe die exakte Wissenschaft, weil sie sich immer im Gegensatz sieht zu einer andern Wissenschaft, deren Sicherheit und Bedeutung für das Leben sie nicht anzuerkennen scheint.

Die Wichtigkeit der exakten und realen Wissenschaft in der Gegenwart kann nicht bestritten werden; es fragt sich nur, ob sie nicht des

Gegengewichtes wie der Philosophie, so auch der klassischen Studien bedürfe, vor allem aber, ob die althergebrachte Unterrichtsmethode an unsern Mittel- und Hochschulen um ihretwillen geändert werden müsse. Zahlreiche Versuche nach dieser Seite sind bis jetzt ohne den erstrebten Erfolg geblieben; sie sind nicht nur an der Zähigkeit, mit der man in maßgebenden Kreisen am Alten festhielt, sondern ebensowohl an der Überzeugung gescheitert, welche schließlich durchdrang, daß die Wohlfahrt des Menschen nicht allein von dem Fortschritte der experimentierenden und rechnenden, sondern auch von dem Gedeihen der denkenden und der formalen Wissenschaft abhänge. Der Kampf gegen die großenteils formalen Altertumsstudien erneuert sich aber fast in jedem Menschenalter; da ist es denn immer wieder an der Zeit, auch zu Gunsten derselben ein Wort einzulegen.

I.

Zunächst muß die Thatsache gewürdigt werden, daß unsere Kultur sich zu einem großen Teile auf der griechisch-römischen aufbaut; wir können diese nicht verleugnen, ohne die Grundlage unserer eigenen zu verkennen und ohne die unausbleiblich damit verbundenen Übelstände herbeizuführen. Trotz des schroffen Gegensatzes zu den religiösen Irrtümern und den sittlichen Gebrechen des Heidentums haben schon die ersten Jahrhunderte des Christentums den Wert der klassischen Bildung praktisch anerkannt. Bei den Heiden suchten noch im 4. Jahrhundert Basilius d. Gr., sein Bruder Gregor von Nyssa, sein Freund Gregor von Nazianz und der hl. Chrysostomus ihre weltliche Bildung. Diese galt ihnen als kostbare „Beute Ägyptens", die man, wie einst die Juden die wertvollen Schätze ihrer Bedrücker entwendeten, in das Haus Gottes retten müsse. So schreibt auch der hl. Augustin[1]: „Mit welchen Schätzen an Gold, Silber und Gewanden beladen sehen wir nicht den liebenswürdigen Lehrer und seligen Märtyrer Cyprian Ägypten verlassen! Nicht minder Lactantius, Victorinus, Optatus, Hilarius, um von den noch Lebenden zu schweigen. Ferner unzählige Griechen. Sie hatten darin ein Vorbild in dem treuen Diener Gottes Moses, von dem wir lesen, daß er in aller Weisheit der Ägypter unterrichtet war." Derselbe Kirchenvater[2] sieht eine wahre Christenverfolgung in dem Verbote Julians an die Christen, durch welches er ihnen die Schulen verschloß. Wie der abtrünnige Kaiser, so

[1] Von der christlichen Lehre 2, 61. [2] Stadt Gottes 18, 52.

begriffen auch die Christen selbst recht gut die Bedeutung der alten Klassiker; denn obwohl die beiden Apollinaris durch eigene Produktionen den Ausfall zu decken sich beeilten, so kehrten doch die Christen nach dem Tode des Kaisers rasch wieder zu der alten Gewohnheit, sich an den Heiden zu bilden, zurück, und Sokrates[1] rechtfertigt dies in seiner Kirchengeschichte mit guten Gründen.

Der hl. Basilius dachte bei der Einrichtung seiner Klosterschulen nicht anders; wir sehen aus seiner Rede an die studierende Jugend, was er von dem Werte der Klassiker hielt und wie dieselben in seinen Schulen gebraucht wurden. Weder im Morgen- noch im Abendlande beeilte man sich, die Werke der großen Kirchenväter, sei es der bereits genannten griechischen, sei es der hll. Ambrosius, Augustinus und Hieronymus, dem Schulunterrichte zu Grunde zu legen. Den Söhnen des hl. Benediktus verdanken wir großenteils die Abschriften der klassischen Litteraturwerke. Sie waren es auch, welche, unter Mitwissen und auf den Rat der römischen Päpste, bei den neubekehrten Völkern die gelehrte Bildung auf klassischer Grundlage aufbauten. Von dem Eifer in den Schulen Englands mag unter anderem das Wort des hl. Beda[2] Zeugnis geben: „Bis auf den heutigen Tag leben noch Schüler Theodors und Hadrians, welche das Lateinische und das Griechische wie ihre Muttersprache kennen", und: „Der Abt Albinus hat nicht unbedeutende Kenntnisse in der griechischen Sprache und beherrscht die lateinische wie die englische, in der er geboren ist"[3]. Beda selbst entnimmt in seinen Schulbüchern die Beispiele aus Cicero, Livius, Virgil u. s. w. So wanderte denn das Studium der alten Sprachen auch nach Deutschland. Der hl. Bonifatius errichtete seine Schulen nach englischem Muster und berief Lehrer und Lehrerinnen aus seiner Heimat. Die Domschulen, wie sie von Chrodegang von Metz zur Heranbildung von Weltgeistlichen begründet wurden, hatten dieselbe Einrichtung.

Es war selbstverständlich, daß sich gelegentlich Bedenken gegen das Lesen heidnischer Schriftsteller erhoben; „aber trotz aller Bedenken hielt man doch im allgemeinen während des ganzen Mittelalters an der altüberlieferten und von den Vätern der Kirche gebilligten Lehrweise fest"[4]. Der Ersatz z. B. des Virgil durch Prudentius, Juvencus und Sedulius

---

[1] Kirchengeschichte 3, 16. [2] Kirchengeschichte 4, 2. [3] Ebd. 5, 20.
[4] Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland S. 52.

drang nicht durch. „Man konnte der heidnischen Autoren, als der notwendigen Vorstufen zu einer höheren geistigen Bildung, einmal nicht entraten. Wurde aber im Widerspruche mit der Tradition der Väter irgendwo der Versuch gemacht, sie gänzlich beiseite zu schieben, da geriet bald die theologische Bildung in Verfall und geistige Verrohung nahm überhand." [1] Unter den gelesenen Schriftstellern befanden sich auch Horaz, Statius, Terenz, Ovid, Juvenal. Der alte gute Rat des hl. Hieronymus [2] und des Rabanus Maurus [3], daß man aus den profanen Büchern „streichen und wegschneiden" müsse, was für den Christen wertlos oder gefährlich sei, wurde nicht einmal immer zur Genüge beobachtet, wie denn auch der Eifer im Studium der Alten bisweilen die rechten Grenzen überschritt. Aber der Aufschwung der Bildung unter Karl dem Großen, unter den Ottonen und in den Klosterschulen ging im allgemeinen mit der Bemühung um eine tüchtige Kenntnis der lateinischen Sprache aus den klassischen Mustern Hand in Hand. Das Studium des Griechischen freilich erlahmte im Mittelalter nach jenem ersten Aufschwung vielerorts; in Deutschland war es überhaupt nie in weitem Umfange betrieben worden. Es bleibt aber wahr, daß uns mittelbar durch die griechische und unmittelbar durch die lateinische Sprache wie die Religion, so auch Gesetzgebung, Wissenschaft und Bildung überliefert worden ist.

Diese Grundlage unserer Kultur macht uns das Studium der lateinischen und griechischen Sprache und, in gewissen Grenzen, des klassischen Altertums überhaupt zu einer dringenden Pflicht. Wenn unsere Geschichtschreiber weder einen Thukydides oder Tacitus, noch einen Saxo Grammaticus oder Beda, noch irgend einen von den mittelalterlichen Chronisten, die nicht immer ungebildete Leute waren, mit Leichtigkeit verstehen, wenn unsere Juristen das römische Recht nicht mehr durch dessen ganze Geschichte verfolgen können, wenn unsere Litteraten Fremdlinge in der alten und mittelalterlichen Litteratur sind, wenn vollends unsere Philosophen und Theologen die klassischen Sprachen nicht beherrschen, wie wird es dann mit der Gründlichkeit der Wissenschaft bestellt sein? wie auch mit dem Fortschritt derselben, da wir doch von der Vergangenheit noch viel zu lernen haben? Nicht einmal auf den Gebieten der Naturforschung, der Kunst und der Medizin kann man die älteren in lateinischer oder gar in

[1] Specht a. a. O. S. 8. 57. [2] Br. 70, an Magnus.
[3] Unterricht der Kleriker 3, 18.

griechischer Sprache geschriebenen Werke der Vergangenheit entbehren. Übersetzungen, die vielleicht von solchen Werken bereits gemacht worden sind, können für wissenschaftliche Zwecke im allgemeinen ebensowenig genügen wie die Übertragungen der ästhetisch wertvollen Werke für künstlerische Zwecke.

Solange also die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft und der Fortschritt der Kultur es nötig machen, daß das wissenschaftliche Erbe der Vergangenheit von einer Klasse von Gelehrten bewahrt und allen Ständen je nach Bedürfnis mitgeteilt werde, so lange muß es Schulen geben, auf denen zukünftige Gelehrte zu Lehrern für Hoch- und Mittelschulen auch in den klassischen Sprachen und den damit unablöslich verbundenen Hilfskenntnissen herangebildet werden. Für diejenigen, welche berufsmäßig nicht den idealen, sondern den realen Bedürfnissen der Gesellschaft dienen, wird man freilich zunächst keine andern Kenntnisse als in der Physik, Chemie, Mechanik und ähnlichen Fächern, die von unmittelbar praktischer Bedeutung sind, erwarten; aber für diejenigen Berufe, welche die Höhe der geistigen Kultur darstellen, darf nie der Faden, welcher sie an die Vergangenheit knüpft, abgerissen werden. Solange wir die Kultur nicht von vorne neu aufbauen, müssen wir mit den geschichtlichen Verhältnissen rechnen. Wir können die Gesellschaft nicht auf eine andere Bahn der Entwicklung stellen, als diejenige ist, auf welcher sie durch alle Jahrhunderte gestanden hat. Auch werden die Hochschulen allein für den besagten Zweck nicht genügen; auf den Mittelschulen muß der Grund gelegt werden, da die zu leistende Arbeit erfahrungsmäßig nicht leicht zu bewältigen ist. Die Mehrzahl der Schüler muß sogar ziemlich ungeteilt eine Reihe von Jahren sich den klassischen Studien hingeben, wenn sie mehr als ungenügende Kenntnisse erwerben soll.

II.

Doch eben hier liegt der Stein des Anstoßes für so viele, welche die klassischen Studien je eher je lieber aus den Schulen verbannt sähen. Zuerst hat man die Jugend nebenher mit allem Möglichen so überbürdet, daß sie neun oder zehn Jahre braucht, um den Lehrstoff zu bewältigen, und dann doch schließlich weder in den Realfächern noch in den klassischen das zu erreichen scheint, was man erwarten zu dürfen glaubte. Statt aber den Grund in der Abweichung von der altbewährten Schulordnung, in der unverständigen Vermengung beider Fächer zu suchen, klagt man

die klassischen Studien an und überredet sich, daß sie zur Erzielung einer genügenden oder einer zeitgemäßen Bildung ungeeignet seien. Es genügt nicht mehr, daß zahlreiche Realschulen denen offen stehen, welche im späteren Leben die klassischen Fächer voraussichtlich nicht brauchen werden; man möchte die Gymnasien so umgestalten, daß sie sich von den Realschulen nicht mehr viel unterschieden. Hinwiederum ist man an letzteren oft genötigt, wenigstens dem Lateinischen einen breiten Raum zu gestatten, und so thut man beiden höchsten Aufgaben Eintrag. Ehedem hatte man einen fünf- oder sechsjährigen Vorbereitungskurs für alle, nach welchem erst die Berufsstudien nach verschiedenen Richtungen auseinandergingen. Jene Grundlage war nach der hergebrachten klassischen Methode gelegt und trug die gesamte höhere Bildung. Man wußte aber durch weise Beschränkung in wenigen Jahren eine wirklich genügende klassische Bildung zu vermitteln. Lassen wir indessen das auf sich beruhen und sehen wir einmal zu, ob unsere heutigen Gymnasialstudien gerade darum einer Reform bedürfen, weil sie auf die klassischen Sprachen und die Kenntnis des Altertums ein so starkes Gewicht legen.

Es darf zuvörderst daran erinnert werden, daß es schon in pädagogischer Beziehung bedenklich ist, mit der altbewährten Methode zu brechen. Für viele Jahre wäre man auf unsicher tastende Versuche angewiesen, und wer darunter litte, wäre niemand anders als das Versuchsobjekt, die liebe Jugend, der man helfen will. Es ist leicht, neue Ziele vorzustecken, aber nicht so leicht, eine neue Schulmethode zu erfinden. Wird das zu zahlende Lehrgeld die gehofften Vorteile nicht aufwiegen? Gewiß, wenn wir eine neue Nation anzupflanzen hätten, wenn völlig reine Bahn wäre und keine äußeren Gründe uns bestimmen müßten, wenn wir uns ferner darein ergäben, es in Jahrzehnten nicht weiter zu bringen, als es unsern mancherlei Versuchen gelingen könnte: ja dann würden wir alles getrost auf nationaler Grundlage auf- und ausbauen können, eine Aufgabe, welche nach der gewöhnlichen Auffassung dem Griechenvolke gestellt war; es hatte in der That das Glück, wenn es anders ein Glück war, daß es sich mit der Erlernung fremder Sprachen und mit der schulmäßigen Aneignung einer entlehnten Kultur nicht abzumühen brauchte. Bei uns aber steht das ältere Geschlecht ganz auf dem Boden der aus dem Altertum hergeleiteten Kultur; die Verhältnisse der gebildeten Welt setzen sie voraus; die technischen Ausdrücke der Wissenschaften und Künste, ja so viele entlehnte Wörter der gewöhnlichen Sprache sind nur aus jener zu erklären.

Die Lehrer selbst haben keine andere Schulmethode als die überlieferte kennen gelernt. Darum ist an einen völligen Bruch mit dem Alten überhaupt nicht zu denken; es handelt sich lediglich um ein halbes Werk: man beschneidet mehr und mehr die klassischen Lehrfächer, macht so einen rechten Erfolg in denselben unmöglich, benimmt den Schülern jede Achtung vor ihnen und auch den Eifer dafür, so daß die alten Autoren schließlich zum Ballaste der Schule werden, dessen man sich leider niemals ganz entledigen kann. Ein solches Reformwerk wird sich einen durchschagenden Erfolg nimmer versprechen können.

Man hofft, es werde den „nützlichen" Fächern das zu gute kommen, was man den formalen entzogen hat. Die Zeit dazu wäre allerdings gewonnen; ob aber auch der Antrieb dazu, ist eine andere Frage. Man macht an Freischulen nicht immer die Beobachtung, daß die, welche das Lateinische aufgeben, in den andern Fächern um so mehr leisten. Das kommt zum Teil daher, daß für die neueren Sprachen die Kenntnis des Lateins eine nicht zu verachtende Hilfe ist, viel mehr aber daher, daß die Spannkraft des Geistes eine geringere wird, sobald sie durch das Lateinische nicht mehr in Anspruch genommen ist. Die Schwierigkeit der philologischen Fächer muß freilich oft gerade als Anklagepunkt gegen dieselben dienen; aber sie hat unverkennbar die eine gute Wirkung, daß der Studierende genötigt wird, seine Geisteskräfte ernstlich anzustrengen. Weder das Griechische noch das Lateinische lernt sich so leicht wie etwa das Französische oder die Weltgeschichte. Die Besiegung der größeren Schwierigkeit ist aber, solange diese zu den Kräften im rechten Verhältnis steht, eine wahre Gymnastik des Geistes. Aber wie viel wäre nicht gewonnen, wenn die den klassischen Sprachen entzogene Zeit den neueren Sprachen oder den praktischen Fächern zugewendet würde! Gewiß; worauf es aber bei der echten Bildung ankommt, das ist in erster Linie die Schulung des Geistes, und dazu sind die neueren Sprachen weniger geeignet, eben weil sie mehr Lernstoff für das Gedächtnis als Denkstoff für den Verstand bieten. Die Realfächer sind aus demselben Grunde minder geeignet; nur genau so weit, als sie die Mathematik streifen, machen sie dem Geiste des Studierenden dauernd zu schaffen. Die Mathematik selbst endlich ist so abstrakt, daß sie, solange es sich um die Bildung des jugendlichen Geistes handelt, sicher weniger brauchbar ist als das Sprachstudium und die Beschäftigung mit den klassischen Schriftstellern. Sie ist wenigstens in frühen Jahren durchaus nicht für

alle, schon deshalb nicht, weil sie dem Geiste nur Formen, der Phantasie aber gar nichts bietet.

Doch kommen wir auf die modernen Sprachen zurück, welche den begründeteren Anspruch erheben. Sie sind so wichtig fürs Leben, so anregend für den Geist, führen in so reiche Litteraturen ein! Wer will das leugnen? Sehen wir indes etwas näher zu. Einige der wichtigsten beruhen großenteils auf dem Latein, haben aber durch Abschleifung der Flexionsendungen und Vereinfachung der Syntax in grammatikalischer Beziehung ihren Bildungswert eingebüßt. Nicht ihr Wörterbuch hat sich vereinfacht; im Gegenteil nur gerade das, was den Geist vorzüglich bildet, nämlich die mannigfachen Formen des logischen Ausdruckes. Mit einiger Übertreibung könnte man sagen, sie haben überhaupt keine Grammatik mehr; eine „angewandte Logik“ sind sie jedenfalls bei weitem nicht in dem Maße wie die alten Sprachen. Obendrein liegen die noch übrig gebliebenen Formen des logischen Ausdruckes sowohl in der Flexion wie in der Syntax uns so nahe, daß wir sie vielfach schon kennen, bevor wir an sie herantreten. Wie ganz anders nimmt die lateinische Deklination den Geist des Studierenden in Anspruch als die der romanischen oder germanischen Sprachen, wenn man hier überhaupt noch von einer Deklination sprechen will! Mit welcher Vorsicht und Überlegung will der lateinische Infinitiv von den verwandten Konstruktionen unterschieden werden! Will man nun aber einwenden, daß man die modernen Sprachen bald praktisch handhaben lerne und so doch einen großen Gewinn fürs Leben erziele, so ist zu erwidern, daß eine oder auch mehrere Sprachen sprechen lernen noch immer nicht soviel heißt als: die Sprache überhaupt lernen, deren Aufbau durchschauen und die damit gegebene Geistesbildung erwerben. Ein Handelsreisender, der sich in einer andern Sprache leidlich ausdrückt, kann doch darum noch nicht zu den Gebildeten gezählt werden. Bildung bedeutet Schulung, allseitige Bearbeitung, oder wie Cicero[1] sich ausdrückt, „ein-, zwei- und dreimalige Durchackerung“ des Geistes. Das leistet in hohem Maße die mühsame Erlernung der vollkommenen alten Sprachen, die genaue Zergliederung der mustergültigen alten Schriftwerke, die Übung des mündlichen und schriftlichen Ausdruckes nach Art der Klassiker. Bei den neueren Sprachen bringen die ähnlichen Übungen keineswegs den gleichen Nutzen. Es ist schon nicht möglich, die Jugend so lange festzuhalten bei einem

[1] Vom Redner 2, 131.

Schriftstücke, das sie ebenso rasch ergründet wie gelesen zu haben meint; auch die Verwandtschaft mit der Ausdrucksweise der Muttersprache veranlaßt eine viel oberflächlichere Betrachtung.

So geht denn doch der Vorteil, welcher mit der rascheren Lektüre in den modernen Sprachen gegeben ist, durch den Mangel an Gründlichkeit wieder verloren. Die Vorbedingung einer tüchtigen Bildung ist aber vor allem die Gründlichkeit. Der Umfang des Wissens ist nur eine Frage der Zeit, wenn der Geist einmal die nötige Schärfe, Sicherheit und Selbständigkeit des Urteils erworben hat. Es kommt auf die sogen. formale Bildung an, die den Geist befähigt, seine Kräfte in wirksamster Weise zu bethätigen, nicht auf die materiale Bildung, welche nach der Fülle des Lehrstoffes geschätzt wird, den das Gedächtnis aufgenommen und der Verstand irgendwie, sei es vollkommen, sei es unvollkommen, erfaßt hat. Diese ist vielleicht ein wertvoller Besitz des Geistes, jene aber die Tauglichkeit zur Erwerbung eines reicheren Besitzes und eine höhere Vollkommenheit des Geistes selbst, der an Leistungsfähigkeit gewonnen hat; jene kann zu jeder Zeit erworben werden, diese ist naturgemäß das Ziel der ersten Studien. Wäre die Aufgabe der Schule keine andere, als die Jugend zu den äußeren Geschäften des Lebens, zum Gelderwerb oder zur Hebung der Industrie abzurichten, so wäre die materiale Bildung vollauf genügend; gilt es aber, strebsame junge Leute zu Trägern der geistigen Bildung, zu Lehrern für andere, zu den idealen Berufsarten vorzubereiten, so muß der Geist eine neue Fassung und Form bekommen, die ihn zu ungewöhnlichen Leistungen geeignet macht. Da aber das Wohl der Gesellschaft nicht bloß vom Handwerk, vom Maschinenwesen und von der Industrie bedingt wird, so muß es auch Schulen geben, deren Hauptziel die formale Bildung ist. Die hausbackene Nützlichkeitsfrage verdient hier eigentlich gar keine Antwort; sonst könnte man darauf hinweisen, daß mit dem Lateinischen der Schlüssel zu den romanischen Sprachen gegeben, daß mit einer gründlichen formalen Bildung eine nicht zu unterschätzende Tüchtigkeit verbunden ist, auch andere Gebiete, wenn sie noch zeitig betreten werden, geistig zu beherrschen; daß endlich die ernsten klassischen Studien ihren Zweck ganz verfehlen müßten, wenn sie nicht eine solide Arbeitskraft heranbildeten.

Ein Schulmann gab auf die Frage, warum man denn statt anderer nützlichen Dinge soviel Lateinisch und Griechisch lerne, aus langer Erfahrung die Antwort: die Plage sei die Hauptsache. Er wollte damit sagen, daß die Gewöhnung an ernste Arbeit, die Anspannung aller Geisteskräfte

und die aus der Anstrengung selbst erwachsende feste Richtung des Verstandes und des Willens die schönste Frucht seien, die der junge Mann aus der Schule ins Leben hinübernehme. Man braucht in der That kein Verächter der Realbildung und der von ihr erzielten Erfolge zu sein; man braucht die Leistung der Lateinschulen nicht zu übertreiben: es liegt in der Natur der Sache begründet, daß die letzteren den Geist in strengere Zucht nehmen, auf Schritt und Tritt von ihm größere Aufmerksamkeit und ernstere Arbeit verlangen, daß also unter sonst gleichen Umständen der Unterricht in den klassischen Sprachen in höherem Grade die Denkkraft schärft und den Willen stählt. Man wird sagen, das geschehe auf Kosten der geistigen Freiheit und der Ausbildung anderer Anlagen; die Phantasie gehe leer aus, und der Blick fürs Leben werde abgestumpft. Aber solche Nachteile werden, wo sie zu Tage treten, nicht durch das Wesen der Sache verursacht, sondern durch eine falsche Methode, insbesondere durch Überbürdung der Schüler. Obendrein lassen sich leicht andere Übelstände namhaft machen, die im Gefolge einer freieren und leichteren Schulbildung sich einzustellen pflegen. Das ist allerdings immer wahr, daß die klassischen Studien nicht eine unmittelbare, sondern nur eine mittelbare Vorbereitung fürs Leben sind und sein wollen, und daß darum für manche Berufsarten, vielleicht für die allermeisten, ein neun- bis zehnjähriger Gymnasialkurs zu lang ist. Es nahm aber auch die ältere Schule nie so viele Jahre für die allgemeine grundlegende Schulbildung in Anspruch. Indessen solche Erwägungen berühren die Hauptfrage nicht.

III.

Noch bleibt eines der gewöhnlichsten Bedenken zu erledigen. Es wird oft behauptet, daß über dem Studium weit entlegener Sprachen und Litteraturen das der vaterländischen zu leiden habe. Im Mittelalter, so sagt man, waren die Landessprachen zu unvollkommen entwickelt, um als Werkzeug der höheren Bildung zu dienen; nachdem sie aber so weit vervollkommnet sind, daß sie den alten nicht nachstehen, sollten wir, wie die Griechen, die Muttersprache dem Schulunterrichte zu Grunde legen. Die hohe Vollendung der Muttersprache haben wir Deutsche sicherlich keinen Grund zu verkennen; aber wiederum stellt die Frage sich ein, ob es ratsam sei, aus diesem Grunde die hergebrachte Unterrichtsmethode zu ändern. Wir haben nun einmal nicht von vorne anzufangen, sondern stehen mitten in der Entwicklung, welche auf ganz andern Voraussetzungen beruht. Zu-

nächst ginge uns der Bildungswert des grammatischen Studiums völlig verloren. Die Muttersprache kennen wir schon, bevor man uns in das System ihrer Grammatik einführt, und die Jugend ist nicht leicht mehr dazu zu bringen, daß sie dem grammatischen Bau der Muttersprache eine besondere Aufmerksamkeit zuwende. Die Erfahrung bestätigt es auch vollkommen, daß man eher in die Grammatik einer fremden als in die der eigenen Muttersprache eindringt. Das grammatische Studium trägt erst dann seine Frucht, wenn es an einer fremden Sprache bethätigt wird. Es ist auch nur vorteilhaft, wenn diese ferner abliegt als diejenigen neueren Sprachen, welche in den Schulen gelehrt zu werden pflegen, damit nicht die Ähnlichkeit mit der Muttersprache die Aufmerksamkeit und den Fleiß des Schülers abschwäche. Soll einmal das Sprachstudium als solches zum Werkzeug der Bildung werden, so sind die alten Sprachen auch wegen ihrer unleugbaren formellen Vollkommenheit jedenfalls geeigneter als irgend eine andere. Die neueren Sprachen sind in formeller Beziehung abgeschliffen, verstümmelt und für den praktischen Gebrauch allein zugeschnitten. Je weiter wir dagegen, auch in der Geschichte der eigenen Sprache, zurückgehen, einen desto größeren Reichtum an Flexionsformen finden wir vor. Die klassischen Sprachen haben auch eine ebenso ausgebildete syntaktische Form. Heutzutage hat der Sinn für eine reiche grammatische Form sich fast verloren; alles ist auf bequeme Handhabung des Sprachmaterials, ohne Sorge für die geschichtlichen und logischen Rechte der Form, zugestutzt. Darüber kann bei der flüchtigsten Vergleichung der klassischen und der meisten modernen Sprachen kaum ein Zweifel bleiben. Aus dem regelrechten quadragesima macht der Italiener quaresima, der Spanier cuaresma, der Franzose carême; die Kasusendungen sind in den romanischen Sprachen abgeworfen und auf sehr mechanische Weise ersetzt worden, der alte Accusativ dient meist als Nominativ und als beliebiger Kasus; die Folge, das Begehren, die Aussage und manche andere Verhältnisse werden gleichmäßig durch das dem lateinischen quod entsprechende Wort ausgedrückt. Überhaupt sind die romanischen wie die germanischen Sprachen formell schwer geschädigt worden.

Man wird entgegnen: Nun gut, so lassen wir die trockene Grammatik ganz beiseite; werden wohl die Griechen sich viel mit der griechischen Grammatik gequält haben? Aber den Griechen war ihre Bildung nicht ebenso in einer vollkommen ausgebildeten Sprache überliefert worden. Das grammatische Studium ist für uns eines der vorzüglichsten, wenn auch ein

oft genug einseitig verwendetes Mittel, den jungen Geist an Fleiß, Genauigkeit und Gründlichkeit zu gewöhnen; es ist aber viel mehr als das. Es hat die Übersetzungsübungen im Gefolge, und welch eine Palästra des Geistes diese sind, lehrt die alltägliche Erfahrung der Schule besser, als es Worte und innere Gründe thun können. Hier wird denn auch, wofern nur der Lehrer seine Aufgabe nicht verkennt, die Muttersprache dafür, daß ihr so viele Zeit entzogen wird, reichlich entschädigt. Es ist kein Lehrer, der nicht all seine Gewandtheit in der deutschen Sprache, so ausgebildet diese auch ist, nötig hätte, um die Texte der Alten, sei es des Demosthenes und Cicero oder des Sophokles und Horaz, treu, wirklich deutsch und schön nach Wort, Gedanken und Stimmung wiederzugeben. In dieser Kunst lernt niemand aus, zumal die Art der Alten, zu denken, zu empfinden und zu sprechen, sich so weit von der unsrigen unterscheidet. Heutzutage, da die Schüler sich durch vieles Lesen in der Muttersprache frühzeitig eine ansehnliche Sprechgewandtheit neben der Schule erwerben, fällt es am meisten in die Augen, wie groß die Verlegenheit derselben wird, wenn sie nun die Mittel der Muttersprache zu einer glatten und stilistisch schönen Übertragung der Alten aufbieten sollen. Da offenbart sich, wie viel ihnen zur Beherrschung des Deutschen noch mangelt, wie viel sie durch die Übersetzungsübungen noch lernen können. Eine bessere Schule giebt es wahrlich nicht. Begabtere Schüler mögen sich auch in der metrischen Übertragung der Dichter versuchen, einem der wirksamsten Mittel, den ästhetischen Sinn zu wecken. Die ausgezeichnetsten der Römer, an der Spitze der Meister des lateinischen Stiles, übersetzten fleißig, sowohl in prosaischer als in poetischer Form, aus den Griechen; die Umarbeitungen der älteren römischen Dichter versuchte Cicero gleichfalls, ließ sie aber, wie er selbst erzählt, darum wieder fallen, weil er nicht denselben Nutzen daraus schöpfte.

Es läßt sich noch auf anderem Wege zeigen, daß die Lateinstudien der Ausbildung der Muttersprache nicht im Wege stehen. Die Neubelebung der Studien des klassischen Altertums in der Renaissance hat der Ausbildung der Landessprachen gewiß nicht hinderlich im Wege gestanden. In Italien bezeichnet dasselbe 14. Jahrhundert die Wiedergeburt der alten und das Aufblühen der italienischen Litteratur. Petrarca und Boccaccio gehören zu den ersten und entschiedensten Vertretern des Humanismus; ihnen hatte schon Dante mächtig vorgearbeitet, indem er, ganz vom Geiste Virgils beseelt, seine großartige „Komödie“ dichtete. Alle drei Männer

schrieben sowohl in lateinischer als in italienischer Sprache. In Spanien, Frankreich und England folgte der Blüte des Humanismus alsbald der Aufschwung der einheimischen Litteratur, so daß die ersten Klassiker in dieser mindestens aus den humanistischen Schulen, da diese noch in voller Blüte standen, hervorgingen. Zumal in Frankreich ist es unverkennbar, wie eng die Ausbildung und Vervollkommnung der Landessprache mit der Bewunderung und dem Einflusse der klassischen Litteratur zusammenhing. Boileau wurde der Gesetzgeber auf dem französischen Parnasse durch eine Neubearbeitung der Ars poetica des Horaz; vor ihm hatte Malherbe, der strenge Grammatiker aus der alten Schule, der französischen Metrik und Lyrik die Wege gewiesen. Daß das französische Theater an die Alten anknüpfte, ist jedem augenfällig. La Harpe, der berühmte Litterarhistoriker, faßt (im vierten Bande seines Lycée ou Cours de littérature ancienne et moderne) sein Urteil in diese Worte zusammen: „Ich beharre auf meinem Glauben, daß das Studium der alten Sprachen dem Fortschritte der Litteratur nicht nur nicht hinderlich, sondern vielmehr förderlich und notwendig war; daß das Genie seinen Blick erweitert und seine Hilfsmittel vermehrt in demselben Maße, wie es eine große Zahl von Objekten zur Vergleichung vor sich schaut; daß das Studium der Sprachen sich anfangs auf die Worte zu beschränken scheint, daß es aber naturgemäß auf die Sachen führt, daß also die (klassische) Gelehrsamkeit, wenn sie auch gewöhnlich nicht selbst in den Musentempel eingeht, doch wenigstens den Weg dahin bahnt und den Eingang eröffnet. Die alte Litteratur hat uns gebildet und großgezogen; ihre Milch ist stark und nährend. Man muß sich nicht darüber verwundern, daß Menschen von schwacher Konstitution dieselbe nicht in gesunde Säfte umsetzten, sondern krank und schwächlich blieben; aber besser veranlagte Zöglinge haben daraus Gesundheit, Kraft und Anmut gewonnen."

(Schluß folgt.)

G. Gietmann S. J.

August Reichensperger.

(Schluß.)

9.

Die durch und durch kirchliche Gesinnung Reichenspergers wankte nicht, auch als Döllinger, einst sein Mitstreiter für kirchliche Freiheit im Frankfurter Parlament, seine verhängnisvollen Schachzüge gegen den Papst und das Papsttum begann. Über dessen Odeonsvorträge im Jahre 1861 schrieb er an Montalembert: „Wie sehr auch Döllinger von der Wahrheit seiner Ansichten durchdrungen sein mag, gewiß war der Augenblick der bittersten Prüfung für den Heiligen Vater und die Kirche nicht der geeignete, denselben Ausdruck zu geben; auch in seiner Eigenschaft als Priester mußte er mehr Rücksicht auf die Stimme des Episkopates nehmen, dessen Feinden er nunmehr Waffen geschmiedet hat.“ Über „Kirche und Kirchen“ notiert er in seinem Tagebuch: „Döllinger gegen das Papsttum — eine unbegreifliche Verirrung, wenn nicht zu dem Zwecke, um auch von den Protestanten endlich als ein Stern erster Größe anerkannt zu werden.“ Nicht weniger mißbilligte er die „hämischen Artikel der Allgem. Zeitung“, in welchen Döllinger und seine Genossen von 1869 das Vatikanische Konzil bekämpften, und lehnte „ohne Bedenken“ die Einladung ab, im Februar 1870 die Kölner Zustimmungsadresse an Döllinger zu unterzeichnen. Gleich andern hervorragenden Katholiken Deutschlands war er indes in der theologischen Lehre über Primat und Infallibilität nicht sehr bewandert, sah die Formulierung mancher Punkte, wie sie das Konzil später feststellte, für inopportune Wünsche der „Civiltà“ und der „Partei Veuillot“ an, auf die er längst gleich Montalembert nicht gut zu sprechen war und von der er meinte, sie schiene „förmlich darauf auszugehen, uns, in konfessionell gemischten Staaten wenigstens, das Leben zu erschweren.“

Während Janssen bis zur Schwermut niedergedrückt war, weil er einen massenhaften Abfall von der Kirche befürchtete, hatte er noch frohen Mut genug, um „ihn etwas beruhigter in die Zukunft blicken zu machen“. Nachdem das Konzil gesprochen, war für ihn die Opportunitätsfrage wie die dogmatische Frage gelöst. Als Knoodt es wagte, ihm in einem Briefe Pius IX. als Häretiker und Vernichter der Kirche darzustellen, ward ihm „heimgeleuchtet“. „Der ganze Verlauf der Döllingerei“, schrieb er im

Juli 1871 an seinen protestantischen Freund Dr. Crull in Wismar, „bringt mich dem Gedanken immer näher, daß ich mich im Irrtum befand, als ich den betreffenden Konzilsausspruch für inopportun hielt. Es will mir scheinen, als ob ein gewisser Krankheitsstoff notwendig hätte ausgeschieden werden müssen." Am 4. Januar 1872 äußerte er demselben Freunde die Ansicht: „daß die sogen. altkatholische Bewegung eine für die katholische Kirche heilsame Krisis darstellt. Warum ich dies thue, ergiebt im wesentlichen der nachfolgende Spruch des Thomas von Kempis (I, 7): Non confidas in tua *scientia* vel *astutia* cuiuscumque viventis, sed magis in Dei gratia, qui adiuvat *humiles* et de se praesumentes humiliat. Der Hochmut der deutschen ‚Träger der Wissenschaft' konnte auf die Dauer mit der kirchlichen Lehrautorität nicht zusammengehen, und der Schwanz, welcher sich den protestierenden Professoren anhängt, zeigt zur Genüge, wie notwendig der Ausscheidungsprozeß war. Teilweise sind es die allerschlechtesten Subjekte, teilweise Leute, die froh sind, einen Prätext gefunden zu haben, auf welchen hin sie auch ferner nicht mehr den Gottesdienst besuchen, teilweise endlich politische Spekulanten, wie z. B. Herr Lutz und noch höher hinauf. Die wahrhaft respektablen Protestkatholiken haben leider die Grenzlinie nicht beachtet, an welcher die Umkehr geboten war, und entbehren des nötigen Mutes echter Demut, um öffentlich ihren Irrtum zu bekennen."

Jetzt, wo die Umtriebe und Hetzereien der Anti-Infallibilisten, der Moabiter Klostersturm und andere Zeichen die Lage der deutschen Katholiken als sehr ernst und gefährdet erscheinen ließen, hielt es Reichensperger für seine Pflicht, wieder auf den parlamentarischen Kampfplatz zu treten, und ließ sich im Herbst 1870 in den Landtag wählen. In den Vorbesprechungen bekämpfte er aufs entschiedenste den Rat der katholischen „Piepmeyer", welche meinten, die Katholiken sollten sich auf die verschiedenen Fraktionen verteilen, befürwortete vielmehr mit den Genossen der früheren Zeit die Gründung einer eigenen Fraktion, die denn auch am 3. November glücklich zu stande kam und „Zentrum" genannt wurde.

Im Landtag entfaltete er alsbald wieder die alte Rührigkeit, unterstützte den Minister v. Mühler gegen die liberalen Kulturkämpfer, brachte mit gutem Erfolge den menschenfreundlichen Antrag ein, daß die Regierung bei den Eisenbahnen auf Heizung aller vier Wagenklassen im Winter dringen solle, arbeitete mit an dem Adreßentwurf an den neuen Kaiser, beantragte die Erweiterung der Akademie in Münster zu einer Universität. Daneben

arbeitete er mit an einem Wahlaufruf des Zentrums für den neuen Reichstag und nahm teil an den Vorbereitungen, die zur Wahl getroffen wurden.

Im Reichstag erhielt er (23. März 1871) bei der Wahl zum zweiten Vizepräsidenten 65 Stimmen, während der liberale Kandidat mit nur zwei Stimmen siegte. Er vertrat das Zentrum gleich bei der Verteidigung seines Adreßentwurfs und unterstützte dann den Antrag seines Bruders, die Grundrechte der preußischen Verfassung in die Reichsverfassung aufzunehmen. Das fanatische Anstürmen der Liberalen gegen die katholische Kirche gab ihm dabei Gelegenheit, auch ein Wort über die angeblichen Gefahren der „Infallibilität“ zu sagen:

„Gegenüber dem großen Gewicht, das jetzt auf die Erklärung der Infallibilität des Papstes gelegt wird, will ich nur daran erinnern, daß schon immer, wenn früher vom Papste die Rede war, uns entgegengehalten wurde: der unfehlbare Papst. Schon damals also haben Sie ihn zum Unfehlbaren gestempelt, und nun, wo er es geworden ist, wollen Sie es nicht gelten lassen. (Heiterkeit.) Sie kennen die Stellung des Papstes fast alle nur aus Zeitungen und einzelnen Broschüren. Sie würden sonst erkannt haben, daß durch die Infallibilität in seiner Stellung gegenüber andern Staaten und Konfessionen nichts geändert ist. Es ist von jeher kirchliche Lehre gewesen, daß der Papst die höchste Autorität in allen Fragen kirchlicher Lehre sei. Also die äußerliche Wirkung seiner Aussprüche war ganz dieselbe; alle Katholiken mußten ihm Folge leisten, oder sie traten eben aus der Kirche wie die Jansenisten.“

In einem herrlichen Aufsatz La situation religieuse en Allemagne et la fraction du centre au parlement allemand, der 1871 in der Revue Générale zu Brüssel (II, 209—221) erschien, zeichnete er die damalige Lage der Zentrumspartei und warnte Kaiser Wilhelm I. und dessen Kanzler mit staatsmännisch-prophetischem Seherblick vor dem bereits geplanten Kulturkampf.

„Die Hoffnung, daß die dunkeln Wolken, welche seit den letzten Monaten sich über Deutschland gesammelt haben, ohne vorherigen Gewittersturm wieder verschwinden werden, gründet sich auf die staatsmännische Einsicht, die persönlichen Erfahrungen und das Herz des Kaisers Wilhelm. Es läßt sich kaum denken, daß der lorbeergekrönte Monarch, nachdem er mit Hilfe der Tapferkeit und der treuen Hingebung des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit den Frieden nach außen hin erkämpft hat, in eine Verfolgung von Millionen Deutschen um ihres Glaubens wegen einwilligen

und den inneren Frieden preisgeben werde, einen Frieden, welcher hauptsächlich das Werk seines seligen Bruders ist, dessen Andenken um deswillen die ihrem Glauben treu gebliebenen Katholiken segnen. Sobald nur erst einmal die vereinte Stimme dieser Katholiken zum Thron vordringt, wird die Erhörung derselben schwerlich lange auf sich warten lassen. Aber auch der dem Throne am nächsten stehende, durch ein Glück fast ohnegleichen so hoch gehobene Staatsmann, dessen Namen, schwerlich mit seiner Einwilligung, die Feinde der Kirche auf ihrer Fahne führen, wird, wenn die begonnenen Wirren immer größere Dimensionen annehmen, sich nicht wohl der Einsicht verschließen können, daß es weit schwerer ist, mit moralischen als mit physischen Faktoren zu rechnen, und daß die Polizeimaschinerie gegen erstere nicht ausreicht. Er wird in ernste Erwägung ziehen, ob es ritterlich ist, mit den enormen in seinen Händen liegenden materiellen Mitteln des Staates einen Kampf gegen solche zu führen, welche ihm nichts anderes entgegensetzen können und wollen als die passive Kraft und eine Energie, wie sie die Überzeugung gewährt, daß es die Wahrung der höchsten idealen Güter der Menschheit gilt. Vielleicht aber werden alle diese Hoffnungen sich als ebensoviele Täuschungen erweisen; vielleicht beginnt auch in unserem deutschen Vaterlande jener unheilvolle Kampf, der bereits die besten Kräfte anderer Länder aufzehrt, indem er die gefährlichsten Leidenschaften entfesselt. Die Katholiken Deutschlands haben sich alsdann auf eine lange Reihe von Widerwärtigkeiten gefaßt zu halten, schwere Prüfungen ihres Glaubensmutes zu bestehen; Opfer aller Art werden sie für ihren Glauben bringen müssen, eingedenk der Lehren des Evangeliums, nicht bloß dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, sondern auch Gott, was Gottes ist. Wie es indes auch immer kommen, welche Wechselfälle der Kampf auch mit sich führen möge, die Kirche Gottes, welcher das Dulden den höchsten Glanz verlieh, wird in dem Kampfe mit dem Unglauben wie mit der falschen, in ihrem Übermut das Eritis sicut dii der Welt neu verkündenden Wissenschaft nicht unterliegen: Magna est veritas et praevalebit — groß ist die Wahrheit und sie wird siegen!"

Der eiserne Kanzler achtete der so würdigen Mahnung nicht, der selbst ein Görres keine gewaltigere Fassung hätte geben können. Berauscht vom Erfolge, im stolzen Selbstgefühl der materiellen Übermacht blind für die Kraft der sittlichen Faktoren, stürzte er sich in den unklugen, unritterlichen und erfolglosen Kampf. Über die Katholiken brachen all die Prüfungen

herein, welche Reichensperger vorausgeschaut; sie haben aber auch den Glaubensmut und Opfermut bewährt, den er von ihnen erwartete. Mit heldenmütiger Standhaftigkeit hat vorab der bereits bejahrte Reichensperger stets in vorderster Linie, mit Hingabe seiner ganzen Persönlichkeit, den jahrelangen, ermüdenden Kampf selber mitgestritten.

Um seine Verdienste zu beleuchten, müßte man beinahe die ganze Geschichte aller Landtage und Reichstage von 1871 bis 1884 ausführlicher behandeln. Denn er hat beinahe in alle wichtigeren Debatten eingegriffen. In meisterhafter Rede trat er (19. Juni 1872) für die Jesuiten ein: mit Recht hat Pastor sie als „monumental" der Biographie einverleibt. Bedeutsam sind seine Reden „Über den Austritt aus der Kirche" (21. Jan. 1873), „Über die Änderung der Artikel 15 und 18 der Verfassung" (31. Jan. 1873), gegen die „Kirchenknebelungsgesetze" (10., 11., 14., 18., 20. März und 1. Mai 1873), „Über die Sonntagsruhe" (2. April 1873), „Über die römische Frage" (9. Juni 1873), „Gegen den Impfzwang" (18. Febr. 1874), „Über das Reichspreßgesetz" (16. März 1874), „Über das Militärgesetz" (15. April 1874), „Über die Kirchenpolitik der Regierung" (21. Nov. 1874).

Gegen die letztere Rede erhob sich Fürst Bismarck selbst mit der Anklage, die Zentrumspartei stünde auf demselben Standpunkt wie die Sozialdemokraten. In zündenden Worten wies Reichensperger diesen Vorwurf zurück und schloß: „Hüten Sie sich, meine Herren, vor dem Prinzip, welches der Herr Reichskanzler eben proklamiert hat, vor dem Prinzip der absoluten Staatsomnipotenz! Die absolute Staatsomnipotenz ist Byzantinismus; statuieren Sie dieselbe, so werden Sie weiter nichts thun, als dem Reiche das Ende von Byzanz bescheren." Bismarck schwieg. Als man Reichensperger gratulierte, daß er den Gegner demontiert habe, erwiderte er: „Dank der Güte der Sache, für welche ich eintrat."

Wiederholt wurden Versuche gemacht, ihn und seinen Bruder vom Zentrum abwendig zu machen und so die Einheit der Fraktion zu sprengen. Einmal umschmeichelte ihn der Reichskanzler selbst in dieser Absicht und lud seinen ganzen Groll auf Windthorst ab; aber Reichensperger nahm diesen entschieden in Schutz und ließ sich nicht von ihm abbringen. Ein andermal suchte ihn der württembergische Minister v. Varnbüler für eine andere Politik zu gewinnen, aber nur mit dem Erfolg, daß Reichensperger ihm das ganze Sündenregister des Kulturkampfes noch schärfer vorhielt als in seinen öffentlichen Reden. Mit rührender Treue nahm er sich der

Opfer der Kulturkampfes an. Seinen Erzbischof Melchers besuchte er noch am Vorabend seiner Verhaftung, später im Gefängnis und wieder nach dessen Entlassung aus der Haft. Auch den Bekenner-Bischof Eberhard suchte er persönlich im Gefängnis zu Trier auf. Er litt die Trauer, Not und Bedrängnis des katholischen Volkes und seiner Hirten im tiefsten Herzensgrunde mit, und es war keine bloße Rhetorik, wenn er (15. April 1874) eine einschneidende Charakteristik des ganzen Kampfes mit den Worten beschloß: „Meine Herren, was hier so vielfach ein ‚Kulturkampf‘ genannt worden ist, das nennen Millionen der treuesten, loyalsten deutschen Staatsbürger einfach ‚Verfolgung‘, und das ist es auch.“

Wie Reichensperger in diesen schlimmsten Tagen der Verfolgung unbesieglich treu zu seiner Kirche, zu Recht, Freiheit und Wahrheit stand, so gewährte ihm das hohe Ansehen, das er durch Alter, Fachkenntnis, Charakter und parlamentarische Gewandtheit besaß, beim Nachlassen des Kampfes und bei der allmählichen „Durchlöcherung“ der Maigesetze vielfache Gelegenheit, die Sache des Zentrums weiter zu fördern. Bismarck selbst hatte sich ihm persönlich immer wohlwollend erwiesen; er seinerseits hegte die Überzeugung, daß der Fürst „nicht aus Kirchenfeindschaft oder gar Christushaß“, sondern lediglich aus politischen Gründen „den Kulturkampf inszenierte, wie er denn überhaupt von den Freimaurerhäuptlingen à la Gambetta, Crispi, Tisza rc. streng zu unterscheiden“ sei. Er bedauerte später den Rücktritt desselben, weil er von ihm noch weitere Maßregeln zur völligen Beilegung des Kulturkampfes erhoffte und ihm allein den Mut zutraute, auch die Jesuiten zurückzurufen, „wenn auch nur um Herrn Stöcker und Genossen zu ärgern“.

Von seiten der Regierung hat Reichensperger zeitlebens wenig Liebes erfahren. Im Jahre 1860 verlieh ihm der Prinzregent den Roten Adlerorden vierter Klasse; dreißig Jahre später erhielt er den Roten Adlerorden dritter Klasse mit Schleife. Während aber die erbittertsten einstigen Gegner der Regierung, wie Sybel und Gneist, zu den höchsten Ehrenstellen befördert wurden, ward ihm, der auf Kosten der eigenen Popularität im Verfassungskonflikt die Regierung unterstützt hatte, als er 1875 nach 45jährigem treuen Dienste um Pensionierung einkam, gegen alles Herkommen nicht die geringste Auszeichnung zu teil. Er fühlte es tief. „Man entließ mich, als ob ich silberne Löffel gestohlen hätte.“ Er ertrug die schmerzliche Zurücksetzung jedoch ohne jede Verbitterung und bewahrte dem preußischen Herrscherhause die treueste Loyalität.

Eine noch unzweifelhaft viel schmerzlichere Prüfung traf ihn, als sich im Jahre 1880, nach der unermüdlichen Arbeit von mehr als 40 Jahren, der Traum seiner Jugend, das erhabenste Ziel seines Wirkens verwirklicht hatte, der Kölner Dom vollendet stand, die Turmhalle auf ihre feierliche Einweihung harrte, Dom und Stadt, die Diözese und mit ihr die Katholiken Deutschlands noch in Trauer waren. Denn „in ihren Augen war und ist der Dom vor allem ein Gotteshaus; der Stuhl seines obersten Hirten stand in demselben leer; der nicht bloß von seinen Diözesanen, geistlichen und weltlichen, hochverehrte Oberhirt trauerte jenseits der vaterländischen Grenzen im Hinblick auf die stetig zunehmende Zerrüttung aller kirchlichen Einrichtungen innerhalb seines Sprengels und weiterhin". Vergeblich bot er bei dem Oberpräsidenten v. Bardeleben, bei Minister v. Puttkamer wie in der Presse alles auf, um den Trauerflor zu beseitigen, der über den Dom gebreitet war. Das Fest ward auf den 15. Oktober festgestellt. Den Katholiken blieb nichts übrig, als eine würdige Zurückhaltung zu beobachten. Reichensperger blieb dem Feste völlig fern, sein Haus trauerte ohne Schmuck und Flagge.

„Der Domvollendungs-Spektakel", schrieb er am 25. Oktober, „ist nun vorüber. Solche Säkularbauten müssen gar manches über sich ergehen lassen, was ihrem Wesen und ihrer Bestimmung zuwiderläuft; sie überdauern es aber und bleiben unser, falls wir durch Glaubenstreue es verdienen. . . .

„Der Rausch geht vorüber, der Dom bleibt.

„Es legt die Vollendung des Domes Zeugnis dafür ab, daß verstandesmäßiges Erkennen und exaktes Wissen, worauf die heutige Welt so besondern Wert legt, worauf sie stolz zu sein allerdings Ursache hat, keineswegs das Streben nach dem Idealen ausschließt, daß, wenn einerseits der Strom des atheistischen Materialismus immer mehr aufschwillt, anderseits auch der Glaube an das Höhere, Überirdische und der Drang zu demselben hin an Stärke gewinnt, daß mit einem Worte unser Zeitalter zugleich als das Zeitalter der Revolution und das der Restauration bezeichnet werden kann."

So tröstete er sich mit dem großen Erfolg der Sache, der er sein Leben geweiht, über die schmerzlichen Opfer, die er dabei zu bringen hatte.

Dieselbe mannhafte Selbstlosigkeit legte er auch in seinem parlamentarischen Leben an den Tag. Über zwanzig Jahre hatte er mit seinem Bruder an der Spitze der deutschen Katholiken gestanden, die katholische

und die spätere Zentrumsfraktion begründet und taktisch herangeschult, als in dem neuen Reichstag 1871 der hannoversche Exminister Windthorst, der bisher dem politischen und dem Vereinsleben der deutschen Katholiken völlig fern gestanden, die Leitung des Zentrums übernahm und die zwei Brüder aus ihrer bisher führenden Stellung zurückdrängte. August Reichensperger wußte indes seine außerordentliche Befähigung zum Führer im parlamentarischen Kampf ganz und voll zu würdigen und auch rückhaltslos anzuerkennen.

„Windthorst“, so sagt er, „muß als ein parlamentarisches Wunder betrachtet werden. Er war weder ein Orator, noch ein Gelehrter, sondern ein eminenter Debater, wie es die Engländer nennen: schlagfertig, kaltblütig und überaus klug. Er allein war einem Bismarck gewachsen: er beherrschte stets die Situation, er hatte das feinste Gefühlsorgan für alle politischen Dinge und verstand mit wunderbarer Kunst zu manövrieren. Bewunderungswürdig war, wie er sich in jeden, auch den ihm am fernsten liegenden Gegenstand hineinzuarbeiten verstand: er konnte, wenn man ihm mit wenig Worten eine Sache dargelegt hatte, sofort eine ausgezeichnete Rede darüber halten. Unvergleichlich war seine kaltblütige Ruhe: in dem größten Tumult ging er ganz ruhig zur Tribüne — mir wäre das unmöglich gewesen — und beschwor den Sturm.“

Daß Windthorst nicht immer in allen Einzelfragen die Ansicht der übrigen Zentrumsführer teilte, das ist begreiflich und beeinträchtigt weder sein Verdienst noch das der andern. Schon aus diesem Grunde ist es auch erklärlich, daß Reichensperger die parlamentarische Begabung Windthorsts höher anschlagen mochte als seine staatsmännischen Talente. Ebensowenig zu verwundern ist es, wenn der tapfere Retter im Sturm, getragen von der begeisterten Bewunderung des Volkes, auf seine Kollegen nicht immer jene Rücksicht nahm, welche sie von ihm erwarten zu dürfen vermeinten. Äußerungen, die Pastor aufgezeichnet, deuten darauf hin, daß dies der Fall war.

Bei solchen Charakterverschiedenheiten und oft genug auch entsprechenden Meinungsverschiedenheiten erheischte es von seiten der Brüder Reichensperger keinen geringen Grad von Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit, sich der Führung Windthorsts unterzuordnen, und im Reichstag wie bei den Fraktionsberatungen, im Vereinsleben und in der Presse vor seiner wachsenden Popularität in die zweite Linie, oft genug auch in den Hintergrund bescheiden zurückzutreten. Diesem selbstlosen Opfer hat das Zentrum einen

großen Teil seiner Erfolge zu verdanken, und Windthorst selbst hat nicht ermangelt, das hohe Verdienst seiner Mitstreiter auch in der Öffentlichkeit gebührend hervorzuheben.

10.

Eine lebensgefährliche Krankheit brachte Reichensperger im April 1885 zu Berlin an den Rand des Grabes. Trotz seiner 77 Jahre bestand er sie glücklich und fühlte sich nach einem Aufenthalt in der Schweiz im Herbst wieder völlig hergestellt. Er entschloß sich aber jetzt doch, dem aufreibenden parlamentarischen Leben zu entsagen. Die zehn Jahre, die ihm noch vergönnt waren, widmete er teils seiner Familie, teils dem persönlichen und schriftlichen Verkehr mit Freunden, teils litterarischen und Kunststudien.

Während die übrigen großen Zentrumsführer, sein Bruder Peter, Windthorst, Franckenstein, Mallinckrodt und Schorlemer, sich ausschließlich auf das Gebiet der Politik beschränkten, pflegte er sein ganzes Leben lang nicht nur die Kunst, sondern auch die Litteratur. Bis zu seinem Tode wurde er nicht müde, zu lernen und zu lehren, und zwar nicht zu bloßer Unterhaltung und Beschäftigung, zu eigener Anregung und Bildung, sondern um auch in der Litteratur wie in der Kunst, gegenüber der modernen, neu-heidnischen Verflachung, wieder die christlichen Ideen und Ideale zur Geltung zu bringen. Auch hier sollte Ordnung geschafft, auch hier eine Wandlung zum Bessern erzielt werden. Er verfolgte darum alle geistigen Bewegungen mit lebhaftestem Interesse und that alles, um die großen Impulse, welche Görres und seine Freunde gegeben hatten, der heranwachsenden Generation zu vermitteln.

Sein größtes und bleibendstes Verdienst in dieser Richtung ist unzweifelhaft die bereits erwähnte Gründung und fortgesetzte Förderung des Borromäusvereins. Einer Menge trefflicher Werke, wie Kreusers „Christlicher Kirchenbau", Bocks „Geschichte der liturgischen Gewänder", Stolz' „Legende", Lindemanns „Bibliothek der deutschen Klassiker", den Weltgeschichten von Kiesel und Bumüller, Herders „Konversationslexikon" und vielen andern wurde durch diesen Verein der Weg geebnet. Dabei hatte es aber nicht sein Bewenden. Wie Reichensperger sich selbst unermüdlich weiter zu bilden suchte, so benutzte er jede sich darbietende Gelegenheit, auch andere zu litterarischem Schaffen zu ermuntern. Durch eine anonyme Zuschrift regte er Görres zu seiner „Wallfahrt nach Trier" an, durch mündlichen Zuspruch veranlaßte er Janssen, seine verstreuten früheren Aufsätze zu den

bedeutsamen „Zeit- und Lebensbildern“ zu vereinigen. Mehr als 30 Jahre lang ermunterte, unterstützte und förderte er seinen Freund A. v. Thimus bei seinem großartig angelegten Werke „Die harmonikale Symbolik des Altertums“. Als Cotta Schwierigkeiten machte, den zweiten Band der meisterhaften Übersetzung zu drucken, welche Joseph v. Eichendorff von den schönsten Autos Calderons verfaßt hatte, setzte Reichensperger den Borromäusverein in Bewegung, um den Druck zu sichern. Ähnlich rettete er Eichendorffs herrliche Schrift über die poetische Litteratur Deutschlands, an deren Drucklegung der Verfasser selbst bereits verzweifelt hatte. Mit dem lebhaftesten Interesse folgte er der litterarischen Thätigkeit des ihm befreundeten Dr. Fastenrath und nahm noch im hohen Greisenalter dessen Hilfe in Anspruch, um sich in der Kenntnis der spanischen Sprache zu vervollkommnen und ältere wie neuere Meisterwerke spanischer Dichter im Urtext zu genießen.

Längere Bekanntschaft und Übung erleichterten es ihm, sich mit den Erzeugnissen französischer und englischer Litteratur vertraut zu machen. Auf dem Gebiete der letzteren besaß er eine mehr als gewöhnliche Belesenheit. In jüngeren Jahren war Byron sein Liebling, später ward das Shakespeare. Aus eingehendem Studium des letzteren erwuchs die Schrift „William Shakespeare, insbesondere sein Verhältnis zum Mittelalter und zur Gegenwart“, die er 1871 unter den „Zeitgemäßen Broschüren“ erscheinen ließ. Den Kern dieser Schrift bildet die aus Shakespeares Werken selbst gewonnene Überzeugung, daß seine Dichtung nicht das Schauspiel eines Sonnenaufgangs, sondern dasjenige des herrlichsten Sonnenuntergangs darstellt, d. h. nicht als erster Vorläufer und Herold der modernen Aufklärung und des modernen Fortschritts, sondern als der glänzendste Höhepunkt und Schlußpunkt mittelalterlicher Entwicklung zu betrachten ist. Der englische Shakespeareforscher Edw. Dowden sprach ihm seine vollste Zustimmung aus, und wenn gewisse „gelehrte Kreise“ in Deutschland seine Arbeit ignorierten, so dürfte der Hauptgrund darin zu suchen sein, daß seine Ausführungen sich im wesentlichen kaum widerlegen lassen; man hielt es darum für klüger, zu thun, als ob Bernays die Anschauungen Rios nach allen Seiten zurückgewiesen und für immer begraben hätte. In katholischen Kreisen hat das Schriftchen aber mächtig weitergewirkt und einer richtigeren Auffassung des großen englischen Dramatikers Bahn gebrochen. Kardinal Wiseman und der irische Dichter und Konvertit Aubry de Vere faßten Shakespeare ebenso auf, und die Kontroverse selbst deutet darauf

hin, daß der geniale Dichter nicht als ein Vorkämpfer des Protestantismus betrachtet werden kann, sondern eher als ein Vermittler, der die getrennten Konfessionen, Mittelalter und Neuzeit, einander näher rückt.

Mit wahrem Jubel begrüßte Reichensperger Janssens Geschichte des deutschen Volkes, welche in ihrem ersten Band sein eigentliches Lieblingsgebiet, die deutsche Kunst des Mittelalters, ganz in seinem Sinne berührte und den Vorabend der Glaubenstrennung von einer Seite beleuchtete, an welche man bis dahin gar nicht gewöhnt war. In mündlichem wie schriftlichem Verkehr hat er das große Werk seines Freundes nach besten Kräften zu fördern gesucht und auf die Kunstauffassung Janssens selbst bestimmenden Einfluß gewonnen.

Auch der litterarischen Thätigkeit der verbannten deutschen Jesuiten hat Reichensperger eine wohlwollende Aufmerksamkeit geschenkt, dieselben ermuntert und unterstützt, sie in Blijenbeck und Exaeten aufgesucht. An letzterem Orte weilte er einmal zu ihrer großen Freude drei Tage in ihrer Mitte und unterhielt sich mit den einzelnen wie ein gemütlicher alter Hausfreund.

Mit seinem Eifer für deutsche Kunst und deutsche Bildung verband er überhaupt einen weltweiten Blick für alle idealen, besonders katholischen Interessen. Durch einen wahrhaft internationalen Briefwechsel wirkte er weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Wie mit dem Grafen Montalembert stand er mit vielen andern hervorragenden Franzosen, besonders Kunstforschern und Gelehrten, im Verkehr, mit de Caumont, Didron, Vernier, Lassus, Viollet-le-Duc, Rio; ebenso mit den Engländern Gilbert Scott, den zwei Pugins, Parker, Beresford-Hope, Sutton, mit bedeutenden Männern in Belgien und Holland, mit dem Staatsminister Eyschen in Luxemburg, den italienischen Kunstforschern Mella und Gallucci. Die Zahl der deutschen Korrespondenten aber ist Legion.

Die Architekten Ungewitter, Friedrich v. Schmidt, v. Statz ehrten ihn als ihren Bannerträger und treuen Bundesgenossen; August v. Essenwein und viele andere dankten ihm reiche Anregung und Förderung. Von den vielen Malern, zu denen er in Beziehung stand, gehörten Peter v. Cornelius und Eduard v. Steinle zu seinen vertrautesten Freunden. Den Medailleur Radnitzki in Wien gewann er für Rehabilitierung des selbständigen Kunsthandwerks. Stadtpfarrer Münzenberger in Frankfurt wurde der eifrigste Apostel seiner Ideen in Bezug auf die mittelalterlichen Altäre, Altar- und Kirchenschmuck. Die Kardinalerzbischöfe von Köln und zahlreiche andere Bischöfe konsultierten ihn in Kunstfragen wie in kirchen-

politischen Angelegenheiten; dem etwas stürmischen Gesellenvater Kolping war er ein beruhigender, praktischer Mentor. Die Namen von Staatsmännern, Parlamentariern, Schriftstellern, besonders Kunstschriftstellern, aber auch Dichtern und Prosaikern, mit welchen er in Verbindung stand, füllen ganze Seiten in Pastors Biographie. Zum näheren Freundeskreise gehören auch mehrere Protestanten, wie der Maler Karl Andreae, der preußische Minister von Bethmann-Hollweg, der Hamburger Kunstfreund Arnold Otto Meyer, der Wismarer Kunstforscher Dr. med. Crull, der Berliner Philosophie-Professor Paulsen, der Parlamentarier Freiherr von Langwerth-Simmern und dessen Schwager Friedrich v. Klinggräff.

Schmerzlich mußte es ihm sein, so viele dieser Freunde und Bekannten, oft in weit jüngeren Jahren, scheiden zu sehen. Die großen Zentrumsführer gingen ihm alle voraus: erst Mallinckrodt, dann Franckenstein, Windthorst, sein Bruder Peter und sogar der viel jüngere Schorlemer-Alst; ebenso die lieben Frankfurter Freunde Steinle, Münzenberger, Janssen. Auch seinen Familienkreis lichteten einige Todesfälle. Doch brachten die letzten Jahre auch noch manchen Freudentag. In seltener Rüstigkeit führte er noch das Ehrenpräsidium bei dem großen Katholikentage zu Trier (1887), zu Koblenz (1890), zu Köln (1894), machte (1891) die Wallfahrt zum heiligen Rock nach Trier mit und wohnte (1892) dem Feste des fünfzigjährigen Bestandes des Kölner Dombauvereins bei. Die Städte Oppenheim, Koblenz und Köln ernannten ihn feierlich zu ihrem Ehrenbürger. Das freundlichste Fest aber war die Feier seiner goldenen Hochzeit am 3. Mai 1892. In der St. Gereonskirche nahm Erzbischof Krementz selbst die Wiedertrauung vor; Papst Leo XIII. sandte als Ehrengabe das Großkreuz des Gregoriusordens; die Zentrumspartei hielt am folgenden Sonntag eine öffentliche Nachfeier, in welcher der Dank der deutschen Katholiken zu würdigem Ausdruck kam. Der treuen Gattin hatte es Reichensperger in nicht geringem Grade zu danken, daß er, stets heiter und frohen Muts, kleinlichen Sorgen überhoben und durch das ungetrübteste Familienleben beglückt, eine so lange unausgesetzte, vielseitige Thätigkeit entwickeln konnte, wie sie wenigen beschieden ist. Ein frommer, echt christlicher Tod krönte am 14. Juli 1895 das Leben des wahrhaft großen Mannes, das, selbstlos und anspruchslos den höchsten Zielen geweiht, noch künftigen Generationen zum Segen gereichen wird.

Die Ideale, für welche er gelebt, haben in dem Dome von Köln eine großartige, monumentale Verkörperung gefunden. Diese Ideale sterben

nicht, sie altern nicht. Auch heute gilt darum noch der Festgruß, welchen wir dem hochverdienten Vorkämpfer der katholischen Sache bei seiner goldenen Hochzeit gewidmet haben:

Als Zeuge noch von jenen Lenzestagen,
Die Clemens August duldend uns errang,
Zum Ritter schon in jener Zeit geschlagen,
Durch Görres' Freundschaft, eignen Herzensdrang,
Bewährt im Weltorkan, der alle Reiche
Erschütternd riß in wildem Taumel fort,
Stehst du vor uns, noch immerdar der gleiche,
Des Rechtes und der Freiheit treuer Hort.

Wie ist seitdem die Welt so alt geworden,
Matt, kalt, verzweifelt, in enttäuschtem Spiel, —
Herzlos im Bau'n, Zerstören, Schaffen, Morden, —
Von Gott getrennt, drum ohne sichres Ziel! —
Die Jugend selbst siecht ohne Hoffnungsblüte
Altklug, frühwelk in wirrem Traum dahin. —
Doch du hegst noch im freudigen Gemüte
Dein Jugendziel mit ungebeugtem Sinn!

Hoch ragen heut des Kölner Domes Thürme;
Auch ihm hat dich ein Herzensbund vermählt
Ein halb Jahrhundert, und durch manche Stürme
Ward deine Jugendliebe fest gestählt.
Der hehre Bau wird noch der Nachwelt sagen,
Was du geglaubt, gehofft, mutvoll erstrebt,
Was du gekämpft und duldend hast getragen,
Was deinem Geist hat leuchtend vorgeschwebt:

Ein christlich Deutschland, nach des Kreuzes Plane
Gegründet und gegliedert wie der Dom,
Zum Himmel strebend, nicht in stolzem Wahne,
Getragen von des Glaubens mächt'gem Strom,
Gefestigt bis zur Spitze nach den Normen
Der ew'gen Schönheit und Gerechtigkeit,
Verklärt, geheiligt durch die Lebensformen,
Die Christus selbst für immerdar geweiht.

Ein freies Deutschland, durch der Liebe Bande
Geeint in allen Gliedern bis zum Thron,
Licht, Luft und Leben spendend jedem Stande,
Frei von des Mammons feilem Sklavenlohn,
Dem Schwachen sich in Huld und Güte neigend,
Den Starken zügelnd ohne Haß und Zorn,
Des Forschers Geist die höchsten Bahnen zeigend,
Des Künstlers Aug der Schönheit ew'gen Born.

Ein deutsches Deutschland, frei von welschen Moden,
Von fremden Göttern, Zöpfen und Geschwatz,
Zufrieden mit dem eignen Grund und Boden,
Des eignen Volkes unerschöpftem Schatz,
Begeistert für der Vorzeit hehres Walten,
Für Frauenwürde, Rittertreu und Mut,
Der alten Kunst erhabene Gestalten,
Des alten Sanges helle, volle Glut.

Ein fröhlich Deutschland! Ja, das Mittelalter,
Es war so jugendfrisch, so herzensgut.
Auf Blumen wiegt sich wie der schönste Falter
Sein Freudensang, sein kräft'ger Lebensmut.
Wie in des Domes Hallen, hat im Leben
Dem Kreuz sich zugesellt der Rose Pracht,
Und ew'ger Freude Jubelklänge schweben
Versöhnend in der Erde Kampf und Nacht.

Das hast du uns so oft, so schön verkündet —
Und nicht umsonst. Dein Wort ist nicht verhallt.
Aus allen Gauen Deutschlands treu verbündet
Ein Herzensglückwunsch freudig zu dir schallt:
Gott segne dich und lasse lange, lange
Dich uns noch Führer, Bannerträger sein!
Nicht ist uns vor der dunkeln Zukunft bange:
Auch sterbend kämpfst du noch in unsern Reih'n!

A. Baumgartner S. J.

Neuere Publikationen über den marxistischen Sozialismus.

(Schluß.)

II.

4. Es ist in letzter Zeit von einer Ergänzung des Marxismus durch den Kantianismus die Rede gewesen. „Sozialisierende Kantianer" (wie Cohen, Stammler, Natorp, Staudinger, Vorländer u. a.) suchen den Zusammenhang des geläuterten Sozialismus mit Kants Lehre und Weltanschauung herzustellen oder nachzuweisen, während aus dem Kreise der jüngeren Marxisten (Jaurès, Schmidt, Bernstein, Woltmann) der Ruf:

„Zurück zu Kant!" erschallt [1]. Allerdings bedeuten die Forderungen, welche z. B. der Führer unter den heutigen Neukantianern, Hermann Cohen in Marburg [2], an den Sozialismus stellt, die Preisgabe des marxistischen Systems [3] in wesentlichen Stücken: Der Materialismus soll als Fundament radikal aufgegeben, die Gottesidee als Krönung des sozialistischen Gebäudes anerkannt werden. Doch ist bei Cohen die Gottesidee lediglich der Glaube an die Macht des Guten, die Hoffnung auf die Verwirklichung der gerechten Sache. Recht und Staat sollen ferner als Ideen Achtung und Ehrfurcht finden, endlich mit der Idee der Menschheit (menschlichen Gesellschaft) die Idee des Volkes (der Nationalität) sich verbinden.

Franz Staudinger [4] sodann vermag seinerseits an Prinzip und Methode der Marxschen Forschung keinen „prinzipiellen Fehler, sondern nur einen Mangel zu entdecken, der zu ergänzen ist". Marx vernachlässigt die Frage des Verhältnisses der Ökonomie zur Ethik, sucht nur nach den thatsächlich in der heutigen Volkswirtschaft herrschenden Gesetzen, ohne sich auf die Begründung ihres Rechts oder Unrechts einzulassen. Das genügt aber nicht.

„Solange der Marxismus das soziale Werden nach dem kausalen Gesichtspunkte wissenschaftlich verfolgt, ist er leistungsfähig und kann etwaige Irrtümer stets wieder nach wissenschaftlich-einheitlicher Methode korrigieren. Sobald er sich aber bewußte und planmäßige Umgestaltung des Gegebenen zum Ziele macht, kann er den Maßstab hierzu nicht in jenem kausalen Werden entdecken.... Sobald der Marxismus dessen inne wird, kommt er in konsequenter Verfolgung seines eigenen Prinzips zu Kant", dessen Forschungen die Einsicht in das Gesetz der Zweckbildung zugeschrieben wird. Anderseits bleiben „die Gesetze der Zweckbildung ein leeres Schema, sobald die Naturgesetze des thatsächlichen Lebens nicht die Grundlage darbieten. Sobald der Kantianer dies klar erkennt, kommt er in folgerechter Entwicklung seiner eigenen Grundgedanken zu Marx", der mit seiner Forschung uns die Einsicht in die Gesetze der bisherigen wirtschaftlichen Entwicklung vermittelte [5].

---

[1] Vgl. Karl Vorländer, Kant und der Sozialismus, unter besonderer Berücksichtigung der neuesten theoretischen Bewegung innerhalb des Marxismus. (Erweiterter Sonderdruck aus den „Kantstudien".) Berlin 1900. 69 S.

[2] Cohen, Kants Begründung der Ethik. Berlin 1877; Vorwort zu F. A. Langes Geschichte des Materialismus (1881) und Einleitung mit kritischem Nachtrag zur 5. Aufl. desselben Werkes (1896).

[3] Vgl. Vorländer a. a. O. S. 18.

[4] Ethik und Politik (Berlin 1899) S. 110.

[5] Vgl. Staudinger a. a. O. S. 159. Vorländer a. a. O. S. 31.

Auch Rudolf Stammler[1] hält den Theoretikern des sozialen Materialismus vor, daß es neben der kausalen noch eine andere, ihr nicht widersprechende, sondern sie ergänzende teleologische bezw. ethische Betrachtungsweise der sozialen Erscheinungen gebe. Genetische Erklärung eines sozialen Vorkommnisses ist noch keine ethische Beurteilung. Hierfür muß aber ein allgemein gültiges Endziel ins Auge gefaßt werden, ein formaler Gedanke, ein einheitlicher Gesichtspunkt, der über allen bedingten Einzelzwecken in unbedingter Geltung richtend und leitend steht. Dieses soziale Endziel ist nun nach Stammler: die Gemeinschaft frei wollender Menschen, in der ein jeder die objektiv berechtigten Zwecke des andern zu den seinigen macht[2].

Im Grunde genommen bildet angeblich ein solches Endziel gerade den eigentlichen Kernpunkt des sozialistischen Grundgedankens, und damit ist die Brücke zwischen Kant und Marx geschlagen.

„Der wahre und wirkliche Zusammenhang des Sozialismus mit dem kritischen Philosophen", sagt Karl Vorländer[3], „ist in dem ‚rein Moralischen' gegründet, in den — von Kant selbst praktisch nicht immer gezogenen — Konsequenzen jener einfach-erhabenen Formel des kategorischen Imperativs, die uns die Menschheit in der Person eines jeden Mitmenschen jederzeit zugleich als Selbstzweck, niemals bloß als Mittel zu achten lehrt. Auf diesem Fundamente muß der Sozialismus bauen, wenn anders er überhaupt nach einer ethischen Begründung verlangt. Und von dieser Seite, d. h. von seiten der ethischen Begründung aus läßt sich der Königsberger Weise in der That als der betrachten, zu dem ihn ein, wohl auch nur in diesem und nicht im engen historischen Sinne gebrauchtes, kühnes Wort Hermann Cohens stempelt: ‚Der wahre und wirkliche Urheber des deutschen Sozialismus.'"

5. Es ist ja immerhin ein bedeutender Fortschritt, daß die heutigen Anhänger Kants mit großer Schärfe die sozialen Gesichtspunkte, die soziale Gerechtigkeit, den gesellschaftlichen Gemeinschaftsgedanken betonen. Allein wir finden darin nichts weniger als eine Errungenschaft der spezifisch-kantianischen Philosopie, da dieselben Ideen und Forderungen, das teleologische, ethische Moment in der christlichen Sittenlehre und Philosophie um vieles klarer, reiner, bestimmter schon lange vor Kant zum Ausdruck gelangt waren. Anderseits wird es den Neukantianern kaum gelingen, sie mögen noch so viele einzelne Aussprüche des Königs-

---

[1] Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung. Leipzig 1896.

[2] Ebd. S. 575. [3] A. a. O. S. 13.

berger Philosophen zusammenstellen, Kants Ethik in der öffentlichen Meinung den Charakter einer Gemeinschafts-Ethik zu verschaffen, ebensowenig, wie der Versuch gelungen ist, Adam Smith von dem Vorwurfe einer individualistischen Auffassung des Wirtschaftslebens rein zu waschen.

Überdies genügt die Gemeinschafts-Ethik der Neukantianer den wesentlichen Lehren des modernen Sozialismus vom Endziele der historischen Bewegung in keiner Weise. Wollen die Neukantianer den sozialistischen Zukunftsstaat, wenn auch in grauer Zukunft, mit dem Eigentum der Gesellschaft an den Produktionsmitteln, oder wollen sie ihn nicht? Das ist die Frage! Nur die Gemeinschaft in der Form und Art des kollektivistischen Zukunftsstaates genügt dem marxistischen Sozialismus. Wer auf die so geartete Gemeinschaft verzichtet, ergänzt den Marxismus nicht mit neuen Gesichtspunkten, sondern er verleugnet und verneint ihn!

6. War es die den marxistischen Sozialisten lieb gewordene Gewohnheit, im Schatten der „klassischen deutschen Philosophie“ zu wohnen, was neuere Sozialisten veranlaßte, nachdem es mit Hegel und Feuerbach nicht mehr ging, nun bei dem Königsberger Philosophen sich häuslich niederzulassen? Zurück zu Kant! hat E. Bernstein zuerst dem Sozialismus zugerufen[1]. Bereits früher war von dem französischen Sozialisten Jean Jaurès eine Dissertation[2]: De primis socialismi Germanici lineamentis apud Lutherum, Kant, Fichte et Hegel, geschrieben und hier der wahre Ursprung des Sozialismus nicht auf den Materialismus der „äußersten Hegelschen Linken“, sondern auf den Idealismus eines Luther, Kant, Fichte und Hegel zurückgeführt worden. Auch ist bekannt, daß Lassalle vorzugsweise an die Fichtesche Philosophie anknüpfte, wie Stern an Spinoza. Bernstein[3] jedoch wählte Kant zu seinem Führer, hierzu veranlaßt, wie er sagt, vor allem durch das Studium Friedrich Albert Langes.

Er bekennt, daß „der Sozialdemokratie ein Kant not thut, der einmal mit der überkommenen Lehrmeinung mit voller Schärfe kritisch-sichtend ins Gericht geht, der aufzeigt, wo ihr scheinbarer Materialismus die höchste und darum leicht irreführende Ideologie ist, daß die Verachtung des Ideals, die Erhebung der materiellen Faktoren zu den omnipotenten Mächten der Entwicklung Selbst-

---

[1] Neue Zeit XVI², 226. [2] Tolosae 1891.

[3] Auch Konrad Schmidt (3. Beilage z. „Vorwärts“ 17. Oktober 1897) befürwortet den Anschluß an Kant auf erkenntnistheoretischem Gebiete. Vgl. Vorländer a. a. O. S. 44 ff.

täuschung ist, die von denen, die sie verkünden, durch die That bei jeder Gelegenheit selbst als solche aufgedeckt ward und wird" [1].

Also fort mit dem flachen naturwissenschaftlichen Materialismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, fort auch mit dem mystisch metaphysischen Gedankenspiel der nachkantischen Idealisten, dagegen Beibehaltung des für alle Wissenschaften fruchtbaren Entwicklungsgedankens, aber im Lichte des kritischen Idealismus!

7. Ausführlicher als Bernstein beschäftigt sich Ludwig Woltmann, Dr. med. et phil., mit dem philosophischen System des Marxismus [2]. Die vielfachen Widersprüche, die sich bei Marx und Engels selbst finden, entschuldigt Woltmann mit dem Umstande, daß der Marxismus eine fünfzigjährige Entwicklungsgeschichte durchgemacht habe. Wir möchten darin eher eine Anklage erblicken, daß trotz dieser fünfzigjährigen Entwicklung die Begründer des historischen Materialismus ihren Schülern kein festes und klares System zu hinterlassen vermocht haben. Hier nun will Woltmann jetzt endlich Wandel schaffen.

„Die widerstreitenden Diskussionen über die materialistische Geschichtstheorie, welche den Mittelpunkt dieses philosophischen Systems bildet, und über deren Auslegung selbst unter den Marxisten eine auffällige Verschiedenheit der Meinungen herrscht, haben mich überzeugt, daß nur eine systematisch-historische Erforschung und Kritik der Marxschen Gesamtphilosophie zu Klarheit und Einheit der Ansichten führen kann." [3]

Alle stimmen darin überein, daß die Marxsche Theorie „von Anfang bis Ende mit der klassischen deutschen Philosophie von Kant bis Feuerbach zusammenhängt und das letzte und reifste Glied in der Entwicklungsreihe ihrer Systeme darstellt" [4]. Woltmann beabsichtigt, gerade diese „Herausentwicklung des dialektischen Materialismus aus der klassischen deutschen Philosophie" zu untersuchen, um zur vollen Orientierung über die große Bedeutung der Marxschen Philosophie und ihre Stellung in der Geschichte der intellektuellen Systeme zu gelangen.

„Daß mein Buch unter dem Zeichen der Rückkehr zu Kant steht," fügt er bei [5], „wird mancher Marxist für einen Rückschritt halten. Wer aber die

---

[1] Bernstein, Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie (Stuttgart 1899) S. 187.

[2] Woltmann, Der historische Materialismus. Darstellung und Kritik der Marxistischen Weltanschauung. Düsseldorf 1900. IX u. 430 S.

[3] Ebd. S. III. [4] Ebd. S. IV. [5] Ebd. S. V.

kritische Stellung Marx' zu Hegel und seine eigene wissenschaftliche Methode genauer kennt, wird einsehen, daß Marx' Auffassung des wissenschaftlichen Denkprozesses durchaus Kants kritischer Philosophie entspricht, und daß Marx' Absage an Hegel und seine Zuwendung zur Naturwissenschaft und Geschichte im Grunde genommen eine Rückkehr zu der unverfälschten Urschrift der klassischen deutschen Philosophie war, ohne daß sich Marx dieses prinzipiellen Zusammenhanges klar bewußt gewesen ist."

Indem also Woltmann in erster Linie die klassische deutsche Philosophie von Kant bis Feuerbach als die Quelle bezeichnet, aus welcher die theoretischen Anschauungen von Marx und Engels entsprungen sind, können in seiner Auffassung alle andern Einflüsse, wie das Studium der klassischen Nationalökonomie, der französischen und englischen Materialisten und Sozialisten, der zeitgeschichtlichen Entwicklung seitens Marx' und Engels, nur mehr als Nebenquellen gelten. Demgemäß übt er denn auch Kritik an jenen Autoren, welche eine abweichende Ansicht über den Ursprung des historischen Materialismus geäußert haben.

Als Entdecker der ökonomischen Geschichtsauffassung wird z. B. von P. Barth Saint-Simon bezeichnet. A. von Wenckstern weist auf J. Le Chevalier hin. Mühlberger meint, Proudhon sei der eigentliche Erfinder des historischen Materialismus. Mit gleichem Rechte, sagt Woltmann, könne man Spuren der ökonomisch-historischen Theorie bei R. Owen finden und bei Ricardo, der in seinen „Untersuchungen über die Grundgesetze der Volkswirtschaft und Besteuerung" fast alle ethischen und humanistischen Reflexionen außer acht lasse und mit den Menschen als bloßen ökonomischen Kategorien rechne. Auch Adam Smith habe zwar noch nicht den Einfluß der technisch-ökonomischen Produktionsstufe auf das soziale und geistige Leben in Betracht gezogen, aber doch wenigstens das ökonomische Bedürfnis und die ökonomische Interessiertheit — mit ausdrücklicher Ablehnung von Humanität und Wohlwollen — zur Basis des gesellschaftlichen Getriebes gemacht. Woltmann weist seinerseits auf Giovanni Battista Vico als einen wirklichen Vorläufer hin, ebenso auf J. G. Herder, und natürlich vor allem Immanuel Kant. „Während bei Herder die Natur, obgleich er von Bildungen und Entwicklungen redet, im Grunde stille steht und er alles in Spinozistischer Weise sub specie aeternitatis, ähnlich wie Hegel unter dem Gesichtspunkte der absoluten Idee, betrachtet, vertritt Kant den Standpunkt einer natürlich-zeitlichen Entwicklung der kosmischen, organischen und geistigen Natur." [1]

Mag immerhin Kant als Begründer der „klassischen deutschen Philosophie" jene „klassische" Begriffsverwirrung mit zu verantworten haben, an welcher die folgenden philosophischen Systeme, den Marxismus ein-

---

[1] Woltmann a. a. O. S. 18.

geschlossen, laborieren. Werfe ich jedoch die spezielle Frage auf, woher Marx und Engels die Elemente ihrer Theorie entlehnt haben, so werden jedenfalls diese Autoren selbst den besten und sichersten Aufschluß erteilen können[1]. Beide haben aber den Königsberger Philosophen keineswegs als ihren unmittelbaren Lehrer anerkannt, wie auch Woltmann zugiebt. Sie haben sich lediglich mit Hegel und Feuerbach begnügt „als dem Abschluß der ganzen Bewegung seit Kant".

Hier scheint uns Masaryk[2] das Richtige getroffen zu haben, wenn er bezüglich der wissenschaftlichen Entwicklung von Marx bemerkt: „Karl Marx vereinigt in sich die neuen Einflüsse beinahe alle. Hegel hat ihn zur Geschichts- und zur politischen Philosophie geführt; diese Geschichtsphilosophie ist durch Feuerbachs Kritik der Religion materialistisch und sozial geworden. Im Jahre 1843 nach Paris gekommen, lernte Marx den französischen Sozialismus und Positivismus kennen. Saint-Simon, Proudhon, Comte werden jetzt auf Jahre seine Lehrer; von Frankreich und Belgien flüchtet der Proskribierte schließlich nach England, um sich hier, seit 1849 bis zu seinem Tode 1883, mit wenigen politischen Unterbrechungen die meiste Zeit mit dem erschöpfenden Studium des englischen Sozialismus, der Nationalökonomie und der englischen sozialen Entwicklung überhaupt zu beschäftigen. Die Rolle des praktischen politischen Führers von früher her wird auf kurze Zeit in der Internationale erneuert. Aus dem deutschen Hegelianer hat das Leben einen fränkisch-englischen Positivisten (Positivismus, Historismus auf materialistischer Grundlage) gebildet, der seine Philosophie in nationalökonomischen Fachstudien niederlegt." In seinem Historismus wird Marx durch den modernen Evolutionismus, namentlich den Darwinismus befestigt. Der „Kampf ums Dasein" und die Idee des Klassenkampfes bringen Darwinismus und Marxismus in Berührung, während die Triebkräfte verschieden sind. Von den Nationalökonomen haben namentlich Smith und Ricardo, von den englischen Sozialisten Owen, Thomson u. a. Einfluß auf Marx ausgeübt. Doch blieb Marx vor allem der deutsche Philosoph, von der deutschen Philosophie beherrscht, wenn er auch auf nationalökonomischem Gebiete philosophiert, was bei den deutschen Philosophen nicht üblich war. „Marx' philosophische Grundlage, ich möchte sagen sein philosophisches Knochengerüste, ist in Hegels Philosophie, Hegel hat Marx' Geist formiert. Das Hegelsche Knochengerüste hat Feuerbach und die Hegelsche Linke mit den Weichteilen ausgestattet." Dazu kommt dann noch der Einfluß der französischen und englischen Philosophen, Nationalökonomen, Sozialisten. „Es kann sich nicht bloß darum handeln, welche einzelnen Gedanken Marx von dem oder jenem hat. Marx dachte und arbeitete mit einer ganzen Reihe von

---

[1] Vgl. hiezu auch Woltmann a. a. O. S. 247. 256.

[2] Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus (Wien 1899) S. 21.

Männern, die mit ihm geistig und durch ihre Richtung mehr oder minder verwandt waren." [1]

Man darf darum auch nicht so absolut verwerfen, was P. Barth sagt [2], daß nämlich Marx zu dem, was er vorfand, keinen neuen Gedanken hinzugefügt, aber es mit einer gewissen Hegelschen spekulativen Energie in ein einheitliches System gebracht habe. Auch das ist ja immerhin keine kleine Geistesarbeit gewesen: aus den gegebenen Elementen ein Ganzes zu schaffen und dabei aus dem Einzelnen und dem Ganzen die vollen praktischen Folgerungen zu ziehen. —

Aber Woltmann ist mit der bisherigen geistigen Abstammungslehre des Sozialismus nicht zufrieden. Er bezeichnet es als ein schreiendes Unrecht, daß die Marxisten und insbesondere Engels Kant nur als ein philosophisches Paradestück, mehr wie einen Schwachkopf, als wie den größten Philosophen der neueren Zeit behandelten. Wenn Engels mit Spott und Verachtung von den „eklektischen Bettelsuppen" redet, die an den deutschen Universitäten heute ausgeteilt werden, so findet das im allgemeinen Woltmanns Beifall. Daß er aber nicht an eine Reform des Marxismus durch die Kantsche Philosophie ernstlich gedacht hat, das ist unverzeihlich. Da heißt es, Engels sei mit der Wiedererweckung der Kantschen Philosophie — dem Neukantianismus — nicht in dem Maße vertraut gewesen, um ein sachliches und gerechtes Urteil über seinen Wert fällen zu können: „Er (Engels) sieht in ihm ein Einschläferungsmittel für das Volk. Wenn er dabei an die moralische Metaphysik Kants denkt, welche über Gott und Unsterblichkeit handelt, so hat er entschieden recht; aber sie hat mit der kritischen Methode nichts gemein und ist von den Neu-Kantianern nie anerkannt worden. Im Gegenteil, man hat die kritische Methode naturwissenschaftlich und systematisch zu vertiefen gesucht und alle theologisch-metaphysischen Spekulationen von vornherein abgelehnt."

Bei dem Bestreben, Kantsche Elemente in die Marxsche Lehre hineinzulegen, ist Woltmann, auch nach dem Urteile der Neukantianer, z. B. Vorländers [3], jedenfalls zu weit gegangen. Wir unsererseits halten die Kantsche Philosophie überhaupt nicht für geeignet, um vermittelst derselben aus dem Marxismus ein brauchbares System zu verfertigen, während Woltmann gerade in ihr die „logischen Mittel" zu finden glaubt, „um eine systematische Kritik des Marxismus herbeizuführen" [4]. Allerdings geben wir zu, daß die Kritik, welche Woltmann von seinem Standpunkte aus

[1] Masaryk a. a. O. S. 38 f. 41.
[2] Die Philosophie der Geschichte als Soziologie (Leipzig 1897) S. 309.
[3] A. a. O. S. 60. [4] Woltmann a. a. O. S. 26.

an dem Marxismus übt, in einzelnen Punkten Beachtung verdient. Allein um in diesen Stücken und mit diesem Erfolge Kritik zu üben, bedarf es der Kantschen Philosophie in keiner Weise. Auch bei Autoren, die dem Kantianismus ablehnend gegenüberstehen, finden sich gleiche Ausstellungen.

Zunächst kann z. B. auch Woltmann nicht umhin, eine gewisse Einseitigkeit und die Neigung zu übertreiben bei den Begründern des Marxismus anzuerkennen [1]. Die dialektisch-materialistische Theorie litt sehr unter dem Einflusse der damaligen Kampf- und Zeitverhältnisse. Unter Philosophie wird dabei lediglich die Hegelsche Philosophie verstanden, und dann noch Feuerbach. Viel mehr als Kant war für Marx und Engels die christliche Philosophie des Mittelalters ganz und gar eine terra incognita. — Ihre historischen und ökonomischen Begriffe ferner entwickelten sie ursprünglich fast nur aus der Beobachtung der Bourgeoisie und des Kapitalismus. Sobald sie aber auch frühere Perioden der sozialen Geschichte in Betracht zogen, mußten sie das ursprüngliche Entwicklungsschema ändern, so gut es ging.

Marx und Engels sind überdies Revolutionäre mit starker Neigung zum Prophetismus. Die Zukunft ist ihnen alles, die Vergangenheit nur Vorgeschichte der künftigen Gesellschaft, die geistigen Werte der Vergangenheit toter und unfruchtbarer Ballast! — Ohne Zweifel war die Zukunftsgesellschaft in Wirklichkeit ein Ideal, welches alle Triebfedern ihres Denkens und Handelns bestimmte:

„Marx' Geschichtsphilosophie hat deshalb in letzter Hinsicht einen teleologischen und idealistischen Charakter," sagt Woltmann [2]. „Freilich, viele dogmatische Marxisten, die klüger als der Meister sein wollen, behaupten das Gegenteil. Man soll sich dadurch aber nicht täuschen lassen. Eine sachliche Darstellung und vorurteilslose Deutung des Marxschen Gedankensystems zwingt uns mit Notwendigkeit das Urteil auf, daß die historische Theorie des Marxismus durchaus von teleologischen Ideen durchsetzt ist und, wie Wenckstern treffend bemerkt, einen ethischen Charakter trägt." Ganz unsere Ansicht! Und doch würde der Theoretiker Marx selbst sich jenen dogmatischen Marxisten angeschlossen haben!

Es ist eben der unversöhnliche Widerspruch: der materialistische Irrtum als Grundlage einer wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungslehre! Die Entwicklung besagt die Entfaltung aus einem Keime nach einem im voraus bestimmten Ziele hin und gemäß dem Gesetze, welches jene Ent-

---

[1] A. a. O. S. 256 ff. [2] Ebd. S. 257.

faltung beherrscht und leitet. Alles dies setzt aber den wesentlich von der Materie verschiedenen Geist und in letzter Instanz einen die Weltgeschichte beherrschenden Geist voraus. Jede Geschichtsauffassung auf dem Untergrunde des atheistischen Materialismus aufgebaut, ist daher von vornherein ein gänzlich verfehltes, weil in sich widerspruchvolles Unternehmen. Die Marxsche Philosophie, die Woltmann selbst „als das vollendetste System des Materialismus" preist, ist eben dieses ihres Charakters wegen einer Umbildung und Ergänzung unfähig. Hier ist reinliche Scheidung einzig und allein am Platze!

Was sodann den ethischen Charakter des marxistischen Systems betrifft, so hat schon Bernstein darauf hingewiesen, in welcher Weise Marx sehr oft, namentlich in seiner Wert- und Ausbeutungstheorie, mit ethischen Begriffen operiert, obwohl derselbe anderseits versichert, nicht wie der kritisch-utopistische oder naturrechtliche Sozialismus, auf die justice éternelle, sondern lediglich auf die Thatsachen der sozialen Entwicklung, auf den vor unsern Augen sich vollziehenden Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft, sich stützen zu wollen. Die höhere, ethisch veranlagte Natur läßt sich eben nicht so leicht verleugnen. Immer wieder bricht sie sich Bahn und beansprucht gerade bei der Beurteilung gesellschaftlicher Zustände ein machtvolles, entscheidendes Wort mitzusprechen.

Wenn Woltmann meint, daß die psychologische und auch die idealistische und ethische Geschichtsbetrachtung eine unumgänglich notwendige Ergänzung der ökonomischen Auffassung sei, um zu einer erschöpfenden Geschichtstheorie zu gelangen, so spricht er damit einen ganz vortrefflichen Gedanken aus, dem wir gerade von unserem Standpunkte und allerdings in unserem Sinne beistimmen. Allein wir bestreiten die Behauptung Woltmanns, daß in den letzten Modifikationen, welche Engels an der grundlegenden Theorie des Marxismus vollzog, den ideologischen Faktoren bereits diejenige Bedeutung zugewiesen wurde, welche ihnen thatsächlich gebührt. Es wurde in jenen Modifikationen die Zahl der treibenden Kräfte, der Bedingungen und Umstände erweitert, die Wechselwirkung derselben schärfer betont, aber keineswegs der materialistische und materialistisch verstandene Satz preisgegeben, daß die letzten, schließlich entscheidenden „Triebkräfte der Triebkräfte" ökonomischer Art seien: Produktion und Austausch, — daß ferner die Geschichte der Menschheit nach Art eines Naturprozesses verlaufe und auch wesentlich denselben Bewegungsgesetzen und derselben Naturnotwendigkeit unterworfen sei.

Woltmann bemerkt sodann[1], daß die Kritik vor allem die logischen Grundbegriffe der materialistischen Dialektik als einer philosophischen Methode, überhaupt die Möglichkeit einer Erklärung des Denkens durch das materielle Sein zu prüfen habe. Bei einer vorurteilsfreien Kritik wird sich dann allerdings sehr bald eben wieder die absolute Unhaltbarkeit der materialistischen Voraussetzungen des Marxismus ergeben müssen. Auch die Aufnahme der naturwissenschaftlichen Seelenkunde, der physiologischen Psychologie oder der Psychophysik in die marxistische Theorie, die Woltmann voraussetzt für den Fall, daß Marx und Engels genauere Kenntnis erlangt von den Arbeiten eines Lotze, Fechner, J. Müller, Helmholz, Wundt u. a., hätte wenig helfen können. Auf materialistischer Grundlage läßt sich nun einmal Bewußtsein und Denkprozeß gerade in seinem innersten Wesen nicht erklären.

Es freut uns, daß Woltmann mit der Unterscheidung zwischen metaphysischer und dialektischer Philosophie und der Erklärung dieses Gegensatzes, wie Engels sie bietet, nicht einverstanden ist. Für die metaphysische Philosophie soll hiernach der Begriff des Seins, für die dialektische Philosophie der Begriff des Werdens das Absolute sein.

„Diese Anschauungsweise ist nicht ganz richtig," sagt Woltmann. „Es giebt auch ein absolutes Sein. Engels weist selbst auf die Erhaltung des Stoffes und der Energie in den verschiedenen Wandlungsprozessen der Natur hin. Ferner sind die allgemeinen Gesetze, nach denen sich die Natur entwickelt und im Werden darstellt, eine absolute Form des Seins. Marx nennt die Geschichte eine fortgesetzte Umwandlung der menschlichen Natur. Also bleibt doch mindestens innerhalb der Geschichte, trotz aller Umwandlungen, die menschliche Natur als solche ein Beharrendes. Über aller Entwicklung und Umwandlung soll man nicht vergessen, daß ein Subjekt verharrt, das sich entwickelt, und Gesetze beharren, nach denen das Subjekt sich wandelt."[2]

Nicht minder ehrt es die Einsicht Woltmanns, wenn er die Tradition keineswegs mit Engels schlechthin als Spuk und Blödsinn verwerfen will.

„Die Tradition", sagt er[3], „hat auch eine gute und notwendige Funktion in der Geschichte. In der Beurteilung der Tradition ging der revolutionäre Instinkt mit der historischen Logik durch."

Es gehört Mut dazu, in einer Zeit, wo die Gelehrsamkeit fast allgemein in geradezu kindischer Weise an der historischen, genetischen Er-

[1] A. a. O. S. 260 ff. [2] Ebd. S. 263. [3] Ebd. S. 267.

klärung sich ergötzt und damit den Gipfel der Weisheit endgültig erstiegen zu haben meint, ein wenn auch noch so bescheidenes Wort zu Gunsten der Tradition zu reden. Gerade der modernen Philosophen Unglück ist es, daß sie in verhängnisvoller Selbstüberhebung allem traditionellen, festen Bestande Feindschaft geschworen haben, auch an der klarsten Wahrheit vorübergehen, um nur nicht als im Banne von „Dogmen" stehend verdächtigt zu werden. So baut jeder sein Systemchen, überzeugt, die Welt mit der ewigen Wahrheit zu beglücken, während er zugleich die ewige Wahrheit leugnet. Auch Marx und Engels waren sicher durchdrungen von dem Gedanken, daß sie der Welt erst das rechte Licht aufgesteckt hätten. Und nun kommen so bald schon ihre Schüler und Jünger, bessern aus, stoßen um und bauen neue Systeme, die auch nicht von langem Bestande sein werden.

In welchem Sinne Woltmann selbst die Gedankenrichtungen des Marxismus weiter auszubauen unternimmt, das sagt er wiederum mit den Worten[1]:

„Die Untersuchung der organischen und technischen Geschichte des Menschengeschlechtes wird die Grundlage für eine natürliche Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Bewußtseins bilden und nachweisen, daß der geistige Lebensprozeß ein ebenso selbständiger Faktor in der geschichtlichen Entwicklung ist wie der ökonomische, und daß sowohl die geistige wie ökonomische Geschichte des Menschengeschlechtes ihren gemeinsamen Ursprung in der allgemeinen biologischen Naturgeschichte haben. Dieser Standpunkt ist der Leitfaden für die ganze folgende Untersuchung. Sie wird den kritischen Idealismus der deutschen klassischen Philosophie wieder in seine Rechte einsetzen und mit den fundamentalen Prinzipien des dialektisch-historischen Materialismus zu versöhnen suchen. Sie wird überzeugend darthun, daß die Rückkehr zu Kant für den Marxismus keineswegs einen Rückschritt bedeutet, sondern daß er im Gegenteile durch ein solches Bündnis an innerem Wahrheitswert nur gewinnen kann."

Wir wollen dem Leser nicht die Qual einer Wanderung durch die öden Steppen einer hier wirklich unfruchtbaren Spekulation bereiten. Liegt es ja für jeden einsichtsvollen Denker sofort auf der Hand, daß eine wahre Selbständigkeit des geistigen Faktors auf der Grundlage wenigstens der heutigen allgemeinen biologischen Naturgeschichte absolut nicht zu erlangen ist. Ebensowenig ist für die Wahrheit und Wissenschaft von einer bloßen Purgierung des historischen Materialismus durch Kant und den kritischen Idealismus zu erhoffen.

[1] A. a. O. S. 269.

Es thut uns leid, daß ein so talentvoller Mann wie Woltmann diesem gänzlich verfehlten und aussichtslosen Unternehmen seine große Begabung und seinen außerordentlichen Forscherfleiß gewidmet hat: ein seinem wesentlichen Inhalte nach unheilbares System heilen zu wollen und zwar heilen zu wollen mit Elementen und Mitteln, die selbst eine Verirrung des menschlichen Geistes bedeuten und die zu den gewaltigsten Irrungen den Anlaß und die Ursache geboten haben.

Nur auf eines möchten wir noch kurz hinweisen. Woltmann nennt es eine „dialektische Selbsttäuschung“ [1], daß auf Grund ökonomischer Veränderungen eine sozialistische Gesellschaft notwendig herauswachsen müsse:

„Die ökonomischen Produktivkräfte sind an sich ebensosehr ein Mittel der Knechtschaft wie der Freiheit; die Entwicklung der wirtschaftlichen Technik führte daher immer nur zu einem ‚Formenwechsel der Knechtschaft‘, zu einer historischen Ablösung, aber nie und nimmer zu einer prinzipiellen Abschaffung der Klassenherrschaft. Denn letztere ist eine Frage der Ethik und nicht der Technik.“

So gilt ihm der „Sozialismus in erster Linie als eine ethische Notwendigkeit“ [2]. Hier berührt sich die Ansicht Woltmanns, wie bei der Betonung der Selbständigkeit des geistigen Faktors für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, mit der unsrigen. Auch wir fordern, wo die Gesetze der menschheitlichen Entwicklung in Frage kommen, ein Gesetz mit reicherer Füllung, als wie der historische Materialismus es bietet, ein Gesetz, das in der That dem ganzen Begriffe der Geschichte gerecht wird. Ebenso ist in unserer Auffassung die soziale Frage vor allem, wenn auch nicht allein, eine Frage der Ethik, des Rechts, die soziale Reform in erster Linie eine ethische Notwendigkeit. Schließlich billigen wir, mit für unsern Standpunkt selbstverständlichen Beschränkungen und Ergänzungen, auch den Weg, den Woltmann der sozialen Reform vorzeichnet:

„Die ‚umwälzende Praxis‘ kann infolge der ökonomischen Lage der gesellschaftlichen Verhältnisse nur darin bestehen, daß die Arbeiterklasse durch Gewerkschaften und Genossenschaften in den Produktions- und Konsumtionsprozeß der Waren als machtbegabter solidarischer Faktor direkt eingreift und ihre geistige und politische Emanzipation durch die revolutionäre Selbsthilfe wirtschaftlicher Organisationen herbeiführt.“ [3]

---

[1] A. a. O. S. 428. [2] Ebd. S. 427.

[3] Vgl. hiezu auch Woltmanns Erklärung zur Umfrage nach den Ergebnissen des Hannoverschen Parteitages in „Sozialistische Monatshefte“. V. Jahrg. 1899, Heft XII, S. 599.

Hat auch Woltmann als „Bernsteinianer“ den marxistischen Dogmen gegenüber wenigstens eine gewisse Selbständigkeit des Urteils bewahrt und bekundet, so ist er freilich anderseits doch noch zu sehr in der sozialistischen „Endziels“-Idee befangen, als daß er das schließliche Heil außerhalb einer sozialistischen Gesellschaftsform zu suchen vermöchte. Wir hoffen jedoch, daß dieser so geistvolle Mann sich allmählich aus dem Banne aller ihn noch beherrschenden Idole befreien werde.

8. Wenn Woltmann im zweiten Teile seines Werkes „zum erstenmal“ eine systematische Inventur, d. h. eine zusammenfassende und übersichtliche Darlegung des philosophischen Inhaltes des Marxismus vornehmen wollte, so soll die „Geschichte des Sozialismus und Kommunismus von Plato bis zur Gegenwart“ von Prof. Dr. Georg Adler[1] ein „Versuch“ sein, die Geschichte des Sozialismus „zum erstenmal nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten“ zu schreiben.

„Die Einteilung des Stoffes ergab sich“, bemerkt Adler im Vorwort[2], „ganz ungezwungen aus den beiden Entwicklungsphasen, welche die sozialistische Idee durchlaufen hat. In der ersten tritt der Sozialismus wesentlich bloß als Bewegung im Reiche des Geistes auf, als Konsequenz philosophischer und religiöser Spekulationen, und wird darum nur ganz ausnahmsweise das Ideal weiterer Kreise, — in der zweiten Epoche dagegen ergreift die sozialistische Idee die Massen und wird zum Selbstzweck, wo sie dann als soziale Philosophie der modernen Arbeiterklasse zur Vertretung ihrer Ansprüche auf wirtschaftliche und politische Macht dient: hier wird das sozialistische Gesellschaftsideal zum Kitt der Massen — als Illusion, hinter der als Thatsache die heutige Arbeiterfrage steht, die aber nicht bloß als ein ökonomisches, sondern im weitesten Sinne auch als Macht- und Herrschafts-, ja als Kulturproblem überhaupt aufgefaßt werden muß.“

Der vorliegende erste Band führt uns nur bis an die Schwelle der Zeit, wo der Sieg der kapitalistischen Produktionsweise errungen wird, also in der Technik bis zur Einführung des Fabriksystems, in der politischen Ökonomie bis zur Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft im Anschlusse an die französische Revolution.

Der Name des Verfassers bürgt im allgemeinen für die Gediegenheit seiner Forschung. Doch macht sich in einzelnen Punkten eine gewisse Ein-

---

[1] Als Bestandteil des Hand- und Lehrbuchs der Staatswissenschaften, begründet von Kuno Frankenstein, fortgesetzt von Max von Heckel. I. Abtl. Volkswirtschaftslehre, III. Bd. — Erster Teil: Bis zur französischen Revolution. Leipzig 1899. x u. 289 S.

[2] S. VII.

seitigkeit in der Beurteilung von Anschauungen, Lehren und Einrichtungen geltend, die weniger angenehm berührt. Ganz richtig beruft sich z. B. Adler mit H. Holtzmann darauf, daß der hl. Paulus nichts von dem Kommunismus als einer Begleiterscheinung des ursprünglichen christlichen Lebens gelehrt hat.

„Allenthalben stellte Paulus", sagte Holtzmann, „wohl die Forderung der gegenseitigen Unterstützung als eines Ausflusses der Bruderliebe, nirgends diejenige der Verteilung des Besitzes, des gemeinschaftlichen Eigentums; durchaus entspricht der Allgemeinheit der Verbindlichkeit die Freiheit der individuellen Leistung; etwas muß jeder Genosse der christlichen Gemeinde opfern können, das Wieviel bleibt seiner Erwägung überlassen. ... Durchweg setzen die Paulusbriefe Thatsache und Berechtigung des Privateigentums voraus, wie in Thessalonich, so in Korinth, wie in Rom, so in Ephesus."

Dem gegenüber wird nun aber das Evangelium Lucä und die Apostelgeschichte als Ausdruck einer extremen, auf die Spitze getriebenen Ascese hingestellt, geradezu „die Gütergemeinschaft das soziale Ideal des dritten Evangelisten" genannt[1]. Hätte Adler neben den protestantischen ebenfalls katholische Autoren zu Rate gezogen, die katholischen Exegeten und unter andern insbesondere auch die Schrift Alfred Wintersteins: Die christliche Lehre vom Erdengut nach den Evangelien und apostolischen Schriften[2], so würde er sein Urteil ohne Zweifel wesentlich modifiziert haben. Die Gütergemeinschaft im Sinne einer wirtschaftlichen Institution hat bei den ersten Christen weder thatsächlich bestanden, noch ist sie in der urchristlichen Lehre als ein wirklich zu erstrebendes Ideal hingestellt worden.

Recht interessant sind Adlers Darlegungen über Thomas Mores kommunistisches Staatsideal. Der Versuch der Sozialisten und Kommunisten, den edlen englischen Kanzler ohne weiteres für sich in Anspruch zu nehmen, wird auch hier abgelehnt.

Ohne Zweifel paßt die scharfe Kritik, welche More an der Gesellschaft seiner Tage ausübt, zum Teile auf die spätere Zeit der kapitalistischen Epoche (mutatis mutandis). Er vergleicht die große Menge der englischen Edelleute mit müßigen Drohnen, die von der Arbeit anderer leben. Er wirft ihnen vor, daß sie ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl den fruchtbaren Ackerboden in Viehweiden umwandelten, um aus der Schafzucht größeren Vorteil zu ziehen, Vorenthaltung des gerechten Lohnes, Mißbrauch des Geldes u. s. w.

---

[1] Holtzmann a. a. O. 73. [2] Mainz 1898.

Aber man muß bei Thomas More wohl unterscheiden zwischen der scharfen direkten und indirekten Kritik der zu seiner Zeit bestehenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse einerseits und anderseits der Organisation seines Idealstaates auf der Insel Utopien. Wie man die heutige, selbstsüchtige Menschheit mit Recht auf die außerordentliche Liebesthätigkeit der ersten Christen hinweisen kann, ohne damit die praktische und allgemeine Durchführbarkeit derselben Form und Art jener Liebesthätigkeit behaupten zu wollen, so hat More in seiner Utopia in romanhaftem Gewande eine ideelle Gesellschaft gezeichnet, lediglich um darzuthun, daß der Menschen Glück nicht in der Kunst bestehe, die Habsucht und Trägheit zu befriedigen, sondern in der Unterordnung derselben unter die Gesetze der Vernunft, der Gerechtigkeit und Liebe.

„Mit Recht“, sagt G. Adler[1], „konnte Erasmus von Rotterdam, der persönlich mit More befreundet war, an Ulrich von Hutten schreiben (1519): Die Utopia sei mit der Absicht verfaßt, ‚zu zeigen, woran es liege, daß die Zustände der Staaten nur wenig befrieden könnten‘. Offenbar sollte der Kontrast zwischen dem im Glanze der Gerechtigkeit und des Glückes erstrahlenden Utopien und den korrumpierten und unglücklichen Nationen Europas dazu dienen, die Mächtigen dieser Welt und ihre gelehrten Ratgeber an ihre höchsten sozialen Pflichten gegen die leidenden Völker und an die Wichtigkeit der Pflege friedlicher Beziehungen zu erinnern.“ —

Eine abschließende Beurteilung der Adlerschen „Geschichte des Sozialismus und Kommunismus“ müssen wir uns für später vorbehalten, wann das Buch in seiner Vollständigkeit uns vorliegen wird. So viel läßt sich jetzt schon sagen, daß dieses Werk als eine recht wertvolle Bereicherung der sozial-wissenschaftlichen Litteratur bezeichnet zu werden verdient.

[1] A. a. O. S. 179.

Heinrich Pesch S. J.

Die S. Lorenzo-Kirche in Florenz.

Wie früher bemerkt worden [1], ist Florenz dadurch so lehrreich und anziehend, daß sich dort die Erstlingsblüten der verschiedenen Arten des Kirchenbaustils in ihrer ganzen Eigentümlichkeit wie zur Schau ausgestellt finden.

Das gilt namentlich von der Renaissance. Florenz ist wie keine andere Stadt das Athenerland der Renaissance, es war ihre Wiege, ihr Mittel- und Ausgangspunkt in alle Welt. Dort sprach Brunellesco mit der verwegenen Leistung der Domkuppel das erlösende Wort für die Baukunst der Renaissance, nachdem Litteratur, Philosophie und Poesie schon längst sich in deren Dienst gestellt hatten.

Noch vor der Vollendung der Domkuppel entsprangen in Florenz unter Brunellescos neuerndem Geist noch andere Werke der Renaissancebaukunst. Unter andern auch S. Lorenzo.

Eine kurze Besprechung dieses Bauwerkes wird uns zuerst Anlaß geben, etwas über die Renaissance überhaupt zu sagen, an zweiter Stelle werden uns dann das Hauptbauwerk und an dritter dessen Nebenbauten beschäftigen.

I.

Die Renaissance im weiteren Sinne des Wortes ist das Wiederaufleben, die Wiedergeburt des altklassischen griechisch-römischen Geistes in Wissenschaft und Kunst, hier beziehungsweise namentlich der Baukunst. Es ist aber dieses Wiederaufnehmen der Antike in die Baukunst nicht eine reine Wiederholung und Nachahmung derselben, sondern eine ganz freie und eigentümliche. Die Renaissance verarbeitete die alten Gedanken und Grundsätze nach ihrer Weise entsprechend dem Geist der neuen Zeit. Diesen Geist aber brachte sie fertig mit und suchte in dem Alten bloß die Ausdrucksweise. Sie spricht ihre Baugedanken in altklassischer Form aus [2].

Grund und Urquell der Renaissance wie jeder andern Kunstrichtung ist nichts anderes als die Kultur. Die Kultur geht der Kunst immer voraus. Die Kultur ist nämlich nichts anderes als das Ergebnis, ein gewisser Geist des Denkens, Schaffens und Fühlens, der sich aus dem Zusammenwirken von Religion und Sitte, von Staat und Kirche, von Volkswirtschaft und gesellschaftlicher Ordnung, von Wissen und Können einer Zeit ergiebt und deren Leben, Ziele und Strebungen erfaßt, bestimmt und lenkt. Alle Lebensäußerungen einer Zeit sind nur Ausdruck und Spiegelbild dieses Geistes, so auch die Kunst, welche ja nur die verschönerte Darstellung des inneren und äußeren Lebens einer Zeit und eines Volkes ist. Selbst die großen Meister in der Kunst und die tonangebenden Kunstschulen sind nur Kinder dieses Geistes und dieser Kultur [3].

---

[1] Band LIII dieser Zeitschrift S. 355.

[2] Burckhardt, Cicerone II, 78.

[3] Vgl. Schrörs, Kultur und Kunst (Zeitschrift für kirchl. Kunst 1896).

Die Kultur des 15. Jahrhunderts nun war in einem besondern Sinne altklassisch, namentlich römisch. Es hat überhaupt kein größeres Kulturvolk gegeben als die Römer. Sie haben mehr oder weniger ganz Europa, besonders Italien, ein unauslöschliches Gepräge aufgedrückt. Die wilden Fluten der Völkerwanderung und der Barbarei konnten das Leben dieser Kultur wohl zeitweilig verwüsten und überschütten; der germanische Geist des Mittelalters vermochte es wohl in mancher Weise zurückzudrängen und umzuformen; es gänzlich auszurotten gelang, dank der Kirche und den Bemühungen der Klöster und Gelehrtenschulen, nie. Die altklassische Bildung aber zur Weltmacht zu erheben, war das Werk des 15. Jahrhunderts vermittelst der Renaissance.

Die Renaissance nun schlug in ihrem Verlauf einen doppelten Weg ein. Es giebt eine schlechte und eine gute Renaissance. Für beide Erscheinungen mögen hier die Entstehungsgründe einigermaßen angedeutet werden [1].

Die grundchristlichen Anschauungen des Mittelalters hatten durch die vielen bedauerlichen Fehden zwischen Staat und Kirche schon selbst beim Ausgang desselben, dann aber besonders durch das abendländische Schisma und die Meinungskämpfe des 14. Jahrhunderts eine gewaltige Schädigung erlitten. Die Stellung des Papsttums und der Glaube selbst war vielfach erschüttert, und Gleichgültigkeit in Religionsfragen und Leichtfertigkeit des Lebens hatten breite Bahnen geöffnet. Die Scholastik, die berufene Vorkämpferin des Glaubens, war bei der Neige des Mittelalters einem bedauerlichen Niedergang und die lateinische Gelehrten- und Kirchensprache vielfach einer barbarischen Verwilderung verfallen. Gerade um diese Zeit nun brachte die Einwanderung der Griechen, die durch die Mohammedaner aus dem Morgenlande vertrieben waren, ungeahnte Schätze der alten, namentlich der griechischen Litteratur nach dem Abendlande und weckte daselbst allenthalben eine außerordentliche Begeisterung für das Studium des altklassischen Altertums. Unter diesen Umständen ist es nun nicht befremdlich, wenn bei dem glühenden Forschungs- und Wissensdrang auf dem Gebiete der Weltkenntnis und bei dem Studium der altklassischen Litteratur nach und nach ganz andere Absichten und Gelüste erwachten, als von dem Altertum bloß den sprachlichen Ausdruck der alten, überkommenen Wahrheiten zu suchen. Die Antike sollte nunmehr im Gegensatz zum Mittelalter nicht bloß Form, sondern auch Stoff und Inhalt des Denkens und Lebens geben. Es war gemach ein Geist erwacht, der, nicht bloß der Kirche, sondern dem Christentum selbst feindlich abgewandt, den Menschen mit seinen Lüsten frei gab und gleichsam auf sich selbst stellte. Der „moderne Mensch", der Naturmensch, oder das „Individuum", wie die moderne Sprachweise ihn verblümt nennt [2], war geboren und suchte und fand in der heidnischen Kultur, in ihrer Philosophie, in ihrem Staatsrecht und in ihrer Kunst das vollendete Musterbild des privaten und öffentlichen Lebens, die Quelle der Bildung und das Ziel und Ideal des gesamten Daseins [3]. Die Renaissance im 15. Jahrhundert ist

[1] Vgl. Pastor, Geschichte der Päpste I, 1 f. 12. 35.

[2] Ebd. III, 75. Burckhardt, Kultur der Renaissance in Italien S. 131 f.

[3] Ebd. S. 132.

bereits vielfach der volle Bruch mit der Überlieferung des Mittelalters, die schrankenlose Hingabe an die Antike, das ernstliche Bestreben, die Welt dem Klassizismus zu unterwerfen und in mancher Beziehung ein wahres Neuheidentum [1]. Es war diese Renaissance der verfehlte und verhängnisvolle Schluß aus dem Überdruß an den Lebensgewohnheiten und an den wirklichen oder vermeinten Mißständen des Mittelalters und die unselige That der Geisteskämpfe des 14. Jahrhunderts.

Das ist die minder gute und verirrte Renaissance und ihr geschichtlicher Entstehungsgrund. Es gab aber auch eine gerechtfertigte und gute Renaissance. Bei treuem Festhalten des Glaubens und der christlichen Sittengrundsätze suchte sie in dem Klassizismus bloß die äußere Ausdrucksform der Gedanken, der religiösen Anschauungen und ihres äußeren Lebens. Es hatte sich nämlich mit dem anbrechenden 15. Jahrhundert ein allgemeiner und unwiderstehlicher Drang der Menschheit bemächtigt, aus dem Geleise der alten Lebensformen herauszutreten, neue Bahnen zu befahren und etwas Neues zu schaffen. So bezeichnete eigentlich das Wort „Renaissance" (rinascimento) anfänglich bloß die Baubewegung in dem 12. Jahrhundert und den Aufschwung der Kunst im Gegensatz zu dem Mittelalter [2]. Diese Neuheit fand sich in der altklassischen Kultur, Kunst und Litteratur. Die gutgesinnten Geister und selbst die Kirche konnten um so weniger Bedenken haben, sich dieser neuen Richtung hinzugeben, als die alte Litteratur und Kunst mit der Fülle ihrer vielfachen, klaren und stets wahren Formeln des natürlichen Denkens und Fühlens, mit ihrer lebendigen Naturwahrheit und der vollendeten Wiedergabe der vollkommenen Natur, mit dem maßvollen, edeln und harmonischen Ausdruck der Schönheit, die stete und unverrückbare Grundlage der rein menschlichen Bildung bietet. Immer hat deshalb die Kirche die klassische Bildung hochgehalten, sie geschützt und mit mütterlicher Sorge gepflegt. War aber bisher die Benutzung des altklassischen Altertums bloß eine gelehrte und abstrakte, so war es dem 15. Jahrhundert vorbehalten, selbst dem praktischen kirchlichen Leben vielfach den Charakter der alten Bildung aufzudrücken, weshalb mit Recht die Rede ist von Renaissance in der kirchlichen Kunst, in der kirchlichen Amtssprache und selbst von Renaissancepäpsten. Das Übel lag nicht in der Sache, sondern im Mißbrauch derselben. Nur wenn sich der Mißbrauch auch in der Kirche einstellte, so wurde ihm gesteuert durch die Bemühungen der Päpste selbst in der Reform der Kirche [3]. Es war nun ganz besonders Italien, das die Renaissancebewegung flüssig machte und ihr zur weltgeschichtlichen Bedeutung und Macht verhalf. Dort lagen die Verhältnisse zu diesem Vorgang besonders günstig. In Italien hatte sich nach dem Falle der Hohenstaufen, der Urheber der modernen Staatswissenschaft, die nur die Wiederaufnahme des altrömischen Kaisergedankens ist, ein mächtiges Städteleben entwickelt und mit demselben eine gewisse Gleichheit

---

[1] Reumont, Geschichte der Stadt Rom III, 288.

[2] Burckhardt a. a. O. S. 33. Vasari braucht zum erstenmal in diesem Sinne das Wort rinascimento.

[3] Pastor a. a. O. II, 288 f. Vgl. I, 34. 49.

der Stände, man möchte sagen eine „allgemeine Gesellschaft“ [1] aus Bürgern und Adelstand gebildet, die ihren gemeinsamen Boden in der Kenntnis und Pflege der alten, namentlich der römischen Litteratur besaß. Bei dem stets wachsenden und durch die Buchdruckerkunst mächtig geförderten Bekanntwerden mit den alten Klassikern, bei dem leichten Verständnis und dem vielfältigen Gebrauch der lateinischen Sprache in der Kirche, in der Gelehrtenwelt und selbst im Geschäftsverkehr, endlich bei den Bemühungen der überall thätigen Humanisten [2] nahm in Italien nach und nach eine große und allgemeine Parteinahme für das klassische Studium und den Geist der Alten überhand. Auf diese Weise bemächtigte sich aufs neue der Geister das alte Rom, das nicht bloß Mutter aller italienischen Städte, sondern als geschichtliche Macht die große Erinnerung und der Stolz der italienischen Nation ist. Eine fernere Annäherung an Rom knüpfte der Umstand an, daß seit dem Mittelalter die mächtigsten Staaten von Mittel- und Oberitalien die republikanische Staatsform angenommen und an Freiheitsliebe, Gemeinsinn und Ruhmesbegierde dem Vorbilde der Mutterrepublik mit Anspannung aller Kräfte nachzueifern suchten. Lebhaft genug auch sprachen die Überreste der alten Kunst, deren Muster nirgends in so großer Zahl und staunenswerter Mannigfaltigkeit, in größerer Massenhaftigkeit gleichsam zur Schau ausgestellt sind wie in Rom, zu den Gemütern der Tausende, die jedes Jahr zur ewigen Stadt pilgerten. Was Wunder, wenn in Italien nach Niederwerfung der Kaisermacht und bei der Abwesenheit des Papsttums in Avignon und noch später zu wiederholten Malen, wenn auch ohne Erfolg, selbst der Wahn einer Wiederherstellung der alten römischen Republik und des Kaiserreiches aufblitzte [3]? Jedenfalls erstand Rom wieder geistig in der Kunst, Wissenschaft und Litteratur und begann, von Italien ausgehend, in der Renaissance seinen Triumphzug durch die ganze Welt. Zum zweitenmal eroberte so Rom durch den italienischen Volksgeist die abendländische Welt [4].

Diese Kultur des ausgehenden 14. und des angehenden 15. Jahrhunderts war also römisch-klassisch, und sofort folgte ihr auf ihrer Spur als erste Schülerin die Litteratur, ja die Litteratur lange, fast ein Jahrhundert vor der Kunst, und unter den Künsten als die letzte die Baukunst. Der Sieg der Renaissance über die bildenden Künste war längst, beinahe ein halbes Jahrhundert schon entschieden, als die Gotik noch fortbaute. Erst gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts war die gotische Bauweise überwunden und die Renaissance an ihre Stelle getreten [5]. Von nun an übernahm sie die Führerrolle und trat den Siegeslauf durch die Welt an. Er sollte nicht minder glorreich als derjenige der Schwesterkünste werden. Fortan wurde Rom das Wanderziel aller großen Baumeister, um an der Quelle selbst die große Formsprache der alten Baukunst zu studieren.

---

[1] Burckhardt a. a. O. S. 142.

[2] Ein früher Ansatz nationaler Litteratur war von den Humanisten vergewaltigt und erstickt worden. Kultur der Renaissance S. 198. 267.

[3] Pastor a. a. O. I, 73. 223. 420; II, 294.

[4] Burckhardt a. a. O. S. 171. [5] Ebd. S. 33. 35.

Zu den Ursachen, welche nun der Renaissancebauart zur Weltherrschaft verhalfen, ist also vor allem der altklassische Charakter der Kultur zu rechnen, der, wie in allen andern Zweigen der Bildung, so auch auf dem Gebiete der Baukunst nie eigentlich ausgestorben war und weder in Italien noch in Europa je aufgehört hatte, von sich Zeugnis zu geben. Die alte Basilika war ein echt römisches Bauwerk, und sie hatte sich in Rom und Florenz gehalten selbst während der Herrschaft der romanischen Bauart, die selbst wieder nur eine Umformung und Entwicklung der Basilika ist und in mancher Beziehung mit Recht die „Protorenaissance“ [1] genannt werden kann, so viele alte Bauteile behält sie in ihren Werken und verwendet sie mit großer Selbständigkeit. Selbst die Gotik, diese grundsätzliche Gegnerin des neuen Baustils, vermochte die alte Bauweise nie vollständig zu verdrängen. Abgesehen von Orcagna, bauten Niccola Pisano und Arnolfo in beiden Weisen [2]. Wahrhaft ernst wurde es überhaupt mit der Gotik in Italien nie genommen. Stets herrschte die Längenlinie und die Vorliebe für schöne Weiträumigkeit, für Massen und Flächen vor. Das Zierwerk der Gotik ließ man sich gefallen, sonst aber fühlte man sich bei ihr beengt, und ist überhaupt strenge Einheit in der Bauweise nicht das erste Verdienst der italienischen Baumeister. Ja, als die vollendetste Ausbildung des Hochgewölbebaues und als Schule der Mechanik hat die Gotik der Renaissance hervorragende Dienste geleistet und sie in einem gewissen Sinne vorbereitet. Unter den Konstruktionsprobestücken der Gotik entwickelte sich mächtig das Gefühl der Italiener für Räume, Linien und Verhältnisse, und gerade der innere Widerspruch zwischen dem Grundsatze und der Einzelgestaltung verhalf der neuen Bauform zum Durchbruch. Die Italiener hatten kein gutes Gewissen bei der Gotik, und deshalb ließen sie sie fallen, ja die Abwendung von ihr ging später in Haß und Verachtung über [3].

Neben diesem Entstehungs- und Ausbreitungsgrund der Renaissancebauweise gab es einen zweiten, der aus dem ersten hervorging, nämlich die anregende Macht einzelner Mittel- und Ausgangspunkte und der Einfluß und die Wirksamkeit einzelner Förderer der Kunst. Dahin ist namentlich zu rechnen eine äußerst lebhafte und geweckte Baulust, eine monumentale Baugesinnung und der mächtige Ruhmsinn großer Gemeinwesen und einzelner Herrscherfamilien, wie die der Medici, Este, Gonzaga und namentlich der Päpste Nikolaus V., Pius II., Julius II. und Leo X., welche alle Ehre darein setzten, sich durch großartige öffentliche Bauten zu verewigen und alles Dagewesene an Größe und Kunstherrlichkeit zu überbieten. „Bücher und Bauten“, sagt man, „sind die Leidenschaft der Renaissance.“ [4] Meinte doch einer der größten Bauherren, der alte Cosimo Medici, 50 Jahre nach seinem Tode werde vom Besitze und von der Herrlichkeit des Hauses Medici nur noch übrig sein, was er gebaut habe [5]. Namentlich sind unter den großen Kunststätten Rom und Florenz zu nennen, jenes als Fundort der alten Muster

[1] Burckhardt a. a. O. S. 22. [2] Ebd. S. 22. 23. 25.
[3] Ebd. S. 29. 30.
[4] Springer, Renaissance in Italien S. 15.
[5] Burckhardt a. a. O. S. 6.

und Vorlagen, wo alle großen Meister Bautechnik und struktiven Organismus der Vorzeit studierten und wo sie an den Päpsten die begeistertsten Liebhaber und mächtigsten Förderer fanden; dieses als Heimat der größten Meister und als einflußreichste Kulturstätte der Renaissance, ja in mancher Beziehung wichtiger als Rom selbst schon wegen der Stetigkeit und des natürlichen Kunstsinnes der Bevölkerung. Ging die Renaissance von Italien aus, dann war Florenz deren Wiege für Italien, und wenn dieselbe nicht sofort in ihrem jugendlichen Willmut verwilderte, so ist es ebenfalls dem Kunstsinn der Florentiner zu danken.

Allein Liebhaberei, Bewunderung und großmütige Förderung der Kunst reichen noch nicht aus, ein Kunstjahrhundert heraufzubeschwören; es müssen auch hochbegabte Künstler zur Stelle sein, die des heiligen Dienstes der Kunst warten. Es ist nun wieder ein ganz einziger Vorzug des 15. Jahrhunderts, erstens diese Fülle von Künstlern ersten Ranges, wie ein Alberti, Brunellesco, Donatello, Ghiberti, Robbia, Rosellino, Majano, Michelozzo, da Sangallo, da Sansovino, da Vinci, Raffael und Michelangelo, und zweitens die staunenswerte Vielseitigkeit dieser Künstler zugleich in verschiedenen Kunstzweigen. Manche dieser Männer sind Meister in der Goldschmiedekunst, in der Bildhauerei, in Malerei und in der Baukunst. Und was sonderbar ist, keiner von ihnen beginnt mit der Baukunst, ja bei manchen ist sie die letzte. Es war wirklich das 15. Jahrhundert das Jahrhundert der „Vielseitigen und Allseitigen" [1]. Diese Allseitigkeit aber kommt der Baukunst überhaupt und namentlich der Renaissancebaukunst, welche infolge ihrer Eigenart den Schwesterkünsten so ausgedehnte Rechte einräumt, außerordentlich zu nutze. Die Vielseitigkeit nämlich setzt den Baumeister in stand, das Bauganze und dessen Einzelteile, namentlich den Zierteil zu übersehen, zu empfinden und dem Ganzen eine einheitliche, harmonische, vollendete Gestaltung zu geben. Freilich liegt in dieser Übermacht des Talentes auch die Gefahr, daß die gute Tradition von der Persönlichkeit vergewaltigt wird, wie das leider bei Michelangelo der Fall war. Die Kunstgeschichte wurde fortan ziemlich Künstlergeschichte [2].

Im allgemeinen nun stellt sich die Renaissancebaukunst in folgenden Charakterzügen dar. Das Streben geht von vornherein dahin, nach Kräften die Gesetze der römischen Konstruktion für das einzelne nachzuahmen, für das Ganze aber, für Anlage, Hauptform und Verhältnisse gemäß Zweck und Schönheitssinn sich Freiheit vorzubehalten. Die Renaissance hat nie einen antiken Tempel, oder ein antikes Gebäude, wie denn dies schon durch die besondern Zeitbedürfnisse ausgeschlossen war, vollständig nachgeahmt und wiedergegeben. Bei diesem Streben, nach der Antike zu arbeiten, legt sie es naturgemäß und folgerichtig nicht wie die Gotik auf Rhythmus der Bewegung und auf inneren Organismus ab, sondern auf Reichtum und Gleichgewicht der Verhältnisse, nicht auf kühnes Aufsteigen und Entlastung der Massen, sondern auf die Majestät der Breite und Ruhe, auf Schönheit der Räume und Gleichgewicht der Flächen zu einander. Es liegt in der Renaissancebaukunst weniger Betonung und Ausdruck der Triebkräfte und

[1] Burckhardt a. a. O. S. 137. [2] Springer a. a. O. S. 35.

strenger, innerer Organismus, als vielmehr ein Scheinorganismus, der sich befriedigt fühlt in einer gefälligen, malerischen Erscheinung und in einer harmonischen Gesamtwirkung des Bauganzen für das Auge. Die Baumeister nennen diese Wirkung eine Art „Musik“, deren Geheimnis in einem gewissen Zusammenklang zwischen den einzelnen Teilen und Gliedern besteht und nach dem Vorgang des spätrömischen Baustils hervorgebracht wird durch anmutige Abwechslung und Ausgleichung der Gegensätze zu einer wohlthuenden und abgerundeten Gleichmäßigkeit, so daß nichts dazu gethan und nichts davon genommen werden kann, ohne die Gesamtwirkung zu zerstören [1].

In der Entwicklung und im Fortschreiten dieser Bauweise sind drei Hauptabschnitte zu unterscheiden. Der erste Zeitraum, die Frührenaissance genannt, von 1420 bis 1500 ist die Zeit des Suchens, des Anpassens und der Probestücke, die alten Baugedanken mit den neuen in Einklang zu bringen. Eifrig geht die Erstrenaissance der Linienführung der Antike nach. Ihre Erscheinungsweise ist Einfachheit, Klarheit, ernste Würde und Maß in dem Zierwerk. Noch unter dem Einfluß mittelalterlicher Gedanken stehend, hängt ihr einige Befangenheit und Mangel an Organismus an. Die Liebe zu den Zierteilen, manchmal ohne Unterschied der guten und minder guten Zeiten der römischen Bauweise, beginnt schon früh bedenklich den feinen Geschmack zu überwuchern. Besonders kennzeichnen diese Zeit die Pilaster als Rahmen mit vortretenden Rändern und vertieften, durch Rautenwerk verzierten Feldern. Vorzügliche Heimstätte der Frührenaissance ist Florenz. Ihr gehören die großen Namen Alberti, Brunellesco, Michelozzo, die beiden Sangallo an, und eine ihrer schönsten Zierden sind die mustergültigen, herrlichen Grabdenkmäler von Rosselli, Settignano, Majano, Mino und Verrocchio. —

Dem zweiten Abschnitt gehört die Hochrenaissance, von 1500 bis 1540, das goldene Zeitalter der neuen Baukunst. Die Hochrenaissance vereinfacht einerseits die Zierteile, anderseits verstärkt sie die Wirkung derselben durch plastisches Hervortretenlassen der Hauptteile, durch Verzierung der Felder mit Farben oder Stuck, durch Schattenschlag, Nischen, kräftige Einfassung der Türme und Fenster, durch Doppelhalbsäulen statt der Pilaster und durch kräftigen Quaderbau an den Ecken. Der Wert der Hochrenaissance besteht im Fortschritt zum Organischen, im Geschlossenen und Abgerundeten; die Bauteile sagen und leisten, was sie sollen; auch bei den höchsten Leistungen herrscht Harmonie zwischen Hauptsache und Beiwerk und in der Verteilung und Anordnung der baulichen Massen; vielfache Größe und Weiträumigkeit in allem. Hauptsitz der Hochrenaissance ist Rom und ihre Berühmtheiten sind Bramante, Raffael, Michelangelo, Vignola und Palladio. —

Mit 1540 beginnt schon der Verfall durch den Barockstil, dessen Ausläufer der Rokoko und der Zopf sind. Sie bilden zusammen den Spätrenaissancestil. Es ist diese Stilart der verwilderte und verlorene Sohn der guten Renaissance,

[1] Springer a. a. O. S. 35. — Burckhardt a. a. O. S. 41. 42. 44. 46. 82.

welcher, von der gefährlichen Nachgiebigkeit gegen den gefälligen Sinneneindruck verleitet, dem Banne des Sinnenreizes auch verfällt und denselben zur Hauptsache machte. Mit Willkür wirft die Spätrenaissance mit den alten Formen um sich. In ihrer Unruhe, Leidenschaft, Derbheit, Verwegenheit und Zierwut hebt sie die Ruhe der Bauglieder auf, bricht in allen möglichen Arten die Baulinien, läßt dieselben sich winden, bäumen und schwingen und ergeht sich in maßlosen perspektivischen Täuschungen und Unnatürlichkeiten. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Spätrenaissance jeden Restes ästhetischen Wertes bar gegangen. Man kann nicht leugnen, daß bei manchem ihrer Werke eine gewisse Befriedigung und ein Wohlgefallen in dem Geiste des Beschauers sich regt. Das kann aber nur herrühren von einem Funken baulicher Schönheit, der im Kunstgebilde lebt und sich, wenn man näher darauf achtet, im Gebiet der Verhältnisse, dem unveräußerlichen Erbstück der Renaissance in der Verteilung der Flächen und in der scharfen Betonung bestimmter Stellen durch geschickte Schattenwirkung offenbart[1]. Die Spätrenaissance wird wegen ihrer reichen, gefälligen und nachgiebigen Formen wohl bei allen Zeiten, deren lobenswerte Eigenschaft nicht der Ernst ist, Gnade finden.

Um nun auf einige Einzelheiten einzugehen, so hat die Renaissance keinen bestimmten und ausschließlichen Kirchenstil. Sie gefällt sich sowohl in Rund- als in Langbauten. Die Langkirchen sind entweder einschiffig, flach gedeckt, mit Kapellen wie bei den Klosterkirchen, und dies entsprach besonders dem Empfinden der Renaissance, die freie Breite des Mittelschiffes liebt; oder sie sind dreischiffig, gewölbt und mit Kuppeln gekrönt. Die Frührenaissance, noch unter dem Eindruck der romanischen Bauart, zog die flachgedeckte Säulenbasilika vor. Später tritt diese zurück vor dem Rundbau oder dem gewölbten Langbau mit Kuppel. Im Gegensatz zur Gotik pflegte die Renaissance mit Vorliebe den Zentralbau, als Rund oder Vieleck, mit oder ohne Kapellenkranz, mit hoher, alles beherrschender Kuppel, später selbst mit lichtspendendem Cylinder. Dieser Kuppelbau gilt der Renaissance als das Letzte und Vollkommenste im Raum möglicher Baugebilde. Alle Ideale fand sie hier verwirklicht: vollendete Einheit und Symmetrie, schöne Gliederung und Steigerung des Raumes, harmonische Ausbildung des Innern und Äußern ohne müßige Fassade[2]. Selbst den späteren Langbauten weiß sie nach der Mitte des 16. Jahrhunderts durch den Chor und Kuppelbau den Gedanken eines Rundbaues einzuhauchen.

Was das Innere, vor allem die Stützen des Lang- und Oberhauses betrifft, brachte die Frührenaissance die alte Säule mit ihrem ganzen Zubehör, mit Sockel, Knauf, Gebälk und Bogen wieder zur vollen Ehrung. Nur gegen die Kanelierung der Säule bewies sie Abneigung. Dagegen legte sie für gewöhnlich ein Gebälkstück zwischen Kapitäl und Bogen und unterbricht seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Bogenreihe manchmal durch gerades Gebälk. Wie die Römer liebt die Erstrenaissance mit Vorzug die korinthische Säulenordnung, aber

---

[1] Burckhardt, Cicerone II, 81. 255.

[2] Burckhardt, Renaissance in Italien S. 89. 90.

selten nach der alten feierlichen Ordnung, sondern nach selbsterfundenen Mustern. Mit der Hochrenaissance hingegen wird die dorische Ordnung nach römisch-toskanischem Zuschnitt vorherrschend. Ebenso übernimmt mit dem Anbruch der Hochrenaissance statt der Säule der Pfeiler mit Halbsäulen die Aufgabe der Stützung. Eine häßliche Gewohnheit der Spätzeit ist, Säulen zwischen hervortretenden Wänden einzuschachteln. Bezüglich der Deckung haßt die Renaissance im Gegensatz zur Gotik das Kreuzgewölbe und legt über die Stützen und wagerechten Linien mit Vorliebe das Tonnengewölbe mit Kappen und Einschnitten an beiden Seiten. Am schönsten macht sich das Tonnengewölbe als Durchgang zwischen zwei lichten Räumen [1]. Die Hochrenaissance erfand auch eine Scheinform von Gewölbe durch Stuck und Malerei auf Rundfeldern und einschneidenden Kappen, wodurch auch das Gewölbe ganz in den Bereich des Schönen gezogen wurde.

Zur Belebung der inneren Wandflächen dienten der Renaissance fortlaufende Nischen und Fenster, welch letztere anfangs Rundbögen zeigten mit Säulen oder Pilastereinfassung und oben einen Giebel mit stumpfem Winkel oder Kreisausschnitt. Die Nischen waren erst flach mit Kragsteinen, auf denen die Statuen standen, später erscheinen sie halbrund zur Aufnahme von Standbildern. Zur Scheinerweiterung des Raumes erfand die Spätrenaissance allerhand perspektivisch einwärts vertiefte Wandverzierungen — lauter Spielereien und Grillen.

Die Fassade endlich ist in der Frührenaissance oft vernachlässigt und stimmt nicht mehr wie im Mittelalter zum Durchschnitt des Langhauses, sondern behebt sich beliebig über die Dächer in einer oder zwei Ordnungen von Pilastern und Halbsäulen. Im allgemeinen ist der Eindruck der Frührenaissancefassade schwach, zaghaft und spielerig und nimmt bei Verdoppelung der Geschosse mehr den Charakter einer weltlichen Halle an. Im Verlauf der Renaissance löst sich die Fassade immer mehr vom Bauganzen los, wird Hauptzweck und Ausgangspunkt der Baubewegung und ist als reines Pracht- und Schaustück behandelt.

Namentlich schön sind in der Renaissance die Sakristeien und die Kapellen, weil sie meist als Rundbau entworfen sind. Manchmal tragen sie eine zierliche, kleine Kuppel gleich einem aufgewehten Regenschirm, auf einem Unterbau mit kleinen Rundfenstern. Dagegen scheint der Glockenturm, meist getrennt und als Schaustück für sich und oft mit Verschwendung aller Säulenordnungen behandelt, ein wahres Kreuz und ein notwendiges Übel für die Renaissance zu sein. Besonders groß wird die Ratlosigkeit im oberen Abschluß des Turmes.

Geradezu mustergültig für den späteren Renaissancekirchenbau in Fensterschnitt und Stuck, im Anschluß des Chors, des Haupt- und Querschiffes an die Kuppel, ist die Kirche al Gesù in Rom, begonnen von Vignola 1568 und vollendet von della Porta 1574. Die Kirche mit ihrem hohen und breiten Langhause, mit ihrem gemalten und stuckverzierten Tonnengewölbe, mit ihrer tadellosen, schön und und hellgestalteten Kuppel, mit dem Schmuckabschluß des Chores und mit ihrem Kapellenkranz, erfüllt alle Gedanken und Hoffnungen der Renaissance: durch Ge-

[1] Man denke an den baulichen Hintergrund der „Schule von Athen" von Raffael.

schlossenheit der Gestaltung, Machtwirkung des Zierschmuckes, ungestörten vollen Genuß aller Herrlichkeiten des katholischen Gottesdienstes in Opferhandlung, in Gesang, Musik und Predigt[1].

II.

An der Hand dieser Vorbemerkungen gehen wir nun über zur Besprechung der Lorenzokirche.

S. Lorenzo ist eine der ältesten Kirchen von Florenz. Sie liegt fast im Schatten des Domes und hart an dem Palast Riccardi, dem alten Medici-Heim. Ursprünglich reichte ihre Stiftung bis ins 4. Jahrhundert hinauf. Eine heiligmäßige Frau, Namens Juliana, soll sie 390 gebaut haben, und der hl. Ambrosius, der, in der Absicht, dem Usurpator Eugenius aus dem Wege zu gehen, von Mailand aus Bologna und Florenz besuchte, weihte sie zu Ehren des Märtyrers Laurentius 392 ein. Bei Anlaß eines Festes, das im Laufe der Jahrhunderte die Republik Florenz zu Ehren des hl. Laurentius beging, äscherte ein Brand die Kirche ein. Giovanni de Medici, der Vater des berühmten „alten Cosimo", erbot sich, die Sakristei und einen bedeutenden Teil der Kirche wieder herzustellen. Er ging Brunellesco, der eben die Domkuppel baute, um einen Plan an, und Cosimo der Ältere, der Sohn des Giovanni, ließ den Bau der Kirche nach den Angaben Brunellescos 1425 ausführen[2].

Der neue S. Lorenzo nun ist eine dreischiffige Kirche. Sieben Säulen korinthischer Ordnung mit überwölbten Bogen teilen das Mittelschiff von den Nebenschiffen. Über den Bogen hin zieht sich, einem Verbindungsglied ähnlich, ein Gesims und über demselben eine Reihe von rundbogigen Fenstern durch die ganze Kirche. An das Langhaus schließt sich ein geräumiges Querschiff an, dessen Vierung von einer kleinen, unansehnlichen Kuppel überwölbt ist[3], während sonst Mittelschiff, Querschiff und Chor — wahrscheinlich eine Nachwirkung der alten Basilika — eine verzierte Flachdecke tragen; bloß die Nebenschiffe sind gewölbt. Hinter der Vierung öffnet sich ein einfacher, viereckiger, seitwärts durch zwei Fenster erleuchteter Chor, der befremdlicherweise auf der Hinterwand über dem Gesimse statt eines majestätischen Mosaikbildes oder farbigen Glasgemäldes das silberschimmernde Orgelgefüge zeigt. An den Chor reihen sich rechts und links, offenbar eine Erinnerung an die Bettelordenskirchen, welche den Übergang zur Renaissance bildeten, sofort zwei, ebenfalls viereckige Kapellen an, denen gegenüber im Grunde des Querschiffes eine ähnliche dritte, an das Seitenschiff angelehnt, entspricht. Die ganze Kirche beherbergt so 24 Kapellen, von denen die der Seitenschiffe bloß niedere, flache Nischen mit Altar und Tafelgemälden verziert und stilvoll in Pilaster und Gesimse gefaßt sind. Die Innenseite der Fassadenwand ziert auf einem Pilasterbau ein Balkon zum Vorzeigen von Re-

[1] Springer a. a. O. S. 165.

[2] *Richo,* Notizie storiche delle chiese fiorentine V, 2 sg.

[3] Die Kuppel soll nach einigen nicht von Brunellesco herrühren. Burckhardt, Renaissance in Italien S. 114.

liquien, der im Hintergrund eine Thüre mit rundem und zwei Fenster mit stumpfem Giebel hat.

Das sind die Grundzüge der Kirche des hl. Laurentius. Was gleich beim Eintreten auffällt und überrascht, ist die gewaltige Macht und Bedeutung, welche hier Brunellesco, ganz im Gefühl der Erstrenaissance, der Säule zu geben weiß. Man wird sich so recht bewußt beim Anblicke dieser machtvoll herausschreitenden und forteilenden Halle, was ein Säulenbau zu bedeuten hat[1]. Um den Eindruck zu erhöhen, brachte Brunellesco nach dem Vorgange der spätrömischen Baumeister zwischen dem Kapitäl und dem Ansatz des Bogens ein Mittelglied, den sogen. Kämpfer, ein Gebälkstück mit Architrav, Fries und Kranzgesims, an. Die Wölbung des Bogens selbst spannte er weit über den Umfang des Halbkreises. Das eingeschobene Mittelglied nämlich und die Stellung in der Höhe benehmen, von unten gesehen, dem Bogen etwas von seiner Spannung. Eigentümlich und befremdend trifft ferner den Eintretenden die Einfachheit und Zierlosigkeit des Innenbaus. Außer der Einfassung der Fenster, der Altarnischen und der Bogen, außer den Tafelbildern der Altäre und außer den Rosen und Arabesken der flachen Decke begegnet das Auge nirgends einem Zierstück. Das bläuliche Grau des Sandsteines der Säulen, des Gesimses und der Einfassungen, die einfach weiße Tünche der Mauerflächen, sind die einzigen Farben, welche den Innenbau beleben. So kann man sich anfangs nicht eines Gefühls von Nüchternheit, von vornehmer Kälte und freudloser Größe erwehren. Wir sind nämlich von Haus aus gewohnt an den heimischen, warmen Schmuck unserer Gotteshäuser, und so fühlen wir uns hier zuerst kalt und ungemütlich angeweht. Besucht man aber S. Lorenzo öfter und betrachtet das seltsame Bauwerk wiederholt, so versöhnt man sich immer mehr mit demselben, ja die einfachen Flächen und schmucklosen Bauglieder fangen an zu leben, zu sprechen und zu tönen. Sie vollführen nach und nach wirklich eine Art „Musik", welche die Seele mit stillem Wohlgefallen und mit Bewunderung erfüllt. So mächtig ist der Zauber einfacher, regelrechter architektonischer Linien auch ohne irgend eine Zuthat von Schmuck und so wohlthuend das Gefühl ruhiger Harmonie und Ebenmäßigkeit. Das ist eben der geheimnisvolle Zauber der guten Renaissance und der Beweis ihres Kunstgehaltes

Die Außenfassade der Kirche dagegen steht ganz kunstvergessen da und schaut wie ein heller Vorwurf und ein Gewissensbiß in das kunstsinnige Florenz hinein. Zahlreich, wie einst die Verfassungen der Republik, waren die Pläne, die für den Fassadenschmuck von S. Lorenzo entworfen wurden. Nicht weniger als fünf bis sechs große Meister, unter andern Michelangelo und Raffael, reichten Entwürfe ein. Allein troß allem Planen und Entwerfen bleibt die Stirnseite der Kirche bis auf den heutigen Tag ein häßlicher Rohbau.

III.

Bei aller Einfachheit des Hauptbaus entbehrt das Innere doch nicht bedeutender Kunstwerke. Zwischen den zwei letzten Säulen vor dem Chor rechts

[1] Burckhardt, Renaissance in Italien S. 116.

und links im Mittelschiff stehen auf einem Gestell von vier Säulen Kanzeln oder Lettner, die man beim ersten Anblick für Grabmäler halten möchte. Die Wände der Kanzeln bilden Erztafeln mit erhabener Arbeit, welche meist Vorgänge aus dem Evangelium darstellen. Die Platten sind teils von Donatello, teils von seinem letzten Schüler Bartoldo. Die Schildereien sind dramatisch lebhaft, aber durchweg sehr ungleich, teils sehr realistisch und übertrieben. Auch hier fehlen am Gesimse nicht die lieblichen Kindergestalten, in denen Donatello so glücklich ist. — Im rechten Querflügel hat Desiderio da Settignano, den wir bereits durch sein herrliches Grabdenkmal des Marsuppini in S. Croce kennen, für die Sakramentskapelle ein sehr schönes Wandtabernakel geschaffen, in seinem wenigen, aber köstlichen Zierwerk ganz klassisch und der guten Renaissance entsprechend.

Wie früher bemerkt wurde, ist die Frührenaissance besonders glücklich in Anlagen von Kapellen und Sakristeien, weil sie in denselben ihre Meisterschaft im Rundbau bekundet. So ein anmutiger Bau ist links an der Kirche die sogen. „alte Sakristei", ein viereckiger Raum, überdeckt von zwölfseitiger, aufgesetzter Fächerkuppel mit Laterne und mit einer zweiten kleinen Flachkuppel über dem zierlichen Altaranbau. Der originelle Brunnen daselbst und das herrliche Porphyrgrabmal des Piero und Giovanni de Medici, der Söhne Cosimos des Älteren, sind aus der Hand des Verrocchio. Man wird keinen schöneren Zierranken, aus Erz getrieben, begegnen, als sie hier am Fuße des Sarges zu sehen sind. Donatello schuf hier die Erztürme mit kräftigen, aber etwas eintönigen Apostel- und Heiligenbildern, dann einige bedeutende Rundbilder mit Evangelisten und mit Schilderungen aus dem Leben des Täufers in den Blenden und Zwickeln der Decke und unter dem Altar das Grabmal des Giovanni Medici, Vaters des älteren Cosimo. Etwas ärmlich mutet hier die weiße Tünche der schönen Stuckarbeiten an.

Eine Erweiterung und Vervollkommnung der geistreichen Idee Brunellescos in der alten Sakristei ist rechter Hand an der Kirche ausgeführt in der „neuen" Sakristei durch Michelangelo [1]. Auch sie ist ein viereckiger, kuppelbedeckter Raum, belebt durch eine doppelte Pilasterordnung und durch Nischen. Gegenüber der Eintrittsthüre steht die Altarnische mit einem Muttergottesstandbild, an beiden Seiten befinden sich die berühmten Särge des Lorenzo und des Giuliano Medici, gegenüber dem Altar gewahrt man ein drittes, unvollendetes und namenloses Grab.

Die geschichtlichen Anhaltspunkte dieser merkwürdigen Grabkapelle sind folgende: Leo X., ein Medici, plante mit seinem Neffen Giulio, dem späteren Papst Clemens VII., für seinen Vater Lorenzo Magnifico und seinen Oheim Giuliano (den Vater Clemens' VII.), der in der Pazzischen Verschwörung im Dom ermordet worden war, eine Grabkapelle und betraute Michelangelo mit deren Ausführung. Seit 1519 war Michelangelo an dem Werke beschäftigt. Mittlerweile aber wurde die Vollendung unterbrochen durch die Schilderhebung der Stadt

[1] Michelangelo, befragt, warum er Brunellesco wiederhole und nichts Eigenes schaffe, antwortete, man könne wohl etwas anderes leisten, aber nichts Besseres als Brunellesco. *Rio*, L'art chrétien IV, 386 sg.

gegen die Medici, bei welcher Michelangelo sich als eifriger Republikaner mit ganzer Seele beteiligte. Der Verzweiflungskampf endete 1530 aber mit der Unterwerfung der Stadt und mit der Umformung der Republik in ein Herzogtum unter der Botmäßigkeit der Medici. Clemens VII. befahl nun Michelangelo 1533 die Wiederaufnahme der Arbeiten für die Kapelle. Im folgenden Jahre befreite der Tod Clemens' VII. den Meister von dem verhaßten Frondienst der Unterdrücker seines Vaterlandes. Er floh nach Rom, und keine Bitten und Versprechungen Cosimos I. vermochten ihn zur Rückkehr zu bestimmen. Er gab nur noch 1558 Weisungen an Vasari für den Fortbau des Grabdenkmals. Der Plan Michelangelos wurde vielfach geändert und kam auch nicht zur vollständigen Verwirklichung. Von 17 geplanten Standbildern kamen nur fünf zur Ausführung. In den zwei hauptsächlichen Grabnischen zu seiten des Altars kamen auch nicht Lorenzo Magnifico und Giuliano, für welche die Grabkapelle eigentlich bestimmt war, zur Beisetzung, sondern zwei ganz unrühmliche Glieder der Familie Medici, Giuliano und Lorenzo, der erstere Bruder, der zweite Neffe Leos X., die durch ihren unerwarteten Tod die Familie eben in Trauer versetzt hatten.

Auf den abgeschrägten Deckeln des schön geformten Sarges liegen vier allegorische Gestalten, rechts Tag und Nacht, links Morgen- und Abenddämmerung; die Gestalten der Beigesetzten sitzen in der Nische des Oberbaus in kriegerischer Rüstung, rechts Giuliano, gebieterisch, barhaupt (aber eigentlich unbestimmt und nach nichts ausschauend), den Befehlshaberstab auf den Knien, links Lorenzo, nachdenkend, das Antlitz vom Helm tief überschattet und den linken Arm auf das Knie gestützt. An den allegorischen Gestalten ist vieles unfertig, nicht einmal an die Muttergottes auf dem Altar und an alle sinnbildenden Gestalten hat Michelangelo die vollendende Hand mehr legen mögen. Gegenüber dem Altare steht, wie bemerkt worden, ein einfacher, mitten in der Kunstherrlichkeit der Umgebung fast armer Marmorsarg. Der ist die Heimstätte des Lorenzo Magnifico und seines ermordeten Bruders. Der Leib des Lorenzo, gestorben 1492 am 8. April, wurde nach St. Marco gebracht und dort in der Sakristei über dem Sarge seines ermordeten Bruders Giuliano beigesetzt. Cosimo I. ließ am 3. Juni 1559 die Leiber in die neue Grabkapelle überbringen und in besagtem Sarge bestatten. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß der Leib Lorenzos noch ganz erhalten und vollständig erkenntlich war. Das weiße Leichenkleid, in welches der Leib gehüllt war, hatte etwas Schaden gelitten, die rote Scharlachmütze war noch fast wie neu. Dagegen war der Leib Giulianos aufgelöst. Am Haupte gewahrte man noch die Todeswunde, die ihm die Mörderhand beigebracht. Derselbe Befund stellte sich heraus bei einer neuen Untersuchung des Marmorsarges am 5. Oktober 1895. Zwei Särge lagen übereinander, unten der des Lorenzo, oben der kleinere Giulianos, dessen Schädel noch immer die Spur des tödlichen Streiches trug [1].

Der Wert dieses leichten und herrlichen Bauwerkes liegt in der wunderbaren Harmonie des Zierschmuckes mit dem Bauganzen. Es ist da alles für einander

[1] Revue de l'art chrétien (1897) p. 185—194.

gemacht wie aus einem Gusse. Die Ausbildung des Pilasterbaus, das unvergleichliche Gleichgewicht der Verhältnisse und Massen, die wohlthuende Gegenwirkung von Licht und Schatten, von einer auswärtstretenden, von mittleren und seitwärtsliegenden Flächen, die Klarheit, Gebundenheit und Abrundung des ganzen Entwurfes, sind alles Züge, welche diese Grabkapelle zu einem Meisterwerk der Hochrenaissance machen. Sie ist aber auch so recht die Schöpfung Michelangelos namentlich in dem Statuenschmuck. Die Großartigkeit des Entwurfes, die Ursprünglichkeit und Reckenhaftigkeit der Gestalten voll Naturwahrheit und vollendeter Formbildung, dieser titanische Drang und Ungestüm, mit seiner Kunst die äußersten Gegensätze selbst auf Kosten der Ruhe und Wahrscheinlichkeit zu verwagen, die geheimnisvollen Tiefen und Schattenseiten, die von allen Seiten in das Kunstgebilde herniederdämmern, kennzeichnen vollkommen den ernsten, einsamen, tiefglühenden, leidenschaftlichen und gewaltthatlustigen Geist des Meisters. Es ist vieles unaufgeklärt in diesen Schöpfungen. Bekanntlich arbeitete Michelangelo nur mit Widerstreben und Widerwillen an dem Werke, deshalb sind die beiden Hauptgestalten nicht einmal Porträtfiguren, sondern bloß allgemeine Idealgestalten, und die sinnbildlichen Standbilder sind so allgemeiner Bedeutung, daß der Grund ihres Hierseins immer und immer wieder in Frage kommt [1]. Die Kapelle steht schließlich unter dem Unstern, der nicht wenige plastische Werke, für welche doch der Meister das größte Kunstvermögen zu haben behauptete, begleitet, nämlich die Unfertigkeit und Unvollendung, und dann, daß sie trotz oder vielmehr infolge ihrer Eigenartigkeit der Anfang der traurigen Verwilderung in der Kunst wurde, wie Michelangelo einst selbst gesagt haben soll: „Wie viele werden an meinen Schöpfungen zum Narren werden."

An die linke Langseite der Kirche schließt sich der schöne, anmutige, doppelschossige Säulenhof der Domherren des hl. Laurentius an, den Brunellesco auch entworfen haben soll. Die Laurentianische Bibliothek, die man vom Klosterhof betritt, ist von Michelangelo und durch Clemens VII. gebaut worden, als er noch als Kardinal Giulio in Florenz weilte. Das Hauptgebäude ist würdevoll; das Zierwerk von feinem Schönheitssinn; die Vorhalle aber mit ihren Doppelsäulen, in hervortretende Wandflächen eingestellt, ist allweg weniger glücklich und fällt Vasari zur Last.

Die sogenannte mediceische Kapelle, begonnen von Ferdinand I., hinter der Laurentiuskirche, ist ein Achteck mit hoher Kuppel aus dem Jahre 1604. Erst sollte die Kapelle das heilige Grab aufnehmen, das ein Emir der Drusen dem Großherzog Ferdinand I. von Jerusalem herüberzuschaffen für viel Geld in Aussicht gestellt hatte. Der Anschlag mißlang; aber nun wurde der Bau zur Erinnerungsstätte der Großherzoge, von denen sechs Namen (1577—1733) an den Nischen der Granitsärge zu lesen sind, bestimmt. Äußerst kostbare Mosaikbilder sind die Städtewappen an den Sockeln der Grabmäler. Sonst ist alles eitel plumpe und mißlungene Pracht, deren Verantwortung ein gewisser Prinz Giovanni Medici und der Baumeister Nigetti zu tragen haben.

---

[1] Burckhardt, Cicerone II, 221.

IV.

So ist denn S. Lorenzo ein Werk der Renaissance im weitesten Sinne des Wortes. Die Kirche mit ihren Sakristeien, ihrem Klosterhof, mit ihrer Bibliothek und ihren Kapellen bildet ein abgerundetes Ganzes, in dem diese Bauweise mit ihren verschiedenen Entwicklungsstufen von ihren zarten Anfängen bis zur Hochrenaissance und bis zum Niedergange in lebendigen Bildern zur Anschauung kommt. Besonders anmutend und unterrichtend ist die Erscheinung der Erstrenaissance mit ihren einfachen, schüchternen, jungfräulich zarten Versuchen, es der Antike im christlichen Sinne nachzuthun. Neben S. Lorenzo zählt Florenz noch andere Blüten dieser Art mit denselben einnehmenden Zügen. Da ist vor allem die schöne Kapelle der Pazzi im Klosterhof von S. Croce, dann am Fuße der Fäsulanerhöhen die Badia mit dem herrlichen Fassadenstück in Mosaik aus der romanischen Zeit, dem Florenz nichts Ähnliches in diesem Zweige an die Seite zu stellen hat; ferner die Kirche S. Salvatore ai Monti, die Michelangelo „das schöne Landmädchen" zu nennen pflegte; die große Kirche S. Spirito endlich, nach den Angaben Brunellescos entworfen, ist nichts als großartige Erweiterung des Baugedankens von S. Lorenzo. Die Nebenschiffe sind hier um Chor und Querschiffe herumgeführt, aber die einfache Schönheit von S. Lorenzo erreicht S. Spirito nicht.

Es ist S. Lorenzo auch in der That die Grabkirche der Medici. Überall begegnet man in der Kirche dem Kugelwappen der Familie. Noch kurz vor ihrem Aussterben schmückte sie die Decke derselben mit dem goldenen Zierwerk. Nicht weniger als 59 Glieder der Familie sind in S. Lorenzo beigesetzt.

Die ältere Linie der Medici von Giovanni d'Averardo, Cosimos des Älteren Vater, an bis auf den letzten unwürdigen Sprößling, Alessandro, den ermordeten ersten Herzog von Florenz, der noch in dem Grabe Lorenzos, des Herzogs von Urbino, untergebracht wurde, ist, verewigt durch Inschriften und verherrlicht durch die Hand eines Donatello, eines Verrocchio und eines Michelangelo, in den verschiedenen Kapellen und Sakristeien der Kirche bestattet. Cosimo der Ältere ruht unter dem Chor der Kirche, und eine Ehreninschrift, auf Staatskosten hergestellt, nennt ihn: Pater patriae. Unweit von ihm hat Donatello, sein Lieblingskünstler, seine Grabstätte gefunden.

Die zweite Linie der Medici, die eigentliche Herrscherfamilie, die im Jahre 1537 mit Cosimo I. den Thron bestieg, besitzt zwar in der oben genannten Fürstenkapelle an den leeren Granitsärgen und Grabstatuen herrliche Erinnerungszeichen, die sterblichen Überreste aber wurden in einer Halle des riesigen Totengewölbes unter der Kirche beigesetzt. Beunruhigende Gerüchte, die über den Zustand der Gruft umgingen, bewogen im Herbst des Jahres 1857 den Großherzog Leopold II. aus dem habsburgisch-lothringischen Hause, das im Jahre 1733 den Medici gefolgt war, eine Untersuchung der Gewölbe anstellen zu lassen. Dieselbe förderte eine traurige Entdeckung zu Tage. Die Särge lagen da vernachlässigt und teils erbrochen; die Toten selbst von ruchlosen Händen beraubt und manche selbst ohne Sarg. Aber alle lagen sie da von Cosimo I. bis auf Johann Gaston,

den letzten Mediceer; alle, zuerst Giovanni delle Bande nere, Cosimos Vater, der tüchtige Kriegsmann, dem im Kampfe gegen Jörg von Frundsberg bei Governolo das Bein zerschmettert worden war; in einfacher Eisenrüstung des Söldners lag er da, das Visier geschlossen und verrostet, und neben ihm die gute, verständige Gemahlin Maria Salviati; dann Cosimo I. selbst, der unermüdete Schaffer und Ordner des toskanischen Staates, noch ganz erkennbar, Kinn und Wangen von braunem Bart bedeckt, neben sich ein Schwert mit zerbrochenem Griff; an der Seite seine Gemahlin Eleonore von Toledo, die Tochter des berühmten Vizekönigs von Neapel, als bloßes Gerippe, aber die kastanienbraunen Locken noch vollständig erhalten; ferner ihr Sohn Francesco I., eine schwarze Mumie, und seine Gemahlin, die Habsburgerin Johanna, mit todesblassem Antlitz; dann noch fünf Großherzoge, teils in Mäntel des Malteser- oder Stephansordens gehüllt, und ihre Gemahlinnen, in Resten von prächtigen Gewändern und goldverzierten Stoffen, die kleinen Füße in purpurnen Pantoffeln mit handhohem Absatz; weiter Kardinäle in Mitra und rotem Birett mit Brustkreuz, Ring und Rosenkranz; endlich fürstliche Prinzessinnen und Kinder mit goldenen Denkpfennigen voll rührender Anspielungen, so die Darstellung des Paradiesvogels mit dem Sinnspruch: Aethera, die Geburt der Perle mit der Umschrift: Dos in candore; während um andere Frauen- und Kinderleichen sich Sagen von häuslichen Unthaten gleich unheimlichen Schleiern woben; denn auch im Hause Medici soll Gift und Mord häufig umgegangen sein. Besonders ergreifend und erschütternd war der Anblick des Waltens der Vergänglichkeit und der Verwesung bei Johann Gaston, mit dem das Haus Medici ruhmlos schloß. Eine goldene Denkmünze in seinem Sarge zeigt einen geborstenen Tempel, an dem die Künste weinen, und eine weibliche Gestalt, die einen Anker fallen läßt für immer.

Ein Augenzeuge des Thatbefundes in der Mediceergruft schreibt: „Ich kann die Empfindung nicht schildern, welche mich erfüllte, als ich in dem matt erhellten Gewölbe stand, umgeben von dem einzigen, was übrig geblieben war von einer großen historischen Familie, einer Familie, bemerkenswert im Guten wie im Schlimmen, die ihrer Heimat die Freiheit nahm und vielleicht ihre Unabhängigkeit rettete, deren Namen verwachsen ist mit dem Namen von Florenz und der Geschichte der ganzen modernen Zivilisation, deren Spuren man bei jedem Schritte begegnet, glänzend weit über die Grenzen ihres eigentlichen Wirkungskreises hinaus, viel gerühmt und viel geschmäht, beides nicht selten ohne Maß und Recht. So viel Glanz, so viel Thatendurst, so viele Verdienste, so viele Laster und Verbrechen — und diese Spanne Raum, diese Särge, diese Gebeine und modernden Reste! Die Pforte zweier Jahrhunderte schien mir verschlossen, zweier Jahrhunderte der Herrschaft durch Gewandtheit, Klugheit, List und Gewalt angebahnt, in Blut gegründet, durch Konsequenz befestigt, in Ruhmlosigkeit erloschen! . . . Lassen wir den Deckel fallen; es ist ein fürchterliches Memento mori. Im Camposanto zu Pisa malte Orcagna den Triumph des Todes, er stellte sprechend den Eindruck dar, den die Verwüstung machte, auf den Menschen nicht nur, auch auf Tiere. Ich dachte des Bildes, als ich am Sarge des letzten toskanischen Herrschers mediceischen Stammes stand. Es ist eine ernste Lehre, ein Blick in eine solche Toten-

gruft, wie die Gewölbe von S. Lorenzo sie bieten. Über der Erde Glanz, unter derselben Graus und Moder. So viel Arbeit um ein Leichentuch." [1]

Gewiß — niemand kann dieser Totengruft seine Teilnahme versagen. Der Großherzog Leopold ließ auch sogleich seine sorgende Hand walten und ließ die verwahrlosten Überreste der Hingegangenen in 24 neue, prächtig gearbeitete Särge sammeln und in der Gruft aufstellen.

Dort ruhen sie nun im Schatten des leichten, gefälligen S. Lorenzo, des ersten Renaissancebaus, im Schoße ihrer Pfarrkirche, die sie größtenteils gebaut, und in der Hut ihres Schutzheiligen — diese Männer der modernen Kultur, die selbst hervorgehend aus dem Geiste dieser Kultur und leibhaftige Träger ihrer Licht- und Schattenseiten, deren Segen und Unsegen mit voller Hand nicht bloß über die Vaterstadt, sondern über Italien und Europa ausgestreut und eine neue Zeit der Wissenschaft, der Politik und Kunst heraufgeführt haben. Eingedenk ihrer Fehlungen sowie ihrer Sühnungen scheiden wir versöhnt von ihrer Asche.

---

[1] v. Raumer in der Beilage zu Nr. 346 der Allg. Zeitung 12. Dez. 1857. Vgl. *Peruzzi*, Gius publico populare dei Toscani (Firence 1860) p. 108 sg.

M. Meschler S. J.

Rezensionen.

Lehrbuch der Pastoraltheologie. Erster Band: Das Priesteramt. Darbringung des heiligen Meßopfers und Spendung und Empfang der von Gott angeordneten Gnadenmittel. Von **Joh. Ev. Pruner,** Dr. der Theologie, Päpstl. Hausprälat, Dompropst und Professor der Theologie in Eichstätt. 8⁰. (XIV u. 432 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1900. Preis *M.* 4.40.

Das Werk ist eingegliedert in die Reihe der theologischen Lehrbücher der Wissenschaftlichen Handbibliothek des Schöninghschen Verlags. Die Verlagshandlung hat dem betreffenden Leserkreis einen wertvollen Dienst erwiesen, indem sie den hochw. Verfasser zur Herausgabe der Schrift gedrängt hat. Wohl besitzen wir erst den I. Band; doch dürfen wir das Erscheinen des ausstehenden II. Bandes wohl bald hoffen. Übrigens bildet der jetzige für sich ein gewisses Ganzes, da er die eigentliche Priesterthätigkeit des Seelsorgers zur Darstellung bringt.

Was besonders an dem Werke hervorzuheben ist, das ist zuerst der Form nach die einfache und herzliche Sprache, die den Leser nicht ermüdet, aber erbaut und belehrt und ohne Aufdringlichkeit den echt priesterlichen Geist, welchen das ganze Buch atmet, in andern aufweckt und kräftigt. Der Sache nach zeichnet sich der Band aus durch die Reichhaltigkeit der besprochenen Fälle, die im Seelsorgeramt auftauchen können, durch die Korrektheit der Lehre und der Entscheidungen, durch die Besonnenheit in Auswahl umstrittener Meinungen. Selbst wer hie und da anderer Meinung sein mag, wird dem Verfasser zugeben müssen, daß er keine Frage von irgend welcher Bedeutung entschied, ohne für sich wichtige Gründe und angesehene Autoritäten zu haben.

Für den liturgischen Abschnitt war es nicht angebracht, auf die noch unvollendete und erst seither bis zu den letzt erflossenen Dekreten fertiggestellte Sammlung der Decreta authentica Congr. S. Rit. ex actis eiusdem collecta eiusque auctoritate promulgata sub auspiciis SS. D. N. Leonis PP. XIII. zu verweisen; allein alle irgendwie wesentliche Dekrete bis zur neuesten Zeit hin sind thatsächlich benutzt worden und aus andern zuverlässigen Quellen sorgfältig zusammengetragen.

In prinzipiellen Entscheidungen, welche die dogmatische und moraltheologische Disziplin betreffen, können oft kleine Bemerkungen, die in ein paar Zeilen abgemacht werden, dem Leser deutlich zeigen, welch sorgfältige Rechenschaft der

Verfasser sich über alles gegeben hat, was in Frage kommen kann und was die Würde des Dienstes Gottes und die Auswirkung des Heiles der Seelen berührt.

Wir erwähnen beispielshalber die lichtvolle Erörterung über „Sakramentalien" S. 99 ff. Dann heben wir hervor die paar Seiten (S. 175—181) über die „Reue". Eine ganze Reihe von Fragen werden in dieser kurzen und bündigen Erklärung berührt und für die Praxis gelöst. Es finden nicht nur die nötigen Eigenschaften der Reue gründliche Erörterung — unter Ausscheidung von zuweilen auftauchenden übertriebenen Forderungen —; auch auf die hohe Bedeutung der vollkommenen Reue und der Unterweisung der Gläubigen über dieselbe, sowie auf den unschätzbaren Wert der baldigen Wiederversöhnung des gefallenen Sünders mit Gott wird aufmerksam gemacht. Ferner möchten wir den Leser hinweisen auf die Bemerkungen über die in gewissen Fällen eintretende verschärfte Pflicht zur Spendung der heiligen Ölung und über die richtige Art und Weise, dieselbe bedingungsweise zu spenden (S. 89. 307).

Es sind dies nur ein paar Stellen, die wir herausgehoben haben. Das Buch wird dem Seelsorgspriester ein Berater sein, zu welchem er gerne greifen und welchen er mit Nutzen für sich selbst und für andere zu Rate ziehen wird.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Die babylonische Mondrechnung. Zwei Systeme der Chaldäer über den Lauf des Mondes und der Sonne. Auf Grund mehrerer von J. N. Straßmaier S. J. copirten Keilinschriften des Britischen Museums von **Franz Xaver Kugler** S. J. Mit einem Anhang über chaldäische Planetentafeln. Lex.-8⁰. (XVI u. 214 S. u. 13 Tafeln.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 24.

P. Joseph Epping S. J. veröffentlichte vor etwa einem Jahrzehnt sein Werk [1], welches für unsere Kenntnis der babylonischen Astronomie in vollem Sinne grundlegend und bahnbrechend gewesen ist. Vor Epping kannte man die Astronomie der Chaldäer nur aus den dürftigen Notizen, welche sich in den Schriften der Alten zerstreut vorfinden. Der astronomische Text der Keilinschriften war völlig unverständlich trotz der bedeutenden Fortschritte, welche die Assyriologie durch Jules Oppert und andere Forscher gemacht hatte. Nur der eine oder andere Planetenname und ein paar Kunstausdrücke waren mehr oder weniger sicher bestimmt. Da war es Epping, welcher gleich in seiner ersten Publikation nicht bloß einige wichtige Winke gab, um die endgültige Erschließung einzuleiten, sondern sofort chaldäische Kalendertafeln für zwei volle Jahre entzifferte und erklärte. Mit einem Schlage waren die Zeichen sämtlicher Planeten definitiv bestimmt; eine Menge von Fixsternen (Sirius, Aldebaran, Kastor, Pollux, Regulus, Antares) war identifiziert, alle Bilder des Tierkreises waren erkannt, eine Unsumme

[1] Astronomisches aus Babylon oder das Wissen der Chaldäer über den gestirnten Himmel. Unter Mitwirkung von P. J. N. Straßmaier S. J., von J. Epping S. J. (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". — 44.) Freiburg, Herder, 1889.

von technischen Ausdrücken war erklärt. Unterstützt wurde Epping bei seiner Arbeit durch P. Johannes Nepomuk Straßmaier S. J. Nur ein so vollendeter Kenner der Keilinschriften war im stande, die überaus schwierigen astronomischen Tafeln mit so viel Verständnis und Genauigkeit zu kopieren, daß im Anschlusse daran mit Aussicht auf Erfolg eine Entzifferung durch Rechnung, wie Epping sie durchführte, versucht werden konnte. Auch während der Arbeit konnte er zuweilen brauchbare Ratschläge geben, obwohl hier assyrische Philologie wenig helfen mochte. Ihm ist es auch zu danken, sagt Epping, „daß nach Feststellung der sachlichen Bedeutung der Inschriften sowohl der Keilschrifttext als die Transskription Sicherheit und Klarheit gewonnen haben“.

Dem „Astronomischen aus Babylon“ ließ Epping eine Reihe Publikationen folgen, in welchen er die gewonnenen Ergebnisse zur Erklärung neuer Tafeln benutzte, die Straßmaier ihm übermittelte. Dabei wurde auch manch neue, nicht unwichtige Entdeckung gemacht[1]. Doch war er vielfach durch Krankheit gehindert; und schon im Jahre 1894 wurde der gelehrte, bescheidene und liebenswürdige Mann durch den Tod seinen Freunden entrissen[2].

Auch der Art, wie die Chaldäer ihre Mondrechnungen anstellten, schenkte Epping seine Aufmerksamkeit. Die grundlegenden Resultate dieser Studien hat er der Öffentlichkeit übergeben[3]. Doch blieb auf diesem Gebiete noch das meiste zu thun übrig. Hier nun setzte Kugler ein, welcher im Jahre 1897 die Fortsetzung der Arbeiten Eppings übernahm. In der soeben erschienenen Schrift „Die babylonische Mondrechnung“ legt er uns die ersten Früchte seiner zweijährigen Forschungen vor. Die Texte, auf denen die Arbeit ruht, lieferte P. Straßmaier. Leider verhinderte Kränklichkeit den hochverdienten Forscher, der Arbeit späterhin sein Interesse so zuzuwenden, wie es für die assyriologische Seite derselben wohl wünschenswert gewesen wäre.

Kugler unterscheidet zwei Systeme von Mondrechnungen. System I ist repräsentiert durch 5 Tafeln. Nr. 272 (81—7—6); Nr. 99 (81—7—6); Sp. I 143, 162, 165. Zu System II gehören die „Lehrtafel“ S + 2418; Nr. 93 (81—7—6); Sp. I 137, 187; Sp. II 47, 54, 74, 80, 87, 96, 99, 105, 110, 581. Für die Systeme sind jedesmal die beiden zuerst genannten Tafeln die wichtigsten.

System II ist älter als System I. Das ergiebt sich schon aus den Daten der Tablets, soweit dieselben sich erkennen bezw. bestimmen lassen. Das älteste Tablet von System I (Sp. I 162) ist vom Jahre 133 v. Chr. Dagegen be-

[1] Zeitschrift für Assyriologie IV (1888), 76 u. 168; V, 281 u. 341; VI, 89 u. 217; VII, 197 u. 220; VIII, 106 u. 149. Stimmen aus Maria-Laach XXXIX (1890), 225. Die erstgenannten Publikationen gingen dem „Astronomischen aus Babylon“ voraus, dessen Manuskript aber bereits im wesentlichen festgestellt war.

[2] Vgl. den Nachruf von P. Alexander Baumgartner S. J., in der Zeitschrift für Assyriologie IX, am Schluß.

[3] Astronomisches aus Babylon S. 8—16. Ganz besonders wichtig ist hierfür: Stimmen aus Maria-Laach XXXIX (1890), 225—240.

ginnt die älteste datierte Tafel von System II (Nr. 93) mit dem Jahre 175 v. Chr., während die Lehrtafel noch früher anzusetzen ist. Doch bestanden beide Systeme auch nebeneinander. Denn Sp. II 80 aus dem System II fällt ins Jahr 118 v. Chr. Dazu kommt, daß System II, namentlich wo es sich um den Lauf der Sonne handelt, weit unvollkommener und in seinen Resultaten ungenauer ist als I. Endlich liegen im System II die vier Jahrespunkte im 10. Grade der Tierkreiszeichen, während sie im System I infolge der Präcession bereits auf den 8. Grad fortgerückt erscheinen.

Die babylonische Mondrechnung beschäftigt sich nur mit den Syzygien (Neumond und Vollmond) und gewissen zugehörigen Erscheinungen: Finsternissen, Neulicht [1], Altlicht [2] u. s. w. Auf die Berechnung des Neulichtes und Altlichtes und verwandter Erscheinungen beim Vollmond geht Kugler nicht ein. Das soll der Gegenstand einer neuen Arbeit werden. Neumond und Vollmond finden sich bei den Babyloniern in vollkommen analoger Weise behandelt. Wie gestaltet sich also die chaldäische Berechnung des Neumondes?

Die Berechnung des Neumondes wurde von diesen Astronomen nicht nach unserer Weise ausgeführt. Wir nehmen als Grundlage den mittlern Neumond, der bekanntlich mit dem wirklichen bis auf einen Tag differieren kann; darauf verbinden wir mit dem gefundenen Datum die nötigen Korrektionen, um zum eigentlichen Neumond zu gelangen. Anders die Babylonier; sie gingen von irgend einem bekannten (wirklichen) Neumonde aus und berechneten von hier auf einmal eine ganze Reihe von wirklichen Neumonden. Zu diesem Behufe bildeten sie mehrere Kolumnen. Eine Kolumne z. B. enthielt die Datierung der aufeinander folgenden Neumonde, indem die betreffenden Zahlen der Reihe nach untereinander geschrieben wurden. Daneben war eine Kolumne, welche den zeitlichen Abstand des Neumondes von seinem Vorgänger ausdrückte. Eine dritte Reihe gab die Breite, eine vierte die Länge der Neumonde an u. s. w. Die einzelnen Kolumnen wurden nach fest bestimmten Gesetzen entwickelt, meist unter Zuhilfenahme benachbarter Reihen.

Kugler macht uns mit elf Kolumnen des jüngeren Systems und mit zwölf des älteren bekannt. Er bezeichnet dieselben mit den Buchstaben des Alphabetes von A bis L resp. M. Daneben treten im jüngeren System noch 4 sekundäre Kolumnen auf (△, E′, E″, F). Es kommen also im ganzen 27 Reihen zur Darstellung. Dieselben bilden ein in sich abgeschlossenes Ganze. Kugler zeigt uns, wie die Babylonier in früherer und späterer Zeit das Datum des Neumondes vorausbestimmten, wie sie die Tageslänge, den scheinbaren Durchmesser und die Geschwindigkeit des Mondes, die Größe der Finsternisse u. dgl. errechneten. Die Gesetze sämtlicher Kolumnen sind vollständig und mit unbedingter Sicherheit aufgedeckt. Niemand, der das Buch mit Auf-

---

[1] Abend, an dem nach der Konjunktion mit der Sonne die dünne Mondsichel zum erstenmal wieder sichtbar wird.

[2] Morgen, an dem der abnehmende Mond zum letztenmal vor der Sonne erscheint.

merksamkeit und Verständnis liest, kann in dieser Beziehung den mindesten Zweifel hegen. Nur Kolumne F des älteren Systems, welches sich auf Finsternisse bezieht, macht eine Ausnahme. Sie wird aus der Kolumne E errechnet nach der Formel: F = 17 I 24 II ± 10 E. Wird F negativ, so tritt hinter dasselbe das Zeichen bat[1]. Es ist Kugler aus Mangel an Material nicht gelungen, die Grenzen genau zu bestimmen, innerhalb deren das Zeichen minus gilt. Er äußert darüber nur Mutmaßungen. Gewißheit läßt sich in diesem Punkte erst durch Beibringung neuer Texte gewinnen. — Auch die astronomische Bedeutung aller Kolumnen ist mit Sicherheit festgestellt. Nur bei den Kolumnen B (scheinbarer Durchmesser des Mondes), G (tägliche Änderung der Rektascension) und F (Größe der Finsternisse) im älteren System sind Zweifel möglich. Ebenso ist für die Kolumne E beider Systeme nur sicher, daß es sich um eine Funktion der Mondbreite handelt. Welcher Art diese Funktion sei, ist weniger gewiß; doch glaube ich, daß Kuglers Vermutungen das Richtige treffen.

Recht beachtenswert ist, was Verfasser (S. 127) über die Bogenmaße der Chaldäer ausführt. Sie hatten eine doppelte Kreisteilung. Einmal teilten sie die Peripherie in 360°, den Grad in 60′ u. s. w. Diese Maße sind heutzutage von allen Kulturvölkern angenommen. Zuweilen aber wählten die Chaldäer die Duodecimalteilung und zerlegten den Kreisumfang in 12 kasbu (1 kasbu = 30°); 1 kasbu zerfiel in 12 Ellen (ammat) die Elle in 24 Zoll (1 Zoll = 6′ 15″). Doch scheint die Elle oft auch in 10 Teile zu 15′ oder in 60 Teile zu 2′ 30″ zerlegt worden zu sein. Die Gradteilung war, soviel ich sehe, für die Längenangaben, die Elle eher als Breitemaß in Gebrauch. Alle die Maßbestimmungen finden ihre wesentliche Bestätigung in den Rechenresultaten Eppings.

Äußerst auffallend ist die Verwandtschaft des jüngeren Systems der babylonischen Mondrechnung mit Hipparch. Die Werte, welche nach dem Berichte des Ptolemäers jener Astronom den Mondkonstanten gegeben hat, finden sich in diesen Keiltafeln absolut genau wieder bis auf die Sekunden, Tage u. s. w. Hier findet sich die erste Kenntnis der nach allgemeiner Ansicht von Hipparch entdeckten Präcession, indem die Jahrespunkte vom 10. Grade der Tierkreiszeichen auf den 8. verlegt sind. Kugler scheint geneigt zu glauben, der griechische Gelehrte habe seine Konstanten und auch das Wissen um die Präcession aus Babylon entlehnt.

Merkwürdig bleibt dabei, daß das babylonische System, welches Kenntnis dieser Dinge zeigt, gleichzeitig mit Hipparch, ja jünger als er ist. Denn Hipparch hat nach der gewöhnlichen Annahme bereits 161 v. Chr. Beobachtungen angestellt, während jenes babylonische System sich nur bis 133 v. Chr. verfolgen läßt. Vor dieser Zeit finden sich in Babylon allerdings Mondrechnungen; aber sie verraten keine Kenntnis der Präcession oder der Hipparchischen Konstanten[2].

Kugler macht mit Recht auf verschiedene Stellen der alten Schriftsteller aufmerksam, welche durch seine Untersuchungen Bestätigung und neues Licht gefunden

[1] Kuglers Anweisung ist hiervon nur formell, nicht sachlich verschieden.

[2] Vgl. Kugler S. 50 ff. und S. 201 f., wo Kugler die Priorität der Chaldäer recht eingehend zu begründen versucht.

haben. So singt Manilius in seinem bekannten Lehrgedichte (III, 680) von den Jahrespunkten:

Has quidam vires octava in parte reponunt;
Sunt quibus esse placet decimas; nec defuit auctor
Qui primae momenta daret frenosque dierum.

In der That haben die Babylonier, wie wir schon nach Kugler erwähnten, in älterer Zeit die Jahrespunkte auf den 10. Grad der Zeichen verlegt. Bei 10° arietis lag also das Frühlingsäquinoktium. Da man zugleich das Perigäum auf 20° arcitenentis und damit den einen Pol der Apsiden auf 20° piscium versetzte, so erhellt, daß man den Anfang des Widders und des ganzen Tierkreises genau in der Mitte zwischen Frühlingspunkt und Apsidenpol eintrug. Später wurde diese Harmonie gestört, als die Präcession dazu zwang, den Frühlingspunkt auf 8° arietis zu verschieben. Hipparch führte statt des festen Nullpunktes den beweglichen ein, indem er den Anfang des Widders mit dem Frühlingspunkte identifizierte und mit diesem auf der Ekliptik sich bewegen ließ. Auf diese drei durch Kugler nachgewiesenen Zählungsweisen bezieht sich also Manilius. — Ebenso finden wir bei Cleomedes eine Anweisung, die Dauer der Tage zu bestimmen, welche sich mit der babylonischen deckt (vgl. Kugler S. 212. 104 f. 68).

Ein Anhang des Werkes enthält interessante Andeutungen über die Planetenrechnungen der Babylonier, speziell für Jupiter. Doch will Verfasser bei einer späteren Publikation diesen Gegenstand eingehender behandeln. — In demselben Anhange findet sich eine Bemerkung über die Schaltregel der Babylonier. Das babylonische Jahr richtet sich nämlich nach dem Laufe des Mondes. Der erste Tag des Monats beginnt mit dem Neulicht, d. h. mit dem Abend, an welchem nach dem Neumonde die schmale Mondsichel zum erstenmal wieder für das bloße Auge sichtbar wird. Hieraus ergiebt sich, daß die babylonischen Monate 29 oder 30 Tage haben, weil von Neulicht zu Neulicht diese Zeit verläuft. Es folgt auch, daß die Zahl der Tage für jeden Monat nicht bestimmt ist, wie bei uns. Wir geben dem September stets 30 Tage; der babylonische Nisan hatte aber in einem Jahre 29 Tage, in einem andern 30, je nach dem Stande des Mondes. Dasselbe gilt auch von den übrigen Monaten. Endlich sehen wir ein, daß das babylonische Jahr gewöhnlich 12 Monate hatte, daß aber von 19 Jahren 7 einen Schaltmonat erhalten mußten, sollte der Kalender nicht alle Fühlung mit dem Sonnenlauf und den verschiedenen Jahreszeiten verlieren. Nach welcher Regel wurden nun die Schaltjahre bestimmt? Über diesen Gegenstand ist längere Zeit, besonders nach Eppings Tod, ein eigentümlicher und fruchtloser Streit in verschiedenen Zeitschriften geführt worden. Kugler bestätigt jetzt Eppings Regel und beweist zudem, daß sie in der Arsacidischen Ära allgemein festgehalten wurde. D a b e i w i r d e s a u c h b l e i b e n, obgleich allerdings das Material, auf welchem Epping und Kugler fußen, noch nicht vollständig veröffentlicht ist. Wann jene Regel anfing, Gültigkeit zu haben, ist eine besondere Frage. Für die Zeit und die Astronomenschulen, zu denen unsere Tafeln gehören, galt sie ganz gewiß.

Kuglers Schrift ist wichtig für den Assyriologen. Eine stattliche Anzahl neuer Kunstausdrücke ist erklärt, wie rim, bat, lal lal, libbun u. s. w. Namentlich

wird die Realübersetzung großer Teile der Lehrtafel (S + 2418) die Philologen erfreuen. Es wird ihnen nun leicht sein, den Laut und die Bedeutung der einzelnen Zeichen zu bestimmen, soweit Kugler das nicht besorgen konnte.

Auch die Kulturgeschichte wird anerkennen, welch reger, wissenschaftlicher Eifer in Babylon herrschte und wie weitgehende Kenntnisse die Chaldäer besaßen. Man wird den Vorwurf, daß die babylonische Astronomie bald in Astrologie ausgeartet sei, sehr beschränken müssen (vgl. Kugler S. 203 ff.). Es sind nur einige gewesen, welche sich mit Sterndeuterei befleckten, wie auch schon Strabo bezeugt. In den von Straßmaier und Kugler veröffentlichten Tafeln herrscht durchweg echte, ernste Wissenschaftlichkeit; nirgends finden sich astrologische Andeutungen. — Alles Lob verdient auch die genaue Kenntnis der astronomischen Konstanten, welche diese Astronomen besaßen, wobei es allerdings etwas unbestimmt bleibt, welchen Einfluß die Griechen, speziell Hipparch, auf diese Resultate hatten. Jedenfalls waren die Griechen, und selbst noch Ptolemäus, vielfach von den Ergebnissen chaldäischer Sternbeobachtungen abhängig. In diesem Punkte also war Babylon gewiß sehr tüchtig. — Es stellt sich überhaupt immer klarer heraus, daß alle Wissenschaft der Alten über den gestirnten Himmel in ihren Grundlagen auf Babylon zurückweist. — In dieser Beziehung ist höchst interessant die von Kugler (S. 82) festgestellte Thatsache, daß die indische und chinesische Astronomie für den längsten Tag des Jahres genau dieselbe Dauer annahm wie die Chaldäer, obgleich dieser Wert nur für die babylonische Sternwarte, nicht aber für Indien oder China genau richtig sein konnte. — Auch die ganze Anlage des rechnerischen Mechanismus zeigt großen Scharfsinn. Es verdient unsere Anerkennung, daß jene alten Astronomen das sehr verwickelte Problem der Syzygien und Finsternisse mit solcher Eleganz zu lösen verstanden. Doch verrät die Ausführung der Rechnung einige Unbeholfenheit. Sie rechnen häufig ganz gewissenhaft mit Sekunden und Terzen, wo selbst die Grade sich um viele Einheiten von der Wirklichkeit entfernen. Kugler erklärt das mit der Furcht, die begangenen Fehler möchten sich bei lang fortgesetzter Rechnung durch Addition vergrößern und schließlich die Zuverlässigkeit des Resultates in hohem Maße gefährden. Das wird wohl richtig sein. Indes hätte sich doch jene Gefahr mit etwas Geschick auch bei abgekürztem Verfahren beschwören lassen.

Hiermit nehmen wir Abschied von Kuglers Leistung. Wir haben sein Werk mit stets wachsendem Interesse gelesen. Mit großem Genusse und lebhafter Freude haben wir das Geschick und den Scharfsinn konstatiert, mit welchem er die verworrene Menge der Tafeln in zwei deutlich geschiedene Gruppen ordnete und dann die einzelnen Kolumnen jeder Gruppe trotz der Dürftigkeit, Unvollständigkeit und vielfachen Fehlerhaftigkeit des Materials nach Bau und Bedeutung mit Sicherheit klarstellte. Wir sind ihm dankbar gewesen für den Fleiß, mit welchem er die Angaben der alten Schriftsteller über Babylon sammelte und durch seine Resultate erklärte. Wir zweifeln nicht, daß auch viele andere, nachdem sie die ersten Schwierigkeiten überwunden haben, ähnliche Erfahrungen machen werden. Kuglers Arbeit ist ein höchst bedeutsamer Beitrag zur Assyriologie und babylonischen Sternkunde; sie ist eine tüchtige Fortsetzung der Arbeiten Eppings.

J. **Hontheim** S. J.

Histoire de la philosophie médiévale précédée d'un aperçu sur la philosophie ancienne. Par ***M. de Wulf,*** docteur en droit, docteur en philos. et lettres, professeur à l'université de Louvain. (Cours de philosophie publié par D. Mercier, vol. VI.) 8⁰. (VIII et 480 p.) Louvain, Inst. supérieur de philosophie (Paris, Alcan; Bruxelles, Schepens), 1900. Preis *Fr.* 7.50.

Eine Geschichte der Philosophie des Mittelalters von maßgebender Seite war ein wirkliches Bedürfnis. Die Arbeiten Stöckls und Werners reichten nicht mehr aus. Von Prantls einschlägigen Abschnitten in seiner Geschichte der Logik des Abendlandes gilt in erhöhtem Maße, was Wulf über Hauréaus Histoire de la philosophie scolastique bemerkt (p. VI), sie enthalte zahlreiche Mißverständnisse wegen mangelhafter Kenntnis der Terminologie und ungenügender Einsicht in den Lehrorganismus. Zudem ist Prantls Buch wegen der groben, hie und da geradezu rohen Ausdrucksweise ungenießbar. Erdmann und Überweg-Heinze beherrschen die Litteratur über die Scholastik mehr als die Sache selbst. Sehr wertvolle Beiträge lieferte allerdings in den letzten Jahren O. Willmann in seiner Geschichte des Idealismus. Es fiel uns auf, daß de Wulf ihn nicht zu berücksichtigen scheint. Anderseits luden die vielen Einzeluntersuchungen der letzten Jahre über die scholastische Philosophie zu einer neuen Bearbeitung ein auf Grund des gesammelten wertvollen Materials.

M. de Wulf war hier am rechten Platz. Seine früheren Arbeiten zeugen vom gründlichsten Studium mittelalterlicher Wissenschaft; sein Streben, überall die Linien der Entwicklung und die verbindenden Fäden festzuhalten, ist eine Bürgschaft, daß nicht bloß eine trockene Aufzählung der Autoren und ihres Lehrsystems geboten wird. So findet man denn auch in diesem Werke überall die geistreichsten, oft recht treffenden Charakteristiken der einzelnen Perioden und originelle Momentaufnahmen der Philosophen, wobei doch wohl hie und da das Streben nach Kürze und Prägnanz einen Zug zu stark hervortreten läßt, einen andern allzu flüchtig streift. Zum Teil mag dies auch daher rühren, daß der Herr Verfasser es unterließ, sein großes Wissen auf mehrere Bände zu verteilen. Wir hätten weit lieber in diesem Werke eine ausführlichere Behandlung einiger großen Scholastiker, z. B. Albert des Großen, gesehen als die unverhältnismäßig lange Einleitung (147 Seiten) über die vorchristliche und patristische Philosophie. Die Väter konnten in dem Abriß doch nicht zu ihrem Rechte kommen. So wäre es auch leichter geworden, das Ebenmaß der einzelnen Perioden kunstvoller durchzuführen. Immerhin muß man, um nicht ungerecht zu werden, bedenken, daß dieses Buch laut der Vorrede nur die Grundlage für Vorlesungen bilden soll und einen ausführlichen mündlichen Vortrag voraussetzt.

Man wird es auch nicht leicht dem Herrn Verfasser zum Vorwurf machen können, daß er seine Untersuchungen bis zum 17. Jahrhundert ausgedehnt hat. Die Humanisten-Philosophen, die ersten philosophischen und mystischen Versuche des erstarkenden Protestantismus, die erwachende skeptische Richtung fließen, wenigstens indirekt, aus Quellen, welche zum Teil im ausgehenden Mittelalter

ihren Ursprung haben. Indessen erlaubte es auch der knapp bemessene Raum nicht, den einzelnen Schulen stets gerecht zu werden. Wir denken hierbei nicht so sehr an die Darstellung des Platonismus und des Aristotelismus der Renaissance, auch nicht in erster Linie an die Skeptiker, wohl aber an die Behandlung der scholastischen Philosophie. Schon die Zusammenfassung aller scholastischen Schulen mit Ausnahme der Occamisten, Skotisten, Augustinianer und einiger kleineren Zirkel unter dem Begriff Neo-Thomismus erscheint uns nicht ganz glücklich. Die großen Philosophen der damaligen Epoche sahen eine ihrer Hauptaufgaben in der Sammlung und strengen kritischen Scheidung der Argumente des Mittelalters. Wir haben es mit einer neuen, selbständigen Blüte der Scholastik zu thun; von einem Verfall kann gar nicht die Rede sein. Andeutungen in diesem Sinne finden wir übrigens in dem letzten trefflichen Bericht Wulfs über die neuesten Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte scholastischer Philosophen (Revue néoscolastique 7 [1900], p. 123 ss., besonders p. 144 ss.). Es ist allerdings richtig, daß man kaum einen ernsten Versuch machte, die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften philosophisch zu bearbeiten; das wäre auch sehr verfrüht gewesen. Neben ihrer wesentlichen Arbeit, der kritisch-sichtenden, griffen die großen Denker des 16. Jahrhunderts immerhin jene Gedanken ihrer Zeit auf, welche reif genug waren, um eine philosophische Behandlung zu vertragen. Von diesem Standpunkt aus muß man z. B. die philosophischen Grundlagen des Werkes Melchior Canus' De locis theologicis oder das großartige Werk Suarez' De legibus auffassen. Nur ungern vermißten wir bei de Wulf eine nähere Berücksichtigung dieser Seite der nachtridentinischen Philosophie.

Die einzelnen Ausführungen sind zum Teil vortrefflich. Es ist zunächst sehr erfreulich, daß die mittelalterliche Philosophie nicht einfach mit der Scholastik identifiziert wird. Wir werden in die byzantinische und asiatische Philosophie wenigstens eingeführt. Seit dem 9. Jahrhundert erörtert de Wulf regelmäßig die antischolastischen Strömungen. So begegnen wir Scotus Erigena, den Katharern und Albigensern. In der klassischen Periode sehen wir neben dem offenen Eindringen des Averroismus das verwirrende Spiel vermittelnder Richtungen oder den kompromittierenden Übereifer unkluger Verteidiger. Es ist selbstverständlich, daß auch die philosophischen Spekulationen der Mystiker zur Behandlung kommen. Den Pantheismus verfolgt de Wulf seit Scotus Erigena; er bemerkt sein mutigeres Auftreten im 12. Jahrhundert und findet die Wurzeln der Systeme eines Patritius und Giordano Bruno in den Unklarheiten einiger Mystiker und des Nikolaus von Cusa. Was hier geboten wird, ist nicht neu, aber übersichtlich und verständig gruppiert.

Einer der besten Teile des Buches ist, wie sich aus den Vorarbeiten des Herrn Verfassers vermuten ließ, die Untersuchung über das Problem der Universalien (p. 191—208) mit dem wichtigen Resultat: Weder der Nominalismus noch der Conceptualismus, so wie diese Systeme in der Folge definiert wurden, existierten vor dem 13. Jahrhundert. Alle antirealistischen Systeme vor dieser Zeit sind bloß mehr oder weniger unvollkommene Formen des gemäßigten Realismus (p. 208). Recht interessant ist auch das Kapitel über die Aufsehen machenden

Neuerungen des hl. Thomas von Aquin bei seinen Zeitgenossen und die daran sich knüpfende Erregung (cf. p. 299 sqq.). Indes sind der guten Partien zu viel, als daß wir sie alle aufzählen könnten. Das Werk bildet eine treffliche Vorarbeit zu einer ausführlichen Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Es ist zum Studium sehr geeignet und auch für den Fachmann von großem Wert.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Der Einfluß der Konfession auf die Sittlichkeit. Nach den Ergebnissen der Statistik. Von **H. A. Krose** S. J. 8°. (VIII u. 102 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 1.

Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß protestantischerseits uns Katholiken nicht bloß eine intellektuelle, sondern nunmehr auch eine moralische Inferiorität vorgeworfen wird. Ob dieser Vorwurf berechtigt ist, erörtert er gründlich an vier Gebieten der Moralstatistik: der unehelichen Prokreation, der Kriminalität, der Selbstmorde und der Ehescheidung.

1. Die moralische Inferiorität der Katholiken hinsichtlich der unehelichen Prokreation soll zunächst damit begründet werden, daß das katholische Bayern weit mehr uneheliche Geburten zählt als die protestantischen Gegenden Deutschlands. Wie steht es hiermit? Verfasser zeigt (S. 34), daß in Bayern die unehelichen Geburten bei den Protestanten häufiger sind als bei den Katholiken. Das Argument der Gegner kehrt sich also wider sie. Es ist eben nicht die Religion, es sind vielmehr andere Gründe, welche die hohe Ziffer der unehelichen Geburten in Bayern bewirken. Diese Gründe liegen nun auch auf der Hand. Die verkehrte Gesetzgebung trägt die Schuld. Durch Erschwerung der Ehe will man das Wachstum des Proletariates hindern. Aber was erreicht man? Ein Proletariat entsteht trotzdem; aber es ist jetzt ein uneheliches statt eines ehelichen!

Schlagend zeigt der Verfasser, wie in dieser Beziehung auch in Preußen unter sonst möglichst gleichen Bedingungen der Katholizismus ungleich günstiger steht als der Protestantismus. Der katholische Regierungsbezirk Münster z. B. hat 2,09 Prozent uneheliche Geburten, der protestantische Regierungsbezirk Köslin dagegen 9,24 Prozent u. s. w. (S. 47 ff.). In der ganzen preußischen Monarchie betrug die Zahl der unehelichen Geburten: bei katholischen Müttern 6,5 Prozent, bei protestantischen 10,3 Prozent (S. 51).

Es wird ferner eine Seite des außerehelichen Geschlechtsverkehrs berührt, welche bisher weniger berücksichtigt wurde: die Zahlen der Erstgeburten, welche innerhalb der ersten sieben Monate nach der Trauung stattfanden.

Verfasser bringt hier wiederum schlagende Zahlen, daneben aber Geständnisse protestantischer Pfarrer, die wahrlich keine Inferiorität der Katholiken beweisen. So klagt ein protestantischer Pfarrer: „Kein Mädchen fast tritt vor den Altar, die nicht schwanger wäre“; „Mindestens 90 Prozent aller Erstgeburten sind (in der sächsischen Lausitz) unehelich; nur daß viele der spurii nachträglich durch die Ehe legitimiert werden“ (S. 24).

2. Verfasser wendet sich dann zur Kriminalstatistik. Er nimmt hier seinen Gegenstand wieder gut unter die Lupe. Allerdings scheinen in Preußen bei

einer oberflächlichen, rohen Zahlenvergleichung die Katholiken ein wenig ungünstiger zu stehen als die Protestanten. Aber von den 106 507 Delinquenten katholischer Konfession kommen 46 606 auf die Provinzen Posen und Westpreußen und den Regierungsbezirk Oppeln, wo die katholische Bevölkerung ganz vorwiegend aus Polen besteht. Daß aber die Polen mit den preußischen Gesetzen sehr viel in Konflikt kommen, hat seinen Grund wahrlich nicht in der katholischen Religion, sondern in ganz andern, sehr bekannten Ursachen. In den übrigen preußischen Gebietsteilen stehen die Katholiken hinsichtlich der Kriminalität besser als die Protestanten. Auf 10 000 protestantische Preußen kommen 84,57 Verurteilte, auf 10 000 katholische Preußen nur 79,87. Also ist auch hier die Inferiorität auf seiten der Protestanten, nicht aber der Katholiken. Auf je 10 000 katholische Preußen kommen außerdem nur etwa 1,5 Zuchthaussträflinge, auf 10000 protestantische Preußen 2,0 Zuchthaussträflinge (S. 75. 76).

3. und 4. Ganz besonders zeigt sich die sittliche Inferiorität des Protestantismus an den Selbstmorden und den Ehescheidungen. In den Jahren 1881 bis 1890 betrug die Zahl der Selbstmorde auf 100 000 Einwohner: im protestantischen Sachsen 35,3, im protestantischen Dänemark 25,5, im katholischen Spanien 2,4, im katholischen Irland 2,3 (S. 78. 79). In Bayern kamen in den Jahren 1884—1890 auf je 100 000 katholische Einwohner 9,3, auf je 100 000 protestantische 22,7 Selbstmorde (S. 87). Die Gesamtzahl der Selbstmorde auf eine Million beträgt auf der ganzen Erde durchschnittlich: bei den Katholiken 60, bei den Protestanten 190.

Was die Ehescheidungen anlangt, so sei beispielsweise hervorgehoben, daß die Zahl der Ehescheidungsgesuche in den Jahren von 1860—1864: im protestantischen Brandenburg 1721, im protestantischen Pommern 755, in der katholischen Rheinprovinz 4 betrugen (S. 96). Ähnlich kamen in den Jahren 1876 bis 1890 auf je 1000 Eheschließungen: im katholischen Nidwalden 0, im katholischen Obwalden 0, im protestantischen Appenzell A.-Rh. 87,03 Ehescheidungen u. s. w. (S. 98).

Wir können die sehr gediegene Arbeit nur im vollsten Sinne loben und wünschen dringend, Verfasser möge uns mit der Zeit eine größere Moralstatistik liefern, die sich von den Einseitigkeiten eines v. Öttingen fern hält. Wir halten das Gebiet der Moralstatistik für ein äußerst wichtiges. Dieselbe ist eben eine ziffermäßige nähere Ausführung der Worte des göttlichen Heilandes: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen."

L. v. Hammerstein S. J.

Die Bayerische Steuer-Reform von 1899 (Reform der Einkommen-, Kapitalrenten- und Gewerbesteuer, gestaffelte Umsatzsteuer für Waarenhäuser, Großmühlen, Großbrauereien rc.). Ein Beitrag zur Mittelstandspolitik. Von Dr. **Eugen Jäger**, Mitglied des Reichstages und der bayerischen Kammer der Abgeordneten. 8°. (VII u. 310 S.) Speier, Jäger, 1900. Preis *M.* 2.

Es ist für uns immer eine große Freude, wenn der als Schriftsteller und Volksvertreter so hochverdiente Dr. Jäger zu einer Frage der Sozialpolitik, des

gesellschaftlichen und staatlichen Lebens das Wort nimmt. Da kann man sicher sein, nur ein gereiftes und gerechtes Urteil zu hören. Das gilt auch insbesondere von seiner neuesten Schrift über die bayrische Steuerreform von 1899. Abgesehen von der eingehenden Darlegung der bayrischen Steuergesetze ist dieses Werk auch darum sehr wertvoll, weil Jäger die Gründe klar auseinandersetzt, warum die bayrische Gesetzgebung hier einen von andern Bundesstaaten abweichenden Standpunkt eingenommen hat.

Die tiefgreifenden Veränderungen in den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen, insbesondere seit 1871, die gewaltige Entwicklung des Großgewerbes in Industrie und Handel bei gleichzeitigem Rückgang des Kleingewerbes und der Erträgnisse der Landwirtschaft legten den Gedanken nahe, die Beiträge zu den öffentlichen Lasten der veränderten wirtschaftlichen Lage anzupassen.

Am 10. Oktober 1893 stellte daher die bayrische Zentrumsfraktion den Antrag auf eine vollständige Revision der Steuergesetzgebung „in dem Sinne, daß eine progressive Besteuerung ohne Maximalgrenze durchgeführt, hierdurch die kapitalistischen Großbesitze und Großbetriebe ausgiebiger wie bisher herangezogen und Entlastung des mittleren und Kleinbesitzes, insbesondere eine Herabsetzung der Grundsteuer erreicht werde". Auch auf seiten anderer Parteien wurde die Notwendigkeit einer gründlichen Steuerreform anerkannt. Aber man trug Bedenken, sofort zur Einführung der allgemeinen progressiven Einkommensteuer überzugehen, während hingegen auf der andern Seite der Plan, die allgemeine Einkommensteuer zunächst nicht als Einheits-, sondern als Ergänzungssteuer einzuführen, wenig gefiel. Man wollte keine neue Steuer neben den bestehenden, weil man dadurch eventuell eine Steuererhöhung befürchtete.

Im Herbste 1897 legte nun die Staatsregierung drei Gesetzentwürfe über eine Revision der bisherigen Einkommen-, Kapitalrenten- und Gewerbesteuer dem Landtage vor. „In gemeinsamer, gegenseitig befruchtender Beratung (78 Ausschußsitzungen) wurden dieselben erledigt. Für jede Steuergattung wurde der bisherige Kreis der Steuerpflichtigen beibehalten, doch wurden bedeutende Verbesserungen vorgenommen, wobei durchweg der soziale Gesichtspunkt maßgebend war: Entlastung der kleinen, Schonung der mittleren und höhere Belastung der großen Einkommen" (S. 42).

Wenn übrigens Eugen Jäger von *sozialen Gesichtspunkten der Steuerpolitik* spricht, so versteht er darunter nicht etwa bloß die Forderung, daß im Steuerwesen die distributive Gerechtigkeit zur vollen Geltung gelange, mit andern Worten, daß die Lasten einem jeden nach seiner Leistungsfähigkeit und nach seinem Anteil an den öffentlichen Wohlthaten des gesellschaftlichen Lebens zugeteilt werden sollen. Er tritt vielmehr für die Anschauung ein, daß die Steuergesetzgebung auch zum Mittel werden solle, um das Gemeinwohl des Volkes oder doch ganzer Klassen gegenüber dem individuellen Privatinteresse einzelner wirksam zu schützen. Daß dieser Gedanke: die Steuer als Mittel der staatlichen Schutzpflicht — ein hochbedeutsamer ist, liegt auf der Hand. Ebensowenig kann seine Berechtigung bestritten werden. Denn steht es dem Staate zu, z. B. durch Zölle die inländische Produktion gegen ausländische Konkurrenz zu

schützen, dann darf er auch vermittelst der Steuer der Niederstreckung der Mittelklassen durch eine mit dem Gemeinwohl unverträgliche Ausnutzung wirtschaftlicher Übermacht begegnen und auf diesem Wege eine Ausgleichung herzustellen versuchen. Daß Objekte, welche durch gesellschaftliche Arbeit an Wert gewinnen, in besonderer Weise kommunal oder staatlich belastet werden, halten wir ebenfalls für ganz gerecht, und zwar schon lediglich von dem Gesichtspunkte der distributiven Gerechtigkeit aus.

Ohne Zweifel ist das Ideal der Besteuerung unter dem Gesichtspunkte der Gerechtigkeit ein Zustand, in welchem jeder Bürger genau nach Verhältnis seiner Leistungsfähigkeit zu den öffentlichen Lasten beiträgt. Dieses Ideal scheint am besten durch die direkte allgemeine Einkommensteuer verwirklicht werden zu können. Hierbei wird das reine Einkommen — also nach Abzug der Erzeugungskosten und der Schuldzinsen von der Roheinnahme — versteuert, und zwar mit steigendem Steuerfuße, weil ja mit der Höhe des Einkommens im allgemeinen auch die Leistungsfähigkeit progressiv wächst. Die untersten Einkommen bleiben bis zur Grenze eines Existenzminimums (in Preußen auf 900 M. festgesetzt) steuerfrei. Überdies kann und muß — abgesehen von den Schuldzinsen — auch gewissen persönlichen Umständen und Familienverhältnissen, welche, wie Krankheit, starke Kinderzahl, Unglücksfälle, Verpflichtung zum Unterhalt mittelloser Verwandten u. dergl., die Leistungsfähigkeit für öffentliche Zwecke sehr beeinflussen, gebührende Berücksichtigung zu teil werden. Allerdings ist die Steuerstaffelung, die Festsetzung des Maßstabes der Progression, ein kritischer, durch Interessengegensätze umstrittener Punkt — um so kritischer, je weniger in einem Volke überhaupt, und namentlich bei den reicheren Klassen, die sittlichen Verpflichtungen gegenüber der Gesamtheit gebührende, praktische Anerkennung finden. Dazu kommt noch ein fernerer Übelstand.

„Wenn ein Steuersystem Anspruch auf Vollkommenheit machen will, dann müssen auch Garantien dafür gegeben sein, daß die steuerpflichtigen Einkommen bei allen Kategorien möglichst sicher und vollkommen ermittelt werden können. Diesem Ergebnisse aber vermag der Vollzug der allgemeinen Einkommensteuergesetze selbst bei Anwendung großer Strenge und beim besten Willen der Pflichtigen nicht vollkommen gerecht zu werden. Infolgedessen ergiebt sich die Thatsache, daß Steuerpflichtige, deren Einkommen oder Entlohnung fix und daher allgemein bekannt ist, also namentlich Beamte, Privatbedienstete und Arbeiter, relativ höher belastet werden als solche Pflichtige, deren Einkommen sich aus verschiedenen Quellen zusammensetzt, deren sie sich selbst oft nicht ganz bewußt sind." [1] Sieht man auch von absichtlich falscher Bilanzierung ab, so giebt es erfahrungsmäßig gerade für die höheren Einkommenstufen noch genug Mittel und Wege, um sich der gesetzlichen Steuerpflicht teilweise zu entziehen. Besonders bei ertragsreichen Gewerben umschließt die Ertragsberechnung verschiedene Momente, die man willkürlich verändern oder durch deren geschickte Gruppierung man den wahren Ertrag

[1] So Finanzminister von Riedel in der bayr. Kammer der Abgeordneten am 8. Februar 1899 (Verhandlungen S. 19).

verschleiern kann (S. 50). Das behält seine Geltung, auch wenn dem Besteuerten eine noch so strenge Deklarationspflicht auferlegt ist. Noch unsicherer wird der Einblick in die thatsächlichen Einkommensverhältnisse, soll das Einkommen nicht durch die Erklärung des Steuerpflichtigen, sondern durch Schätzung einer Kommission festgestellt werden. Die größten Schwierigkeiten findet aber die allgemeine Einkommensteuer bei der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Beim Landwirte läßt sich die Berechnung des Reinertrages, ebenso wie beim dörflichen Gewerbe, den Gastwirten, Metzgern, Bäckern, Schreinern u. s. w. nur annähernd durch Schätzungen feststellen. Darum haben Preußen, Sachsen, Württemberg dem Landwirte gestattet, an Stelle der ziffermäßigen Deklaration seines Einkommens gewisse Nachweisungen zu geben, welche dann der Taxierung des Einkommens durch eine Einschätzungskommission zu Grunde liegen. Allein das Verständnis und die Ausfüllung der diesbezüglichen Fragebogen ist für den gewöhnlichen Bauersmann sehr schwierig, so daß heute die bäuerliche Bevölkerung bereits vielfach eine Revision der allgemeinen Einkommensteuer herbeisehnt. Der Umstand ferner, daß die allgemeine Einkommensteuer meistens gleich in den untersten Stufen mit hohen Steuersätzen beginnt, während die Progression nach oben langsamer steigt, bewirkt eine stärkere Belastung der unteren Volksklassen und der kleinen Betriebe. Nicht wenig widerspricht es sodann der sozialen Gerechtigkeit, daß die allgemeine Einkommensteuer bisher überall nach dem gleichen Prozentsatze angelegt wurde. Die höchsten Steuersätze sollten doch jenes Einkommen treffen, das aus Kapitalvermögen entspringt, während das unfundierte, lediglich der Arbeit des Steuerpflichtigen entspringende Einkommen am geringsten zu besteuern wäre. Wo Arbeit und Besitz zusammenwirken, wie dies meist bei dem gewerblichen Einkommen der Fall, da ist ein mittlerer Steuersatz am Platze. Wird aber das ganze Einkommen ohne Rücksicht auf die wirtschaftliche und soziale Verschiedenheit der Einkommensquellen nach demselben Steuerfuße belastet, so führt das notwendig zu einer Überlastung des Arbeitseinkommens. Es müßte also die allgemeine Einkommensteuer, um den Forderungen der Gerechtigkeit zu entsprechen, stets nach einer dreifachen Skala angelegt werden. Thatsächlich hat man sich aber in Preußen damit begnügt, eine Vermögenssteuer als Ergänzung der allgemeinen Einkommensteuer einzuführen. Jäger bezeichnet dieselbe als eine „rohe Korrektur“ der reinen, einheitlichen Einkommensteuer. Der unbewegliche Teil des Nationalvermögens werde dadurch, als Gesamtheit genommen, immer stärker belastet als der bewegliche Teil, der sich leichter der Kenntnisnahme und Besteuerung entziehen könne.

Diese Bedenken gegen die Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer als einziger direkter Staatssteuer finden noch eine Verstärkung durch die Eigenart der bayrischen Verhältnisse. Die Vermögensverteilung ist in Bayern eine ganz andere wie in Preußen und Sachsen. Größere Vermögensmassen sind seltener. Hier hätte man das steuerfreie Existenzminimum geringer ansetzen müssen als in Preußen. Auch wären den unteren und mittleren Klassen in Arbeit und Gewerbe größere Lasten aufgebürdet worden als bisher, um das jetzige bayrische Steuersoll zu erreichen. Desgleichen würden durch die unentbehrliche Vermögenssteuer

die Mittelstände in Stadt und Land am schwersten betroffen. Denn der Vermögenswert ihrer Felder, Häuser und fahrenden Habe läßt sich leicht ermitteln. Die Kapitalien dagegen, welche im großgewerblichen Betriebe angelegt sind, können viel schwerer und weniger sicher taxiert werden; das mobile Kapital kann sich verhältnismäßig leicht der Steuer entziehen u. s. w.

Auf der andern Seite lag keine zwingende Notwendigkeit für Bayern vor, mit dem bisherigen Steuersystem völlig zu brechen. Die Real-, Objekts- oder Ertragssteuern insbesondere, bei denen die Steuerpflicht als auf einem Objekt, einer Realität (im Gegensatz zur Person) haftend gedacht wird, sind in ihrer reinen Form nicht progressiv und nehmen auch keine Rücksicht auf Verschuldung oder die sonstwie verminderte persönliche Leistungsfähigkeit des Steuerpflichtigen. Allein diese Mängel lassen sich doch einigermaßen beseitigen, namentlich wenn diese Steuern in Veranlagung und Erhebung weniger als Objekts- und mehr als Ertragssteuern aufgefaßt werden. Objekts- und Ertragssteuern können ferner leichter nach Schätzung und nach äußeren Merkmalen erhoben werden, ohne lästiges Eindringen in die persönlichen Verhältnisse der Steuerpflichtigen. Auch sind die Einnahmen des Staates aus dieser Art der Einschätzung konstanter, was für die Aufstellung des Staatshaushaltes von Wichtigkeit ist. Ganz besonders kommt dann noch in Betracht, daß die Objektssteuern die Möglichkeit gewähren, sozialpolitische Gesichtspunkte in das Steuerwesen hineinzutragen. „Ein großer Fehler der reinen Einkommensteuer ist der, daß sie manche sozialpolitische Vorgänge nicht berücksichtigen kann. Wenn ein Gewerbebetrieb seine Waren ohne Gewinn verkauft, um dadurch die weniger kapitalkräftigen Mitbewerber in großer Anzahl zu Grunde zu richten und sich später durch wucherische Monopolpreise wieder bezahlt zu machen, so bleibt dieses gemeinschädliche Vorgehen steuerfrei, solange der Betrieb keinen Ertrag abwirft. Ebensowenig kann ein Spekulant besteuert werden, der sein Geld in Gegenständen festgelegt hat, die ihm einstweilen keinen Ertrag liefern, mit denen er aber später großen und vielleicht Wuchergewinn zu machen hofft. Das gilt z. B. für Spekulationen mit Ländereien in der Nähe großer Städte, mit Getreide u. s. w." (S. 49). Die Realsteuern dagegen gestatten, einerseits wirtschaftlich oder sittlich schädliche Betriebe besonders zu belasten, Unternehmungen von großer öffentlicher Bedeutung anderseits zu schonen.

So kam man zu dem Beschlusse, die allgemeine Einkommensteuer für jetzt nicht einzuführen, sondern die bestehenden direkten Steuern im Sinne einer besseren Veranlagung, gerechteren Steuerskala und Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse umzugestalten, wobei besonders die Entlastung der Schwächeren, die Schonung der Mittelstände und die Höherbelastung der besonders Leistungsfähigen ins Auge zu fassen sei (S. 81 f.).

Für die Organisation und das Verfahren der Besteuerung nach den neuen Gesetzen müssen wir auf Jägers Schrift verweisen (S. 82 ff.). Nur das, was Dr. Jäger über die Mittelstands-Steuerpolitik, speziell die Umsatzsteuer als Maßregel gegen die kapitalistische Konzentration der industriellen und Handelsbetriebe ausführt, möchten wir noch kurz erwähnen (S. 187 ff.).

Es erscheint als notwendig, sagt Jäger mit Recht (S. 200), daß gegen die aufsaugenden Bestrebungen gewisser Großbetriebe von Staats wegen vorgegangen wird. Selbstverständlich sollen technische und besonders volkswirtschaftliche Fortschritte nicht unterbunden werden, aber angesichts der hohen sozialen Gefahren des monopolistischen Großbetriebes muß man doch an Mittel denken, welche eine Hemmung in dieser Hinsicht bewirken. Im Interesse der Gesellschaft muß der Punkt gefunden werden, bei welchem der wirtschaftliche und technische Fortschritt ermöglicht bleibt, ohne daß die kleinen und mittleren Betriebe erdrückt werden. Solange dies nicht durch allgemeine gesetzgeberische Maßregeln oder durch eine solche Organisation der Gütererzeugung u. s. w. erreicht werden kann, bei der auch die Klein- und Mittelbetriebe sich technisch und wirtschaftlich rationell weiter zu entwickeln vermögen, dürfte es sich empfehlen, zunächst durch das Mittel der Besteuerung den Ausgleich zu bewirken. Soll aber ein steuerpolitisches Vorgehen sein Ziel ganz und voll erreichen, dann muß, nach Dr. Jägers Ansicht, die Reichsgesetzgebung entsprechend eingreifen. Freilich steht es dem Reiche nicht zu, direkte Steuern zu erheben und dadurch die Sonderstellung der einzelnen Bundesstaaten finanziell zu untergraben. Gleichwohl kann das Reich, ohne seine Kompetenz zu überschreiten, durch die Gewerbeordnung die Einzelstaaten verpflichten, gewisse Betriebe, welche den Rahmen des gewöhnlichen Geschäftes überschreiten und eine monopolisierende Tendenz kundgeben, mit einer Umsatzsteuer zu belegen. Gilt diese im ganzen Reich, dann können sich die damit belasteten Großbetriebe nicht aus dem einen in den andern Bundesstaat zurückziehen, um der Steuer zu entgehen. Es muß aber Umsatz- und nicht Ertragssteuer sein, weil die Umsatzsteuer allein das hauptsächlichste Kampfmittel der Großbetriebe gegen minder kapitalkräftige Konkurrenten trifft, nämlich die Vergrößerung des Geschäftsumsatzes durch Unterbietung der Preise, selbst mit vorübergehendem Verzicht auf Gewinn.

Bayern hatte schon seit 1889 eine gestaffelte Malzsteuer, welche in der That günstig für Erhaltung der kleinen und mittleren Betriebe wirkte. Die bayrische Steuerreform von 1899 wendete nun den sozialpolitischen Gedanken, welcher der Besteuerung der Brauereien zu Grunde lag, auch auf andere Großbetriebe an und belegte die Warenhäuser und die Großmühlen mit einer gestaffelten Umsatzsteuer. Dieselbe trifft, wie gesagt, nicht den Reingewinn, sondern den Umsatz. Die Umsatzsteuer ist für den Fall, daß der Großbetrieb die kleinen und mittleren Betriebe zu vernichten droht, so hoch, daß das Geschäft nicht nur nichts mehr verdient, sondern mit Verlust arbeitet und, um Gewinn zu haben, den Betrieb wieder auf eine normale Höhe zurückführen muß. Doch läßt die Steuer einer wirklich gesunden Entwicklung der Industrie und Technik den Weg frei.

Leider müssen wir es uns versagen, auf die interessanten Ausführungen Jägers über die Bekämpfung der Warenhäuser in andern Staaten und Ländern, wie über die Details der bayrischen Besteuerung der Warenhäuser und der Großmühlen hier näher einzugehen. In allen diesen Fragen zeichnet sich Jägers Schrift aus durch ein ruhiges, fach- und sachgemäßes Urteil, durch einen überaus

wohlthuenden Ernst und kraftvolle Entschiedenheit, wo es sich handelt um Gerechtigkeit, die Wohlfahrt des Volkes, insbesondere des Mittelstandes. Die Schrift sei darum auf das beste empfohlen.

Heinrich Pesch S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Die Auffassung des Hohenliedes bei den Abessiniern. Ein historisch-exegetischer Versuch von Dr. phil. Sebastian Euringer, Pfarrer. gr. 8°. (47 S.) Leipzig, Hinrichs, 1900. Preis *M.* 2.

James Bruce in seinem Reisewerke (deutsch 1790) und vor kurzem (1898) W. Riedel behaupteten, daß die äthiopische Kirche das Hohe Lied auf die Tochter des Ägypterkönigs deute. Dieser Ansicht gegenüber erbringt der Herr Verfasser den Beweis, daß die abessinische Kirche das Hohe Lied allegorisch auffasse. Hierfür sprechen die äthiopischen Lesarten 1, 6; 2, 7 (3, 5; 8, 4); 5, 10; 6, 12 und 7, 1. Diese Lesarten werden nach dem handschriftlichen und gedruckten Material eingehend dargelegt; dabei wird auf die koptische, armenische, syrohexaplarische, arabische, lateinische Übersetzung und auf die Erklärungen griechischer und lateinischer Exegeten reichlich Bezug genommen. Eine zweite Beweisquelle wird aus den Glossen und Abschnittsüberschriften eines Codex entnommen; eine dritte bilden die Strophen zum Lobe der seligsten Jungfrau, die mehrere Codices nach jedem Abschnitt einfügen (S. 32—44); ebenso bringt ein Codex aus dem 17. Jahrhundert bereits im Titel den deutlichen Hinweis: „Das Lied der Lieder bezüglich des Sohnes, der christlichen Kirche und seiner Mutter". Dazu kommt noch das Zeugnis eines in Jerusalem lebenden Abessiniers (S. 45 f.). Die Arbeit ist das Muster einer allseitig mit größtem Bienenfleiße durchgeführten Monographie.

Das Buch des Propheten Habackuk. Erklärt von Dr. Otto Happel, Prediger in Kitzingen. gr. 8°. (V u. 71 S.) Würzburg, Göbel, 1900. Preis *M.* 2.

Eine fleißige Arbeit, die in Auffassung und Textverbesserung mancherlei Neues bringt. Die Zeit der beginnenden syrischen Unterdrückung ist der Hintergrund des Buches; der Prophet klagt über die seitens der Syrer drohende Bedrückung; statt daß nun die tröstende Verheißung vom baldigen Untergang des zeitgeschichtlichen Feindes gegeben wird, folgt (1, 6—11) die Beschreibung vom Ansturm, aber auch vom Falle des letzten, größten Feindes (S. 8. 9). Die Verse 1, 5—11 galten ursprünglich den geschichtlichen Chaldäern; Habakuk hat sie, wie auch 2, 5—8 und 3, 3—15, früheren prophetischen Stücken entnommen und mit eigenen Zusätzen zu einem kunstvollen Ganzen verwoben (S. 19). Dabei ist 1, 5—11 ebenfalls das „Gesicht", und dieses „Gesicht", also die alte, ursprünglich den geschichtlichen Chaldäern geltende Weissagung, bildet auch die 2, 2 befohlene „Tafelinschrift" zur Bekundung der

Unwiderruflichkeit (S. 13. 35). Aber in der „Gliederung“ lesen wir (S. 15): Der Prophet sieht im Geiste feindliche Unterdrückung und legt Fürbitte ein (1, 2—4). Antwort Gottes: Der Feind wird sicherlich kommen und großes Unheil stiften, aber schließlich wegen seines Hochmutes dem Gerichte verfallen (1, 5—11). Der Prophet bittet wegen des Wütens der Feinde, bittet um Befreiung seines Volkes vom inneren und äußeren Druck — und die Antwort ist eschatologisch! Daß Ezechiel nach ausführlicher Schilderung des messianischen Reiches auf den letzten Feind der Endzeit übergeht, ist begreiflich — aber Hab. 1, 5? Der Herr Verfasser übersetzt 3, 13 „zur Rettung deines Gesalbten“; im Cursus S. Scripturae wird ebenfalls der hebr. Text übersetzt: ad salvandum unctum tuum; zugleich wird die Vulg. „cum Christo tuo“ erläutert: cum rege theocratico ita ages ut eum salves, und wegen des lat. *cum* auf den lat. Text Is. 3, 14 verwiesen; warum also die Bemängelung und unrichtige Darstellung auf S. 56?

Göttliche Weltordnung und religionslose Sittlichkeit. Zeitgemäße Erörterungen von Prälat Dr. Wilh. Schneider, Dompropst und Professor der Theologie in Paderborn. 8°. (VII u. 600 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1900. Preis *M.* 10.

Das Werk bietet nicht bloß eine gut bewiesene Darstellung der wahren Grundlagen der Sittlichkeit und eine Widerlegung fast aller Systeme der unabhängigen Moral, es deckt auch die Fundamente und Konsequenzen der irrigen Lehren über die Sittlichkeit auf und erweitert sich so zu einem anschaulichen großen Gemälde der ganzen modernen gottentfremdeten Weltanschauung. Wir lernen neben den Theorien und ihrem Zusammenhang mit dem Materialismus, Darwinismus, Positivismus auch die praktischen Versuche kennen, diese unabhängige Moral mit Hilfe von Vereinen zu popularisieren. Sehr zeitgemäß ist ferner die ausführliche Widerlegung der Einwendungen gegen die religiöse Moral. Beim Aufdecken der Ziele und des Ursprungs der „unabhängigen“ Sittlichkeit erörtert Dr. Schneider weiter die modernsten Tagesprobleme, die darwinistischen Vorschläge zur Rassenverbesserung, die verschiedenen Typen des Übermenschen, die Träume der Kulturfanatiker und der Pessimisten, die Extreme der Altruisten und Egoisten, die verunglückten Versuche, die ethischen Gefühle durch eine Reihe von Entwicklungsstufen zu erklären. Überall ist das Urteil ruhig, sachlich, vornehm. Nur Strindbergs Inferno scheint uns viel zu mild beurteilt (S. 247). Gerade hier hätten wir gerne gesehen, wenn der Herr Verfasser den Mißverständnissen, welche über dieses Buch herrschen, ein Ende gemacht und den Roman für das erklärt hätte, was er ist, ein Werk krankhafter Überreizung, ein Produkt des Wahnsinns. Die Darstellung wird durch eine Menge Belege lebendig, ja spannend; das Buch ist nicht bloß lehrreich, sondern auch höchst interessant.

Theologia moralis decalogalis et sacramentalis. Auctore clarissimo P. Patritio Sporer, Ord. FF. Min. Novis curis edidit P. F. Irenaeus Bierbaum, Ord. FF. Min., Provinciae Saxoniae S. Crucis lector iubilatus. Tom. II. gr. 8°. (VI et 948 p.) Paderbornae, ex typogr. Bonifaciana, 1900. Preis *M.* 7.80; geb. *M.* 10.

Das gelehrte Werk Sporers bedarf nur einer Anzeige, keiner Empfehlung. Der vorliegende zweite Band enthält die sechs letzten Gebote unter dem Begriff der

Gerechtigkeit zusammengefaßt. Das sechste und neunte Gebot werden aber nur kurz behandelt, da sie im dritten und letzten Band beim Sakrament der Ehe ausführlich zur Darstellung kommen sollen.

Das christliche Leben im Verkehr mit der modernen Welt. Von Caroline Fürstin von Sayn-Wittgenstein. Praktische Erwägungen, geordnet, durchgesehen und veröffentlicht von Heinrich Lasserre. Autorisirte Uebersetzung von S. v. Malfér. Mit bischöflicher Approbation. 8°. (XIV u. 448 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis geb. *M.* 3.20; in Callicoband *M.* 4.

„Meines Wissens ist in diesem Jahrhundert nichts Besseres, Kraftvolleres, Wahrheres, Wirksameres, nichts was so unwiderstehlich wohlthuend ist oder diesen Gedanken und Empfindungen gleichkäme, geschrieben worden." So führt der Herausgeber Heinrich Lasserre das Buch bei seinen Lesern ein (Einleitung S. xi). Und wiederum: „In unserer Zeit hat meines Erachtens niemand gleich ihr (der Verfasserin) Himmlisches und Irdisches mit so klarem und tiefgehendem Blicke betrachtet" (ebd. S. x). In einer andern Ankündigung wird das Buch „ein weltlicher Thomas von Kempis" genannt. Das ist viel gesagt und spannt die Erwartungen unseres Erachtens höher, als wir im Interesse dieses wirklich guten, wenn man will, ungewöhnlichen Buches wünschen. Man lernt dasselbe übrigens erst bei wiederholter Lektüre richtiger schätzen; denn der Herausgeber hat es leider versäumt, das eingehendere Inhaltsverzeichnis am Schluß, das den Gedankengang gut skizziert, in den Text selbst als Teilüberschriften hineinzunehmen, so daß derselbe ohne Ruhepunkte und Wegweiser sich fortzieht. Das Buch zerfällt in drei Abschnitte: I. Das Leben mit Gott (Die Hingabe an den Willen Gottes, Die Gottvergessenheit); II. Das Leben mit sich selbst (Von der Selbstverleugnung, Von der Welt: Was ist sie? Die Welt in uns, außer uns, Der Götzendienst der Welt, Die Heuchelei der Welt, Der Geist der Lüge in der Welt); III. Das Leben mit dem Nächsten (Von der Geduld, Von der Langweile, Von der Ehrfurcht, Vom Neid). Der erste Teil ist gut, ohne gerade Ungewöhnliches zu bieten. Er bringt die Grundgedanken der Exercitien in zum Teil neuer, origineller Fassung. Ein reifer, fast männlicher Geist spricht aus diesen ernsten Betrachtungen, deren philosophische Gründlichkeit bei einer Dame billig überrascht. Der Abschnitt „Von der Welt" ist eine Wiederholung des göttlichen Wortes: „Wehe der Welt", das hier im Munde einer Dame aus den höchsten Kreisen ein ergreifendes Echo findet. Übrigens dürften doch einzelne Auslassungen von einem gewissen Pessimismus nicht freizusprechen sein. Als den Glanzpunkt des Buches möchten wir den zweiten Teil bezeichnen. Hier zeigt sich die umfassende Welterfahrung, scharfe Beobachtungsgabe, die ungewöhnliche Herzenskenntnis der Verfasserin in glänzendem Lichte. Das Kapitel über „die Geduld" ist ausgezeichnet, dasjenige über „die Langweile", welches den Finger an eine der schlimmsten Wunden der hohen Damenwelt legt, meisterhaft. Jene Blasiertheit, jenes taedium vitae, aus dem die Langweile hervorgeht, wohnt nicht in den Hütten der Enterbten, die da arbeiten und sparen müssen, sondern weilt „wie jene aristokratische Gicht, von welcher die Fabel erzählt, am liebsten und gedeiht vorzugsweise bei den Reichen und unter den höheren Ständen". Mit unbarmherzigem Sarkasmus wird die moderne Dame, „die gnädige Frau", gezeichnet, die sich jeder, auch der geringsten persönlichen Mühe

entzieht, ihre eigenen Kinder kaum kennt, ihre Trägheit im Landauer spazieren fährt, Besuche macht, Besuche empfängt, und wenn ihr dies alles zu langweilig wird, Badeorte besucht, Europa durchreist, die Meere durchschifft u. s. w., nur um ihre Langeweile zu vertreiben. Die sozialen und sittlichen Folgen des vornehmen Müßiggangs werden schonungslos bloßgelegt, aber auch der Weg und die Motive zur Besserung gewiesen. Trefflich ist auch der Abschnitt „Vom Neide“, drastisch illustriert durch Momentaufnahmen aus dem höheren Gesellschaftsleben. Wir wünschen dringend, daß diese Aufzeichnungen einer hochgebildeten Fürstin ihren Weg in recht viele elegante Boudoirs finden und dort nicht ungelesen neben dem Haufen „neuester“ Romane und Novellen liegen bleiben. Sehr gewünscht hätten wir, daß der Herausgeber oder Übersetzer uns in der Einleitung etwas mehr über die Verfasserin selbst gesagt hätte. Unseres Wissens ist sie eine Konvertitin. Wie Lasserre mitteilt, liegt von ihr u. a. ein handschriftliches oder im Manuskript gedrucktes Werk, das 24 Bände in 8° umfaßt, in einem Kloster in Böhmen in einem gerichtlich versiegelten Gemache, darf aber einer testamentarischen Verfügung der Verfasserin zufolge erst ein Vierteljahrhundert nach ihrem Tode (gest. 9. März 1887), also im Jahre 1912 veröffentlicht werden.

De sancta Nicaena synodo. Syrische Texte des Maruta von Maipherkat. Nach einer Handschrift der Propaganda zu Rom übersetzt von Dr. Oscar Braun, Professor an der Universität Würzburg. (Kirchengeschichtliche Studien, herausgegeben von Dr. Knöpfler, Dr. Schrörs, Dr. Sdralek, o. ö. Professoren der Kirchengeschichte in München, Bonn und Breslau. IV. Band. 3. Heft.) 8°. (128 S.) Münster i. W., Heinr. Schöningh, 1898. Preis *M.* 2.80; Subscriptionspreis *M.* 2.

Dem Maruta, Bischof von Maipherkat, einem Zeitgenossen des hl. Chrysostomus, werden von den syrischen Litteraturhistorikern zwei Werke zugeschrieben, die Sammlung der Akten der persischen Märtyrer und eine Geschichte des Konzils von Nicäa mit Übersetzung der Konzilsakten. Das erstere Werk ist längst bekannt, von dem zweiten hat der Verfasser in einer römischen Handschrift ziemlich umfangreiche Bruchstücke aufgefunden, die er in deutscher Übersetzung hier vorlegt. Sie enthalten neben echten Stücken, unter welchen eine Liste der Konzilsväter hervorzuheben ist, auch manches andere, das dem Nicänum nicht angehört. Es sind ein Ketzerverzeichnis, das alte Nachrichten enthält, Bestimmungen für die Mönche und namentlich die älteste Form der sogen. arabisch-nicänischen Kanones, die sich im Orient großen Ansehens erfreuen. Einiges, wie eine fabelhafte Geschichte Konstantins und Helenas und der Entstehung des nicänischen Konzils, kann nur von fremder Hand in das Werk des Maruta hineingefügt worden sein. Die Einleitung zur Übersetzung dieser Bruchstücke giebt Belehrung über die Person des Maruta, der bis in die jüngste Zeit hinein mit einem Namensvetter verwechselt wurde, und stellt besonders über seine beiden Gesandtschaften nach Persien auch aus orientalischen Quellen alles Erreichbare zusammen. Die Arbeit ist mit Dank und Freude willkommen zu heißen. Sie giebt uns Nachrichten über eine für die persische Kirche bedeutsame Persönlichkeit und erweitert unsere Kenntnis des orientalischen Kirchenrechts. Namentlich erhalten wir zum erstenmal eine zuverlässige Übersetzung der kirchenrechtlich wichtigen arabischen Kanones, die besonders beachtenswert sind wegen ihrer Anerkennung des römischen Primates (s. diese Zeitschr. Bd. LII,

S. 596 f.), und Auskunft über deren verschiedene Rezensionen und Verbreitung im Morgenland. Wir wünschen sehr, daß der Verfasser auch in Zukunft uns noch mit ähnlichen Früchten seines Fleißes erfreue.

Die origenistischen Streitigkeiten im sechsten Jahrhundert und das fünfte allgemeine Concil. Von Dr. Franz Diekamp, Privatdocenten der Theologie in Münster. 8°. (142 S.) Münster i. W., Aschendorff, 1899. Preis *M.* 3.50.

Ob das fünfte allgemeine Konzil den Origenes verurteilt habe, ist eine alte Streitfrage, die mit sehr scheinbaren Gründen von sehr tüchtigen Gelehrten in sehr verschiedenem Sinne beantwortet wurde. Der Verfasser untersucht sie von neuem mit dem Ergebnis, daß allerdings den zum fünften Konzil versammelten Bischöfen eine Reihe origenistischer Lehrsätze zur Beurteilung vorgelegt und von diesen auch verurteilt wurde, daß aber alles dies geschah, bevor die eigentlichen Konzilsitzungen noch begonnen hatten, und somit eine eigentliche konziliare Entscheidung des fünften Konzils nicht vorliegt. Dem Abschnitt, in welchem der Verfasser diese Sätze begründet, schickt er zwei andere voraus. Der erste untersucht an der Hand des Cyrill von Skythopolis die Chronologie der origenistischen Streitigkeiten im 6. Jahrhundert und bereitet dadurch den zweiten Abschnitt vor, der den Verlauf dieser Streitigkeiten zur eingehenden Darstellung bringt und auf diese Weise seinerseits dem dritten Abschnitt die Wege bereitet, indem er zeigt, daß der Lage und Entwicklung der Dinge nach beim fünften Konzil ein Antrag auf Verurteilung des Origenes kaum ausbleiben konnte. Gleich den früheren Arbeiten des Verfassers ist auch diese jüngste Frucht seines Fleißes eine sehr gute Leistung. Daß die fünfte Synode in irgend einer Weise mit der Verurteilung des Origenes sich beschäftigte, wird man den Ausführungen der vorliegenden Schrift gegenüber nur sehr schwer leugnen können. Die Auskunft, daß diese Verhandlung den eigentlichen Sitzungen ökumenischen Charakters vorausging, scheint mit Rücksicht auf die entgegenstehenden Schwierigkeiten als eine glückliche. Abgesehen von den Ergebnissen verdient die Schrift nach der methodischen Seite hin alles Lob wegen der allseitigen, gründlichen, ruhigen Abwägung der Beweise und Einwürfe.

Heideblumen. Novellen und Skizzen von J. v. Dirkink. 8°. (288 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1900. Preis geb. *M.* 2.50.

Die fleißige Verfasserin hat den von uns besprochenen „Heckenrosen“ ein neues Bändchen Novellen und Skizzen folgen lassen, zu deren Charakteristik und Empfehlung wir alles über die früheren Dichtungen Gesagte nur wiederholen können. Hier wie dort dasselbe poetische Milieu, die einsame westfälisch-niederländische Ebene; im Durchschnitt dieselbe poetische Handlung, Lieb und Leid in der Kötterhütte und dem Gutshof; dieselbe poetische liebevolle Auffassung und Darstellung des Kleinen und Armen. Trotz dieser Gleichmäßigkeit im allgemeinen herrscht doch wieder im einzelnen eine hinreichende Verschiedenheit, daß der Leser auch diesen neuen Geschichten aus der Heide mit Genuß folgen wird. Dirkink ist ohne Widerspruch glücklicher im Charakterisieren als im Erfinden der Handlung, sie malt besser als sie erzählt. So sind es denn auch wieder in den „Heideblumen“ einzelne Charaktere, welche hauptsächlich anziehen und fesseln. Keine geringere als die Freiin von Brackel hat dieses Bändchen mit einem Vorwort versehen, und wir stimmen ihren Worten zu,

wenn sie sagt: „Die Novellen können der Leserwelt nur aufs beste empfohlen werden. Sie muten an wie einfache Heideblumen, die ohne üppige Gestaltung, ohne reiches Farbenspiel und ohne berauschenden Duft doch einen großen Reiz ausüben und aller Herzen zu gewinnen wissen. Bei aller Einfachheit der Komposition ist Leben und Lebenswahrheit darin enthalten, und einige zeigen jene echte Poesie, die aus dem feinen Verständnis für edle Motive hervorgeht. ‚Moordrücke‘ und die ‚Andre‘, auch ‚Im Schnee‘ sind glänzende Beispiele dieser Art.“ — Unseres Erachtens sollte die Dichterin noch etwas mehr Sorgfalt auf die Wahrscheinlichkeit in der Erfindung der Erzählung und auf den Lokalton in Schilderung und Gesprächen verwenden. Das Reden der Heidebewohner könnte charakteristischer sein. Überhaupt macht sich ein gewisser Mangel bewußter künstlerischer Durcharbeitung und sprachlicher Ausgestaltung an einem gewissen litterarischen Hauch geltend, der die Feuilletonserzählung erst zur Höhe des Kunstwerkes hebt. Was Dirkink bietet, ist meistens gut, man hat aber das Gefühl, die Schriftstellerin könne noch Besseres leisten.

Der Kampf des heidnischen Philosophen Celsus gegen das Christenthum. Eine apologetisch-patristische Abhandlung von Dr. theol. Johannes Franz Seraph Muth, Priester der Erzdiöcese Bamberg. 8°. (XX u. 229 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 3.50.

Die Schrift sucht an der Hand des bekannten Buches des Origenes über den allgemeinen philosophischen Standpunkt des Celsus, die einzelnen Einwürfe seines Buches und die Anordnung derselben zu orientieren. Diese Zusammenstellungen sind recht fleißig und eingehend. Weniger befriedigt, was zur kritischen Würdigung der ältesten Gegenschrift gegen das Christentum beigebracht wird.

L'Université d'Avignon au XVII et XVIII siècles. Par J. Marchand, Docteur ès Lettres, Inspecteur d'Académie. 8°. (XIV et 328 p.) Paris, Picard, 1900. Preis *Fr.* 7.50.

Von dem rechtsgelehrten Papst Bonifaz VIII. im Jahre 1303 gegründet, war die Universität Avignon zunächst als juristische Hochschule gedacht, und bis zum Untergang im Gefolge der französischen Staatsumwälzung blieb es ihr charakteristisches Merkzeichen, daß das Kollegium der aggregierten Doktoren der Jurisprudenz über die Gesamtheit der Universitätsangelegenheiten die Oberherrschaft führte. Theologie, freie Künste und Medizin fanden Berücksichtigung nur insoweit, als lokale Verhältnisse oder Bedürfnisse es erheischten. An eine erfolgreiche Konkurrenz mit dem nahen Montpellier in Bezug auf Heilkunde oder gar mit Paris in Bezug auf Theologie konnte niemals gedacht werden. Demungeachtet erfreute sich die Universität noch im 16. Jahrhundert einer gewissen Blüte und hatte 800 Studenten und nicht wenige berühmte Juristen als Lehrer aufzuweisen. Bekannte Päpste wie Pius II., Alexander VI., Julius II. (als Kardinal), Leo X. und zuletzt noch Benedikt XIV. sind um ihre Förderung und Hebung bemüht gewesen. Die französischen Religionskriege seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bezeichnen den Wendepunkt zum Niedergang. Zwar blieb der ganze Organismus der alten Hochschule unverkümmert fortbestehen und wurde die Autonomie der gelehrten Körperschaft, dank der Weitherzigkeit der Päpste, unangetastet erhalten, und hatte die medizinische wie die juristische Fakultät auch ferner noch manche Berühmtheiten aufzuweisen, aber innere und äußere Verhältnisse wirkten lähmend. Dieser durch 200 Jahre sich hinziehende Prozeß des inneren Zerfalls bildet den Hauptgegenstand

der vorliegenden Schrift. Dieselbe ist unmittelbar aus den Akten herausgearbeitet, welche gerade für diese Periode in überfließendem Reichtum vorhanden sind. Sie macht mit allen Seiten des Universitätslebens jener beiden Jahrhunderte eingehend bekannt und zerlegt mit anatomischer Genauigkeit vor dem Leser den ganzen vielgestaltigen Organismus. Dies macht die tüchtige Schrift ungemein lehrreich. Für die früheren Jahrhunderte der Universitätsgeschichte konnte der Verfasser auf bereits vorhandene Dokumentensammlungen und Spezialarbeiten hinweisen. Es verlohnte sich, die Symptome und die Ursachen des Zerfalles während der letzten zwei Jahrhunderte der Hochschule besonders zu untersuchen, und die Kompetenz zu einer solchen Untersuchung hatte der Verfasser in einer früheren, nahe verwandten Arbeit (vgl. diese Zeitschr. Bd. LIII, S. 210) bereits bewiesen. Anziehende Nebenpunkte bilden das Emporkommen des französischen Rechts und der Chirurgie, die Einrichtung der Klinik und des botanischen Gartens, die allmähliche Bildung ganzer Professorendynastien und einer eigenen Universitätsaristokratie, überhaupt manche Momente, welche dieser päpstlichen Besitzung inmitten französischen Gebietes aus ihren einzigartigen Verhältnissen ganz eigentümlich erwuchsen.

Papst Innocenz XI. 1676—1689. Beiträge zur Geschichte seiner Politik und zur Charakteristik seiner Persönlichkeit. Von Dr. Max Immich, Privatdozenten an der Universität Königsberg i. Pr. 8°. (111 S.) Berlin, Speyer u. Peters, 1900. Preis *M.* 2.80.

Der Verfasser, Herausgeber von Nuntiaturberichten aus den Jahren 1685 bis 1688, versucht in diesem Schriftchen den leitenden Gedanken in der Politik Innocenz' XI. herauszusuchen und klarzulegen. Französische Geschichtschreiber lassen die Schritte des Papstes durch blinden Haß gegen Frankreich und ebenso blinde Vorliebe für Österreich bestimmt werden. Ihnen gegenüber sucht der Verfasser zu zeigen, die päpstliche Politik unter Innocenz habe nur das eine Ziel verfolgt, den Frieden unter den christlichen Fürsten zu erhalten und dieselben zu einem gemeinsamen Feldzug gegen die Türken zu vereinigen. Von einer Zuneigung zu Österreich seien die Maßnahmen des Papstes ebensowenig beeinflußt wie von einer Abneigung gegen Ludwig XIV. „Innocenz widersetzte sich den Ansprüchen Frankreichs, weil er ihre Bewilligung mit den heiligen Pflichten seines göttlichen Amtes nicht in Einklang bringen zu können meinte. Auf seine weltliche Politik hat dieser Gegensatz keinen nachweisbaren Einfluß ausgeübt" (S. 106). „An Gelegenheiten, Frankreich einen Strich durch die Rechnung zu machen und die antifranzösische Bewegung in Europa thatkräftig zu unterstützen, fehlte es doch nicht. Innocenz hat sich ihrer nicht bedient.... Das entsprach so ganz der Art dieses Mannes: unparteiisch, frei von politischer und persönlicher Leidenschaft, ... ein Papst, der lieber Märtyrer seiner Prinzipien werden, als ihnen entsagen wollte" (S. 91). Trotz dieser und ähnlicher Aussprüche darf man übrigens den Verfasser nicht für einen Bewunderer Innocenz' XI. halten. Die sittliche Reinheit und Ehrlichkeit des Papstes erkennt er an; was aber andere und auch solche, die nicht jeden Schritt Innocenz' XI. für den unbedingt besten halten, an seiner Politik als ideales Streben bewundern möchten, gilt unserem Verfasser als Schwärmerei, Fanatismus, Phantastik, Beschränktheit, Mangel an politischer Begabung (S. 17. 22. 27. 38). Zu seinen Schritten gegen die Türken, die 1682 gegen Österreich ausziehen, bestimmt nach S. 27 den Papst unter anderem „der wilde Haß des Fanatikers gegen die Un-

gläubigen". Eine Diskussion über die Anschauungen, welche solchen Urteilen zu Grunde liegen, ist an diesem Orte nicht angebracht. Es versteht sich von selbst, daß wir das Schriftchen nur mit starkem Vorbehalt unter den „Empfehlenswerten Schriften" zur Anzeige bringen.

Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536. Nach meist ungedruckten Quellen bearbeitet von Joseph Gény. [Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludwig Pastor. I. Band. 5. u. 6. Heft.] 8°. (XIV u. 224 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 3.

Der gelehrte Schlettstadter Archivar hat hier mit liebevollem Eingehen selbst auf die kleinsten Züge ein bedeutsames Stück Stadtgeschichte gezeichnet. Die musterhafte Leistung gewinnt noch an Wert dadurch, daß sie zugleich die Kundmachung einer archivalischen Entdeckung ist. Was gerade über die entscheidendste Epoche der städtischen Entwicklung Schlettstadts andern Forschern entgangen und was als unausfüllbare Lücke oft empfunden worden war, das hat das geübte Auge des Archivars, während er andern gelehrten Forschungen nachging, ihm selbst unerwartet, ausfindig gemacht. Seine Mitteilungen stoßen die ganze bisherige Auffassung der Sachlage um und legen völlig neue Grundlagen. Es handelt sich dabei um eine Stadt, welcher eine auffallend große Zahl namhafter Persönlichkeiten in jener Zeit angehört haben, in der Jakob Wimpheling gewirkt, aus der Martin Butzer einerseits, Beatus Rhenanus anderseits hervorgegangen ist. In dem Augenblick, da die sogen. Reformation zum Ausbruch kommt, zeigt die Stadt, wie so viele andere im damaligen Deutschland, wohlgeordnete kirchliche Verhältnisse und ist seit alters gewohnt an einen durchaus pflichttreuen Klerus. Erst des demoralisierenden Einflusses der großen Apostasie in Deutschland bedurfte es, um auch die Schlettstädter bei einigen der Neuerung zugeneigten Individuen kirchliche Skandale erleben zu lassen. Auch dann noch gelang es, unter den schwierigsten Verhältnissen von innen und außen, der Weisheit und Festigkeit des städtischen Rates, ihre Stadt vor Abfall und Zerrüttung zu bewahren. Der Verfasser hat dies meisterhaft ans Licht gestellt. Einige kostbare Notizen finden sich für die Geschichte der kirchlichen Kunst im damaligen Elsaß, Wertvolles auch über die Schlettstadter Schule und die religiösen Orden. Letzteres gehört zu dem minder Erfreulichen. Die beste Rolle spielen durchwegs die Johanniter. Für die genauere Kenntnis des Werdens der Reformation, nicht nur im Elsaß, sondern in Deutschland überhaupt, ist diese Schrift ungemein belehrend, wie sie auch in das städtische Wesen des ausgehenden Mittelalters unmittelbar und mit seltener Lebhaftigkeit hineinversetzt.

Leben des Heiligen Joseph. Nach dem Französischen des P. Champeau C. S. Cr. bearbeitet von Conrad Sickinger, Pfarrer in Heppenheim. Mit einem empfehlenden Schreiben des hochw. Herrn Augustin Egger, Bischof von St. Gallen. Zweite Ausgabe. Mit 4 Lichtdruckbildern und 144 Holzschnitten. 8°. (XVI u. 296 S.) Einsiedeln, Benziger u. Co., 1900. Preis *M.* 5.

Teils nach den Worten der Heiligen Schrift, teils nach den Gesichten der ehrwürdigen Katharina Emmerich wird auf 120 Seiten das Leben des Nährvaters

Jesu geschildert und zur Erbauung der Gläubigen mit frommen Betrachtungen durchflochten. Weitere 100 Seiten verbreiten sich über die Verehrung, welche der Heilige gefunden, und das Schutzamt, welches er ausübt. Ein Anhang giebt einige auf die Verehrung des Heiligen bezügliche kirchliche Dokumente aus der Zeit Pius' IX. Der Bilderschmuck und die Ausstattung überhaupt sind im ganzen recht hübsch; der Ton der Darstellung ist würdig. Abgesehen von der Stelle des Areopagiten S. 250, die schon an sich für heutige Christen immer etwas Unangenehmes hat, wird man ernstere Einwendungen wegen Übertreibung nicht machen können. Die ganze Richtung der Schrift zielt auf praktischen Nutzen hin; sie geht herzhaft auf fast alle Fragen des Christenlebens ein und ist ein ganz gutes Erbauungsbuch für Familie und Volk.

De instituto officialis sive vicarii generalis episcopi. Dissertatio Inauguralis historico-canonica Caroli Schmalz, Ss. Theologiae Doctoris, capellani Katscheriensis. 8°. (73 p.) Vratislaviae, apud Aderholz, 1899. Preis *M.* 1.50.

Eine fleißig gearbeitete Monographie. Der meiste Raum ist der historischen Entwicklung des Amtes eines Generalvikars gewidmet. Doch kommt auch die praktische Seite zu ihrem Recht. Das Schriftchen ist in flüssigem, leichtverständlichem Latein geschrieben.

Henri Baron van der Straten-Waillet du Ier Lanciers, Sous-Lieutenant de la Force publique de l'Etat indépendant du Congo, mort aux Stanley Falls le 20 Sept. 1896. Par le P. F. van der Straten-Waillet S. J. 8°. (176 p.) Namur, Godenne, 1899. Preis *Fr.* 2.

Ein liebenswürdiger Junge, Offizierssohn und von Kindheit an für den Soldatenstand begeistert, bereitet durch Abhärtung und Übung für den Dienst im Felde sich vor, tritt, sobald er die Altersgrenze erreicht hat, bei den Ulanen seiner Vaterstadt Namur ins Regiment und erhält nach achtjährigem Dienst und glücklich bestandenem Offiziersexamen die Erlaubnis der Eltern, nach dem Kongo zu ziehen. Dort fällt er schon nach wenigen Monaten im Alter von 26 Jahren dem mörderischen Klima zum Opfer. Dies der Inhalt der prächtig gedruckten und mit vielen Abbildungen ausgezierten Schrift. Die zweite Hälfte derselben besteht fast ganz aus den einfachen, aber frischen Reiseberichten, die der junge Soldat in die Heimat schickt; in der ersten erzählt sein Onkel, gleichfalls früher Soldat, jetzt aber ein alter Jesuitenpater in Namur, die Geschichte von des Helden Kindheit, seine tollen Streiche, aber auch Züge von Edelsinn, Frömmigkeit und Selbstbeherrschung. Da die Schrift an solche sich wendet, bei welchen ein persönliches Interesse für den früh Verstorbenen von vornherein vorhanden ist, so wurde der gemütliche, etwas wortreiche Plauderton der Familienstube beibehalten und pädagogische wie moralische Erwägungen reichlich eingeflochten.

Streifzüge durch die biblische Flora. Von Leopold Fonck S. J. (Biblische Studien, herausgegeben von Prof. Dr. O. Bardenhewer. V. Bd. 1. Heft.) 8°. (XIV u. 168 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 4.

Ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis der Flora des Heiligen Landes und zum richtigen Verständnis mancher Stellen der Heiligen Schrift, in denen bestimmte

Repräsentanten des Pflanzenreiches, sei es in geschichtlicher, sei es in bildlicher Darstellung, verewigt sind. Der Verfasser, welcher als Bibelforscher und Botaniker Palästina zu durchwandern Gelegenheit hatte, führt den Leser vom Meeresstrande zu den Bergeshöhen, über öde Steppen, durch Feld und Flur und schließlich das Jordanthal hinab zu den Gestaden des Toten Meeres. Dabei macht er gewissenhaft auf alle Erscheinungen aus der Pflanzenwelt aufmerksam, die irgendwo in den Büchern des Alten oder Neuen Testamentes Erwähnung finden. Mit der einschlägigen Litteratur aus den Gebieten der Naturgeschichte sowohl als der Bibelforschung zeigt sich der Verfasser vollkommen vertraut, wie die überaus zahlreichen Citate und das beigefügte Verzeichnis der „häufiger angeführten Werke" beweisen. Für Exegeten insbesondere dürfte die gediegene Schrift unentbehrlich sein. Ein ausführliches Sachregister erleichtert das Nachschlagen.

ABC für Adamssöhne. Von Friedrich Ernst. kl. 8°. (VIII u. 200 S.) Heiligenstadt (Eichsfeld), Cordier. Preis geb. in Leinwand *M.* 1.

Ein treffliches, frisch und packend geschriebenes Büchlein, das unter fünfundzwanzig Stichworten: Aufstehen, Barzahlung, Charakter, Durst, Ehrlichkeit, Fortschritt, Geschwätz, Hoch, Immoralität u. s. w. eine Fülle von nützlichen, aus dem wirklichen Leben gerissenen Bemerkungen und Winken für die Männerwelt enthält. Die Kost, die es bietet, ist mehrfach recht kräftig, doch wahrhaft gesund und dazu mit einer guten Dosis von Humor und Witz gewürzt. Es kann den Adamssöhnen nur empfohlen werden.

Saint François de Xavier. Sa vie et ses lettres. Par P. L. Jos. Marie Cros S. J. Tome premier: François de Xavier en Europe et dans l'Inde. Lex.-8°. (LIV et 494 p.) Paris, Retaux, 1900.

Der Verfasser, der außer einer größeren Schrift über den hl. Joh. Berchmans 1894 auch dem Leben des Apostels von Indien früher bereits einen Band gewidmet hat, nimmt diese letztere Arbeit hier in anderer Weise noch einmal auf. Nach dem Beispiel, mit welchem P. Coleridge 1872 und 1881 für die englische, P. de Vos 1877 für die deutsche Lesewelt vorangegangen sind, giebt er die sämtlichen noch erhaltenen Briefe des Heiligen in wortgetreuer und vollständiger Übersetzung, eingefügt in den Rahmen einer zwar knappen, doch ausreichenden Geschichtserzählung. Während aber seine Vorgänger noch auf die von Menchaca 1804 veranstaltete Briefsammlung als ihre wesentliche Grundlage sich angewiesen sahen, konnte P. Cros die kritischen Untersuchungen des P. Delplace (Selectae Indiarum epistolae 1887) zum Ausgangspunkte umfassender Forschungen in den Archiven Spaniens und Portugals machen. So war er in den Stand gesetzt, für viele Schreiben den durch die freie Übertragung ins Lateinische stark veränderten Text in seiner Ursprünglichkeit wiederherzustellen und zugleich eine Reihe von höchst wichtigen, auf das Leben des Heiligen bezüglichen Dokumenten neu ans Licht zu ziehen. Die Frucht eingehender Studien über die Geschichte der Familie Xaviers soll später in einem eigenen Bande der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, eine Untersuchung über die Wunder des Heiligen wird dem II. Bande des vorliegenden Werkes beigegeben werden. Wiewohl inzwischen auch die in Madrid erscheinenden Monumenta historica Societatis Iesu begonnen haben, unter dem Titel Monumenta Xaveriana alles, was von der Hand des Heiligen sich noch findet, nach dem Wortlaut des

Originals zur Mitteilung zu bringen, wird doch die vorliegende dokumentarische Lebensbeschreibung in ihrem fließenden Französisch nicht nur das Vorhandene weiteren Leserkreisen erschließen, sondern auch ihren selbständigen Wert behaupten. Der II. Band, dessen Erscheinen in naher Zukunft in sichere Aussicht gestellt ist, wird ein schönes Werk zum Abschluß bringen, welches geeignet ist, die Freunde der Missionsgeschichte wie die Bewunderer des großen apostolischen Wunderthäters von Indien mit Freude zu erfüllen.

Bachem's illustrierte Erzählungen für Mädchen. 8°. Jeder Band in Original=Prachtband mit Farbendruck=Deckelbild und 4 Kunstdruckbildern *M.* 2.50.

Band 9. **Theo Westerholt.** Erzählung für die Jugend von Hedwig Dransfeld. (168 S.)

Band 10. **Dorothea.** Erzählung aus dem Jahre 1848 von Sofie von Follenius. (160 S.)

Band 11. **Flitter und Schein.** Erzählung für junge Mädchen von Hedwig Dransfeld. (176 S.)

Die beiden Erzählungen von Hedwig Dransfeld enthalten manch hochpoetische, nach unserem Geschmacke etwas zu farbensatte Schilderungen; dagegen sind die Charaktere nicht immer gut gezeichnet und die Handlung, namentlich in „Theo Westerholt“, bietet des Unwahrscheinlichen viel, ja streift manchmal an das Unmögliche. Dem Gegenstande nach würde sich Band 9 mehr für Knaben als für Mädchen eignen. „Flitter und Schein“ hat uns besser gefallen, obschon ein Charakter wie diese adelstolze Alexa sich kaum bequemen würde, das Gnadenbrod „dieses Petroleum=krämers“ zu essen. Aber ganz recht hat ihr Vater, daß das Leben aller dieser hochmodernen Mädchen ohne Arbeit, Pflichterfüllung und Religion eitel „Flitter und Schein“ ist. — Noch besser als diese beiden Stücke von Hedwig Dransfeld hat uns die hübsche Erzählung von Sofie v. Follenius aus dem Jahre 1848 gefallen. Die Sprache ist schlichter, die Ereignisse sind besser motiviert, die Charaktere, namentlich „Dorothea“, richtiger durchgeführt.

Bachem's Jugenderzählungen für Kinder von 10—15 Jahren. 12°. Jedes Bändchen mit 4 Bildern *M.* 1.20.

Die Macht der christlichen Liebe. Eine Erzählung aus der Zeit des römischen Kaisers Konstantin d. Gr. von Adam Görgen. (168 S.)

Der rote Franzis. Erzählung von L. Heitzer. (140 S.)

Weiß und Rot. Erzählung aus dem Leben zweier Kinder zur Zeit des Krieges gegen die Pequot=Indianer. Von Isabella Hummel. (125 S.)

„Die Macht der christlichen Liebe“ ist eine Bearbeitung von M. Lenzens „Sunehild“ für die Jugend. — Die Indianergeschichte „Weiß und Rot“ ist mit viel Phantasie erzählt, recht gut und wird gewiß, wie alle Indianer=geschichten, von Knaben gern gelesen. Nur scheint uns das Indianermädchen Pacahonta für eine richtige Wilde etwas gar zu sentimental. — „Der rote Franzis“ ist recht gut erzählt. Doch eignet sich wohl die drastische Schilderung der Roheit des Bauers Porten besser für eine Volkserzählung als für Kinder von 10—15 Jahren.

Bachem's neue illustrierte Jugendschriften (besonders für Knaben). kl. 4°. Jeder Band mit 4 farbigen Kunstdruckbildern und in Kaliko-Prachtband *M.* 3.

13. **Der Retter von Neisse.** Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Krieg. Von Robert Münchgesang. (135 S.)

14. **Der rechte Falkensteiner.** Eine Erzählung aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Von Robert Münchgesang. (140 S.)

15. **Walter der Erzpoet.** Erzählung aus der Zeit Friedrich Barbarossas. Von H. Kerner. (156 S.)

Band 13 und 15 dieser „besonders für Knaben" bezeichneten Serie illustrierter Jugendschriften würden, wie auch einige frühere Bände dieser so hübsch ausgestatteten Sammlung, besser einer ausdrücklich „für die reifere Jugend" bestimmten Serie zugeteilt. Das Gewand der illustrierten Jugendschriften, das sie mit den übrigen „besonders für Knaben" geeigneten Bänden tragen, in deren Serie sie ohne Vermerk eingereiht sind, kann die Käufer irre führen, welche dann zu spät auf dem Titel die Klausel lesen: „Für die reifere Jugend". Wenn diese Scheidung, die wir schon einmal uns erlaubten als erwünscht zu bezeichnen, stattfindet, so werden wir natürlich auch nichts gegen das Motiv „der Liebe" einzuwenden haben, das wir sonst in dieser Ausdehnung in eigentlichen Jugendschriften vom pädagogischen Standpunkt lieber vermissen. — „Der Retter von Neisse" scheint uns in der Erfindung und ganzen Anlage nicht sehr glücklich. Ein schlesischer Müllerbursch wird zum österreichischen Militär gepreßt, desertiert zu den Preußen und wird durch Verrat eines Anschlags, die Stadt den Österreichern in die Hände zu spielen, zum „Retter von Neisse", wofür er vom Alten Fritz mit ein paar Rollen Geld belohnt wird, so daß er seine Braut heiraten und die abgebrannte Mühle wieder aufbauen kann. Das mag preußischen Lesern „patriotisch" klingen; Österreicher werden es anders nennen. — Viel besser gefällt uns „Der rechte Falkensteiner", eine gut erzählte Rittergeschichte, wie sie unsere Knaben immer wieder gerne lesen. — Walter der Erzpoet ist vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet wohl die beste Erzählung der ganzen Serie. Die Anlage der reichen, wohl gegliederten Handlung ist vorzüglich, die Charaktere sind sorgfältig herausgearbeitet, die Schilderungen aus den Zeiten der Kreuzzüge mit wirklich poetischer Schönheit ausgeführt und die eingestreuten Gedichte, jener Zeit selbst entstammend, tragen nicht wenig bei, den Eindruck derselben zu erhöhen. Die Abenteuer des „Erzpoeten" sind indes ziemlich leichtfertiger Natur, und wenn sie auch später durch ernste Buße gesühnt werden und diese Buße in wirklich ergreifender Weise geschildert ist, so dürfte es doch Knaben geben, welche das lockere Goliardenleben anziehender finden könnten als dessen sühnendes Gegengewicht, und wir möchten den Pädagogen nicht gerade allzugroßer Strenge zeihen, der in Bezug auf den Leserkreis (auf dem Titel steht: „Für die reifere Jugend") zu vorsichtiger Einschränkung mahnen würde.

Bellini's Kinder und der Ziegen-Beppo. Eine Erzählung für's kleine Volk. Von Karoline Waldau. Mit 8 farbigen Einschaltbildern und 32 Textillustrationen. 8°. (208 S.) Köln, Bachem, 1900. Preis in Originalband *M.* 4.

Mit dem vorliegenden Bande eröffnet der überaus thätige Bachemsche Verlag eine neue Serie seiner beliebten Jugendschriften — fürs kleine Volk. Dafür ist die Ausstattung künstlerisch fast zu schön; namentlich die feingezeichneten vielen Text-

illustrationen werden von dem „kleinen Volk“ wohl kaum richtig gewürdigt; da sind die bunten Bilder schon willkommener. Der Preis ist bei dieser geradezu splendiden Ausstattung billig zu nennen. Die Erzählung ist recht gut geschrieben. Sie bietet die Erlebnisse einer deutschen Gouvernante in Italien und spielt, dem Leserkreise entsprechend, zumeist in der Kinderstube. Ein Räuberüberfall und ein beinahe tragisches Ereignis an der Meeresküste bringen Wechsel und Aufregung in das sonst stille Kleinleben der Kinderwelt.

Miscellen.

Die humanistische Schulbildung im katholischen Nordamerika. Ein bedeutungsvolles Symptom für die Lebensenergie der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten ist das Zusammentreten der Vorsteher der katholischen Colleges (Gymnasium mit Lyceum) zu gemeinsamen Beratungen. Eine erste derartige Zusammenkunft fand statt zu Chicago am 12. und 13. April 1899 auf Anregung des derzeitigen Rektors der katholischen Universität Washington, Msgr. Thomas Conaty, dem es ein Jahr früher, im Mai 1898, schon gelungen war, die Vorstände der Priesterseminarien der verschiedenen Diözesen zu einem Meinungsaustausch um sich zu versammeln. Die Zahl der katholischen Colleges in den Vereinigten Staaten wird auf rund 80 angegeben, von diesen waren 60 auf die Einladung willig eingegangen; 52 waren bei der Versammlung faktisch vertreten: mehrere unter Leitung von Weltpriestern stehende, 6 Benediktineranstalten, 5 der Väter vom heiligen Kreuz, 3 der Marienbrüder, Franziskaner, Augustiner, Lazaristen, Väter vom Heiligen Geist wie auch etwa 18 Jesuitenkollegien hatten ihre Abgeordneten geschickt. Diese einmütige Beteiligung wie der im ganzen harmonische Verlauf der Konferenz gab deutlich zu erkennen, daß, wie groß und tief auch die Verschiedenheit der Anschauung ist, welche die Katholiken Amerikas heute in getrennte Lager scheidet, doch für alle großen Bestrebungen im Interesse des kirchlichen Aufschwunges ein gemeinsamer Boden geblieben ist.

Es konnte sich bei einer ersten Zusammenkunft dieser Art natürlich nur erst um Aufhellung der Stellungnahme zu den allgemeinsten Fragen des höheren Erziehungswesens handeln; eine Anzahl von Problemen waren demgemäß für die Erörterung ausgewählt: I. Ein katholisches Musterkolleg: was sollte es lehren? II. Aufgaben der katholischen Erziehung gegenüber den sozialen Notständen der Gegenwart. III. Das katholische College als Vorbereitung auf ein Geschäftsleben. IV. Welchen Einfluß kann das katholische College üben in Bezug auf die Vorbereitungsschule [= Lateinschule]? V. Bedingungen für den Eintritt in ein College. VI. Voraussetzungen zur Graduierung durch ein College. VII. Der Zudrang katholischer Schüler zu nichtkatholischen Colleges und Universitäten.

Über jedes dieser Themata wurden je zwei Vorträge, manchmal von ganz verschiedenem Standpunkte aus, gehalten. Dem Schluß des zweiten Vortrags folgte die allgemeine Erörterung, in welcher jeder Teilnehmer berechtigt war, das Wort zu ergreifen. Doch waren dann für die Meinungsäußerungen des Einzelnen nicht über fünf Minuten zugestanden.

Das nächste praktische Ergebnis der Beratungen war die Errichtung eines bleibenden Verbandes unter der Benennung The Association of Catholic Colleges of the United States. Als Präsident desselben wurde der Urheber der Versammlung, Msgr. Conaty, gewählt, ein Ausschuß von fünf Mitgliedern (vier verschiedenen religiösen Genossenschaften, eines dem Weltpriesterstande angehörig) trat ihm zur Seite. Aufgabe dieses Ausschusses ist, die regelmäßige Wiederkehr der gemeinsamen Beratungen vorzubereiten und denselben ein planvolles Vorangehen und die Möglichkeit eines erfolgreichen Einwirkens zu sichern.

Schon jetzt traten manche unmittelbar praktische Vorschläge mit großer Bestimmtheit zu Tage. Von allen Seiten wurde die Notwendigkeit anerkannt, abseits von den Colleges für klassische Studien auch Gewerbe-, Real- und technische Schulen unter katholischer Leitung und mit Pflege des religiösen Unterrichtes zu gründen. Gewichtige Stimmen wurden dafür laut, das vierjährige Untergymnasium (Lateinschule), das mit der public high school etwa die gleiche Stufe halten und die Leistungen der preußischen Secunda etwa erreichen soll, als eigenen Organismus und selbständige Lehranstalt vom College (Obergymnasium und Lyceum) abzutrennen. Abgesehen von andern Vorteilen, wurde es so leichter ermöglicht, im College in Bezug auf Disziplin und Internatsverpflegung den hochgeschraubten Ansprüchen des modernen Amerikaners entgegenzukommen. Auffallend ist es, in einer Versammlung von Pädagogen, welche an die ernüchternden Erfahrungen im höheren Studienwesen der „neuen Welt“ doch wohl gewöhnt sein mußten, auch sehr enthusiastischen und hyperideellen Anschauungen zu begegnen. Da giebt es nichts, was so ein armes College nicht auf Bestellung alles gleich fertig liefern soll. Große Staatsmänner, klassische Schriftsteller, epochemachende Gelehrte, brillante Zeitungsredakteure, natürlich auch vollendete, festgeprägte Charaktere, Glaubenshelden und Heilige sollen funkelnagelneu und gerüstet wie Athene aus dem Kopf des Jupiter, aus der senior-class des amerikanischen College hervorspringen. Zum Glück fehlte es nicht an Stimmen, solche Anforderungen und Erwartungen auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen. So sprach sich u. a. der Vizepräsident der Georgetown University dahin aus:

„Zweck der College-Erziehung ist nicht, den Geist mit Wissen anzufüllen, sondern die Fähigkeiten auszubilden und feste Grundlagen einzusenken, welche Anwendung und weitere Entwicklung finden sollen in dem späteren besondern Berufe. Präsident Dwight hat ganz richtig ausgesprochen, daß College-Erziehung nicht die Vorbereitung gebe für das Geschäftsleben, noch für einen Beruf, noch für irgend einen bestimmt abgegrenzten Wirkungskreis im Leben, sondern nur ganz im allgemeinen für ein gebildetes Leben. ‚Den Geist auszugestalten,‘ schreibt er, ‚das ist die Arbeit des College. Das Ziel, welches das College verfolgt, besteht darin, den jungen Mann bei Abschluß seiner College-Jahre mit

wohlentwickeltem Geiste in die Welt zu senden, nicht in dem Sinne, daß später und in der ganzen Zukunft nie mehr ein Wechsel oder eine weitere Entfaltung statthabe, sondern in dem Sinne, daß er völlig fertig sei, um als gebildeter Mann ins Leben einzutreten.'"

Weitaus das schwerwiegendste Interesse bietet jedoch die Haltung, welche in diesem fortgeschrittensten Kulturlande der Erde die berufenen Vertreter der katholischen Schule zur klassisch-humanistischen Bildung eingenommen haben. Von vornherein wird man nicht erwarten, daß es in den Schulen der Vereinigten Staaten an Rücksichtnahme auf das unmittelbar praktische Leben und daher auch an starker Betonung der Realien fehlen könne. Unter den zwölf bedeutendsten katholischen Colleges fand sich auch nur eines, das sich mit den klassischen Studien und deren Zubehör allein als festen Unterrichtsgegenständen begnügte. Kurse in Mathematik und Naturwissenschaften waren in demselben genügend vorgesehen, die Beteiligung aber der Freiheit der Studenten anheimgegeben. Jeder konnte wählen nach Anlage und Neigung. In den übrigen elf bedeutendsten Kollegien zählte man neben Sprachstudien und Religion mit Geschichte zwischen sechs bis elf Nebenfächer, auf deren jedes im Durchschnitt drei wöchentliche Stunden fielen. Verteilt man dies gleichmäßig über die vier Jahre des College, so entfallen auf derartige Nebenfächer (Physik, Chemie, Astronomie, Mathematik, analytische Geometrie, Trigonometrie, Mechanik, Geologie u. dgl.) für jede Woche sieben Stunden, d. h. etwa die volle Hälfte der Zeit, welche in den gefeiertsten akatholischen Lehranstalten der Vereinigten Staaten (Harvard, Yale rc.) auf alle Unterrichtsfächer zusammen verwendet wird.

Trotzdem fehlte es nicht an Stimmen, die sehr energisch für noch stärkere Betonung der Realien eintraten und alles Mögliche und Unmögliche in die Schulen der katholischen Colleges eingeführt sehen wollten. Die „äußerste Linke" repräsentierten hier die Väter vom heiligen Kreuz, und auch die Marienbrüder schienen nach dieser Richtung hinzuneigen. Der Vertreter der Notre Dame University ließ sich vernehmen: „In allen den besten und fortgeschrittensten Erziehungssystemen auf der ganzen Welt sehen wir heutzutage Seite an Seite neben den Klassikern die Pflege naturwissenschaftlicher Studien — wir sehen den Unterricht in einer der Naturwissenschaften hingestellt als ein geeignetes Mittel der besten geistigen Schulung und der höchsten Geistesbildung. Wir sehen das in Frankreich; wir sehen es in Deutschland." Solche Meinungen standen jedoch vereinzelt. Im großen ganzen legte die Versammlung der katholischen Schulmänner Amerikas für den Wert der humanistischen Bildung das glänzendste Zeugnis ab. Gleich der erste Sprecher, ein Mann von hohem Ansehen, dessen Ausführungen großen Eindruck hervorbrachten, P. Murphy von den Vätern vom Heiligen Geist, erinnerte an die Warnungen, welche einmal der alte Gladstone der Universität Oxford gegeben: „Zwei Gefahren oder vielmehr Versuchungen bedrohten heutzutage jede der höheren Geistesbildung bestimmte Anstalt. Eine sei, daß man die Studien betreibe nach Maßgabe ihrer geschäftlichen Verwertbarkeit; die andere, daß man wissenschaftlicher Forschung nachgehe auf Kosten wahrer Bildung des Geistes." In seiner Hochschätzung der alten klassischen

Schule ging P. Murphy so weit, daß er kein Bedenken trug, auch den Übungen im lateinischen und griechischen Versbau ernstlich das Wort zu reden.

Nicht minder entschieden wies der Benediktiner P. Vincenz Huber, Vorsteher eines College im Staat Illinois, soweit es nur sein Thema gestatten wollte, auf die alte Schule zurück:

„Die Männer der alten Schule gingen von zwei Wahlsprüchen aus, welche ihrem ganzen Systeme zu Grunde lagen: Multum, non multa (Viel, aber nicht vielerlei!) und: Unum post aliud (Eines nach dem andern!). Sie sahen ihre Aufgabe nicht darin, alles Mögliche zu lehren, und von dem Studenten verlangte man nach Vollendung seines zwölfjährigen Schulkurses noch nicht, daß er alles wisse. Aber was sie lehrten, das lernte der Schüler auch durch und durch. Sie sahen ihre Aufgabe auch nicht darin, den Kopf mit einem Mischmasch mechanisch eingepaukter Kenntnisse zu füllen, sondern dem Geist eine stufenweise und naturgemäße Entwicklung zu geben und ihn dadurch zum geeigneten Werkzeuge zu machen für ein selbständiges Denken. So machten sie aus dem Geist des Schülers einen Springquell von Gedanken, nicht einen Behälter auswendig gelernter Thatsachen. Dieses Ziel zu erreichen, machten sie alles sich dienstbar. Auch die Übungen des Gedächtnisses, die Abgemessenheit, Schönheit und leichte Beweglichkeit des Ausdruckes waren nur Hilfsmittel dazu. Aber mit größter Sorgfalt wurden solche Hilfsmittel stets der Empfänglichkeit des Schülers angepaßt. Deshalb war auch, namentlich für die Vorbereitungsjahre, ihr System von unserem heutigen so himmelweit verschieden. . . . Das Geheimnis ihres Erfolges lag in der Konzentration, in der Einheitlichkeit; das Geheimnis unseres Unvermögens liegt in der Zersplitterung und der verfrühten Spezialisierung. Schon aus der Natur, welche sie zu beobachten verstanden, ersahen sie, daß eines der Gesetze, nach welchen sie wirkt, die Konzentration sei. Aus zerrissenen, weithin zersprengten Wolken fällt ein erquickender Regen nicht. Erst wenn sie sich zusammenziehen und ballen, sind wir gewärtig, daß sie den Segen des Himmels spenden. . . . Unser modernes System giebt von allen Wissenschaften einen Hieb, aber in keiner derselben schafft es Meister; die alte Schule entwickelte Gewandtheit für alle, und in einer wenigstens schuf sie Meister. Das neue System giebt uns die Männer des sozialen Umsturzes. Das alte gab uns die großen Gelehrten. . . .

„Dieses alte System ist eines eindringenden Studiums wert. Eine Rückbewegung zu demselben hat ja thatsächlich bereits eingesetzt. Einsichtige Freunde des Erziehungswesens schütteln nachdenklich und mißvergnügt den Kopf, wenn unser heutiges Schulsystem ihnen in den Sinn kommt und sie dessen Resultate prüfen. Sie sehen ein, daß ein großer Irrtum begangen worden ist. . . . Erzieher, die noch wert dieses Namens, haben angefangen, nach dem guten alten System der Vorzeit sich zurückzusehnen, und deuten darauf hin als auf den Leuchtturm, dem alle Führer auf dem Gebiete des Erziehungswesens zusteuern sollten. Wären diese Männer frei, in Übereinstimmung mit der innern Erkenntnis auch zu handeln, bald würden ihre Schulen nicht mehr so dem ganzen Wesen nach von der Schule vor 600 Jahren sich unterscheiden. Allein ihre Anschauungen begegnen eben nicht dem Verständnis des Publikums, von welchem sie abhängig

sind, und deshalb bleiben sie wider ihren Willen bei einem System, das sie als innerlich verfehlt erkennen. Es hat diese ablehnende Stimmung des großen Publikums seine Quelle in dem Wahn, eine Rückkehr zum System der alten Schule bedeute einen Rückschritt zum finstern Mittelalter. Aber dieser Stimmung ungeachtet ist jene Rückbewegung in Zunahme begriffen. Selbst in rein weltlichen Lehranstalten hat sie bereits manches Lebenszeichen gegeben, in vielen Mittelpunkten kirchlicher Lehrthätigkeit aber hat sie eine Höhe der Entwicklung erreicht, daß es nur noch eines unerschrockenen Führers bedarf, um die allgemeine Rückkehr zum System der alten Schule, wenn auch mit der notwendigen Anpassung an moderne Ansprüche, herbeizuführen."

Fund im Haus der Vestalinnen. Ausgrabungen an der Stelle, wo ehemals der Wohnort der römischen Vestalinnen sich befunden hatte, förderten am 6. November 1883 eine Inschrift auf eine Vestalin zu Tage, in welcher indes der Name der also Geehrten später mit dem Meißel war ausgepickelt worden. Die Inschrift findet sich auf der Vorderseite des Sockels einer Bildsäule, während auf einer Seitenfläche Jahr und Tag, an welchem die Bildsäule errichtet wurde, eingegraben ist: Dedicata V. Idus Junias Divo Joviano et Varroniano conss. (9. Juni 364).

O. Marucchi, der die Inschrift zuerst veröffentlichte, gab auch zugleich deren wahrscheinliche Deutung. Die Ausmeißelung des Namens, von der sich auch sonst Beispiele finden, war eine Strafe, durch welche zum Denkmal öffentlicher Schmach umgewandelt werden sollte, was als Denkmal öffentlicher Ehre errichtet worden war. In unserem Fall nun kann als Grund dieser Strafe füglich nur der angegeben werden, daß die betreffende Vestalin zum Christentum übergetreten war. (Vgl. diese Zeitschrift Bd. LIV, S. 551.) Im September des vorigen Jahres hat sich nun den früheren Funden im Vestalinnenhaus ein neuer zugesellt, welcher die Entdeckung des Jahres 1883 zu ergänzen geeignet ist. Unter dem Pflaster des Fußbodens fand sich die verstümmelte Bildsäule einer Vestalin, an der namentlich der Kopf hinweggenommen war. Offenbar hatte man dieselbe nicht deshalb entfernt, weil sie etwa dem Bildhauer mißraten war; denn mißratene Statuen würde man schon zurückgewiesen haben, bevor sie noch an den Ort ihrer Aufstellung verbracht worden waren. Somit bietet sich als natürlichste Erklärung die folgende dar. Als man die christliche Vestalin strafen wollte, konnte man sich nicht damit begnügen, bloß den Namen unter ihrer Bildsäule unleserlich zu machen, sondern man mußte auch diese selbst entfernen und that dies, indem man sie etwa einen Meter tief unter das Pflaster vergrub. Der Sockel mit dem ausgemeißelten Namen konnte stehen bleiben; denn da von den Zeitgenossen jeder wußte, wer auf der Inschrift ursprünglich genannt war, so diente deren Verbleiben nur zur größeren Schmach des also getilgten Namens.

Wo Prudentius († 410) den Sieg des Christentums beschreibt, führt er unter andern Zügen auch diesen an, daß die Senatoren, die früher um heidnische Priestertümer sich bewarben, jetzt die Heiligtümer der Apostel und Märtyrer ehrten, und die Vestalin Claudia nunmehr die Basilika des hl. Laurentius besuche. Ob

hier der Name Claudia eine bestimmte Persönlichkeit des damaligen Rom bezeichne oder ob nur zur Bezeichnung der Vestalinnen im allgemeinen dieser Name gewählt sei, darüber besteht von alter Zeit her eine Meinungsverschiedenheit, die nach den neueren Entdeckungen vielleicht eher im letzteren Sinne zu entscheiden ist. Warum Prudentius seine Vestalin gerade die Laurentiuskirche besuchen läßt, ist ebenfalls eine Frage, auf welche sich manche Antworten ersinnen lassen. O. Marucchi, dessen Aufsatz im Nuovo bulletino di archeologia cristiana V (Roma 1899) 199—215 wir die obigen Notizen entnehmen, weist auf die Thatsache hin, daß bei der Laurentiuskirche ein Friedhof, vielleicht auch ein gemeinsames Wohnhaus der gottgeweihten Jungfrauen war, und in der genannten Kirche die zum Dienste Gottes auserſehenen Kinder von den Eltern Gott dargebracht zu werden pflegten. Vielleicht wollte also der Vers des Prudentius besagen, daß Claudia nunmehr ihre Jungfräulichkeit Christus dem Herrn geweiht habe, wie sie vordem jungfräuliche Priesterin der Vesta war.

Sperrvorrichtungen im Tierreich. Einen neuen interessanten Beitrag zu den Meisterwerken der Technik, die im tierischen Organismus verwirklicht sind, brachte eine jüngst im Biologischen Centralblatt (1899, Nr. 15) erschienene Studie von Dr. Otto Thilo über Sperrvorrichtungen im Tierreich. In der Technik bedient man sich dieser Vorrichtungen dort, wo es erforderlich ist, einen beweglichen Maschinenteil dauernd festzustellen; dadurch wird nämlich die Kraft erspart, welche sonst nötig sein würde, um den betreffenden Maschinenteil in der gewünschten Stellung zu erhalten. Deshalb werden an den Ankerwinden der Schiffe die Sperrklinken angebracht; deshalb schiebt man auch unter die Räder eines bergab fahrenden Wagens die Hemmschuhe, welche den Pferden das Zurückhalten des Wagens erleichtern und so dazu beitragen, die Kräfte der Pferde zu schonen.

Einen ganz ähnlichen Zweck haben auch die mannigfaltigen Sperrvorrichtungen in der lebendigen Technik des tierischen Organismus. Wo es erforderlich ist, einen beweglichen Körperteil dauernd in einer und derselben Stellung zu erhalten, wird die hierfür erforderliche Arbeit den Muskeln durch besondere Sperrvorrichtungen abgenommen und dadurch Muskelkraft gespart.

Hübsche Beispiele hierfür bietet das Knochengerüst vieler Fische. Der lange Rückenstachel des Einhorns (Monacanthus), das in den Korallenriffen des Roten Meeres lebt, wird durch einen hinter ihm liegenden Sperrknochen in seiner aufgerichteten Stellung erhalten. Die arabischen Fischerknaben wissen dies sehr gut. Wenn der Fisch sich in ein Felsloch flüchtet und mit dem langen, starken Vorderstachel seiner Rückenflosse (dem Kopfstachel) gegen die Decke des Loches sich stemmt, so drücken sie auf einen kleinen, hinter jenem Stachel liegenden Flossenstrahl wie auf den Drücker einer Flinte. Sofort legt sich der Kopfstachel von selber nieder, der Fisch geht los und kann leicht herausgezogen werden. Die Sperrvorrichtung, um die es sich hier handelt, hat, wie Thilo näher ausführt, große Ähnlichkeit mit dem Doboschen Klemmgesperre und den amerikanischen Yaleschlössern, jedoch mit dem Unterschiede, daß die sogenannte Sperrfläche bei letzteren ein Kreisprofil

bildet, während jene des Sperrknochens ein Evolventenprofil hat. Dieser Unterschied findet seine Erklärung darin, daß der Riegel des Yaleschlosses in einer geraden Linie sich hin und her bewegt, während die Spitze des Rückenstachels des Einhorns bei Bewegung des Stachels ein Kreissegment beschreibt.

Andere sehr sinnreiche Sperrvorrichtungen treffen wir an dem Rückenstachel der Stichlinge (Gastrosteus), an dem Rückenstachel und dem Bauchstachel des Dreihorns (Triacanthus) und noch bei manchen andern Flossenstacheln der Fische.

Auch die langen, hohlen Giftzähne der Schlangen werden beim Beißen durch eine eigene Vorrichtung festgestellt. Dieselbe bildet eine aus fünf Knochen bestehende Kette, von denen jedoch nur drei zur eigentlichen Sperrvorrichtung gehören und daher ein dreiteiliges Gesperr darstellen. Der Zweck desselben ist, die Muskelarbeit des Tieres beim Eindrücken des Zahnes in die Wunde zu unterstützen, während die zwei übrigen Knochen der Kette das Gaumenbein in seiner Lage halten und das Abbrechen des Zahnes verhindern.

Außer den Sperrvorrichtungen für starre Körper giebt es auch solche für flüssige und für gasförmige Stoffe. Die Sperrvorrichtungen für Flüssigkeiten fanden wir hauptsächlich in den Organen des Blutkreislaufes angewandt, wo es gilt, das Zurückströmen des Blutes zu verhindern; diese ventilartigen Sperrvorrichtungen sind jedem unter dem Namen der Herzklappen bekannt. In der frühesten Jugend, im Embryonalleben, fehlen selbst bei den höheren Tieren die Herzklappen, da das Herz noch im stande ist, den Blutkreislauf ausschließlich durch Muskelkräfte, ohne Ventile, zu besorgen. Mit der fortschreitenden Entwicklung des Individuums werden jedoch immer größere Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Herzmuskeln gestellt; daher wird ihnen ein großer Teil der Arbeit durch Sperrvorrichtungen abgenommen, die sich aus den Falten der Gefäßwandungen entwickeln und allmählich zu taschenförmigen Ventilen, den Herzklappen, auswachsen; sie verhindern ohne jede Muskelanstrengung den Rückstrom des Blutes. Einen ähnlichen Zweck haben auch jene kleineren Ventile, welche in den Saugadern zahlreich vorkommen. Sie sind hier um so nötiger, weil diese Adern dünnwandig sind und keine starke Muskulatur besitzen, mittels deren die Schlagadern den Blutkreislauf befördern.

Gesperre für luftförmige Körper begegnen uns in den sonderbaren Kugelfischen der Gattung Tetrodon, die sich ballonartig aufblähen können. Eine ringförmige Darmklappe am Ausgange des Magens versieht hier den Dienst einer selbstthätigen Sperrvorrichtung, durch welche das Entweichen der Luft aus dem gefüllten Ballon verhindert wird. Auch die Schwimmblasen vieler Fische zeigen Luftgesperre.



Mitteilungen

der

Herderschen Verlagshandlung

zu

Freiburg im Breisgau.

Zweigniederlassungen in **Wien, Strafsburg, München** und **St. Louis,** Mo.

Nr. 9.

Oktober 1899 — April 1900.

Erste Abteilung.

1. Neue Erscheinungen. 2. Fortsetzungen, neue Auflagen und Zeitschriften.

Zweite Abteilung.

Künftig erscheinende Bücher.

Die hier angezeigten Werke sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die beigedruckten Preise sind Mark und Pfennig. * bedeutet Kommissions-Verlag.

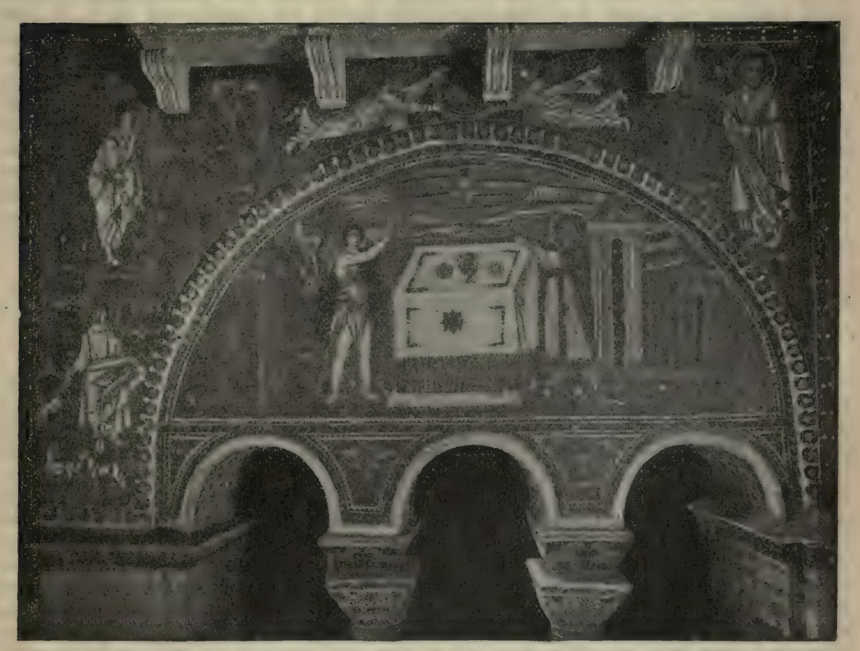
Nr. 10 der „Mitteilungen“ wird im Oktober 1900 erscheinen.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Erste Abteilung.

1. *Neue Erscheinungen.*

Beissel, Stephan, S. J., Bilder aus der Geschichte der altchristlichen Kunst und Liturgie in Italien. Mit 200 Abbildungen. gr. 8°. (XII u. 334 S.) **7.— ; geb.** in Leinw. **9.—**



Probe der Illustration aus Beissel, Bilder aus der Geschichte der altchristlichen Kunst und Liturgie in Italien: **Opfer Abels und Melchisedechs.** Mosaik in S. Vitale zu Ravenna.

„In grofsen Zügen behandelt hier der Verfasser die Geschichte der altchristlichen Kunst Italiens, an die Hauptgegenstände derselben und an deren innigsten Zusammenhang mit dem gottesdienstlichen Leben seine Unterweisungen anschliefsend. Es werden daher die alten Denkmäler, die dem Verfasser wohl sämtlich aus eigener Anschauung bekannt sind, befragt, und was die zeitgenössischen Urkunden zu ihrer Erklärung bieten, wird zu Hilfe genommen, um Ursprung, formelle Gestaltung und liturgische Bedeutung der einzelnen Gruppen und ihrer Einzelheiten so genau wie möglich kennen zu lernen. . . . Die altchristlichen Taufkirchen haben mit Recht ein eigenes Kapitel erhalten — das letzte die päpstliche Messe im 8. Jahrhundert, in liturgischer Hinsicht das inhaltreichste und wichtigste des ganzen Buches mit seiner unglaublichen Fülle von Belehrung, welche durch die übersichtliche Form, die knappe

Fassung, die klare und bestimmte Darlegung, die — nicht glänzende, aber für ihre rein didaktischen Zwecke vollkommen ausreichende — Illustration an Kraft noch erheblich gewinnt. Zumal dem Klerus, für den die altchristlichen Kunststudien wenig äufserlich-praktischen Wert haben, aber desto mehr innerlich anregende Bedeutung, kann das gründliche Buch nicht warm genug empfohlen werden."

(Zeitschrift für christliche Kunst. Düsseldorf 1899. Nr. 11.)

Cathrein, Victor, S. J., **Religion und Moral** oder Gibt es eine Moral ohne Gott? Eine Untersuchung des Verhältnisses der Moral zur Religion. gr. 8⁰. (VI u. 142 S.) **1.90.**

Auch als 75. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach"*; s. S. 29.

„Diese Schrift unternimmt eine Untersuchung des Verhältnisses der Moral zur Religion und behandelt damit eine Frage, die heutzutage zu den Hauptproblemen und Agitationsstoffen der antichristlichen Bewegungen zählt. Ist man doch im offiziellen atheistischen Frankreich schon seit Jahren praktisch dazu übergegangen, an den Staatsschulen den Religionsunterricht zu ersetzen durch die Lehre einer ‚Laien-Moral'. Über die Geschichte der Bewegung zu Gunsten der ‚unabhängigen Moral' giebt Cathrein im ersten Teil obenangezeigter Schrift ein instruktives Bild, in dem er diese Bestrebungen in den Arbeiten der Philosophen (in Deutschland war Kant hier bahnbrechend), sodann in der Popularisierung dieser Tendenzen und den praktischen Versuchen ihrer Realisierung in den einzelnen Ländern aufzeigt. Der zweite Abschnitt ist der grundlegenden Untersuchung der einschlägigen Begriffe und Auffassungen vom christlichen Standpunkt aus gewidmet. (Was ist Moral? Was ist die Religion? etc.) Im dritten Teil schreitet der Verfasser zur Kritik der ‚unabhängigen Moral' und weist von verschiedenen Angriffspunkten aus ihre Haltlosigkeit nach. Die Ausführungen sind klar und für jeden Gebildeten verständlich, und bietet Cathreins Schrift ein vorzügliches Kompendium, um sich über diese wichtige und verhängnisvolle Bewegung zu informieren und zu einem sichern Urteil zu gelangen."

(Augsburger Postzeitung. 1900. Beilage Nr. 18.)

Fonck, Leopold, S. J., **Streifzüge durch die biblische Flora.** gr. 8⁰. (XIV u. 168 S.) **4.—**

Bildet das 1. Heft des V. Bandes der *„Biblischen Studien"*; s. S. 29.

„... Durch fünfundzwanzigjähriges Studium der einheimischen Flora vorbereitet, hatte Fonck das Glück, während eines längeren Aufenthaltes in den Jahren 1895 und 1896 die Pflanzenwelt des Heiligen Landes an Ort und Stelle kennen zu lernen und die dabei gemachten Sammlungen unter Anleitung von Prof. P. Ascherson-Berlin, des zur Zeit gewiegtesten Kenners der syrischen und ägyptischen Flora, sowie unter Berücksichtigung der einschlägigen Litteratur mit Hilfe der reichen Bücherschätze von Berlin und München zu bearbeiten. Schon aus diesen Umständen schöpft ein jeder, der mit den Verhältnissen vertraut ist, die Zuversicht, dafs Foncks Arbeit eine gründliche ist und die nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse von der Flora Palästinas zuverlässigsten Ergebnisse enthält. Und dieses günstige Vorurteil findet man bei genauer Durchsicht der Abhandlung durchaus bestätigt. Ebenso erfreut und befriedigt wie der Botaniker wird aber sicherlich auch der Exeget sein durch die aufserordentlich zahlreichen Hinweise auf die einschlägigen Stellen der heiligen Bücher, die eine sehr genaue Bekanntschaft mit der Heiligen Schrift bekunden.

„Aber nicht blofs der Botaniker und Exeget, sondern auch der Laie wird Foncks Streifzüge gern zum zweitenmal und öfter lesen, — vorausgesetzt, dafs er überhaupt Sinn hat für die mannigfaltigen Formen, die herrliche Farbenpracht und den erquickenden Duft der Pflanzenwelt, in der uns noch ein schwacher Wiederschein von der lieblichen Herrlichkeit des Paradieses auf dieser Erde erhalten geblieben ist, — und dafs er Verständnis besitzt für die Vorliebe, mit welcher die Heilige Schrift die Pflanzenwelt zu Vergleichen heranzieht und nicht minder die Kirche die Tugenden und Verdienste der Heiligen mit Cedern, Cypressen und Palmen, mit Rosen, Lilien u. s. w. vergleicht. Die Form, in welcher der Verfasser seinen Stoff behandelt, wird auf den Leser, besonders den aus der Laienwelt, gewifs anziehend und anregend wirken.

„Frei von gelehrter Trockenheit und doch voll gediegenen Wissens anmutig plaudernd, führt uns der Verfasser in fünf Streifzügen durch die Hauptformationen der Pflanzenwelt des Heiligen Landes. Wir ziehen von Jaffa am Meeresstrande hin, über Nord-Galiläa zum Libanon, durch die Beqa (Cölesyrien), durch die fruchtbaren Gefilde am See Genesareth und längs des Jordans bis zum Toten Meere. . . .“
(Germania. Berlin 1900. Wissenschaftl. Beil. Nr. 14.)

*** Franchi de'Cavalieri, Pio, S. Agnese nella tradizione e nella leggenda.** Lex.-8⁰. (VIII u. 96 S.) **4.—**

Bildet das 10. Supplementheft der *„Römischen Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte“*; s. S. 27.

Gény, Joseph, Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536. Nach meist ungedruckten Quellen bearbeitet. gr. 8⁰. (XX u. 224 S.) **3.—**

Bildet das 5. u. 6. Heft des I. Bandes der *„Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes“*; s. S. 17.

„. . . Wir lernen aus Génys Arbeit eine grofse Menge interessanter Persönlichkeiten aus den katholisch gebliebenen Humanistenkreisen kennen. Auch sonst ist sie wertvoll durch umfangreiches, hier zum erstenmal veröffentlichtes Urkundenmaterial. Sie wird jedenfalls, auch aufserhalb der Kreise, für die sie zunächst bestimmt ist, die verdiente Beachtung finden. Die Arbeit bildet zugleich das letzte Doppelheft der ‚Erläuterungen zu Janssen‘, die mit der schönen, besonnenen Studie von Nikolaus Paulus über Luthers Lebensende eingeleitet wurden. . . . Wir hoffen, auf die recht wertvollen historischen Monographien noch öfter zurückzukommen.“
(Neue Preussische [Kreuz-] Zeitung. Berlin 1900. 3. Beilage zu Nr. 142.)

Hansjakob, Heinrich, Der heilige Geist. Kanzelvorträge, gehalten in der Pfarrkirche St. Martin zu Freiburg. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8⁰. (VI u. 196 S.) **2.70**; geb. in Leinw. **4.—**

Das Werk enthält folgende Vorträge:

1. Der heilige Geist ein unbekannter Gott. — 2. Die Gottheit des heiligen Geistes. Seine Wirksamkeit im allgemeinen. — 3. Der heilige Geist und der Gottmensch. — 4. Der heilige Geist und die Kirche. — 5. Der heilige Geist und die Gnade. Die heilige Taufe. — 6. Der heilige Geist und die Sakramente der Bufse und des Altares. — 7. Der heilige Geist und die übrigen Sakramente. — 8. Die heiligen Zahlen und die Gaben des heiligen Geistes im allgemeinen. — 9. Die Gabe der Furcht Gottes. — 10. Die Gabe der Frömmigkeit. — 11. Die Gabe der Wissenschaft. — 12. Die Gaben der Stärke und des Rates. — 13. Die Gaben des Verstandes und der Weisheit. — 14. Die Früchte des heiligen Geistes. — 15. Die Sünden wider den heiligen Geist. — 16. Der böse Geist und seine Macht. — 17. Der Spiritismus. — 18. Schlufsbetrachtung.

Hesychii Hierosolymitani Interpretatio Isaiae Prophetae nunc primum in lucem edita, prolegomenis, commentario critico, indice adaucta a **Michaele Faulhaber,** Docente in R. Univ. Wirceburgensi. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. Accedit tabula phototypica. gr. 8⁰. (XXXVI u. 222 S. u. eine Tafel in Lichtdruck.) **6.—**

Die beste Empfehlung, welche man der gelehrten Abhandlung des Würzburger Privatdozenten mit auf den Weg geben kann, ist die, in Kürze, soweit es der Raum gestattet, die Gedanken wiederzugeben, welche der Herausgeber in der sehr lesenswerten, in fliefsendem Latein geschriebenen Einleitung zu seinem Werke niedergelegt hat.

Es handelt sich hier um die erstmalige Ausgabe eines bis dahin unbekannten Isaias-Kommentars aus der Väterzeit, den der Herausgeber in Rom in einer schönen griechischen Minuskelhandschrift des 11. Jahrhunderts entdeckte (n. 1). Eine wohlgelungene Probe (phototypische Tafel) dieses *Vaticanus graecus 347* ist der Ausgabe beigefügt. Seiner Anlage nach besteht der neue Väter-Kommentar aus kurzen, meist allegorisch erklärenden Randglossen (n. 2—3). Mit klaren und überzeugenden Argumenten läfst sich beweisen, dafs diese im Vat. gr. 347 fol. 65^{v}—143^{v} anonym stehenden 2860 Glossen den Hesychius von Jerusalem zum Verfasser haben (n. 4—9). Damit erklären sich auch die topographischen Hinweise auf das Heilige Land und besonders auf Jerusalem. Den Echtheitsbeweis schliefst der Herausgeber

mit den Worten: an audiam: οὐ μὲ πείσεις, κἂν πείσῃς? (p. xxiii). Aus dem Kommentar selbst läfst sich bestimmen, dafs er „wahrscheinlicher dem 5. als dem 6. Jahrhundert" angehört (n. 10). Mühsam ist die Untersuchung darüber, welcher biblische Text dem Urheber der Glossen vorgelegen habe: es ist der Septuagintatext in der hexaplarischen Rezension und zwar zumeist mit den Lesarten des codex Alexandrinus (n. 11—15). Für die kritische Festlegung des Isaiastextes, wie er in der griechischen Kirche jener Zeit gelesen wurde, hat der Hesychius-Kommentar grofse Bedeutung; vielfach nur eine Paraphrase des Bibeltextes, bieten die Scholien eine gute Handhabe zur Bestimmung der Textesgestalt (n. 16). Der Kommentar ist auch eine Fundgrube für neue Hexaplafragmente (n. 17). Zu Grunde liegt die den Alten geläufige Einteilung des Buches Isaias in 88 Kapitel, die den prophetischen Reden weit besser entspricht als unsere moderne Einteilung in 66 Kapitel; jedem Kapitel schickt Hesychius eine kurze Inhaltsangabe voraus (n. 18—19). Der Index nominum et rerum am Schlufs der Ausgabe ermöglicht einen raschen Einblick in den reichen Inhalt des neuen Väter-Kommentars.

Huonder, Anton, S. J., Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Missionsgeschichte und zur deutschen Biographie. gr. 8⁰. (IV u. 230 S.) **3.20.**

Auch als 74. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach"*; s. S. 29.

„Im ersten Teile giebt der Verfasser auf rund 100 Seiten sehr interessante geschichtliche Nachrichten über das Missionswesen der deutschen Jesuiten überhaupt. Die Mitteilungen über Ausgangspunkt, Missionshospize, Musterung, Reisekosten, Reiserouten u. s. w. bieten ein anschauliches Bild von den Missionsreisen der älteren Zeit. Das über Missionsalmosen Gesagte giebt der christlichen Opferfreudigkeit ein glänzendes Zeugnis, und die angeführten Erfolge der Missionäre gereichen der Gesellschaft zu grofser Ehre. Der gröfsere (zweite) Teil des Buches, mit aufserordentlichem Fleifs zusammengestellt, enthält biographische Angaben über die einzelnen nach Missionsländern geordneten Missionäre. . . ." (St. Benedikts-Stimmen. Emaus 1900. Heft 4.)

Koegel, Joseph, Geschichte der St. Kajetans-Hofkirche, der Theatiner und des Königl. Hof- und Kollegiatstiftes in München. Mit einem Titelbild in Lichtdruck und zwölf Abbildungen im Text. (Herder & Co., München.) gr. 8⁰. (XIV u. 352 S.) **5.—**; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung **6.80.**

„Das Buch vervollständigt zunächst jede bayrische Bibliothek in überaus willkommener Weise; es schildert eingehend die Entstehung eines bedeutenden Baudenkmals der Hauptstadt, die Wirksamkeit eines dort einhundertvierzig Jahre thätigen Ordens und giebt näheren Aufschlufs über eine Reihe von Persönlichkeiten, deren Namen dem Forscher auf dem Gebiete der bayrischen Geschichte mehr oder minder oft begegnen. Was der Verfasser bringt, ist fast durchweg neu und unsern Archiven entnommen.

„. . . Wie bereits eingehend bemerkt, verdient das fleifsige Buch alle Beachtung seitens der heimatlichen Forscher; es füllt in bestem Sinne eine Lücke aus; es schildert dritthalbhundert Jahre bayrischer Geschichte auf kirchlichem Gebiete mit grofser Hingabe und anerkennenswerter Objektivität. . . ."
(Forschungen zur Geschichte Bayerns. München 1900. 1. Heft.)

Krose, H. A., S. J., Der Einflufs der Konfession auf die Sittlichkeit. Nach den Ergebnissen der Statistik. 8⁰. (VIII u. 102 S.) **1.—**

„Das fleifsige Schriftchen ist hervorgerufen durch eine Reihe von protestantischen Urteilen über die angebliche Inferiorität der Katholiken auf moralischem Gebiete nach den Ergebnissen der Statistik, hält sich aber trotz des polemischen Gegenstandes fern von aller jener konfessionellen Hetzerei, wie sie die Mitglieder des Evangelischen Bundes auch auf diesem Gebiete treiben. Vielmehr untersucht Verfasser sehr ruhig und besonnen die zahlenmäfsigen Thatsachen und nach Möglichkeit auch deren Ursachen. Sein im wesentlichen nicht anzufechtendes Resultat ist, dafs bezüglich der Selbstmorde und Ehescheidungen sowie der unehelichen Geburten und ihrer Begleiterscheinungen die Position der Katholiken gegenüber jener der Protestanten gerade sehr günstig ist und nur auf dem Gebiete der Krimi-

nalität (Strafthaten) der segensreiche Einflufs des Katholizismus sich nicht überall nachweisen läfst, wofür aber soziale und nationale Besonderheiten erklärend eintreten. Jedenfalls ist das Gesamtresultat für uns Katholiken günstig, ohne dafs wir gewisse Schäden bei uns leugnen oder auf die im Glauben von uns Getrennten geringschätzig herabsehen dürfen. Der Vorwurf und Makel sittlicher Inferiorität aber ist von uns zurückzuweisen." (Schlesische Volkszeitung. Breslau 1900. Sonntagsbeilage Nr. 11.)

Kugler, Franz Xaver, S. J., Die Babylonische Mondrechnung. Zwei Systeme der Chaldäer über den Lauf des Mondes und der Sonne. Auf Grund mehrerer von J. N. Strassmaier S. J. copirten Keilinschriften des Britischen Museums. Mit einem Anhang über chaldäische Planetentafeln. Lex.-8°. (XVI u. 214 S. u. 13 Tafeln.) 24.—

„Die grundlegenden Arbeiten von P. Joseph Epping haben schon vor einem Jahrzehnte über die Sternkunde der alten Babylonier überraschende Aufschlüsse gebracht. Leider überlebte der verdienstvolle Forscher nur etliche Jahre seine schönen Erfolge. Vor zwei Jahren endlich gelang es den Bemühungen der Freunde Eppings, den Verfasser des vorliegenden Werkes zur Wiederaufnahme der einschlägigen Forschungen zu bewegen. Leicht wurde ihm die Sache nicht gemacht; denn wenn ihm auch über den Gegenstand, der zunächst behandelt werden sollte, einige Notizen vorlagen, so betrafen sie doch nur einfachere Zahlenreihen, deren Charakter sich an nicht lädierten Stellen ohnehin leicht verrät. Dem gegenüber war weitaus der gröfste Teil der Fragmente nicht blofs bezüglich der astronomischen Bedeutung der Rechnungen und des Sinnes einer ganzen Reihe mathematischer und astronomischer termini technici, sondern auch bezüglich des Verlaufes der arithmetischen Operationen in vollständiges Dunkel gehüllt. Dieses nach Möglichkeit zu lichten, hat der Verfasser keine Mühe gescheut; davon giebt das vorliegende Werk — die ersten Früchte seiner chaldäischen Studien — Zeugnis. Ihr Gegenstand ist das Wissen der Chaldäer über den Mond- und Sonnenlauf, wie es sich in zwei grofsen Mondrechnungssystemen kundgiebt. Die Arbeit stützt sich auf mehrere Originaltexte des Britischen Museums, deren treffliche Kopien dem paläographischen Geschicke P. Strafsmaiers zu verdanken sind. Dafs der Charakter der Untersuchungen vorwiegend ein mathematisch-astronomischer ist, leuchtet ein; allein es ist die Hoffnung nicht unbegründet, dafs auch Assyriologen und Kulturhistoriker manches darin finden werden, was ihrer Beachtung nicht unwürdig zu sein scheint." (Der Stein der Weisen. Wien 1900. Nr. 16.)

„. . . Es gewährt einen eigenartigen Genufs, P. Kugler bei der Aufdeckung der versteckten und verborgenen Regeln babylonischer Kalenderrechnung Schritt für Schritt zu folgen. Man begann in Chaldäa die Monate mit dem Neumond oder im Volkskalender mit dem Neulicht, dem ersten Sichtbarwerden der schmalen Mondsichel kurz nach Neumond, rechnete sie zu 29 oder 30 Tagen und führte Schaltmonate ein, um die Jahresrechnung auch dem Laufe der Sonne anzupassen. Von den Keilschrifttafeln verraten sich einige ohne weiteres als Neu- und Vollmondtabellen durch die Monatsnamen und durch die Daten (Monatsanfang oder -Ende und Monatsmitte). Die einzelnen Rubriken, deren Inhalt zur Ermittelung eines Neumonddatums verwendet wird, zeigen, dafs die Babylonier die wechselnden Geschwindigkeiten von Sonne und Mond ziemlich genau gekannt haben, dafs sie berücksichtigten, wie weit der Mond von der Sonnenbahn gegen Norden oder Süden abwich, dafs sie schon nahe zutreffende Zahlen für die Länge des Jahres und die nicht unerheblich schwankende Dauer der Monate festgestellt hatten. Andere Täfelchen enthalten nur Zahlenreihen für jeden fünften oder sechsten Monat auf eine Reihe von Jahren. Es lag nahe, darin die Vorausberechnung von Finsternissen an der Sonne und am Monde zu sehen, dagegen war es eine verwickelte Aufgabe, die Rechnungsmethode zu entdecken. P. Kugler dürfte diese und alle ähnlichen Aufgaben in einwandfreier Weise gelöst haben. Beweis hierfür ist eine ‚Lehrtafel', deren Inhalt nach Ermittlung jener Rechenregeln klar wurde und eben diese Regeln aussprach. Ferner erlaubt der heutige Stand astronomischer Rechenkunst für jene alten Zeiten sehr genau die Zeitpunkte und näheren Umstände von Himmels-Erscheinungen, wie es die Sonnen- und Mondfinsternisse sind, anzugeben. Die so ermittelten Daten bestätigen die Angaben der chaldäischen Rechnung wie die Richtigkeit der Interpretation der Tablets durch P. Kugler. Ja in einzelnen Fällen gelang es diesem

Forscher, aus einer einzigen erhaltenen Zahl einer Rubrik eines Tafelbruchstückes mit Hilfe der enthüllten Regel die Rubrik vollständig zu rekonstruieren und dann zugleich den Anschluſs an ein anderes Bruchstück zu gewinnen. . . .“

(Germania. Berlin 1900. Beilage Nr. 13.)

Lendenfeld, Robert von, Die Hochgebirge der Erde. Mit Titelbild in Farbendruck, 148 Abbildungen und 15 Karten. gr. 8⁰. (XIV u. 532 S.) 14.—; geb. in zwei inhaltlich gleichen Ausgaben zu demselben Preise: 1. als Bestandteil unserer *„Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde“* (s. S. 14); 2. unabhängig von der *„Illustrierten Bibliothek“*, in besonderem O.-Einb.: Leinw. mit reicher Deckenpressung 17.—

„‚Um die Erscheinungen, welche wir im Hochgebirge wahrnehmen, entsprechend würdigen zu können, müssen wir sie mit richtigem Verständnis betrachten. Um nun einen richtigen Maſsstab zur Beurteilung derselben zu gewinnen, müssen wir über die uns bekannten europäischen Alpen hinausgehen und die irdischen Gebirge in ihrer Gesamtheit ins Auge fassen.‘ Diesem Leitgedanken folgend, hat Lendenfeld mit dem vorliegenden Buche ein Werk geschaffen, das in hohem Maſse die Beachtung aller Bergfreunde verdient. In knappster Form wird einleitend der ‚Aufbau der Hochgebirge‘ geschildert; es folgt ein Abriſs über die ‚Modellierung der Hochgebirge‘ durch äuſserliche Einwirkung, wie Temperatur, chemische Wirkungen, Schwerkraft, Wind, Wasser, Schnee, Eis u. s. w., sodann wird eine Übersicht des Oberflächenreliefs der Erde und der Anordnung der Hochgebirge, sowie des ‚Lebens im Hochgebirge‘ gegeben. Dieser Abschnitt bildet den allgemeinen Teil, der etwa ein Achtel des Buches ausmacht. Im ‚speziellen Teile‘ wird in groſsen Zügen eine anschauliche Charakteristik sämtlicher Gebirge der Erde gegeben, die ebenso die Beherrschung des Stoffes durch den Verfasser wie dessen Geschick beweist, diese umfangreiche Materie in knappen und doch zu guten Bildern gerundeten Auszügen einem groſsen Leserkreise angenehm lesbar und anschaulich zu machen. Es ist dem gebildeten Laien schon infolge des seine freie Zeit meist ungemein einengenden Berufes nicht möglich, auch nur eine mäſsige Zahl eingehenderer Werke über auſsereuropäische Hochgebirge und Gebirgsländer erschöpfend zu studieren. Und doch ist der Drang nach Vervollständigung der geographischen Kenntnisse und nach Vertiefung seines Wissens heute wohl das am meisten zu Tage tretende Streben des Gebildeten. In den Kreisen unseres Vereins wird vor allem die Kenntnis aller Hochgebirge der Erde neben den Alpen und im Vergleiche mit diesen erstrebt. Eine solche vermittelt nun Lendenfelds neues Buch in lapidarer, aber durchwegs anschaulicher, übersichtlicher und charakteristischer Darstellungsweise. Ein ungemein reicher Bilderschmuck unterstützt die Anschaulichkeit ganz wesentlich, und eine gröſsere Anzahl guter Kärtchen bildet eine weitere Hilfe und zugleich eine Zierde des Werkes, das wir unsern Vereinsgenossen bestens empfehlen.“

(Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Wien 1899. Nr. 24.)

„. . . In lebendiger, höchst interessanter Darstellungsweise, die die Grenze zwischen allzu flacher Popularisierung und zu hochwissenschaftlicher Behandlung hält, schildert Robert von Lendenfeld in dem vorliegenden Buche die Entstehungsweise der Oberflächenformen des Gebirges, der Berge, Thäler, Gletscher und Alpenseen. Wir geben dem Buche, dem die Verlagshandlung eine glänzende Ausstattung hat zu teil werden lassen, eine warme Empfehlung mit auf den Weg.“

(Deutsches Offizierblatt. Oldenburg 1899. Nr. 51.)

„Lendenfeld war insofern berufen, eine Übersicht sämtlicher Hochgebirge der Erde zu liefern, als er Geograph und Alpinist ist und durch seine Bergtouren in auſsereuropäischen Gebirgen Autopsie und den nötigen Horizont gewonnen hat. Schon der einleitende Teil verrät durch die konzise, anschauliche Art, in welcher die Ursachen der Entstehung und Fortbildung der Gebirge und ihre allgemeinen Erscheinungen in Kürze abgehandelt werden, die vollkommene Beherrschung des Stoffes. Auch zeigt sich dieselbe in der Auswahl von 148 Bildern, die in ihrer Gesamtheit einen höchst instruktiven und interessanten Orbis pictus aller charakteristischen Hochgebirgs- und Gipfelerscheinungen der Erde darstellen. . . .“

(Reinhard E. Petermann im Neuen Wiener Tagblatt. 1900. Nr. 37.)



Probe der Illustration aus R. v. Lendenfeld, Die Hochgebirge der Erde: **Der Karagangletscher im Kaukasus.** Nach einer Aufnahme von V. Sella.

Michael, Emil, S. J., Kritik und Antikritik in Sachen meiner Geschichte des deutschen Volkes. gr. 8⁰.

Erstes Heft: *Der Wiener Geschichtsprofessor Redlich.* (34 S.) **—60.**

——— Dasselbe. *Zweite Auflage.* (34 S. nebst 8 S. Duplik.) **—60.**

Auf diese Schrift veröffentlichte Prof. Redlich in den „Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung" (Innsbr. 1899, S. 692—696) eine vier Seiten lange Replik. Hierauf erschien vom Verfasser des Geschichtswerkes in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik und Antikritik" (Offenbach a. M. 1900, 5. Heft) eine Duplik. Dieselbe ist dem hier angezeigten ersten Heft der „Kritik und Antikritik" in einem Sonderabdruck unentgeltlich beigefügt und kann von der Verlagshandlung gegen Einsendung des Portos auch unentgeltlich nachbezogen werden.

Müller, Dr. Karl Joseph, Des Apostels Paulus Brief an die Philipper. Uebersetzt und erklärt. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8⁰. (VIII u. 348 S.) **7.—; geb. in Halbfranz 8.60.**

„. . . Der Verfasser vorliegender Monographie hat schon wiederholt bei neutestamentlich-kritischen Fragen ein Wort mitgesprochen, er zeigt auch in diesem Werke, dafs er auf der Höhe seiner Aufgabe steht. Das beweist seine Behandlung der Einleitungsfragen, speziell der Echtheitsfrage, das beweist auch die fleifsige Kleinarbeit der Einzelerklärung. Mit dem Werk wollte Müller der theologischen Wissenschaft einen Dienst erweisen, er hat durch Beschränkung und Beiseitelassen des textkritischen und grammatischen Apparates, durch ebenso grofse Ausführlichkeit wie Gründlichkeit, durch mehr reproduktive und zusammenhängende als aphoristische Erklärungsweise und durch vollständigen Abdruck des griechischen Textes und der deutschen Übersetzung auch für weiter theologisch interessierte Kreise einen gut lesbaren Kommentar geschaffen." (Theol.-prakt. Monatsschrift. Passau 1900. Nr. 3.)

***Nagl, Dr. Franz, und Dr. Alois Lang, Mittheilungen aus dem Archiv des deutschen Nationalhospizes S. Maria dell' Anima in Rom.** Als Festgabe zu dessen 500jährigem Jubiläum dargeboten. (XXVIII u. 156 S.) **5.—**

Bildet das 12. Supplementheft der *„Römischen Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte"*; s. S. 27.

Naegle, Dr. August, Die Eucharistielehre des heiligen Joh. Chrysostomus, des Doctor Eucharistiae. gr. 8⁰. (XX u. 308 S.) **5.40.**

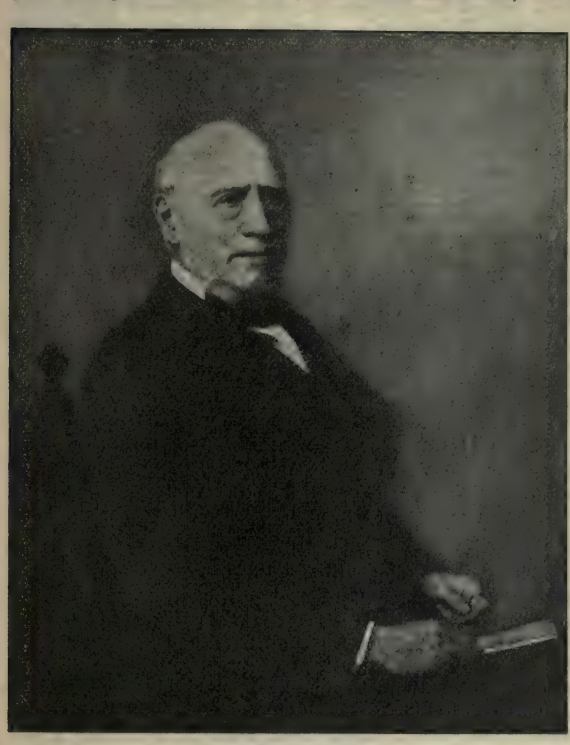
Bildet das 4. u. 5. Heft des III. Bandes der *„Strafsburger theologischen Studien"*; s. S. 29.

„. . . Dr. Naegle liefert eine erschöpfende Abhandlung über die Lehren, welche der hl. Chrysostomus gelegentlich in seinen vielfachen Schriften über das allerheiligste Altarssakrament in den verschiedenfachen Beziehungen zum Ausdruck gebracht hat. Mit grofsem Geschick hat es der Verfasser verstanden, bei der Fülle des in den Werken des grofsen Heiligen zerstreut liegenden Materials Übersichtlichkeit zu schaffen, indem er das von der Theologie entwickelte System zu der Lehre über das heiligste Sakrament als Ausgangspunkt nimmt und danach die Stellung des hl. Chrysostomus zum Ausdruck bringt. . . . Mit wahrem Hochgenufs durchliest man die einzelnen Kapitel. Überall zeigt der Verfasser wohlthuende Klarheit; wo es notwendig ist, bietet er tiefere, überzeugende Begründung seiner Auffassung einschlägiger Stellen des Heiligen. Er bewährt sich als ein kundiger Führer in dem herrlichen, paradiesischen Blumengarten, in den uns Chrysostomus mit seinen packenden Ausführungen über die heilige Eucharistie, ‚die furchtbaren Mysterien', versetzt. Vorliegende Abhandlung ist aber zugleich ein sehr schätzenswerter Beitrag für die historische Begründung der Ursprünglichkeit unseres Abendmahlsdogmas. Je mehr die Gegner der Kirche die Geschichte zur Feindin der kirchlichen Lehre stempeln wollen, um so mehr ist es Pflicht der wissenschaftlichen katholischen Theologie, den Gegnern auf ihrem Kampfesgebiete gegenüberzutreten. Von diesem Gesichtspunkte aus halten wir die Arbeit für vorzüglich gelungen und bedeutungsvoll. Aber nicht nur der Verstand wird befriedigt. Das gläubige Gemüt findet hier feste, kräftige Nahrung. Der Priester und Theologe wird bei der Lektüre mit neuer Liebe zum Mittelpunkte priesterlichen Lebens entflammt. In der grofsartigen eucharistischen Bewegung unserer Tage wird das Werk doppelt angenehm und willkommen erscheinen." (Augsburger Postzeitung. 1900. Beilage Nr. 13.)

Pastor, Ludwig, August Reichensperger. 1808—1895. Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses dargestellt. Mit einer Heliogravüre und drei Lichtdrucken. Zwei Bände. gr. 8⁰. (XLII u. 1102 S.) **20.—**; geb. in Leinw. **24.—**

Erster Band. Mit einer Heliogravüre und einem Lichtdruck. (XXVI u. 606 S.)
Zweiter Band. Mit zwei Lichtdrucken. (XVI u. 496 S.)

„In einer beinahe drei Spalten langen Rezension fällt die nationalliberale ‚Strafsburger Post‘ (Nr. 303) ein beachtenswertes, von warmer Anerkennung durchwehtes Urteil über die genannte Biographie ‚des hervorragenden Mannes, die für diesen zugleich ein Denkmal bildet, wie es schöner und würdiger nicht gedacht werden kann‘. Pastor hat das wertvolle Material ‚mit dem Fleifse, der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit benutzt, die auch die übrigen Arbeiten dieses Gelehrten auszeichnen‘. Seine Fähigkeit, sich in die Seele der Persönlichkeit, die er darstellen wolle, zu versetzen und sich gleichsam mit ihr zu identifizieren, habe ihn dabei wesentlich unterstützt, nicht minder aber auch die innige Freundschaft und der daraus entstandene intime persönliche und briefliche Verkehr mit Reichensperger. ‚Das giebt der ganzen Darstellung charakteristische Eigenart und warmen Ton, die gewissenhafte Quellenbenutzung sichert dabei die geschichtliche Wahrheit, und die sorgfältige Darstellung, der vornehme Stil machen das Ganze geradezu zu einem Kunstwerke.‘ Eine kurze Inhaltsangabe bis zu dem für Reichenspergers religiösen Entwicklungsgang so entscheidenden Jahre 1837 soll dem Leser zeigen, ‚mit welch einer fleifsigen, sorgsamen, vor allem auch der Entwicklung der Persönlichkeit gerecht werdenden Arbeit wir es in der Pastorschen Biographie zu thun haben‘. Die Auswahl der Citate und gelegentliche spitzige Bemerkungen über Windthorst zeigen, dafs dieses Lob nicht etwa einer besondern Vorliebe für den Katholicismus entsprungen ist; gerade deshalb mufs es für uns um so wertvoller sein. Auch über Pastors ‚Geschichte der Päpste‘ hat sich die ‚Strafsburger Post‘ bereits früher günstig geäufsert.“



August Reichensperger.

(Germania. Berlin 1900. Wissenschaftl. Beilage Nr. 16.)

Pesch, Christian, S. J., Theologische Zeitfragen. gr. 8⁰. (X u. 168 S.) **2.20.**

Auch als 76. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach“*; s. S. 29.

Die Schrift enthält folgende drei Abhandlungen:

1. Das kirchliche Lehramt und die Freiheit der theologischen Wissenschaft. — 2. Alte und neue Apologetik. — 3. Ist Gott die Ursache seiner selbst?

„... Unter theologischen Zeitfragen sind solche theologische Fragen verstanden, die in unserer Zeit mehr als andere im Vordergrunde der Erörterung stehen. Dahin gehören verschiedene Gegenstände, deren eingehendere Untersuchung durch Professor Dr. Schell angeregt wurde.

„Wo Fragen, da sind verschiedene Meinungen. Insofern also hier bestimmte Ansichten im Gegensatze zu andern vertreten werden, liegt eine sachliche Polemik vor. Trotzdem ist keine eigentliche Streitschrift beabsichtigt, weder gegen Katholiken noch gegen Andersgläubige. . . .“ (Aus dem Vorwort.)

Schiffels, Jos., Handbuch für den gesamten Religionsunterricht auf der Unterstufe der katholischen Volksschule. Zugleich *Lehrerausgabe* zu des Verfassers Werkchen *„Der gesamte erste Religionsunterricht“*. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8⁰. (VIII u. 288 S.) **2.40**; geb. in Halbleinw. **3.—**

Früher ist erschienen:

——— **Der gesamte erste Religionsunterricht.** Ein Lernbüchlein für die drei untern Schuljahre der Volksschule. Mit Bildern. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg. 12⁰. (IV u. 80 S.) **—35**; kart. **—40.**

„Der Religionsunterricht auf der Unterstufe soll einerseits dem Kinde die Übung des religiösen Lebens vermitteln und anderseits die Grundlage bilden für den Unterricht auf den höheren Stufen. Vorliegendes Büchlein (‚Der gesamte erste Religionsunterricht‘) scheint mir voll und ganz dem Zwecke zu entsprechen. Es giebt als Grundlage die biblische Geschichte und verknüpft damit in einfacher, sehr praktischer Weise die notwendigen Katechismuslehren, welche sich aus den in kindlicher Form dargebotenen biblischen Lektionen von selbst ergeben; dazu kommt die schöne Einflechtung der Liturgik, des Kirchenjahres und des Kirchenliedes, alles in einfacher, sachgemäfser Form. Die über die Lektionen verteilten Bilder haben einen klaren und schönen Druck. Durch Klammern und Sternchen ist in den Lektionen bezeichnet, was ohne Störung des Zusammenhanges im 1. und 2. Jahrgange übergangen werden kann. Gerne sähe ich das Büchlein in den Händen der Lehrer und Lehrerinnen der Unterstufe; sie können daraus viel lernen.“
(Zeitschrift für Erziehung und Unterricht. Düsseldorf 1899. Nr. 2.)

Schneiderhan, Joh., Planmäfsig geordnete Musterbeispiele zum schriftlichen Gedankenausdruck für die Volksschulen und die Mittelklassen höherer Knaben- und Mädchenschulen. (Neubearbeitung der 10. Auflage des gleichnamigen Werkes von *J. G. Mezler.*) 8⁰. (XX u. 428 S.) **2.80**; geb. in Halbleder **3.30.**

„Das ist ein Werk, welches einen reichhaltigen Stoff für alle Stufen einer Volks- oder Mittelschule enthält (865 Nummern). In einer Einleitung spricht sich der Verfasser zunächst aus über Zweck und Ziel des Aufsatzunterrichts, Stoff, Auswahl und Anordnung und die Methode. Dieser Abschnitt ist höchst lesens- und auch beherzigenswert. Die Stoffe selbst berücksichtigen die Vorkommnisse des täglichen Lebens; auch sind sämtliche verwendbare Fächer des Volksschulunterrichts in den Dienst der stilistischen Übungen gestellt. — Das Buch verdient eine warme Empfehlung.“ (Monatsblatt des evangel. Lehrerbundes. Hamburg 1900. Nr. 5 u. 6.)

Sladeczek, Andreas, Das katholische Kirchenjahr und die gebräuchlichsten kirchlichen Andachten. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Zwei Ausgaben. 8⁰.

Ausgabe A: Zum Gebrauche in Volksschulen. (VIII u. 66 S.) **—50.**

Ausgabe B: Zum Gebrauche in erweiterten und höheren Schulen sowie beim Selbstunterricht. (VIII u. 166 S.) **1.20**; geb. in Halbleinw. **1.30.**

„Sehr befriedigt wurde Referent von folgender Novität: Das katholische Kirchenjahr von A. Sladeczek. Sämtliche dem Zwecke des Büchleins entsprechende Gegenstände finden sich hier in seltener Ausführlichkeit, jedoch ohne unnötige Weitschweifigkeit, korrekt und ansprechend behandelt.“
(Ambrosius. Donauwörth 1900. Nr. 4.)

Walter, Dr. Franz, Die Propheten in ihrem sozialen Beruf und das Wirtschaftsleben ihrer Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Sozialethik. 8⁰. (XVI u. 288 S.) **3.20.**

Inhalt. 1. Die Stellung des alttestamentlichen Prophetentums innerhalb der israelitischen Wirtschaftsgeschichte; sein Verhältnis zur Politik und zur Sozialpolitik im besondern. — 2. Die Entwicklung des Kapitalismus in der israelitischen Volkswirtschaft. — 3. Die Stellung der Propheten zu den sozialen Bewegungen ihrer Zeit: ihre ethische Auffassung der sozialen Fragen. — 4. Die wirtschaftliche Lage und die sittlichen Zustände. Die Klagen der Propheten über die allgemeine Verderbtheit der Sitten. — 5. Der Kampf der Propheten gegen den Luxus, insbesondere gegen den Alkoholismus. — 6. Der Kampf der Propheten gegen sonstige Ausschreitungen des Luxus. — 7. Der Kampf der Propheten für Reinerhaltung von Ehe und Familie. — 8. Der Kampf des Prophetentums für Recht und Gerechtigkeit im wirtschaftlichen Verkehr. — 9. Der Kampf der Propheten für eine geordnete Rechtspflege. — 10. Prophetische Zukunftsideale und Reformgedanken. — 11. Die Agrarpolitik der Propheten. — 12. Das Mittelstandsideal der Propheten. — 13. Hindernisse der sozialen Wirksamkeit der Propheten. Schlufsbemerkungen.

Weckesser, Paul, Das kirchliche Leben oder Liturgische Erklärung der heiligen Messe und der heiligen Sakramente, sowie das *Kirchenjahr.* Ein Lesebüchlein für Volksschüler in Fragen und Antworten. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 32⁰. (X u. 232 S.) **—40;** geb. in Halbleinw. **—60.**

„Wenn man sagt, es entspricht einem wirklichen Bedürfnis, so ist dies hier keine Phrase. Die Kinder sollen nicht blofs auswendig lernen, sondern in das gesamte kirchliche Leben eingeführt werden. Die richtige Form hierfür zu treffen, abgesehen davon, dafs oft auch die Zeit fehlt, ist nicht so leicht: hier haben wir das Gewünschte als Ergänzung zum Katechismus so klar, einfach und anziehend wie auf dem Präsentierteller. . . . Wir glauben demnach, dafs wir dem Verfasser für sein Büchlein, bei dem die Liebe zur heiligen Kirche und zur Kinderwelt die Feder geführt hat, dankbar sein müssen." (Oberrhein. Pastoralblatt. Freiburg 1900. Nr. 1.)

***Zettinger, Dr. Joseph, Die Berichte über Rompilger aus dem Frankenreiche bis zum Jahre 800.** (XII u. 112 S.) **4.—**

Bildet das 11. Supplementheft der *„Römischen Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte";* s. S. 27.

Zimmermann, Athanasius, S. J., Heinrich II. der Heilige. Ein Lebensbild. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 12⁰. (X u. 106 S.) **1.20;** geb. in Halbleinw. **1.50.**

Gehört zu unserer *„Sammlung historischer Bildnisse";* s. S. 27.

„Siehe da eine gemeinverständliche, populäre Biographie, welche man ganz ohne jegliche Einschränkung als mustergültig bezeichnen kann. Verfasser suchte, wie er uns in der Vorrede sagt, die rechte Mitte einzuhalten zwischen den gewöhnlichen Heiligenleben, in denen nur von Tugenden und Wundern die Rede ist, und den historischen Darstellungen, die sich nur mit Staatsaktionen, Intriguen und dem Parteigetriebe beschäftigen. Man mufs gestehen, dafs ihm dies ausgezeichnet gelungen ist. Das Bild, das er uns von der Persönlichkeit und den Thaten des heiligen Kaisers entwirft, ist ebenso wahrheitsgetreu wie erbaulich. Gründliche Kenntnis der Quellen und der modernen Forschungen, eine einfache, gehobene, einsichtsvolle Darstellung, eine lebhafte Sympathie für seinen Helden, vollkommene Loyalität, welche nicht nötig hat, an einem so ausgezeichneten und bewunderungswürdigen Fürsten wie dem hl. Heinrich blofs lobenswerte Eigenschaften zu finden, ein richtiges Verständnis für angemessene Gruppierung, welche unwesentliche Einzelheiten übergeht, um das Merkwürdige ins rechte Licht zu setzen, alles das trifft zusammen, um auch den wohlunterrichteten Leser zu fesseln." (Übersetzt aus: Analecta Bollandiana XIX, Fasc. 1, S. 54.)

---

2. Fortsetzungen, neue Auflagen und Zeitschriften.

Baumgartner, Alexander, S. J., Geschichte der Weltliteratur. gr. 8⁰. Lieferung 17—19. (III. Bd. *Erste und zweite Auflage.* S. I—IV u. 1—240.) à **1.20.**

Der ursprünglich für den dritten Band in Aussicht genommene gewaltige Stoff: „Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums und der späteren Zeiten", wird der Handlichkeit wegen statt in einem dicken Bande in zwei Bänden mäfsigen Umfangs ausgegeben; dieselben werden bis zum Herbst d. J. vollständig erscheinen. Danach wird enthalten:

Band III: *Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums.* Umfang 6—7 Lieferungen von durchschnittlich 5 Bogen à **1.20** pro Lieferung.

Band IV: *Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker.* Umfang voraussichtlich wie bei Band III.

Früher sind erschienen:

I. Band: *Die Literaturen Westasiens und der Nilländer. Zweite, unveränderte Auflage.* (XX u. 620 S.) **9.60**; fein geb. in Halbsaffian **12.—**

II. Band: *Die Literaturen Indiens und Ostasiens. Erste und zweite Auflage.* (XVI u. 630 S.) **9.60**; geb. **12.—**

Die weiteren Bände werden enthalten:

Die Literaturen der romanischen Völker. — Die Literaturen der nordgermanischen und slavischen Völker. — Die deutsche Literatur.

„Mit besonderer Genugthuung wird die Fortsetzung der Geschichte der Weltlitteratur von Alexander Baumgartner in weiten Kreisen begrüſst werden. Haben schon die beiden ersten Bände dieses umfassenden Werkes, welche die Litteraturen des Orients behandeln, ein der Bedeutung des Werkes wie seines Verfassers gleichmäſsig entsprechendes Interesse gefunden, so wird das bei den beiden folgenden Bänden, deren Ausgabe zunächst beabsichtigt ist, in erhöhtem Maſse der Fall sein, da sie ein Gebiet behandeln, für das ein unvergleichlich weiterer Kreis sich interessiert als für die immerhin entlegenen Litteraturen des Orients, nämlich die griechische und lateinische Litteratur, welche zwar heute in weiten Kreisen nicht mehr so gewertet wird, aber dennoch ihre Bedeutung für die abendländische Litteratur behalten und die Grundlage unserer gelehrten Bildung bleiben muſs. Und wir erhoffen gerade von dem Werke Baumgartners, daſs es in der obwaltenden Streitfrage über die Bedeutung der klassischen Bildung Licht verbreiten und Vorurteile zerstreuen wird. Der geniale Verfasser versteht es ja, wie kaum ein zweiter, die Litteraturgeschichte im Zusammenhang mit der allgemeinen Kulturgeschichte zu betrachten. Das zeigt schon gleich wieder das erste Kapitel des beginnenden dritten Bandes, welcher sich ebenso eingehend als anziehend über Volkstum, Sprache und Sagen der Griechen verbreitet. Dazu kommt die geistreiche Auffassung des Verfassers, welche auch das Entlegenste wie spielend nahebringt. Man empfindet dieses sofort wieder bei der Darstellung, welche der alte Homer in der vorliegenden Lieferung bereits gefunden hat. Manchem, der früher jahrelang Homer gelesen, wird hier ein neues Licht aufgehen, so daſs er wieder zu demselben greift, um mit gröſserem Verständnis in die unsterblichen Schöpfungen der Odyssee und Ilias sich zu vertiefen. Nimmt man noch hinzu die glänzende und doch verständliche Darstellungsgabe des Verfassers, so kann es einem Zweifel nicht unterliegen, daſs seine Geschichte der Weltlitteratur mit dem Erscheinen der neuen Bände auch zahlreiche neue Freunde noch gewinnen wird. . . .“ (Kölnische Volkszeitung. 1900. Litterar. Beilage Nr. 15.)

„Von P. Alexander Baumgartners durch ungemeine Belesenheit, selbständiges Urteil, saubere Ausführung, geistvolle Behandlung und schöne Darstellung ausgezeichneten ‚Geschichte der Weltliteratur‘ ist nun der dritte und vierte Band angekündigt. . . . Ich zweifle nicht, daſs sich auch in diesen Bänden dessen, woran sich alle Freunde der christlichen Weltanschauung und einer geläuterten Geschmacksrichtung gemeinsam freuen können, so viel sein wird, daſs daneben Differenzen in Einzelheiten, welche auf Besonderheiten des konfessionellen Urteils beruhen, zurücktreten werden. Gerade solche Werke, wie Baumgartners Weltlitteratur oder die Weltgeschichte von Weiſs, und auf unserer Seite Bücher wie Vilmars Geschichte der deutschen Dichtung könnten die kirchliche Unbefangenheit und das gegenseitige Sichverstehen mächtig befördern helfen, an dem es jetzt — leider — noch so vielfach fehlt.“ (Evangel. Wochenblatt. Zürich 1900. Nr. 15.)

Bibliothek, Illustrierte, der Länder- und Völkerkunde. gr. 8⁰.

Unter diesem Titel erscheint in unserem Verlage eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder- und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäſsen, interessanten und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration, sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen sollen.

Vierzehn Bände sind bis jetzt erschienen. Zwei weitere Bände sind im Druck (s. S. 33 u. 34). Jeder Band besteht für sich als ein selbständiges Werk und ist einzeln käuflich.

Kaulen, Dr. *Franz,* **Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen.** *Fünfte Auflage.* Mit Titelbild, 97 Illustrationen, einer Inschriftentafel und zwei Karten. (XVI u. 318 S.) **5.—**; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung **7.—** S. S. 20.

Lendenfeld, Robert von (Professor an der Universität Prag), **Die Hochgebirge der Erde.** Mit Titelbild in Farbendruck, 148 Abbildungen und 15 Karten. (XIV u. 532 S.) **14.—**; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung **17.—** S. S. 8.

Bibliothek, Theologische. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8⁰.

Von der zweiten Serie:

Gihr, Dr. *Nikolaus,* **Die heiligen Sacramente der katholischen Kirche.** Für die Seelsorger dogmatisch dargestellt. Zwei Bände.

Zweiter (Schluss-) Band: *Die Busse, die letzte Oelung, das Weihesacrament und das Ehesacrament.* (VIII u. 560 S.) **6.50**; in O.-Einb.: Halbsaffian **8.50.** S. S. 18.

Die erste Serie der „*Theologischen Bibliothek*“ besteht aus 14 Werken; in der zweiten Serie sind bis jetzt 6 Werke erschienen. Prospekt auf Verlangen franko.

Boedder, Bernardus, S. J., **Psychologia rationalis** sive Philosophia de anima humana. In usum scholarum. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. *Editio altera, aucta et emendata.* 8⁰. (XVIII u. 422 S.) **4.—**; geb. in Halbfranz **5.20.**

„L'ouvrage du R. P. Boedder est très connu et très apprécié de tous ceux qu'intéresse la renaissance de la philosophie scolastique. . . .

„Dans la 2e édition de l'œuvre, le fond structural reste intact; mais un grand nombre de thèses sont retouchées, pour aider la compréhension, ou complétées de notes instructives, répondant soit aux questions actuelles, soit à de minces objections de détail, qu'on aurait pu faire à l'auteur.“

(Revue Bénédictine. Maredsous 1900. Nr. 1.)

—— **Theologia naturalis** sive Philosophia de Deo. In usum scholarum. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. *Editio altera, aucta et emendata.* 8⁰. (XVI u. 392 S.) **3.80**; geb. in Halbfranz **5.—**

Beide Bände bilden Bestandteile des Sammelwerkes: „*Cursus philosophicus. In usum scholarum*“; s. S. 16.

Cathrein, Victor, S. J., **Durch Atheismus zum Anarchismus.** Ein lehrreiches Bild aus dem Universitätsleben der Gegenwart. Allen, denen ihr Christentum lieb ist, besonders aber den angehenden Akademikern gewidmet. *Zweite, erweiterte Auflage.* 12⁰. (VIII u. 194 S.) **1.40.**

Die erste Auflage erschien unter dem Pseudonym *Nikolaus Siegfried.*

„P. Cathrein schildert in dieser Schrift die feindselige Stellung nicht weniger Universitätsprofessoren und leider auch mancher Prediger zum positiven Christentum. Die Professoren, die mit Namen genannt sind, werden auf Grund des objektivsten Materials, nämlich ihrer eigenen Schriften, geschildert. Die zweite Auflage des vortrefflichen Büchleins ist wesentlich vermehrt, einmal durch neue Beweise gegen den Atheismus, welche der sittlichen Ordnung entnommen wurden, sodann durch eine eingehendere Besprechung des Problems des Übels in der Welt. . . .“

(Kölnische Volkszeitung. 1900. Litterar. Beilage Nr. 8.)

—— **Philosophia moralis.** In usum scholarum. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. *Editio tertia, ab auctore recognita.* 8⁰. (XX u. 472 S.) **4.—**; geb. in Halbfranz **5.20.**

Bildet einen Bestandteil des Sammelwerkes: „*Cursus philosophicus. In usum scholarum*“; s. S. 16.

„Ce *manuel* de Philosophie morale est le plus complet que nous connaissons; l'ordre dans la division des matières est classique: *Ethica generalis et specialis.* . . .

„Les thèses, en général, sont magistralement exposées et prouvées. Il convient de citer surtout celles contre le socialisme, contre l'esclavage, contre l'émancipation de la femme, comme aussi celles sur les rapports entre la famille et l'État, sur l'enseignement et l'éducation, sur les devoirs de l'État par rapport à la question sociale, etc. . . ." (Nouvelle Revue théologique. Bruxelles 1900. 1. Heft.)

Cornely, Rudolf, S. J., **Leben des seligen Petrus Faber,** ersten Priesters der Gesellschaft Jesu. *Zweite Auflage*, verbessert und vermehrt von *H. Scheid* S. J. 12⁰. (XII u. 196 S.) **1.60;** geb. in Halbleinw. **2.—**

Gehört zu unserer *„Sammlung historischer Bildnisse"*; s. S. 27.

„Der Band behandelt das Leben des ersten Priesters des Jesuitenordens, der in Deutschland in einer Zeit thätig war, als es um den katholischen Glauben sehr schlimm stand; auch ist der hervorragende Mitbegründer des Jesuitenordens der geistige Vater des ersten deutschen Jesuiten Canisius. Das Werk eignet sich auch sehr zur Anschaffung für Volksbibliotheken; wir wünschen ihm weiteste Verbreitung." (Deutsches Volksblatt. Stuttgart 1900. Nr. 88.)

Cursus philosophicus. In usum scholarum. Auctoribus pluribus philosophiae professoribus in collegiis Valkenburgensi et Stonyhurstensi S. J. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. Sechs Bändchen. 8⁰.

Pars IV: *Boedder, Bernardus,* S. J., **Psychologia rationalis** sive Philosophia de anima humana. *Editio altera, aucta et emendata.* (XVIII u. 422 S.) **4.—;** geb. in Halbfranz **5.20.** S. S. 15.

Pars V: *Boedder, Bernardus,* S. J., **Theologia naturalis** sive Philosophia de Deo. *Editio altera, aucta et emendata.* (XVI u. 392 S.) **3.80;** geb. in Halbfranz **5.—** S. S. 15.

Pars VI: *Cathrein, Victor,* S. J., **Philosophia moralis.** *Editio tertia, ab auctore recognita.* (XX u. 472 S.) **4.—;** geb. in Halbfranz **5.20.** S. S. 15.

Dreher, Dr. Theodor, Kleine katholische Apologetik für reifere Schüler höherer Lehranstalten. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Zweite Auflage.* 8⁰. (IV u. 52 S.) **—60;** geb. in Leinw. **—80.**

Duhr, Bernhard, S. J., **Jesuiten-Fabeln.** Ein Beitrag zur Culturgeschichte. *Dritte, umgearbeitete Auflage.* 8⁰.

Lieferung 8 u. 9. (S. 673—902.) **1.60.**

——— Dasselbe. Vollständig in einem Bande. (VIII u. 902 S.) **7.20;** in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung **8.60.**

„Duhrs auf gründlichen Studien beruhendes und zur Erschütterung der vielen Legenden, welche die Geschichte des Ordens Jesu, namentlich seit der Aufklärungsperiode, verunstaltet haben, schon durch seine packende Schreibweise sehr geeignetes Buch erschien zuerst 1891. Wenn jetzt nach acht Jahren eine dritte Auflage der nicht gerade kleinen Schrift nötig wird und wenn es derselben auch in protestantischen Fachblättern nicht an Zustimmung gefehlt hat, so ist das ein Beweis dafür, dafs es, trotz der Verfemung des Ordens, auch in weiteren Kreisen nicht an Sinn und Verständnis für eine streng sachliche, den Anforderungen der historischen Kritik entsprechende Darstellung fehlt. Jeder, dem es wirklich um geschichtliche Wahrheit zu thun ist, mag er nun Katholik oder Protestant, kirchlich gesinnt oder Freidenker sein, wird folgende Grundsätze (im Vorwort S. vi, vii) durchaus billigen. . . . Auf Grund dieser Prinzipien erörtert nun Verfasser in 34 Abschnitten längeren und kürzeren Inhaltes eine Reihe von fables convenues, direkten Verleumdungen und verkehrten Auffassungen, deren Opfer seit Jahrhunderten der Orden gewesen ist. Wir heben, von manchen reinen Ammenmärchen und Romangewäsch, wie Giftmord, Testaments- und Erbschaftserschleichung, Urkundenfälschung, Gotteslästerung, Mordthaten u. s. w. absehend, deren Widerlegung darum immerhin ein Verdienst bleibt, als Resultate nur hervor: . . ."

(Aus einer längeren Besprechung von R. Mahrenholtz, Dresden, in den Mitteilungen a. d. histor. Litteratur. Berlin 1900. S. 224 ff.)

Erdkunde im Anschluſs an das Lesebuch von Dr. *J. Bumüller* und Dr. *I. Schuster*. *Zweite, verbesserte Auflage.* Mit 107 Abbildungen. 8⁰. (VIII u. 336 S.) **2.—**; geb. in Leder-Imitation **2.25.**



Probe der Illustration aus der „Erdkunde": Die Insel Helgoland.

Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von *Ludwig Pastor*. gr. 8⁰.

I. Band, 5. u. 6. Heft: *Gény, Joseph,* **Die Reichsstadt Schlettstadt** und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536. Nach meist ungedruckten Quellen bearbeitet. (XX u. 224 S.) **3.—** S. S. 5.

Der I. Band vollständig (6 Hefte). (LII u. 640 S.) **8.60**; geb. in Leinw. **10.—**

Die „Erläuterungen und Ergänzungen" erscheinen in zwangloser Reihenfolge. Die einzelnen Hefte bezw. Doppelhefte, deren jedes ein Ganzes für sich bildet, sind einzeln käuflich. Der Umfang eines Heftes soll durchschnittlich sechs bis zehn Bogen à 16 Seiten gr. 8⁰ betragen. Die Zahl der in einem Jahre erscheinenden Hefte wird drei nicht übersteigen; je vier bis sechs Hefte bilden einen Band.

Frage, Die sociale, beleuchtet durch die „Stimmen aus Maria-Laach". Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8⁰.

14. bis 16. Heft: *Pesch, Heinrich,* S. J., **Liberalismus, Socialismus und christliche Gesellschaftsordnung.** Dritter Theil (Schluss): *Der moderne Socialismus. Erste und zweite Auflage.* (X u. 602 S.) **4.60.**

Heft 12—16 als III. Band. (XIV u. 998 S.) **7.60**; geb. in Leinw. **8.80.**

Das zur Zeit fehlende 9. Heft wird im Sommer 1900 in neuer Auflage erscheinen.

„... Wenn wir schon den ersten beiden Teilen unsere Anerkennung nicht versagen konnten, so gilt das doch besonders von dem vorliegenden Schluſsbande; denn hier bewegt sich der Verfasser auf seinem eigensten Gebiete. Er beherrscht wie kaum ein zweiter die sozialdemokratische Litteratur, hat sich eingehend in die Werke derselben, speziell in das Hauptwerk: ‚Das Kapital' von Karl Marx, vertieft, so daſs er wie kaum ein anderer berufen war, eine ebenso umfassende als gründliche Kritik des modernen Sozialismus zu liefern. Es wird daher auch gerade dieser Teil seines Werkes auf besondere Anerkennung selbst bei den Gegnern rechnen

können. Das um so mehr, weil der Verfasser sich einer durchaus objektiven und wissenschaftlichen Darstellung befleifsigt; dennoch ist letztere keineswegs trocken und ermüdend. . . .“ (Litterarische Rundschau. Freiburg 1900. Nr. 5.)

Gietmann, Gerhard, S. J., und Johannes Sörensen S. J., Kunstlehre in fünf Teilen. gr. 8⁰.

Dritter Teil: *Musik-Ästhetik.* Von *Gerhard Gietmann* S. J. Mit 6 Abbildungen und vielen kürzern Musikproben. (VIII u. 370 S.) **4.40**; geb. in Halbfranz **6.20.**

Früher ist erschienen:

Erster Teil: *Allgemeine Ästhetik.* Von *Gerhard Gietmann* S. J. Mit 11 Abbildungen. (VI u. 340 S.) **4.20**; geb. in Halbfranz **6.—**

Der II. Teil: *Poetik,* von G. Gietmann, wird im Sommer 1900 erscheinen. Daran werden sich noch anschliefsen:

IV. Malerei, Bildnerei und schmückende Kunst, von J. Sörensen.
V. Ästhetik der Baukunst, von G. Gietmann.

„In 430 Thesen behandelt der Autor der dritten Abteilung der Kunstlehre, G. Gietmann, auf geistreiche Weise das weite Gebiet der Ästhetik. Der abstrakte Stoff wurde schon oft — gut und schlecht — behandelt. Die Gefahr, die Schwierigkeiten, welche manche Definition bietet, durch Redensarten zu umgehen, liegt ungemein nahe. Der Verfasser vorliegenden Buches umschiffte die Klippen vortrefflich. Als Steuer diente ihm sein volles Beherrschen der Materie und die Gabe klarer, deutlicher Ausdrucksweise. Die Anordnung des Stoffes wurde in folgender Weise getroffen: 1. Allgemeiner Charakter der Musik nach Form und Ausdruck. 2. Ton und Klang. Konsonanz und Dissonanz. 3. Tonarten. 4. Geschichtliche Beleuchtung. (Geschichte der Tonarten, alter Rhythmus. Psalmodie etc.) 5. Melodie und Harmonie. 6. Der Rhythmus. 7. Vokal- und Instrumentalmusik. 8. Die Kunstgebilde der Musik. 9. Kirchenmusik. Das Werk bietet dem Leser unschätzbare Belehrung und Anregung. Es ist meisterhaft geschrieben und verdient weiteste Verbreitung. . . .“ (Die Kammermusik. Heilbronn 1900. 12. Heft.)

„. . . In gründlicher, durchaus objektiver, auch die neuesten Forschungen berücksichtigender Weise werden alle diese Fragen beantwortet, welche heutzutage die Geister scheiden und durch ganz einseitige, willkürliche Behandlung der gegenwärtigen Zügellosigkeit auf dem Gebiete des modernen Kunstschaffens Vorschub leisten. Hier können nur klar entwickelte, scharf umgrenzte Grundsätze als Kompafs dienen, und diese bietet der Verfasser in seinen ruhigen, sachlichen, durchaus folgerichtigen Erörterungen, die den hier allein richtigen Mittelweg innehalten, und in der formvollendeten Sprache, die hier besonders erwünscht ist. . . .“ (Zeitschrift f. christl. Kunst. Düsseldorf 1899. Nr. 12.)

Gihr, Dr. Nikolaus, Die heiligen Sacramente der katholischen Kirche. Für die Seelsorger dogmatisch dargestellt. Zwei Bände. gr. 8⁰.

Zweiter (Schluss-) Band: *Die Busse, die letzte Oelung, das Weihesacrament und das Ehesacrament.* Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. (VIII u. 560 S.) **6.50**; in O.-Einb. Halbsaffian **8.50.**

Früher ist erschienen:

Erster Band: *Allgemeine Sacramentenlehre. Die Taufe, die Firmung und die Eucharistie.* Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (XVIII u. 688 S.) **8.—**; in O.-Einb.: Halbsaffian **10.—**

Gehört zur zweiten Serie unserer *„Theologischen Bibliothek“*; s. S. 15.

„Dem ersten, in diesem Blatte besprochenen Bande ist rasch der hier vorliegende zweite gefolgt, welcher die vier letzten Sakramente behandelt. Die dort erwähnten vortrefflichen Eigenschaften finden sich selbstverständlich auch hier. Mit vollständiger Beherrschung der einschlägigen Litteratur hat Gihr eine Fülle von Citaten aus der Heiligen Schrift, den Vätern und Theologen so geschickt in den Text hineinzuweben gewufst, dafs die Lektüre derselben nicht nur nicht ermüdend wirkt, sondern geradezu ein Vergnügen bereitet. Dies gilt besonders bei der Darstellung der Sakramente der Bufse und der Weihe, wo er die wirkungsvollen Worte der Heiligen Schrift in der passendsten Weise zur Begründung und Erläuterung der Kirchenlehre verwendet, wie wir dies beim hl. Bernhard so sehr bewundern. Gerade auch in diesen

beiden Traktaten fühlt der Leser mehr als anderswo, dafs aus Gihr nicht blofs die genaueste theoretische Kenntnis der kirchlichen Dogmen, sondern auch der Affekt eines diese Dogmen voll und ganz umfassenden Herzens spricht. Die Seelsorger, für welche Gihr seine Arbeit in erster Linie bestimmt hat, finden darin überreichen Stoff in sorgfältigster Auswahl des Besten für ihre dogmatischen Predigten und Vorträge, aber auch zum Selbststudium und zur eigenen Erbauung, doch wird auch jeder andere Theologe, der sich mit einer gründlichen theoretischen Kenntnis der Sakramentenlehre nicht begnügen, sondern sich auch dafür erwärmen will, diesen Zweck hier auf die leichteste Weise erreichen. . . ." (Allgemeines Litteraturblatt. Wien 1900. Nr. 4.)

Grisar, Hartmann, S. J., Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. Mit besonderer Berücksichtigung von Cultur und Kunst nach den Quellen dargestellt. Mit vielen historischen Abbildungen und Plänen. Lex.-8⁰.

Erster Band: *Rom beim Ausgang der antiken Welt.* Nach den schriftlichen Quellen und den Monumenten. Achte und neunte Lieferung. (S. 449—576.) à **1.60.**

Das Werk ist auf sechs Bände berechnet. — Der erste Band gelangt in circa 15 Lieferungen à **1.60** zur Ausgabe.

„. . . Das 1. Buch des 1. Bandes schildert ‚Rom beim Erlöschen des heidnischen Kultus'. In anschaulicher, fesselnder Sprache, teilweise in glänzender Darstellung, werden uns das letzte Ringen des Heidentums, die Demütigung Roms durch die Barbaren, der Untergang des Kaisertums, der Beginn des römischen Bistums bis zu diesem Zeitpunkte, die römische Kunst und Kultur in ihrer letzten christlichen Blüte und vor allen die gewaltigen Gestalten der Päpste Damasus und Leo des Grofsen vor Augen geführt. Bei aller Begeisterung für seinen Gegenstand läfst der Verfasser zu einseitiger Verherrlichung und Verurteilung sich nicht fortreifsen, wie er denn für den Glanz des erlöschenden Heidentums ebensoviel Bewunderung empfindet, wie er die Schattenseiten im christlichen Leben der ersten Zeit rückhaltslos aufdeckt. Der kritische Apparat ist in ausreichender Ausführlichkeit gegeben, um die Darstellung des Verfassers auf ihre Quellen hin prüfen zu können. . . ."
(Mitteilungen a. d. histor. Litteratur. Berlin 1900. 1. Heft.)

Hettinger, Dr. Franz, Apologie des Christenthums. *Achte Auflage,* herausgegeben von Dr. *Eugen Müller.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Fünf Bände oder 20 Lieferungen 8⁰ à 1.— pro Lieferung.

9.—16. Lieferung.

Dritter Band (9.—12. Lieferung): *Die Dogmen des Christenthums.* Erste Abtheilung. (XVI u. 590 S.) **4.—**; geb. in Halbfranz **5.80.**

Vierter Band (13.—16. Lieferung): *Die Dogmen des Christenthums.* Zweite Abtheilung. (VI u. 618 S.) **4.—**; geb. in Halbfranz **5.80.**

Der fünfte Band (17.—20. Lieferung): *Die Dogmen des Christenthums.* Dritte Abtheilung, wird im Herbst d. J. erscheinen.

***Jahrbuch, Historisches.** Im Auftrage der Görres-Gesellschaft und unter Mitwirkung von *Hermann Grauert, Ludwig Pastor, Gustav Schnürer, Carl Weyman* herausgegeben von *Joseph Weiss.* (Herder & Co., München.) gr. 8⁰.

XX. Band (Jahrgang 1899). 4 Hefte. (XL u. 922 S.) **12.—**

Das „Historische Jahrbuch" erscheint jährlich in 4 Heften, welche einen Band bilden. Preis für den Jahrgang bei Bezug durch die Post und den Buchhandel **12.—** Ein Heft einzeln **3.50.**

Jahrbuch der Naturwissenschaften. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; angewandte Mechanik; Meteorologie und physikalische Geographie; Astronomie und mathematische Geographie; Zoologie und Botanik; Forst- und Landwirtschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Industrie und industrielle Technik. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. *Max Wildermann.* gr. 8⁰.

XV. Jahrgang 1899—1900. Mit 53 in den Text gedruckten Abbildungen. Nebst einem Anhange: Generalregister über die Jahrgänge 1895/96 bis 1899/1900. (XII u. 572 S.) 6.—; geb. in Leinw. 7.— Einbanddecke apart —70.

Daraus apart:

Generalregister über die Jahrgänge 1895/96—1899/1900. gr. 8°. (76 S.) —80.

„Das Werk verdient in hervorragender Weise die Beachtung aller derjenigen Kreise, welchen an einer kurzen und dabei alles Wichtige berücksichtigenden Übersicht über die Fortschritte auf naturwissenschaftlichem Gebiete gelegen ist. Dazu sind aber nicht in letzter Linie die deutschen Apotheker zu rechnen. . . .“

(Apotheker-Zeitung. Berlin 1899. Nr. 38.)

Kaulen, Dr. Franz, Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. *Fünfte Auflage.* Mit Titelbild, 97 Illustrationen, einer Inschriftentafel und zwei Karten. gr. 8°. (XVI u. 318 S.) 5.—; in O.-Einband: Leinw. mit Deckenpressung 7.—



Probe der Illustration aus Kaulen, Assyrien und Babylonien: Inschrift des Königs Sargon I. (um 3800 v. Chr.).

In zwei sonst gleichen Ausgaben zu demselben Preise: 1. als Bestandteil unserer *„Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde“* (s. S. 14); 2. unabhängig von der „Illustrierten Bibliothek“ in besonderem Umschlag oder Einband.

„Wenn im Verlaufe von zwei Jahrzehnten ein Werk über Assyrien und Babylonien die fünfte Auflage erlebt, so mufs dieses auch einem Bedürfnisse entgegenkommen. Kaulens sorgfältig bis zu den neuesten Entdeckungen der amerikanischen Expedition fortgeführtes Werk ist in so glücklicher Weise abgefafst, dafs es nicht nur dem grofsen gebildeten Publikum, den Geistlichen und allen, die tiefer auf die betreffenden Kapitel der Bibel eingehen wollen, die nötige Belehrung gewährt, sondern auch wegen der vollständigen und klaren Übersicht bei den Fachmännern Anerkennung findet, die den Herrn Verfasser gerne bei seiner Arbeit unterstützt haben. . . .“

(Globus. Braunschweig 1899. Nr. 2.)

„Vor acht Jahren haben wir die zweite Auflage dieser Schrift im Kirchen- und Schulblatt angezeigt und die-

selbe wegen ihrer zuverlässigen Gründlichkeit, ansprechenden Darstellung, guten Illustration und schönen Ausstattung empfehlen dürfen. Rasch folgte eine dritte Auflage, und heute liegt schon die vierte vor uns — ein Beweis, wie glücklich der Verfasser den rechten Ton getroffen hat, um für seinen Gegenstand, für jene denkwürdigen Ausgrabungen und Forschungen auf einem einst weltgeschichtlichen, heute nur mit Trümmern übersäten Boden das Interesse eines immer gröfseren Leserkreises zu gewinnen und zu befriedigen. Die neue Bearbeitung weist abermals erhebliche Verbesserungen auf: die Schilderung ist überall sorgfältig nachgeprüft, wo nötig ergänzt und bis zu dem augenblicklichen Stand weitergeführt, ebenso die Zahl der Illustrationen gegenüber der zweiten Auflage fast auf das Doppelte vermehrt, dabei der Preis unverändert geblieben. — Mit Vergnügen machen wir auf das treffliche Buch, an dem namentlich auch ein reichhaltiges Litteraturverzeichnis verdienstlich ist, wiederholt aufmerksam."

(Evangel. Kirchen- und Schulblatt. Stuttgart 1891, Nr. 25, über die vorige Auflage.)

Keppler, Dr. **Paul Wilhelm von** (Bischof von Rottenburg), **Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient.** *Dritte Auflage.* Mit 140 Abbildungen und drei Karten. gr. 8⁰. (VIII u. 534 S.) 8.—; in feinem Halbfranzband **11.—**



Probe der Illustration aus Keppler, Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient: **Der Samaritaner-Hohepriester Jakub mit dem Pentateuch.**

„Das Buch des hochwürdigsten Autors ist selbst von akatholischer Seite mit Freude begrüſst worden, und zwar ebensowohl wegen des Gedankenreichtums als auch wegen der feinen Weltbildung und der warmen Humanität, die es auszeichnen, ganz abgesehen von dem wissenschaftlichen Gehalte, der ihm innewohnt. Die Lektüre dieses durch die klassische Reinheit der Sprache geradezu bestrickenden Werkes gehört unstreitig zu den feinsten Genüssen, denen sich ein litterarisch gebildeter Geist hingeben kann.“ (Deutscher Hausschatz. Regensburg 1900. Nr. 17.)

„Trotz der groſsen Zahl von Reisewerken, welche dem näheren Orient (Mittelmeerländer) gewidmet sind, verdient das vorliegende Werk, welches einen ebenso feinsinnigen als kenntnisreichen Kirchenfürsten zum Verfasser hat, das gröſste Interesse. Bei Schilderungen, welche in den Bereich der Länder- und Völkerkunde fallen, kommt es fast ausschlieſslich auf die Darstellungsweise an. Der Stoff ist immer derselbe; die Seele, der Geist, die ihn beleben, emanieren aus der Feder des jeweiligen Verfassers. In diesem Sinne sind die ‚Wanderfahrten‘ durch die weihevolle Stimmung, welche wie ein verklärender Schein auf den Schilderungen liegt, besonders bemerkenswert. . . .“ (Der Stein der Weisen. Wien 1900. 14. Heft.)

Keym, Franz, Prinz Eugen von Savoyen. Unter Zugrundelegung von *A. Arneth* bearbeitet. *Dritte, neuerdings durchgearbeitete Auflage.* 12⁰. (VI u. 248 S.) **2.—; geb. in Halbleinw. 2.40.**

Gehört zu unserer *„Sammlung historischer Bildnisse“*; s. S. 27.

„Eine der besten Biographien aus der Herderschen ‚Sammlung historischer Bildnisse‘ liegt in diesem Buche in dritter Auflage vor; ein Beweis für die Anerkennung, die sie gefunden. Das ist auch kein Wunder, da der Verfasser das Bildnis einer der populärsten Heldengestalten in glücklichster Weise mit markigen Strichen und groſser wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit gezeichnet und damit zugleich ein Zeitbild von lebhaftesten Farben und groſsem Reiz geschaffen hat.“
(Niederrhein. Volkszeitung. Krefeld 1899. Nr. 679.)

Kirchenlexikon, Wetzer und Welte's, oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften. *Zweite Auflage,* in neuer Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler katholischen Gelehrten, begonnen von *Joseph* Cardinal *Hergenröther,* fortgesetzt von Dr. *Franz Kaulen.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Lex.-8⁰.

123.—125. Heft: *Ullathorne* bis *Verführung.* (XII. Band, Spalte 193—768.) à **1.—**

„. . . An Reichtum der behandelten Stichworte ist keine andere Encyklopädie mit dieser zu vergleichen. Und zur Kenntnis der heiligen katholischen Theologie, selbstverständlich auf ultramontanem Standpunkt, ist dieselbe geradezu unentbehrlich. Viele Artikel sind wegen dieses Standpunktes subjektiv gefärbt, oft stark apologetisch. Aber da, wo dieser Gesichtspunkt nicht hervortritt, ist eine solche Fülle von gründlichem Wissen, auch auf den entlegensten Gebieten, aufgespeichert, daſs das Kirchenlexikon auch gelehrten Protestanten eine Quelle der Belehrung sein kann.“
(Deutsche Evangelische Kirchenzeitung. Berlin 1899. Litterar. Beilage Nr. 10.)

Kolb, P. Georg, S. J., Wegweiser in die marianische Literatur, zunächst für Maivorträge und Vereinsansprachen. Eine Sammlung vorzugsweise deutscher Werke von 1850 bis Anfang 1900, nebst Winken zu deren Benützung und Ergänzung. *Neue, durch einen bis Anfang 1900 reichenden Nachtrag ergänzte Ausgabe.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg sowie der Ordensobern. gr. 8⁰. (VIII u. 224 S. u. VIII u. 120 S. Nachtrag.) **3.50.**

Daraus apart:

—— **Supplement zum Wegweiser in die marianische Literatur, reichend** bis Anfang 1900. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg sowie der Ordensobern. gr. 8⁰. (VIII u. 120 S.) **1.50.**

Krier, J. Bern., Der Geist des Konviktes. Zwölf Konferenzen, den Zöglingen des Bischöflichen Konviktes zu Luxemburg gehalten. *Zweite Auflage.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und des hochw. Herrn Bischofs von Luxemburg. 12⁰. (VIII u. 128 S.) —**90**; geb. in Leinw. **1.40.**

Das vorliegende Büchlein ist für katholische Unterrichts- und Erziehungsanstalten, Internate, Knabenkonvikte, Lehrerseminare u. dgl. bestimmt, wird aber auch Eltern, Lehrern und Erziehern von grofsem Nutzen sein.

Kümmel, Konrad, An Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. Sechs Bändchen. 12⁰.

I. Bändchen: *Adventsbilder. Zweite Auflage.* (XVI u. 328 S.) **1.80**; geb. in Halbleinw. **2.20.**

II. Bändchen: *Weihnachts- und Neujahrsbilder. Zweite Auflage.* (VIII u. 318 S.) **1.80**; geb. **2.20.**

V. Bändchen: *Muttergottes-Erzählungen.* (VI u. 322 S.) **1.80**; geb. **2.20.**

Früher sind erschienen:

III. Bändchen: *Fastenbilder.* (VIII u. 312 S.) **1.80**; geb. **2.20.**

IV. Bändchen: *Osterbilder.* (VIII u. 300 S.) **1.80**; geb. **2.20.**

Im Laufe dieses Jahres wird das Werk seinen Abschlufs finden mit dem

VI. Bändchen: *Verschiedene Erzählungen.*

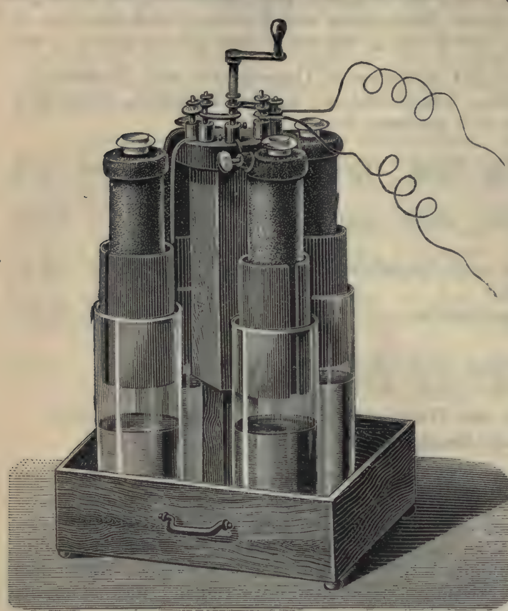
„Wir haben über die Vorzüglichkeit dieser Erzählungen bereits früher uns ausgiebig geäufsert. Die ausnahmslos günstige, ja freudige Aufnahme, die sie allenthalben gefunden, beweist, dafs wir dieses wahrhaft ‚goldene Schatzkästlein‘ für das Volk richtig gewertet haben. Was ist wohl das Geheimnis, das diesen scheinbar so schlichten, einfachen Erzählungen ihre tief ergreifende Wirkung, ihren dem Herzen so wohlthuenden Einflufs verleiht? Es dürfte darin liegen, dafs Kümmel es wie wenige versteht, die katholische Volksseele mit ihrem reichen inneren Leben, ihrem tiefen religiösen Empfinden, ihrer rührenden Einfalt und Glaubenstreue in konkreten Einzelzügen sichtbar und greifbar zu enthüllen. . . . Welch reichen Schatz von Seelengröfse und Seelenfrieden, von wahrem, sittlichem Adel erschliefsen uns nicht diese zumeist auf Thatsachen beruhenden Erzählungen aus dem katholischen Volksleben! . . .“ (Stimmen aus Maria-Laach. Freiburg 1900. 3. Heft.)

„Ein Volksschriftsteller ersten Ranges tritt uns in diesen Erzählungen entgegen: Er ist Erzähler, Prediger und Dichter in einer Person. Vor allem Erzähler. Er schildert das Leben in vollendeter Weise, zeichnet mit wenigen Strichen scharf und markig die Menschen, er weifs zu fesseln und zu spannen. Als Dichter ist ihm die Macht gegeben, die Herzen zu rühren und zu erheben; seine Schilderungen, seine Bilder erheben sich oft zu höchster poetischer Schönheit. So wird er, ohne dafs es der Leser bemerkt, zum Prediger, zum hinreifsenden Prediger. Während dem Prediger auf der Kanzel meist nur das Wort zu Gebote steht, reifst Kümmel seine Leser hin mit der Macht des Beispiels, indem er die Begebenheiten, aus denen stets die erhabenen Lehren der katholischen Religion zu uns sprechen, uns so anschaulich vorführt, als könnten wir mit unsern Augen sie verfolgen. Es ist mir keine Unterhaltungslektüre bekannt, die in so nachhaltiger und doch gar nicht aufdringlicher Weise auf die Besserung und Veredlung des Lesers einzuwirken im stande wäre. . . .“ (Die christl. Familie. Wien 1900. Nr. 4.)

Lorscheid, Dr. J., Lehrbuch der anorganischen Chemie mit einem kurzen Grundrifs der Mineralogie. Mit 221 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Spektraltafel in Farbendruck. *Vierzehnte Auflage* von Dr. *F. Lehmann.* gr. 8⁰. (VIII u. 342 S. u. 4 Tabellen.) **3.50**; geb. in Halbleder **4.—**

„Den raschen Fortschritten der chemischen Wissenschaft und Technik gegenüber fällt es den Schulbüchern nicht leicht, beständig auf der Höhe zu bleiben. Namentlich das im letzten Jahrzehnt so mächtig aufgeblühte Gebiet der Elektrochemie erfährt in den meisten Lehrbüchern nicht gebührende Beachtung. Und doch

sind die für viele wichtige, technische Prozesse gebräuchlichen elektrischen Methoden so leicht zu verstehen und den Schülern mit geringen Hilfsmitteln zu erläutern. Zu den Büchern, welche auch in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme machen, gehört das bekannte Lehrbuch von Lorscheid, in seiner neu erschienenen Auflage von Dr. Lehmann bearbeitet. So finden wir hier namentlich auf den Gebieten der Metallurgie, Alkali-, Pottasche- und Sodafabrikation u. s. w. die Umwälzungen berücksichtigt, welche durch die Anwendung des elektrischen Stromes in der Grofsindustrie eingetreten sind. Dafs daneben auch die andern wichtigen neueren Errungenschaften der Chemie gebührend beachtet werden, ist selbstverständlich. So ist z. B. das Kapitel der Beleuchtungstechnik um das Acetylengas vermehrt worden; ferner sind die Lindesche Methode der Luftverflüssigung und das Goldschmidtsche Verfahren zur Erzeugung hoher Temperaturen aufgenommen. Die statischen Angaben sind erweitert und bis in die neueste Zeit fortgeführt, und der Text der stöchiometrischen Aufgaben ist einer Durchsicht unterzogen worden. . . . Die äufsere Ausstattung des Buches beweist aufs neue die Fürsorge, welche die Verlagshandlung den in ihrem Verlage erscheinenden Schulbüchern widmet. Die Neuauflage wird jedenfalls den vielen alten Freunden des Buches noch manche neue zuführen."



Probe der Illustration aus Lorscheid, Lehrbuch der anorganischen Chemie.

(Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaften. Berlin 1900. Nr. 2.)

Meschler, M., S. J., Die Gabe des heiligen Pfingstfestes. Betrachtungen über den Heiligen Geist. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Vierte Auflage.* 8⁰. (VIII u. 506 S.) **3.50**; geb. in Halbfranz **5.—**

„. . . P. Meschler hat das grofse Verdienst, bei uns zu Lande die Andacht zum Heiligen Geiste durch sein inhaltvolles Werk wieder in den Vordergrund gerückt zu haben. . . . Die Schrift entwickelt die gesamte Lehre der Offenbarung und der Kirche über den Heiligen Geist in sehr verständlicher Weise, was auch von jenen Partien gilt, welche einige der bedeutendsten Probleme der Dogmatik erörtern. Was aber die Form anlangt, so atmet diese eine Schönheit und Süfsigkeit, die nur unter dem Eindrucke fortgesetzter Betrachtung dieses grofsen Geheimnisses entstanden sein kann. Das Buch eignet sich nicht blofs zu Predigten, es behandelt vielmehr einen Stoff, dessen Darlegung durch den Kanzelredner der Kardinal Manning als notwendig und zeitgemäfs betont. . . ."

(Der Katholik. Mainz 1896, August-Heft, über die 3. Aufl.)

Missionen, Die katholischen. Illustrierte Monatschrift, im Anschlufs an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung herausgegeben von einigen Priestern der Gesellschaft Jesu. 4⁰.

28. Jahrgang, Nr. 1—8: Oktober 1899 bis Mai 1900.

„Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich in dem Umfang von mindestens 3 Quartbogen mit zweimonatlicher Beilage für die Jugend. Preis pro Jahrgang bei Bezug durch die Post und den Buchhandel 4.— (In Österreich-Ungarn nach dem Kurs.)

Diese Nummern enthalten die folgenden gröfseren Aufsätze und Berichte:

Indische Reisebilder. — Jokohama und Kamakura. — Die Vertreibung der Jesuiten aus Paraguay, ein denkwürdiges Blatt der Missionsgeschichte. — Die Kirche der Chaldäer. — Von Tokio (Jedo) nach Nikko. — Die Tempel und Schogungräber von Nikko. — Die Eröffnung Chinas und die chinesische Mission. — Das Bekehrungswerk unter den Kopten Oberägyptens. — Tod, Begräbnis und Jenseitsvorstellungen bei den Karenen. — Die Hungersnot in Indien. — Das Insel-Königreich Tonga. — Im persischen Golf.

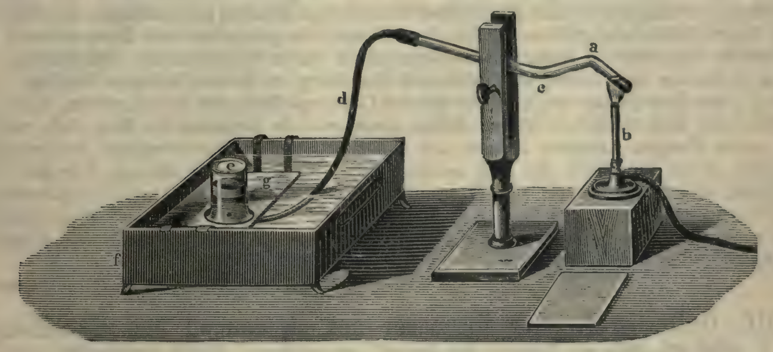
Ferner Nachrichten aus den Missionen. Nr. 1: Balkan-Halbinsel. — Vorderindien (Radschputana; Tritschinopoli [Madura]). — Ägypten. — Südafrika (Ost-Kap). — Westafrika. — Britisch Nordamerika (St. Bonifaz). — Nr. 2: Balkan-Halbinsel (Rumänien). — Syrien. — China (Setschuen). — Hinterindien (Süd-Birma). — Ostafrika (Sansibar). — Äquatorial-Afrika (Uganda). — Südafrika. — Westafrika (Oberer Niger). — Südamerika. — Oceanien (Hawaï[Sandwich]-Inseln). — Nr. 3: Armenien. — China (Kwangtung). — Vorderindien (Kalkutta). — Nordafrika (Algier). — Äquatorial-Afrika (Tanganjika). — Nr. 4: Balkan-Halbinsel. — Mesopotamien. — Vorderindien (Allahabad). — Ägypten (Alexandrien). — Deutsch-Ostafrika (Nord-Sansibar). — Westafrika (Kamerun; Goldküste). — Vereinigte Staaten. — Nr. 5: Syrien und Mesopotamien. — Kleinasien. — Japan. — Philippinen. — Hinterindien (West-Cochinchina). — Vorderindien. — Ägyptischer Sudan. (I.) — Südafrika. — Süd-Madagaskar. — Vereinigte Staaten. — Nr. 6: Balkan-Halbinsel. — Syrien. — China. — Japan (Tokio und Nagasaki). — Vorderindien (Nagpor). — Ceylon. — Ägyptischer Sudan. (II. Schlufs; Chartum.) — Südafrika (Oranje-Flufs und Deutsch-Namaqua-Land). — Britisch Nordamerika (St. Bonifaz). — Nr. 7: Vorderasien. — China (Nord-Petscheli). — Vorderindien (Lahor). — Äquatorial-Afrika. — Vereinigte Staaten. — Neu-Seeland. — Oceanien (Tahiti). — Aus verschiedenen Missionen. — Nr. 8: Balkan-Halbinsel (Rumänien; Bulgarien). — China (Süd-Schantung; Hongkong). — Philippinen. — Vorderindien (Puna). — Südafrika (Ober-Sambesi). — Britisch-Nordamerika (St. Albert).

Miscellen. — Beilage für die Jugend: Das Fronleichnamsfest der Chiquiten. (Ein Bild aus den alten Missionen Südamerikas.)

Münch, Dr. Peter, Lehrbuch der Physik. *Elfte Auflage,* nach den preufsischen Lehrplänen von 1892 in zwei Teilen bearbeitet von Dr. *H. Lüdtke.* gr. 8⁰.

Erster Teil: *Vorbereitender Lehrgang.* Mit einem Anhange: Von den chemischen Erscheinungen. Mit 209 in den Text gedruckten Abbildungen. (XII u. 180 S.) **1.80**; geb. in Halbleder **2.15.**

Zweiter Teil: *Ausführlicher Lehrgang.* Mit einem Anhange: Die Grundlehren der mathematischen Geographie. Lehraufgabe der Obersecunda und Prima höherer Lehranstalten. Mit 236 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Spektraltafel in Farbendruck. (XVI u. 330 S.) **3.—**; geb. in Halbleder **3.45.**



Probe der Illustration aus Münch, Lehrbuch der Physik. I. Teil.

Das Münchsche Lehrbuch der Physik erscheint hiermit erstmals umgearbeitet nach den preufsischen Lehrplänen. Der erste Teil, welcher die physikalische Lehraufgabe der Obertertia und Untersekunda der höheren Lehranstalten enthält, ist ein nicht zu karg bemessener Auszug aus dem alten Lehrbuche mit Weglassung der mathematischen Entwicklungen. Änderungen mufsten natürlich vielfach erfolgen, wie es bei einer derartigen Teilung des Buches nicht anders zu erwarten ist. Die von dem Herausgeber aufs sorgfältigste ausgeführte Neubearbeitung ist vor dem Druck von zwei als Schulmänner und Fachschriftsteller rühmlichst bekannten Autoritäten geprüft worden.

Pesch, Christianus, S. J., Praelectiones dogmaticae, quas in Collegio Ditton-Hall habebat. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. Neun Bände. gr. 8⁰.

Tomus IV: De verbo incarnato. De beata virgine Maria. De cultu sanctorum. *Editio altera.* (XII u. 352 S.) **5.—**; geb. in Halbfranz **6.60.**

Tomus V: De gratia. De lege divina positiva. *Editio altera.* (XII u. 324 S.) **5.—; geb. 6.60.**

Tomus VI: De sacramentis. Pars I: De sacramentis in genere. De baptismo. De confirmatione. De ss. eucharistia. *Editio altera.* (XVIII u. 418 S.) **6.—; geb. 7.60.**

Das ganze Werk in neun Bänden **48.—; geb. in Halbfranz 62.40.**

Pesch, Tilmann, S. J., Christliche Lebensphilosophie. Gedanken über religiöse Wahrheiten. Weiteren Kreisen dargeboten. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubniss der Ordensobern. *Fünfte Auflage.* 12⁰. (XVI u. 608 S.) **3.50; in feinem Halbleinwandband 4.70.**

„Der Verfasser der ‚Christlichen Lebensphilosophie‘ hat seine irdische Pilgerschaft vollendet. ‚Finita sunt omnia! In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti! Amen.“ Das war das letzte Wort des Sterbenden. Am 18. Oktober 1899 setzte der Tod den schweren, langen Leiden ein Ziel. . . .

„Geboren zu Köln am 1. Februar 1836, trat Tilmann Pesch am 15. Oktober 1852 zu Münster in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. Im Januar 1866 empfing er durch den edeln Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit Wilhelm Emmanuel von Ketteler in der bischöflichen Kapelle zu Mainz die heilige Priesterweihe. Die feierlichen Ordensgelübde legte er am 2. Februar 1871 zu Aachen ab. Mehrere Jahre hindurch wirkte der Verstorbene als Professor der Philosophie in Maria-Laach und später wiederum zu Blijenbeck in Holland.

„Als Mann von Geist und Fleifs wurde er durch seine zahlreichen Schriften eine Zierde der katholischen Wissenschaft, durch seine ascetischen Werke, seine Predigten und Exerzitienvorträge der Berater und Tröster vieler Seelen. Mit umfassender Gelehrsamkeit verband er kindliche Demut, mit unbeugsamer Festigkeit in den Grundsätzen grofse Milde und Menschenfreundlichkeit. Glauben und Wissen, Thatkraft und Geduld, die natürliche und übernatürliche Lebensphilosophie im vollendeten Einklang bildeten die unerschöpfliche Quelle, die feste Stütze für sein überaus fruchtreiches, wahrhaft apostolisches Wirken; sie gaben seinem Leben und Streben Richtung und Einheit im treuesten Dienst für Gott und Kirche; sie befähigten ihn schliefslich, lange Jahre hindurch zu leiden ohne Klage. So gebunden sein Körper durch die Krankheit war, um so freier wurde seine Seele durch vollkommene Losschälung von allem Irdischen und durch schrankenlose Ergebung in Gottes heiligen Willen.

„Mit dem Gedanken, eine christliche Lebensphilosophie zu schreiben, hatte der Verstorbene sich schon seit vielen Jahren getragen. Er benutzte die freie Zeit, welche ihm seine übrigen Arbeiten liefsen, um den Stoff hierfür zu sammeln. Insbesondere widmete er in der Regel die drei letzten Tage der Karwoche diesem Zwecke. Die Ordnung und Verarbeitung des Gesammelten unternahm er, als die fortschreitende Krankheit und der Rat des hochw. Prälaten Kneipp ihn für längere Zeit ins Germania-Bad nach Betzdorf a. d. Sieg geführt hatten. Grofse Freude bereitete dem Kranken die aufserordentlich günstige Aufnahme dieses seines letzten Werkes. . . .“

(Aus dem Vorwort des Herausgebers zur 5. Auflage.)

Pfülf, Otto, S. J., Der Verfasser der „Gedanken und Ratschläge“ P. Adolf von Dofs als Freund der Jugend geschildert. *Zweite, vermehrte Auflage.* Mit einem Bildnis des P. von Dofs. 8⁰. (VIII u. 382 S.) **2.40; geb. in Leinw. 3.50.**

***Quartalschrift, Römische,** für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. *Anton de Waal*, für Archäologie, und Dr. *Stephan Ehses*, für Kirchengeschichte. Lex.-8⁰.

XIII. Jahrgang. **1899.** 2.—4. Heft. Mit acht Tafeln. (XII u. S. 77—382.)

Jährlich 4 Hefte, jedes ca. 125 Seiten stark, mit Textbildern und aparten Bildern, letztere meist in Heliotypie. Preis pro Jahrgang **16.—** Die Jahrgänge IV—XI können, soweit der Vorrat reicht, zu demselben Preis nachbezogen werden, Jahrgang I—III jedoch nur mehr zu erhöhtem Preise von à **20.—**

***Quartalschrift, Römische. Supplement-Hefte.** Lex.-8⁰.

10. Heft: *Franchi de' Cavalieri, Pio,* S. Agnese nella tradizione e nella leggenda. (VIII u. 96 S.) **4.—**
11. Heft: *Zettinger,* Dr. *Joseph,* Die Berichte über Rompilger aus dem Frankenreiche bis zum Jahre 800. (XII u. 112 S.) **4.—**
12. Heft: *Nagl,* Dr. *Franz,* und Dr. *Alois Lang,* Mittheilungen aus dem Archiv des deutschen Nationalhospizes S. Maria dell' Anima in Rom. Als Festgabe zu dessen 500jährigem Jubiläum dargeboten. (XXVIII u. 156 S.) **5.—**

Roh, P., S. J., Was ist Christus? *Siebente, unveränderte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 12⁰. (76 S.) **—50.**

Rundschau, Litterarische, für das katholische Deutschland. Herausgegeben und redigiert von Dr. *G. Hoberg,* Professor an der Universität Freiburg. XXVI. Jahrgang. **1900.** 4⁰. Nr. 1—5.

Jährlich 12 Nummern à 16 Seiten zum Preise von **9.—** Einzelne Nummern **—80.** Zu beziehen durch alle Postanstalten und Buchhandlungen.

Sammlung historischer Bildnisse. 12⁰.

Cornely, Rudolf, S. J., Leben des seligen Petrus Faber, ersten Priesters der Gesellschaft Jesu. *Zweite Auflage,* verbessert und vermehrt von *H. Scheid* S. J. (XII u. 196 S.) **1.60;** geb. in Halbleinw. **2.—** S. S. 16.

Keym, Franz, Prinz Eugen von Savoyen. Unter Zugrundelegung von *A. Arneth* bearbeitet. *Dritte, neuerdings durchgearbeitete Auflage.* (VI u. 248 S.) **2.—;** geb. in Halbleinw. **2.40.** S. S. 22.

Zimmermann, Athanasius, S. J., Heinrich II., der Heilige. Ein Lebensbild. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. (X u. 106 S.) **1.20;** geb. in Halbleinw. **1.50.** S. S. 13.

Scherer, P. A. (Benediktiner von Fiecht), **Bibliothek für Prediger.** Herausgegeben im Verein mit mehreren Kapitularen desselben Stiftes. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg sowie der hochw. Ordinariate von Brixen, Budweis, München-Freising, St. Pölten und Salzburg und Erlaubniss der Ordensobern. *Neue Auflage.* Acht Bände. gr. 8⁰.

Siebenter Band: *Die Feste der Heiligen. Vierte Auflage,* durchgesehen von P. *Johannes B. Lampert,* Conventual desselben Stiftes. (XII u. 824 S.) **8.50;** geb. in Halbfranz **10.50.**

Der VIII. (Schluss-) Band des Werkes wird in neuer Auflage voraussichtlich noch in diesem Jahre zur Ausgabe gelangen.

Schmitt, Dr. Jakob, Katholische Sonn- und Festtagspredigten. Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Erster Jahrgang. Fünfte Auflage.* 8⁰. (XII u. 840 S.) **6.40;** geb. in Halbfranz **8.—**

Früher ist erschienen:
Zweiter Jahrgang. Vierte Auflage. 8⁰. (VIII u. 912 S.) **6.70;** geb. **8.40.**

„So verschiedene Beurteilungen andere Predigtwerke finden, — Schmitts Predigten befriedigen fast alle, die ein homiletisches Hilfsmittel benutzen. Es ist das ein Zeichen, daſs dieselben überallhin brauchbar und passend sind. In der That weisen sie alle Vorzüge auf, welche eine Kanzelrede gefällig und wirksam zu machen geeignet sind: Klarheit, Faſslichkeit, konkrete Darstellung, packende Anwendung auf die Zuhörer. Sie tragen die beste Empfehlung in sich selber, wofür übrigens der rasche Absatz den äuſseren Beweis liefert."

(Prediger u. Katechet. Regensburg 1900. 4. Heft.)

Schwering, Dr. Karl, Stereometrie für höhere Lehranstalten. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. *Zweite Auflage.* Mit 41 Figuren. gr. 8⁰. (VIII u. 56 S.) **—80;** geb. in Halbleinw. **1.10.**

Schwering, Dr. **Karl, Trigonometrie** für höhere Lehranstalten. Nach den amtlichen Lehrvorschriften bearbeitet. *Zweite Auflage.* Mit 16 Figuren. gr. 8⁰. (VIII u. 54 S.) **—80**; geb. in Halbleinw. **1.10.**

—— und Dr. **Wilhelm Krimphoff, Ebene Geometrie.** Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. *Dritte Auflage.* Mit 151 Figuren. gr. 8⁰. (VIII u. 134 S.) **1.60**; geb. in Halbleder **1.95.**

Sladeczek, Andreas, Kurzer Abrifs der Kirchengeschichte für katholische Schulen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Dritte Auflage.* 8⁰. (IV u. 60 S.) **—40.**

Spillmann, Joseph, S. J., **Aus fernen Landen.** Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend. Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen" gesammelt. 12⁰.

3. **Die Marienkinder.** Eine Erzählung aus dem Kaukasus. Von *Joseph Spillmann* S. J. *Sechste Auflage.* Mit vier Bildern. (VI u. 86 S.) **—60**; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag **—80.**

Von dieser Sammlung liegen bis jetzt 15 Bändchen vor: I—IX, XI u. XII zum Preise von je **—60** brosch., **—80** geb.; X, XIII—XV zum Preise von je **—80** brosch., **1.—** geb.

—— **Die englischen Martyrer** unter Heinrich VIII. und Elisabeth (1535—1583). Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts. In zwei Theilen. Mit dem Porträt des sel. Johannes Fisher nach einer Zeichnung Holbeins. *Zweite, theilweise umgearbeitete und ergänzte Auflage.* 8⁰. (XXXVIII u. 706 S.) **6.—**; geb. in einem Halbfranzband **7.80.**

I. Theil: *Die Blutzeugen unter Heinrich VIII.* (XXIV u. 262 S.)
II. Theil: *Die Blutzeugen unter Elisabeth bis 1583.* (XIV u. 444 S.)

„. . . Seit der Seligsprechung der Martyrer und angeregt durch dieselbe hat die Spezialforschung englischer Gelehrter noch viele interessante Einzelheiten zu Tage gefördert, durch welche es möglich wurde, manches Lückenhafte in den alten Berichten zu ergänzen und die Lebensbilder der hervorragendsten Blutzeugen abzurunden. Alles das ist auf das gewissenhafteste in dieser zweiten Auflage von P. Spillmann verwertet worden. Tief ergreifend wirkt die Schilderung des Glaubensmutes dieser Heldengestalten, welche durch die ausgesuchtesten Qualen in ihrer Treue gegen Rom nicht wankend gemacht werden konnten. Die Annalen der Kirchengeschichte weisen nicht leicht hervorragendere Beispiele von hoher Gesinnung und wahrer Seelengröfse auf. Alle Stände sind unter diesen Blutzeugen vertreten. Ihr edles Blut flofs nicht vergebens; es wurde der Same für die katholische Wiedergeburt, die in England sich langsam aber stetig vollzieht und die Hoffnung der Kirche bildet. . . ." (Kathol. Kirchenblatt. Dresden 1900. Nr. 7.)

—— **Ein Opfer des Beichtgeheimnisses.** Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt. *Fünfte Auflage.* 12⁰. (VIII u. 320 S.) **2.—**; geb. in Leinw. **3.—**

Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. gr. 8⁰.

Jahrgang **1899.** (LVI. u. LVII. Band.) 10 Hefte. (XVI u. 580 S.) **10.80**; pro Band (je 5 Hefte) **5.40**; geb. in Leinw. mit Deckenpressung **6.80.**

Jahrgang **1900.** (LVIII. Band.) 1.—4. Heft.

Seit dem 1. Juli 1874 erscheinen die „Stimmen aus Maria-Laach" alle 5 Wochen einmal, jährlich zehnmal. Fünf Hefte (Halbjahr) bilden einen Band. Preis für das Halbjahr bei Bezug durch die Post und den Buchhandel **5.40**, für den Jahrgang **10.80.** Einbanddecken in Leinw. pro Band **1.—** Jedes Heft einzeln **1.10.**

Die bis jetzt erschienenen Hefte 1—4 des laufenden Jahrganges enthalten die folgenden gröfseren Abhandlungen:

An der Wende des Jahrhunderts. (A. Baumgartner S. J.) — Die Fahrt zu den sieben Kirchen in Rom. (M. Meschler S. J.) — Sozialdemokratie und Gewerkschaft. (H. Pesch S. J.) — Die Liebfrauenkirche zu Luxemburg. (J. Braun S. J.) — Die Bonifatiana. (J. Hilgers S. J.) — „Wunder des Antichrist." (W. Kreiten S. J.) — Eine plötzliche Heilung aus neuester Zeit. (E. Wasmann S. J.) — Die sittliche Autonomie. (V. Cathrein S. J.) — Die Bewohner der Gestirne. (A. Müller S. J.) — Der biblische Hyssop. (L. Fonck S. J.) — Die Karolinen. (J. Schwarz S. J.) — Gedanken über die Vorbildung der Priester in Seminaren und auf Universitäten. (L. v. Hammerstein S. J.) — August Reichensperger. (A. Baumgartner S. J.) — Religiöse Bilder für das katholische Volk. (St. Beissel S. J.) — J. K. Huysmans und seine „Kathedrale". (W. Kreiten S. J.) — Neuere Publikationen über den marxistischen Sozialismus. (H. Pesch S. J.) — Zur Frage der Gleichberechtigung der Frau. (V. Cathrein S. J.) — Die päpstliche Bibliothek von Avignon. (J. Hilgers S. J.) — Ursprung der Lauretanischen Litanei. (J. Braun S. J.)

Aufserdem enthält jedes Heft ausführlichere Rezensionen, kürzere Besprechungen und Miscellen.

Stimmen aus Maria-Laach. Ergänzungshefte. gr. 8⁰.

Die einzelnen Hefte von durchschnittlich 10 Bogen erscheinen in unbestimmten Zwischenräumen. Vier Hefte bilden einen Band; jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich. Die Ergänzungshefte können nur durch den Buchhandel bezogen werden.

70. Heft: *Wasmann, Erich,* S. J., **Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Thiere.** *Zweite, vermehrte Auflage.* (VIII u. 152 S.) **2.—** S. S. 31.

74. Heft: *Huonder, Anton,* S. J., **Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts.** Ein Beitrag zur Missionsgeschichte und zur deutschen Biographie. (IV u. 230 S.) **3.20.** S. S. 6.

75. Heft: *Cathrein, Victor,* S. J., **Religion und Moral** oder Gibt es eine Moral ohne Gott? Eine Untersuchung des Verhältnisses der Moral zur Religion. (VI u. 142 S.) **1.90.** S. S. 4.

76. Heft: *Pesch, Christian,* S. J., **Theologische Zeitfragen.** (X u. 168 S.) **2.20.** S. S. 11.

——— Dasselbe. Bandausgabe. XIX. Ergänzungsband. (73.—76. Ergänzungsheft.) (XXVIII u. 732 S.) **10.10;** geb. in Leinw. **11.50.**

Studien, Biblische. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. *W. Fell* in Münster i. W., Prof. Dr. *J. Felten* in Bonn, Prof. Dr. *G. Hoberg* in Freiburg i. B., Prof. Dr. *N. Peters* in Paderborn, Prof. Dr. *A. Schäfer* in Breslau, Prof. Dr. *P. Vetter* in Tübingen herausgegeben von Prof. Dr. *O. Bardenhewer* in München. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8⁰.

V. Band, 1. Heft: *Fonck, Leopold,* S. J., **Streifzüge durch die biblische Flora** (XIV u. 168 S.) **4.—** S. S. 4.

Die Ausgabe der „Biblischen Studien" geschieht in Heften, welche in zwangloser Folge erscheinen und im Durchschnitt etwa 6 Bogen umfassen. Je 4—6 Hefte bilden einen Band. Jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich.

Studien, Strafsburger theologische. Herausgegeben von Dr. *Albert Ehrhard* und Dr. *Eugen Müller.* gr. 8⁰.

III. Band, 4. und 5. Heft: *Naegle,* Dr. theol. *August,* **Die Eucharistielehre des hl. Joh. Chrysostomus,** des Doctor Eucharistiae. (XX u. 308 S.) **5.40.** S. S. 10.

Der III. Band vollständig (5 Hefte). (XLII u. 668 S.) **12.—**

Die „Strafsburger theologischen Studien" erscheinen in der Form von Heften im Umfang von circa 5—8 Bogen, welche in zwangloser Folge ausgegeben werden. Jedes Heft ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Äufserlich werden je 4—5 Hefte zu einem Bande vereinigt.

Thomae a Kempis De Imitatione Christi libri quatuor. Textum edidit, *considerationes* ad cuiusque libri singula capita *ex ceteris eiusdem Thomae a Kempis opusculis* collegit et adiecit *Hermannus Gerlach.* Opus posthumum. *Editio altera.* Cum approbatione Rev. Archiep. Friburgensis. 12⁰. (XVI u. 464 S.) **2.40**; geb. in Leinw. **3.—** und höher.

„Es war ein überaus glücklicher Gedanke, die Parallelstellen aus andern Werken des ehrwürdigen Thomas von Kempen jedem Kapitel beizufügen, denn diese Stellen sind der beste Kommentar zu dem goldenen Büchlein und werden demselben zweifelsohne neue Leser erwerben. Für die Priester findet sich kaum ein geeigneteres Vademecum als dieses gut ausgestattete, wohlfeile Büchlein.“

(Litterarische Rundschau. Freiburg 1900. Nr. 2.)

Waal, Anton de, Der Rompilger. Wegweiser zu den wichtigsten Heiligtümern und Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt. *Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage.* Mit Titelbild, 96 Abbildungen im Text, einer Eisenbahnkarte von Italien und einem Plane der Stadt Rom. Das Honorar ist zum Besten des Priesterkollegiums am Campo santo bestimmt. 12⁰. (XIV u. 378 S.) Geb. in biegsamem Leinwand-Einband **4.60.**

——— Dasselbe. *Fünfte, unveränderte Auflage.* 12⁰. (XIV u. 378 S.) Geb. **4.60.**



Probe der Illustration aus de Waal, Der Rompilger: **Die vatikanische Bibliothek. Doppelhalle Sixtus' V.**

„. . . In erster Linie will der ‚Rompilger‘ dem Katholiken ein Führer sein, welcher aus Andacht nach Rom reist, dem also das Religiöse, Besuch und Besichtigung der kirchlichen Heiligtümer, an erster Stelle steht; dieser Zweck ist denn auch in der neuen Auflage noch mehr als in den früheren Auflagen berücksichtigt worden. An zweiter Stelle will das Buch ein zuverlässiger Führer sein auch bei Besichtigung der heidnischen Monumente des Altertums und der profanen Kunstwerke der Neuzeit; auch diesem Zwecke ist in der neuen Auflage in gesteigertem Maſse Rechnung getragen worden.

„Ohne uns in Einzelheiten einzulassen, raten wir jedem, der sich mit dem Gedanken trägt, heuer gen Rom zu pilgern, sich zuerst zeitig den ‚Rompilger' zu kaufen und in demselben die vorbereitenden Studien für die Romreise zu machen, namentlich die Einleitung ‚Winke für die Reise' aufmerksam zu lesen und sich danach einzurichten.

„Auch nach der Rückkehr von der Reise wird das Buch im stande sein, durch wiederholte Lektüre die in der ewigen Stadt erhaltenen Eindrücke immer wieder und wieder in angenehmer Erinnerung aufleben zu lassen."

(Pastoral-Blatt. Münster 1900. Nr. 3.)

Wasmann, Erich, S. J., **Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Thiere.** *Zweite, vermehrte Auflage.* gr. 8⁰. (VIII u. 152 S.) **2.—**

Auch als 70. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach"*; s. S. 29.

„. . . Wir können uns also darauf beschränken, zu bemerken, dafs der unermüdliche Forscher im wesentlichen natürlich die Substanz der ersten Auflage giebt, aber manches Neue teils aus Beobachtungen anderer teils aus eigenen hinzugefügt hat. Überall findet man Hinweise auf die seit dem Jahre 1897 erschienene Litteratur, besonders hat der Verfasser aus seinem früher von uns in diesen Blättern besprochenen scharfsinnigen Werke ‚Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen' allenthalben Passendes herübergenommen. Text und Anmerkungen zeigen vielfach Zusätze. Wir notieren als besonders interessant die Abschnitte z. B. über die Krankenpflege bei den Ameisen, über Verfolgung indifferent geduldeter oder selbst echter Gäste, über Ameisen, die ihre Larven als Spinnrad benutzen. Zum Schlusse geben wir unserer Freude Ausdruck über den schönen Erfolg, den Wasmann mit seinen tierpsychologischen Schriften, die in kurzer Zeit in zweiter Auflage erschienen, erzielt hat. Wir begrüfsen diese Thatsache nicht blofs im Interesse des Verfassers, der seinen Scharfsinn, seinen Forschungseifer, seine philosophische Begabung so erfreulich anerkannt sieht, sondern besonders auch der Sache selbst wegen. Denn die Schriften Wasmanns verbreiten, heifst der Wahrheit zum Siege verhelfen gegenüber einer total verfehlten und in ihren Wirkungen verderblichen anthropomorphistischen Tierpsychologie."

(Prof. Dr. Stölzle in der Germania. Berlin 1900. Wissenschaftl. Beilage Nr. 7.)

Weiss, Fr. Albert Maria, O. Pr., **Lebensweisheit in der Tasche.** *Achte Auflage.* 12⁰. (XVIII u. 504 S.) **2.80;** geb. in Leinw. **3.60,** in feinem Halbfranzband **5.50.**

„Das siebente Mal bereits erscheint dieses wahre Kunstwerk auf dem Gebiete der Apologie, und es ist zuversichtlich zu hoffen, dafs es noch in vielen weiteren Auflagen immer mehr ein Lieblingsbuch des katholischen Klerus und der gebildeten katholischen Kreise sein wird, die ernstlich bestrebt sind, die heilige Religion gründlich kennen zu lernen, und sie zum Leitstern und zur Richtschnur ihres Lebens zu machen. Vorzüglich ist zu wünschen, dafs die katholischen Akademiker und alle Mitglieder der katholischen Studentenvereine es fleifsig lesen, ernstlich beherzigen, und daraus gesunde Nahrung für Geist und Herz schöpfen fürs ganze Leben."

(SS. Eucharistia. Lindau 1899, Nr. 4 über die vorige Auflage.)

Zweite Abteilung.

Künftig erscheinende Bücher.

Archiv für Litteratur- und Kirchengeschichte des Mittelalters. Herausgegeben von P. *Heinrich Denifle* O. Pr. und *Franz Ehrle* S. J. Mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft. gr. 8⁰.

VII. Band. 3. und 4. (Doppel-) Heft. **12.—**

—— Der VII. Band vollständig. **20.—**

Nach unliebsamer längerer Unterbrechung kann hiermit die Fortsetzung des „Archivs“ angezeigt werden. Das im Druck nahezu vollendete Schlufs-Doppelheft des VII. Bandes wird im Juni erscheinen. Dasselbe enthält folgende von P. Ehrle S. J. verfafste Aufsätze:

Der Cardinal Peter de Foix der Aeltere, die Acten seiner Legation in Aragonien und sein Testament. 1. Bernard von Rousergues Acten der Legation des Cardinals de Foix in Aragonien. 2. Das Testament des Cardinals Peter de Foix. — *Die kirchenrechtlichen Schriften Peters von Luna (Benedikts XIII.).* 1. Tractatus de concilio generali. 2. Tractatus de novo subscismate. 3. Replicatio contra libellum factum contra tractatum precedentem ‘Quia nonnulli’. 4. Allegationes pro papa et contra rebellantes per quemdam venerabilem doctorem. 5. Tractatus de principali scismate. — *Aus den Acten des Afterconcils von Perpignan 1408. (Schluss.)* 8. Von der Rückkehr Frankreichs unter den Gehorsam Peters bis zu den Verhandlungen mit Gregor XII. (1403—1406). 9. Die Verhandlungen mit Gregor XII. in betreff des Marseiller Vertrags (December 1406 bis November 1407). 10. Vom Bruch des Marseiller Vertrags bis zur Flucht Peters (Anfang November 1407 bis Mitte Juni 1408). 11. Die Flucht Peters nach Aragonien und der weitere Verlauf des Afterconcils von Perpignan (15. Juni bis 5. December 1408).

Canisii, Beati **Petri,** S. J., **Epistulae et Acta.** Collegit et adnotationibus illustravit *Otto Braunsberger* S. J. gr. 8⁰.

Volumen tertium. 1561. 1562.

Der Druck dieses Bandes hat begonnen und wird voraussichtlich im Spätherbst d. J. beendigt werden. Das ganze Werk ist auf 6—8 Bände berechnet.

„. . . Cette excellente publication est une des sources les plus importantes pour l’histoire non seulement de la Compagnie de Jésus, mais encore de tout le développement religieux de l’Allemagne et même de la Pologne pendant la seconde moitié du XVIᵉ siècle. . . .“ (Revue historique. Paris 1900. Nr. 144.)

Dressel, Ludwig, S. J., **Elementares Lehrbuch der Physik** nach den neuesten Anschauungen für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. *Zweite, vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage.* Mit zahlreichen Figuren. gr. 8⁰. (circa 950 S.)

Die neue Auflage erscheint im Laufe des Sommers und wird wegen des wesentlich vermehrten Umfanges in zwei Abteilungen ausgegeben. Dieselben bilden ein zusammenhängendes Ganze und sind einzeln nicht käuflich.

Ehrhard, Dr. **Albert, Die altchristliche Litteratur und ihre Erforschung** von 1884—1899.

1. Abteilung: *Die vornicänische Litteratur.* gr. 8⁰. (circa 600 S.)

Bildet die Fortsetzung zu dem 1894 erschienenen Doppelheft 4 und 5 der *„Strafsburger theologischen Studien“*, Band I (Die altchristliche Litteratur und ihre Erforschung seit 1880. Allgemeine Übersicht und erster Litteraturbericht [1880—1884]. [XX u. 240 S.] **3.40**) und wird im Laufe des Sommers als „Erster Supplementband zu den Strafsburger theologischen Studien“ erscheinen.

Frantz, Dr. **Erich, Handbuch der Kunstgeschichte.** Mit vielen Abbildungen. gr. 8⁰. (circa 450 S.)

Erscheint im Laufe des Sommers.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

„Es dürfte zwar kühn erscheinen, der Menge kunstgeschichtlicher Handbücher ein neues anzufügen, und doch sind keineswegs alle Hoffnungen und Bedürfnisse jener Richtung erfüllt und gesättigt. Was ich vor Augen hatte, war der mir oft geäufserte Wunsch akademischer Zuhörer nach einem Handbuch mäfsigen Umfanges. In präziser Darstellung sollte es Wachsen und Gedeihen der Kunstidee von den Anfängen bis auf die neuere Zeit schildern, die Hauptepochen gut charakterisieren, alle wichtigen Erscheinungen plastisch hervortreten lassen. Weder phrasenreiches Ästhetisieren noch die dürre, poesielose Sprache des Materialismus durfte ihm anhaften, sondern die Dinge mufsten aus sich heraus sprechen, sich in ihrem Wesen frei präsentieren. Trotz aller Kürze sollte es aber auch bilderreich erzählen und dem ewig Schönen, dem Ideal, voll gerecht werden in Auffassung und Diktion. So gedachte ich meinen Zuhörern einen Führer zu bieten in das Reich der bildenden Kunst, anregend wohl auch zu ferneren Studien neben der oft trockenen Fachwissenschaft. Um aber den Wirkungskreis des Buches nicht zu beschränken, glaubte der Verfasser, seine Darstellung möglichst einfach und weiterhin verständlich halten zu müssen. Denn die Kunstbildung ist heute wieder ein achtbarer Faktor im Erziehungswesen und der modernen Kulturrichtung. Hat man sich doch immer mehr den Alten genähert, welchen das καλὸν κ' ἀγαθὸν zusammenwuchs als ein erhabener Begriff! Damit sprachen sie in ihrer natürlichen Auffassung eine hohe, stets gültige Wahrheit aus, die man im Elend der Zeiten oft verkannte. Denn das Schöne und Gute sind aus einer Quelle geflossen und strömen dahin zurück. Alle Kunst ist Ordnung in der Schönheit, Darstellung ihres harmonischen Organismus, ihre Wirkung eine erziehende und befreiende, sittliche (Aristot. Polit. VIII, 7). Thun wir nur einen Gang durch das Museum zu Neapel, jene Fülle antiker Dinge zu betrachten, in denen ein tiefgehendes Kunstbedürfnis sich ausspricht selbst für das schlichteste Hausgerät, so wird es uns klar, wie arm wir geworden sind ohne steten Verkehr mit dem Schönen. Und doch ist jene römische Kunst nur eine abgeleitete: ihre Quelle flofs auf dem Boden Griechenlands.

„Möchte dieses Buch mit seinem Ziel, für das Schöne und Gute zu werben, echte Geisteskultur zu fördern, Gönner und Freunde treffen, die ihm seinen Weg erleichtern in die Hand des für Ideale stets zugänglichen akademischen Bürgers sowie in das Haus, die Familie." (Vorrede.)

Kellner, Dr. Heinrich, Heortologie oder das Kirchenjahr und die Heiligenfeste in ihrer geschichtlichen Entwicklung. gr. 8⁰. (circa 200 S.)

Erscheint im Laufe des Sommers.

Kurze Inhaltsangabe. Erster, allgemeiner Teil. Einleitung. Einteilung der Feste. Die Sonntagsfeier. Die allmähliche Vermehrung der Feste und die mit dem 17. Jahrhundert beginnende Verminderung derselben. — Zweiter Teil. I. Das Kirchenjahr. — Zweiter Teil. II. Die Heiligenfeste. — Dritter Teil. Die Quellenlitteratur im allgemeinen. Die Depositionsverzeichnisse und die ältesten christlichen Kalendarien. Das arianische Kalendarium des vierten Jahrhunderts.

Lauterer, Dr. Joseph, Australien und Tasmanien nach eigener Anschauung und Forschung wissenschaftlich und praktisch geschildert. Mit vielen Abbildungen. gr. 8⁰. (circa 550 S.)

Das Werk, welches zu unserer *„Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde"* (s. S. 14.) gehört, erscheint im Herbst.

„Reisen durch alle Teile Australiens, Studien der physikalischen und geologischen Beschaffenheit desselben, Beobachtung und Untersuchung der gesammelten Pflanzen, Tiere und Mineralien ermöglichten es dem Verfasser, die ihm in ihrem ganzen Reichtum zu Gebote stehenden Schätze deutscher, englischer und französischer Litteratur über Australien vergleichend zu benutzen, Neues aufzuführen, Bekanntes zu bestätigen und Unrichtiges zu widerlegen oder vielmehr auszulassen.

„Der Verkehr mit den schwarzen Urbewohnern und die Erlernung einiger Sprachen derselben hat dem Verfasser eine ganz andere Anschauung dieses intelligenten, aber schwer verleumdeten und übel verkannten Naturvölkchens beigebracht, dem eine hochstehende Nation mit der einen Hand das tägliche Brot und den von den Vätern ererbten Grundbesitz ohne jede Entschädigung nahm, während sie ihm in der andern die moderne Scheincivilisation Europas darbot.

„Das Historische ist der Quellenlitteratur entnommen. Die geologische Beschreibung des Landes bildet die erste kurz gefaſste, den neueren Entdeckungen und Anschauungen gerecht werdende Bodengeschichte Australiens.

„. . . Groſse Aufmerksamkeit ist auf die klare Darlegung der klimatischen und meteorologischen Verhältnisse Australiens verwendet worden. Bei der Beschreibung der Pflanzen- und Tierwelt wurde immer vergleichend vorgegangen, um dem Europäer Unbekanntes durch Bekanntes verständlich zu machen und sein Interesse für Neues durch die Erinnerung an Altes und Bekanntes wach zu erhalten. . . .

„Die Schilderungen der sozialen Zustände Australiens sind dem vielseitigen Verkehr des Verfassers mit Leuten aus allen Schichten der Gesellschaft entsprungen, tragen aber natürlich den Stempel seiner Weltanschauung.

„An Ort und Stelle entstanden die landschaftlichen Beschreibungen im Kapitel über die Topographie Australiens, worin auſserdem ein praktisches Reisebuch geboten ist. . . Überall hat eigene Anschauung die Feder geführt, und wo fremden Berichten gefolgt werden muſste, sind stets mehrere Quellen benutzt worden. . . .“

(Aus der Vorrede.)

Nikel, Dr. Johannes, Die Wiederherstellung des jüdischen Gemeinwesens nach dem babylonischen Exil. gr. 8⁰. (XVI u. 228 S.)

Erscheint im Mai als Doppelheft 2 und 3 des V. Bandes der *„Biblischen Studien“*; s. S. 29.

Schmid, Dr. Alois von, Apologetik als speculative Grundlegung der Theologie. gr. 8⁰. (circa 360 S.)

„Der vor zehn Jahren veröffentlichten philosophischen ‚Erkenntnislehre‘ gedachte ich zunächst Untersuchungen über verschiedene metaphysische Probleme folgen zu lassen. Da diese jedoch eine zu weit ausgreifende Gestalt anzunehmen schienen, entschloſs ich mich, die Apologetik zu veröffentlichen. An die philosophische Erkenntnislehre schlieſst sie sich naturgemäſs an als theologische Erkenntnislehre. Wie jene das Übersinnliche zu rechtfertigen versucht, so diese darüber hinaus das Übernatürliche. Wie jene die subjektive Grundlegung der Philosophie, so bildet diese die subjektive Grundlegung der Theologie für unsere Erkenntnis.

„Die Apologetik als spekulative Grundlegung der Theologie, wie sie hier vorliegt, verfolgt ein dreifaches Ziel. Allererst sucht sie bis ins Detail hinein die mannigfachen Fäden bloſszulegen, durch welche die Theologie mit den weltlichen Wissenschaften verschlungen ist, so daſs sie sich von diesen nicht abschlieſsen und isolieren kann, wenn sie ein berechtigtes Glied im Wissenschaftsorganismus bilden soll. Weiterhin sucht sie den Beweis zu erbringen, daſs die Theologie unter gewissen, thatsächlich zu erfüllenden Bedingungen in Wirklichkeit auch ein berechtigtes, ja nach oben hin abschlieſsendes, krönendes Glied ausmache im Gesamtorganismus der Wissenschaften, sofern sie vermittelst der Apologetik oder Fundamentaltheologie von den Erfahrungs- und Vernunftwissenschaften aus sich als Wissenschaft zu konstituieren vermag ungeachtet ihrer Bindung an das Glaubensprinzip, dessen Berechtigung sie durch den Glaubwürdigkeitsbeweis methodisch aufzeigt. Endlich sucht dieselbe darzuthun, daſs die katholische Theologie den Charakter einer Wissenschaft und somit eine berechtigte Existenz im Gesamtorganismus der Wissenschaften beanspruchen könne, da sie nicht wie meistenteils die protestantische Theologie den christlichen Glauben und die christliche Glaubenswissenschaft bloſs auf Herzenserfahrung gründen will, sondern allererst und vorzüglich vom Boden der Sinneserfahrung und der Erfahrungs- und Vernunftwissenschaften aus eine objektiv gültige Bewährung derselben zu geben strebt. . . .“ (Aus dem Vorwort.)

Schwarz, Franz von (vormals Astronom der Taschkenter Sternwarte und Leiter des Turkestanischen Meteorologischen Institutes), **Turkestan**, die Wiege der indogermanischen Völker. Nach fünfzehnjährigem Aufenthalt in Turkestan dargestellt. Mit vielen Abbildungen und einer Karte. gr. 8⁰. (circa 650 S.)

Das Werk, welches zu unserer *„Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde“* (s. S. 14) gehört, wird im Herbst erscheinen.

„Für das Verständnis der Weltgeschichte ist die Kenntnis des heutigen Turkestan und seiner Bewohner von gröfster Wichtigkeit. Dafs Turkestan die Urheimat der Indogermanen gewesen war, ist dem Verfasser während seines dortigen Aufenthaltes zur Gewifsheit geworden. Die klimatischen und lokalen Verhältnisse Turkestans waren es, welche die Völkerwanderungen sowohl in vorhistorischer wie in historischer Zeit veranlafst haben.

„Aber noch in einer andern Beziehung ist Turkestan für uns wichtig. Von den indogermanischen Ureinwohnern ist nämlich seiner Zeit ein Teil in Turkestan zurückgeblieben. Der in den abgelegenen und unzugänglichen Hochgebirgsthälern wohnhafte Teil der Ureinwohner hat noch seinen ursprünglichen Typus und seine ursprüngliche Sprache bewahrt und steht offenbar gegenwärtig noch auf derselben Kulturstufe wie zur Zeit der Auswanderung unserer Vorfahren aus Turkestan. Das eingehende Studium der Lebensweise, der Sitten und Gebräuche und der Sprachen der heutigen Bewohner Turkestans, besonders aber der Galtschas, kann daher die wertvollsten Aufschlüsse über die Kulturstufe, Sprache und Lebensweise unserer Vorfahren zur Zeit ihrer Auswanderung aus ihrer Urheimat geben.

„Die zahlreichen allenthalben in Turkestan verstreuten Überreste von Städten und von ausgedehnten Kanalsystemen beweisen, dafs diese Länder früher dicht bevölkert und von Hunderten von Millionen Menschen bewohnt gewesen sein müssen und zwar von Ansässigen und nicht von Nomaden, während sich gegenwärtig die Einwohnerzahl nur auf ein paar Millionen berechnet, von denen die meisten gezwungenerweise Nomaden sind. Es wird also leicht begreiflich, woher die unerschöpflichen Menschenmassen gekommen sind, die Jahrhunderte hindurch Europa überschwemmten. Wenn Altertumsforscher behaupten, dafs sich die germanische Rasse nur in einem nördlichen Klima ausgebildet haben könne, so beweisen die hochgewachsenen, kräftigen, blond- und rothaarigen und blauäugigen Galtschas in den Hochthälern Turkestans, dafs auch in den Hochländern des Südens sich ein solcher Menschenschlag ausbilden kann.

„Hieraus geht schon hervor, wie wichtig die genaue Kenntnis Turkestans und der gegenwärtigen Bewohner desselben für das Verständnis der Geschichte der Völkerwanderungen, für die Frage über die Herkunft der Indogermanen und für alle verwandten Fragen ist.

„Endlich ist die Kenntnis des heutigen Turkestan für jeden Gebildeten auch noch deshalb sehr lehrreich, weil sich in der Lebensweise und in den Sitten und Gebräuchen der heutigen Bewohner Turkestans eine Menge Anklänge an die Erzählungen Homers und der Bibel finden.

„Unter Turkestan versteht der Verfasser das gegenwärtig zum gröfseren Teil von Völkern türkischer Abstammung bewohnte Gebiet, welches im Westen durch das Kaspische Meer und den Uralflufs, im Norden durch Westsibirien, im Osten durch die Mongolei und Tibet, im Süden durch den Himalaja und Hindukusch und weiterhin durch Persien begrenzt wird. Turkestan umfafst also die Kirgisen- und Turkmenensteppe, die Dschungarei und das Tarymbecken, das Tjanschan- und Pamirgebirge, sowie die Thäler des Amu-Darja, Syr-Darja, Sarawschan, Ili und Tschu.

„Der Verfasser hat 15 Jahre lang in der Eigenschaft eines Astronomen der Taschkenter Sternwarte und Leiters des turkestanischen meteorologischen Instituts ununterbrochen im Lande gelebt, an der Geschichte desselben aktiven und passiven Anteil genommen und hat Turkestan auf 11 Reisen nach allen Richtungen durchquert.“ (Aus der Einleitung.)

Staatslexikon. *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. *Julius Bachem*, Rechtsanwalt in Köln.

Die zweite Auflage des Staatslexikons erscheint in 5 Bänden von je 9—10 Heften zu 5 Bogen Lex.-8°. Preis pro Heft **1.50.**

Das erste Heft, welches im Mai ausgegeben wird, ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht erhältlich. Die Hefte werden in rascher Folge erscheinen, so dafs der I. Band bereits Ende dieses Jahres vollständig vorliegen wird.

„Früher als die Görres-Gesellschaft hoffen durfte, hat sich die Notwendigkeit einer neuen Auflage des Staatslexikons herausgestellt. Die Veranstaltung derselben bietet die willkommene Gelegenheit, das 1889 begonnene und durch die zeitgeschichtliche Entwicklung teilweise überholte Werk überall der unmittelbaren Gegenwart anzupassen sowie auf die Abstellung von Mängeln Bedacht zu nehmen, welche der ersten Auflage — einem ersten Versuch auf einem im Zusammenhange noch nicht bearbeiteten schwierigen Gebiete — anhaften. Für die Abfassung der neuen Auflage kommen besonders die folgenden von der Sektion der Görres-Gesellschaft für Rechts- und Socialwissenschaft gebilligten Gesichtspunkte in Betracht.

„Die programmatische Grundlage des Staatslexikons bleibt unverändert. Bei strenger Innehaltung des katholischen Standpunktes wird jedoch in einzelnen neuzeitliche staatliche Verhältnisse behandelnden Artikeln den Bedürfnissen der Gegenwart in höherem Mafse Rechnung zu tragen, zwischen den katholischen Principien und deren Anwendung auf die Gegenwart, zwischen feststehenden Lehren der Kirche und mehr oder minder autoritativen Schulmeinungen genauer zu unterscheiden sein.

„Im Hinblik auf die bei der ersten Auflage gemachten Erfahrungen empfiehlt es sich, den Charakter des Werkes als staatswissenschaftliches Nachschlagewerk strenger zu wahren durch Ausscheidung bezw. Einschränkung von Materien, welche über den Rahmen eines solchen hinausgehen. Das gilt insbesondere von den statistischen und politisch-geographischen Artikeln. Das Statistische wird unter Nichtberücksichtigung des rasch Veraltenden mehr auf die Daten von dauerndem Werte zu beschränken sein. In betreff der verschiedenen Staaten wird im allgemeinen über eine zusammenfassende Darstellung der Verfassung und politischen Geschichte nicht hinausgegangen werden dürfen. Auch manche juristisch-technische Ausführungen sind zu beschneiden. Anderseits wird der biographische Teil, welcher in der ersten Auflage auf hervorragende Vertreter der staatswissenschaftlichen Theorie sich beschränkte, zu erweitern, insbesondere werden den hervorragendsten Politikern der Gegenwart, welche in ihrer öffentlichen Wirksamkeit auf dem Boden der vom Staatslexikon vertretenen Grundsätze standen, kurze Artikel zu widmen sein.

„Die zweite Auflage des Staatslexikons wird in weitem Mafse den Charakter einer Neubearbeitung haben. Wo die Revision der einzelnen Artikel nicht durch den Verfasser selbst erfolgen konnte, ist der Name desjenigen beigefügt, welcher die Durchsicht bezw. Ergänzung übernommen hat.“ (Vorbericht zur zweiten Auflage.)

Thurnhofer, Franz Xaver, Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, Humanist und Luthers Freund (1457—1523). Ein Lebensbild aus der Zeit der beginnenden Kirchenspaltung in Deutschland. gr. 8°. (VIII u. 154 S.)

Die im Mai zur Ausgabe gelangende Schrift wird als 1. Heft den II. Band der *„Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes“* (s. S. 17) eröffnen.

Weifs, Fr. Albert Maria, O. Pr., **Das Leben als Kunst.** 12°. (circa 500 S.)

Der Verfasser der inzwischen in achter Auflage erschienenen *„Lebensweisheit“* bietet hier ein Seitenstück dazu. Das Werk wird im Sommer 1900 erscheinen.